This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

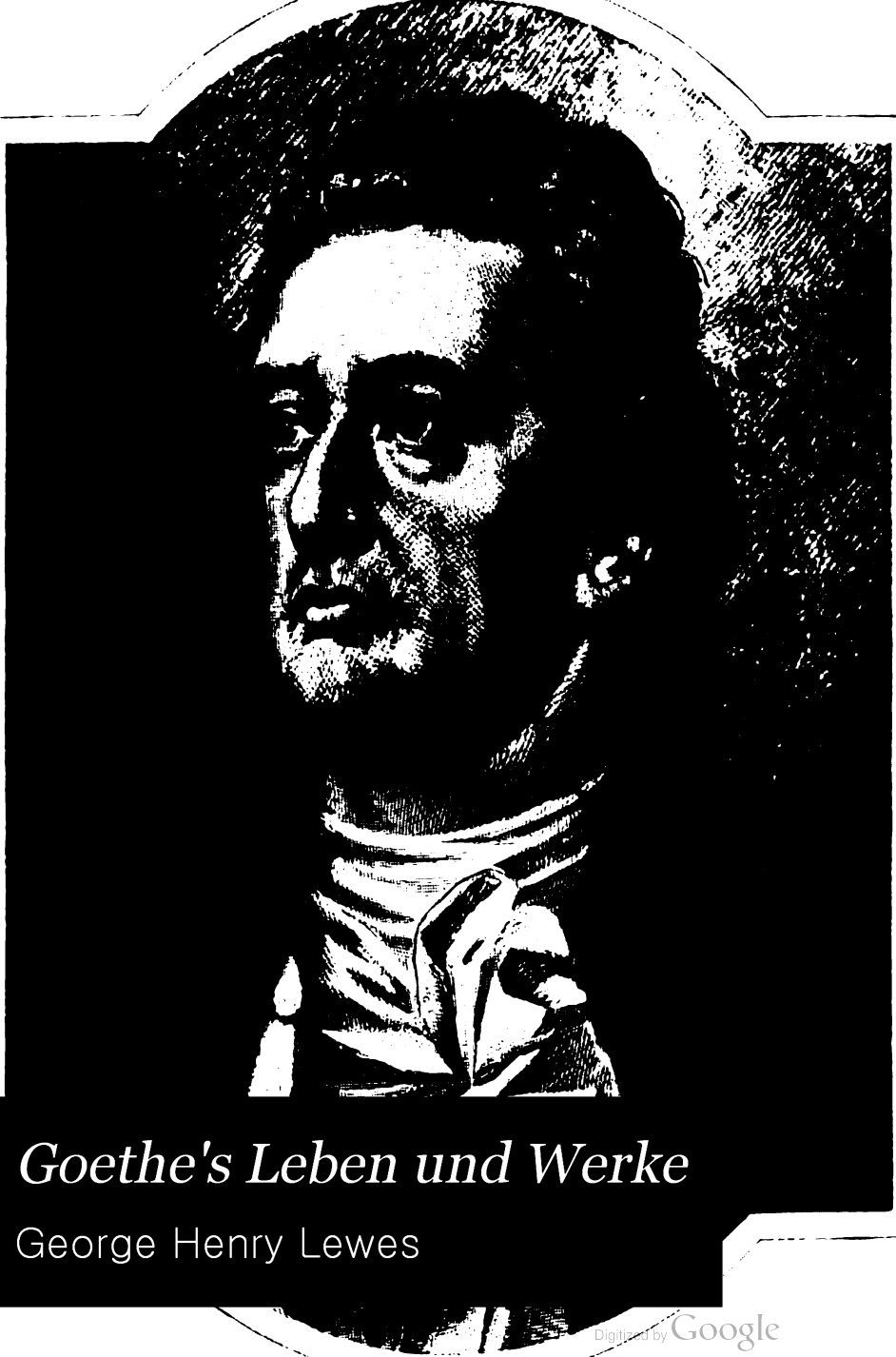
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Goethe's Leben und Werke

George Henry Lewes

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
From the Library of
JOHN LIVINGSTON LOWES
Professor of English 1918–1930
Francis Lee Higginson Professor of English
Literature 1930–1945

Digitized by Google

Goethes

Leben und Werke.

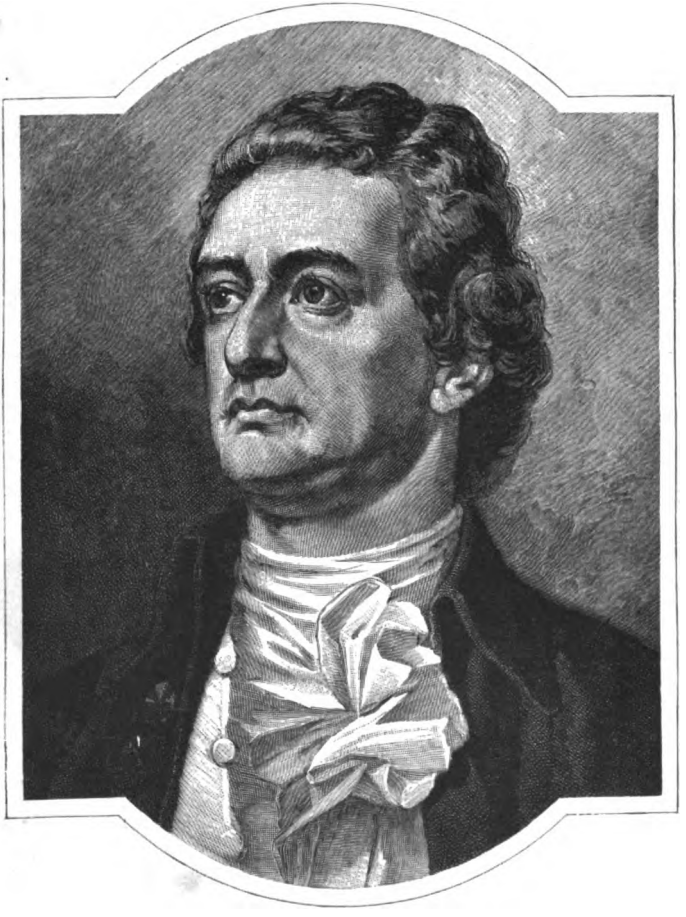
Siebzehnte Auflage.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethes
Leben und Werke.

Von

G. H. Lewes.

Autorisierte Ueberſetzung von Dr. Julius Freſe.

„Goethes Herz, das nur wenige kannten, war
„ſo groß wie ſein Verſtand, den alle kannten."
Jung Stilling.

Siebzehnte Auflage.

Erſter Band.

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1896.

Digitized by Google

KE 7620

HARVARD COLLEGE LIBRARY

45-*310

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorrede des Verfassers.

Es gab noch kein Leben Goethes, als ich im Jahre 1845 meines begann. Die dürftigen Notizen von Schütz und Döring waren wenig mehr als Abrisse aus Goethes Dichtung und Wahrheit. Wer diese Autobiographie nicht näher kennt, meint vielleicht, da solch ein Werk existiere und jeder andere Versuch einer ausführlichen Lebensbeschreibung fehle, so sei das ein Beweis, daß die Deutschen wenigstens einer solchen nicht bedurften. Bei dem Nachweise, wie irrig dieser Schluß ist, will ich mich nicht aufhalten; ich begnüge mich, die Thatsache anzuführen, daß, seit mein Vorhaben bekannt geworden, zwei umfassende biographische Werke, von Viehoff und von Schäfer, erschienen sind.

Viehoff erklärt in seiner Vorrede, die Ehre der deutschen Litteratur gestatte nicht, daß ein Engländer der erste Biograph des großen Deutschen werde, und um dies Aergernis zu verhindern, habe er sich „mit deutschem Fleiß und deutscher Treue" selbst ans Werk gemacht und ein Buch voll Mühe und Arbeit geliefert. Aber so umfangreich es auch ist, es fehlt darin doch viel schätzbares Material, teils weil Manches erst später veröffentlicht ist und teils weil Viehoff keinen Zugang zu ungedruckten Quellen hatte. Er hat sich in der That so ausschließlich auf Gedrucktes beschränkt, daß er nicht einmal Weimar gesehen hat, wo Goethe siebenundfünfzig Jahre seines Lebens zubrachte. So schreibt er über Goethe, wie er über Cicero schreiben könnte. An einem ähnlichen Mangel leidet das Buch von Schäfer, der übrigens mittelst knapperer Behandlung und Weglassung aller kritischen

Digitized by Google

Erörterungen über die verschiedenen Werke des Dichters seine Aufgabe in größerer Kürze gelöst hat.

Ueber die Verdienste dieser Darstellungen ein Urteil abzugeben, würde mir schlecht anstehen; aber noch schlimmer wäre es, wenn ich die Beihilfe, die ich von ihnen gehabt habe, in vollstem Maße anzuerkennen unterließe. Als mir der erste Band von Viehoff zuging, war ich mit meinem ersten Bande bereits fertig. Ich bedauerte, daß ich ihn nicht früher hatte benutzen können. Bei der Umarbeitung des ersten, wie bei der Ausarbeitung des zweiten Bandes habe ich sowohl von seinem wie von Schäfers Buche den freiesten Gebrauch gemacht. Die Anerkennung empfangener Hilfe ist ein Hauptstück litterarischer Höflichkeit, das nur zu oft vernachlässigt wird, und mein Buch ist nach Geist, Form und Inhalt von den genannten beiden so verschieden, enthält so viel, was sie nicht haben und übergeht so viel, was sie enthalten, daß ein Leser, der die Arbeiten vergleicht und dabei bedenkt, daß mir dieselben Quellen offen standen wie jenen, von der mir gewordenen Hilfe schwerlich etwas merken würde; um so mehr drängt es mich, sie hier ausdrücklich anzuerkennen.

In welcher Weise ich Goethes Dichtung und Wahrheit benutzt habe, muß ich wohl besonders darlegen. Das Werk umfaßt nur die ersten sechsundzwanzig Lebensjahre des Dichters, und sein Leben selbst erreichte das zweiundachtzigste Jahr; die Tag- und Jahreshefte ersetzen das Fehlende nicht. Ein größeres Bedenken gegen die Autobiographie liegt in der Natur des Werkes; es hat seinen großen Reiz, aber nicht den eigentlichen Reiz einer Autobiographie. Die ruhige, künstlerische Zeichnung von Personen, Scenen und Zeitströmungen und die gelegentlichen Episoden mit ihrer gewinnenden Anmut sind zwar sehr schätzenswert, machen aber noch keine Lebensbeschreibung; sie entbehren des genauen Details und vor allem jenes beredten Egoismus, der den Wert solcher eigentlichen Lebensbeschreibungen ausmacht und ihnen Interesse gibt. In sachlichen Darstellungen und in Mitteilungen über Andere ausführlich genug, ist Goethe über sich selbst unangenehm schweigsam, ja an einer Stelle entschuldigt er sich förmlich, daß er von sich selbst spricht, was doch in einer Autobiographie sicher übel angebrachte Bescheidenheit ist.

Digitized by Google

Für Goethes Biographen ist demnach Dichtung und Wahrheit fast ebensosehr ein Hemmnis wie eine Förderung auf seinem Wege; zum Wenigsten habe ich es so gefunden. Auf den Rat deutscher Freunde und dem scheinbar natürlichsten Plane gemäß, beschränkte ich mich ursprünglich darauf, die Goethesche Darstellung verkürzt wiederzugeben, ihre Ungenauigkeiten zu berichtigen und was an neuen Details vorhanden war, einzuschalten. Es schien mir angemessen, ihn soviel wie möglich für sich selbst sprechen zu lassen. Dieser Plan war aber auf die Dauer unausführbar, und bei der Umarbeitung des ersten Bandes, die ich während meines letzten Aufenthaltes in Deutschland im Herbst und Winter 1854/55 vornahm, fand ich es unerläßlich, das Ganze umzuformen und nach einem andern Grundsatze wieder von vorn anzufangen. So habe ich Goethes Autobiographie nur als eine der vielen Quellen behandelt, aus denen mein Buch entstand. Was mich hauptsächlich dazu veranlaßte, war die Ungenauigkeit des Tons, der weit mehr irreführt, als die vielen thatsächlichen Ungenauigkeiten, und der ganzen Jugendzeit, wie er sie erzählt, ein so völlig anderes Ansehen gibt, als sie aus gleichzeitigen Zeugnissen, besonders seinen eigenen Briefen gewinnt, daß eine Lösung dieses Widerspruchs zu versuchen vergeblich ist. Wer das bezweifelt und nach der Lesung meines ersten Bandes in seinen Zweifeln beharrt, der nehme Goethes Briefe an die Gräfin Stolberg oder die an Kestner und Charlotte zur Hand und vergleiche ihren Ton mit dem von Dichtung und Wahrheit, worin der Greis den Jüngling malt, wie der Greis ihn sah, nicht wie der Jüngling fühlte und lebte. Durch die lange Reihe von Jahren gesehen, erscheint das Bild jugendlicher Thorheiten und Leidenschaften abgeblaßt. Die Unruhe des genialen Jünglings ist nicht ganz vergessen, doch wird sie nur mit vornehmer Zurückhaltung angedeutet. Auf seinem olympischen Thron vergißt Jupiter, daß er sich einst selbst gegen die Titanen empört hat.

Bei näherer Kenntnis der wirklichen Thatsachen, die uns zwischen den Zeilen zu lesen befähigt, erkennen wir, daß die Autobiographie mehr negativ fehlt durch Mangel an Schärfe und Genauigkeit im Einzelnen, als durch positiv falsche Darstellung. Aus gleichzeitigen Zeugnissen berichtigt, wird sie zu einer bedeutenden

Digitized by Google

Quelle für die Geschichte der jüngeren Jahre, und ich bedauere sehr, daß nicht mehr gleichzeitige Zeugnisse für weitere Einzelheiten vorhanden sind.

Für die spätere Zeit habe ich mich bemüht, an die Wahrheit zu kommen, indem ich neben der Masse von gedruckten Zeugnissen in der Form von Briefen, Memoiren, Erinnerungen u. s. w. diejenigen zu Rate zog, die unter demselben Dache mit ihm gelebt oder in freundschaftlichem Verkehr mit ihm gestanden oder aus seinem Leben und seinen Werken ein besonderes Studium gemacht haben. Von dem lebendigen Mann suchte ich ein treues Bild zu erlangen und wiederzugeben, nicht lediglich von dem Manne, wie er in den gedruckten Darstellungen erschien, die so viel verschweigen. Zu diesem Zwecke berichtigte und vervollständigte ich die gedruckten Zeugnisse durch Schriftstücke, die nie das Licht gesehen haben und wahrscheinlich nie sehen werden, durch persönliche Mitteilungen und die vielen kleinen Einzelheiten, wie man sie von nah und fern sammelt, wenn man auf jedes Stückchen authentischer Belehrung achtet und es in seiner Bedeutung zu erfassen versucht; und indem ich so ein Zeugnis mit dem andern verglich, das gestern Gelernte durch das heute Gelernte ergänzte, nicht selten zu einem einzigen Satz durch Einzelheiten gelangte, die mir von sechs verschiedenen Seiten zugingen, bin ich zu den Resultaten gekommen, welche dieses Werk darlegt. Bei dieser schwierigen und bisweilen heiklen Aufgabe hat mich, wie hoffentlich klar hervortreten wird, nur der Trieb nach Wahrheit geleitet; kein Parteidienst führt mich irre, keine persönliche Beziehung beschränkt mein Urteil. Man wird sich überzeugen, daß ich die Dinge, die gegen meinen Helden sprechen, weder leugne noch leicht über sie hinweggehe. Der Mann ist zu groß und zu gut, um unsere Liebe einzubüßen, weil er in einigen Punkten unsern Tadel auf sich zieht.

Den Analysen und Kritiken von Goethes einzelnen Werken habe ich einen bedeutenden Raum gewidmet. Nehmen doch im Leben eines Heerführers seine Feldzüge notwendigerweise viel Platz ein. Die naturwissenschaftlichen Schriften habe ich in einer Ausführlichkeit behandelt, die unverhältnismäßig scheinen mag; aber ich that es, einmal, weil die Naturwissenschaft einen großen Teil

Digitized by Google

von Goethes Leben ausfüllt, und dann, weil es selbst in Deutschland an einer vollständigen Darstellung seiner Bestrebungen und Erfolge auf diesem Gebiete fehlt. Viele Leser werden sich für die Sache interessieren; vielleicht hören sie es gern, daß eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Autoritäten Europas meine Darstellung gebilligt hat.

London, Oktober 1855.

Digitized by Google

Vorwort

zur ersten Auflage der Uebersetzung.

Das Leben Goethes von dem Engländer Lewes hat gleich bei seinem Erscheinen so bedeutende Anerkennung in Deutschland gefunden, daß ich gern auf den Gedanken des Verlegers eingegangen bin, unter Zustimmung des Verfassers eine Uebersetzung davon herauszugeben.

Ein Leben Goethes von einem Ausländer zu übersetzen, mag Manchem überflüssig, bedenklich, wenigstens der Rechtfertigung bedürftig erscheinen. Diese Rechtfertigung liegt in dem Wert und der Tüchtigkeit des Lewesschen Werks; es kann sich ebenbürtig neben die deutschen Lebensbeschreibungen Goethes stellen und hat bedeutende Vorzüge vor ihnen voraus. Die Viehoffsche Schrift kann einen höhern Rang als den einer umfassenden Materialiensammlung nicht beanspruchen; das Werk von Rosenkranz läßt den Dichter und Menschen zu sehr hinter seinen Dichtungen und ihrer philosophisch-konstruierenden Betrachtung zurücktreten; das Buch des feinsinnigen Schäfer ermangelt doch der lebensvollen, kräftigen Erfassung einer Persönlichkeit, wie die Goethes ist, und der Frische der Darstellung, die ein solcher Gegenstand verdient und erfordert. Gerade in den letztgenannten beiden Beziehungen ist das Lewessche Werk ausgezeichnet. Das Leben unseres Dichters — das reichste nach unserer Kenntnis, das je ein Mensch lebte — ist hier in ganzer Fülle mit Verständnis und liebevoller Wärme erfaßt; seine Persönlichkeit, so liebenswürdig und bezaubernd, so mannhaft groß und imponierend, ist hier nach allen diesen Seiten hin klar und

Digitized by Google

tüchtig gezeichnet; die Darstellung ist frisch und markig, mit individuellen Zügen und lokalen Farben angenehm belebt.

Soviel zur Darlegung des Gesichtspunktes, von dem aus es sich mir empfahl, das englische Werk dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Im Uebrigen muß es seinen Weg natürlich selbst finden. Gründliche Beherrschung des Stoffes wird die Kritik Herrn Lewes nicht absprechen können.

Mein Anteil an der Gestalt, in der das vorliegende Werk erscheint, beschränkt sich darauf, es übersetzt zu haben; die Abkürzungen und Aenderungen, die ich mir gestattet habe, sind höchst unbedeutend und im Einzelnen nicht der Erwähnung wert. In den Briefen aus Goethes Jugendzeit ist seine Schreibweise mit Absicht beibehalten; sie haben in ihrer ursprünglichen Naivetät einen Reiz, den zu bewahren mir Pflicht schien.

Bremen, 1. Dezember 1856.

J. Frese.

Digitized by Google

Vorwort zur fünfzehnten Auflage.

Julius Frese, der verdienstvolle Herausgeber der nachfolgenden Uebersetzung, ist gestorben. Er hatte die zwölf ersten Auflagen durchgesehen — die Vorrede zur zwölften war Dezember 1878 unterzeichnet — und dieselben mit mancherlei Zusätzen und Berichtigungen aus der Goethe-Litteratur ausgestattet. Die dreizehnte und vierzehnte Auflage waren unveränderte Abdrücke der früheren. Bei der nun notwendig gewordenen fünfzehnten Auflage, deren Herstellung mir der Verleger übertrug, handelte es sich um eine Durchsicht, nicht um eine neue Bearbeitung. Ein Werk, dessen autorisierte Uebersetzung in vierzehn sehr starken Auflagen verbreitet ist, das außerdem in einer andern vor einigen Jahren zu Berlin erschienenen Uebersetzung und in einer den früheren Groteschen Goethe-Ausgaben beigegebenen Verkürzung in den Händen vieler Tausende ist, kann nicht umgearbeitet, nicht neugestaltet werden, wenn es seinen alten Charakter bewahren soll.

Es verdient aber diesen Charakter zu bewahren. Wohl haben sich sowohl bald nach dem Erscheinen des Lewesschen Werkes, als auch in unseren Tagen Stimmen erhoben, welche die Berechtigung des englischen Werkes bestritten. Adolf Schöll hat in einem zuerst 1857 erschienenen Aufsatze — wieder abgedruckt in dem Werke: Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens, Berlin 1882 S. 4—24 — das Ansehn „des falschen Propheten zu erschüttern" versucht, manche Irrtümer im Einzelnen, manche schiefe Auffassungen dargethan. Diese Ausstellungen sind teilweise schon von Frese teils in dieser Auflage, soweit ich sie für richtig halten konnte, berücksichtigt worden. Aber ich stehe nicht an, zu erklären, daß

Digitized by Google

Schöll in seinem Tadel viel zu weit ging, daß er in seiner nationalen Erregtheit gegen den Engländer und seinen deutschen Uebersetzer, welche etwas noch nie Dagewesenes, große neue Entdeckungen zu bieten vorgaben, blind gegen die bedeutenden Vorzüge des Lewesschen Werkes war. Dann hat H. Düntzer viele Unrichtigkeiten dargethan, die nach seinem im äußern biographischen Detail so außerordentlich fleißig gearbeiteten und zuverlässigen „Leben Goethes" (2. Aufl., Leipzig 1883) entfernt werden konnten. Endlich hat Mich. Bernays ein Verdammungsurteil in dem Wunsche ausgesprochen: „Das Buch des Engländers Lewes, das vor mehr als zwanzig Jahren für dessen Landsleute von Nutzen sein konnte, ist hoffentlich in Deutschland für immer beseitigt." (Allg. deutsche Biogr. IX, 448 ff.)

Diesen Wunsch und diese Hoffnung eines hochverehrten Mannes, mit dessen Urteil ich mich sonst gern in Uebereinstimmung befinde, kann ich nicht teilen. Die großen Vorzüge des Lewesschen Werkes sind unbestreitbar. Ihrer sind hauptsächlich drei. Zunächst die liebevolle Art, den Menschen in Goethe zu betrachten, seine Charaktereigenschaften zu analysieren und lieben zu lehren, die Güte seines Herzens, die Reinheit seiner politischen Auffassung, sein unabläßiges Streben nach Wahrheit darzulegen. Ferner die klare Darstellung der einzelnen Werke, namentlich der Dramen, die musterhafte Analyse des Inhalts derselben, die geschickte Gruppierung und Auswahl der Proben. Endlich die Bescheidenheit des Autors, die sich in dem Zurücktreten des Schilderers hinter den Geschilderten zeigt und die sich von der vordringlichen Art mancher anderen Biographen sehr vorteilhaft unterscheidet, der Versuch nämlich, Goethe selbst so viel wie möglich sprechen zu lassen, nicht bloß aus seinen Dramen und Gedichten, sondern aus seinen biographischen Schriften, vor allem aus seinen Briefen zahlreiche sehr passend ausgewählte Proben mitzuteilen.

An solche Vorzüge zu erinnern ist nützlich und erforderlich zu einer Zeit, in der von Ultramontanen, protestantischen Heißspornen, von angeblichen Sittlichkeitswächtern diesseits und jenseits des Oceans Goethes Charakter und Leben verdächtigt, in der zwar jede Kleinigkeit seines Lebens untersucht, die Daten der Briefe aufs Peinlichste bestimmt, Quellen und Anläße der Werke gründ-

Digitized by Google

lichst aufgespürt werden, die eigentliche Kenntnis der Werke und Briefe dabei aber im Publikum wenig gefördert wird, das vielmehr durch sein reichliches Lesen über die Werke seine Pflicht gegen den Dichter abgetragen zu haben wähnt.

Die genannten Vorzüge bestimmten mich eine Durchsicht des Werkes vorzunehmen. Bei dieser Arbeit waren folgende Gesichtspunkte maßgebend:

1. Die Uebersetzung wurde intakt gelassen. Frese hat sich durch viele ähnliche Arbeiten als einen so gründlichen Kenner des Englischen und als einen so geschmackvollen Stilisten erwiesen, daß es unnötig schien, eine Vergleichung der Uebersetzung mit dem Originale vorzunehmen; nur einige wenige ans Englische gemahnende Wendungen wurden geändert.

2. Die Anordnung des Lewesschen Werkes, die Charakteristiken und Urteile blieben durchaus bestehen. Damit ist keineswegs gesagt, daß ich die vom Verfasser beliebte Anordnung des Stoffs, daß ich seine Beurteilung einzelner Persönlichkeiten, oder daß ich seine Kritik einiger Werke Goethes immer billige. Vielmehr will ich ausdrücklich bemerken, daß ich dem, was Lewes über Lotte und Goethes Verhältnis zu ihr sagt, nicht zustimme und daß ich weder mit seiner Beurteilung der Wanderjahre noch mit der des zweiten Teiles des Faust, noch mit seiner Ansicht über Goethe als Dramatiker, um nur einige Punkte hervorzuheben, völlig einverstanden bin. Aber Aenderungen in diesen und vielen anderen Punkten vorzunehmen, hieße dem Werke einen Teil seines eigentümlichen Gepräges rauben; dazu jedoch fühlte ich mich nicht berechtigt.

3. Meine Arbeit mußte sich daher darauf beschränken, Ueberflüssiges zu entfernen, Irrtümer zu verbessern, einzelne Zusätze zu machen.

Gar Vieles erachtete ich für überflüssig und habe daher mehr als hundert Druckseiten in den zwei Bänden gestrichen. Zunächst zahlreiche Hinweisungen auf englische Verhältnisse, englische Schriftsteller und Kritiker, die dem englischen Leser ohne weiteres verständlich, dem deutschen erst hätten erklärt werden müssen, und auch dann seinem Interesse fern geblieben wären. Sodann gelehrt klingende Bemerkungen, Anmerkungen, mochten sie vom Verfasser

Digitized by Google

oder vom Uebersetzer herrühren, welche Parallelen oder Citate enthielten. Waren dieselben durchaus notwendig, so wurden sie in den Text genommen, waren sie dagegen irgendwie geeignet, den Schein der Gelehrsamkeit zu erwecken, so wurden sie unterschiedslos gestrichen. Da das Buch für ungelehrte Leser bestimmt ist, so mußte streng vermieden werden, Notizen aus der Goethe-Litteratur zusammenzuraffen, die, obgleich sie durchaus unvollständig bleiben müssen, doch geeignet sind, dem Buche einen falschen Anstrich zu geben. Diesen Charakter tragen die von Frese den früheren Auflagen gegebenen Anhänge: dem Kundigen waren sie völlig überflüssig, dem Unkundigen boten sie unverdauliches Material, sie mußten daher entfernt werden. Auch die Polemik suchte ich thunlichst zu vermeiden. Was Lewes vor dreißig Jahren gegen einzelne Bemerkungen von Gervinus und Rosenkranz, was er gegen Hegel und Schindler zu sagen hatte, brauchte nicht wiederholt zu werden. Waren seine Ansichten richtig, so wurden sie angenommen, über die Anschauungen der Gegner aber zur Tagesordnung übergegangen. Schon in solchen Polemiken, mehr noch an anderen Stellen liebte Lewes krasse Ausdrücke, z. B. wenn er die Wanderjahre „leichtfertig bis zur Unverschämtheit" nannte, wohlfeile Spöttereien gegen deutsche Zustände und Kritiken; er zeigte ein gewisses Behagen an burschikosen Ausdrücken bei Besprechung ernster Dinge; er verweilte mehr als zulässig bei Klatschgeschichten; alle solche Auswüchse schienen mir unwürdig in einer Darstellung, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, wenn sie auch keinen gelehrten Charakter zur Schau trägt; man wird sie daher in dieser neuen Ausgabe nicht wieder finden. Endlich war es geboten, sorgsamer in der Benutzung der Quellen zu sein. Zu den vom Verfasser mit Vorliebe benutzten Quellen, aus denen er zahlreiche ausführliche Stellen wörtlich mitteilt, gehört „Dichtung und Wahrheit", obwohl er gegen dieses Werk eine nicht selten zum Ausbruch kommende Voreingenommenheit hegt. Nun könnte man wohl den Grundsatz aufstellen, daß das, was vor dreißig Jahren, zu einer Zeit also, da die Beschäftigung mit Goethe noch verhältnismäßig gering war, einem englischen Publikum geboten werden mußte, jetzt für ein deutsches unnötig wäre, daß man bei dem gebildeten deutschen Leser eine derartig genaue Kenntnis von „Dichtung und Wahr-

Digitized by Google

heit" voraussetzen müßte, um sich bei den daraus gewählten Stellen nur mit einem kurzen Hinweis zu begnügen. Trotzdem habe ich mich durchaus nicht entschließen können, diese Stellen zu streichen, den Genuß, Goethes Schilderung zu lesen, dem Leser vielmehr gern gegönnt, selbst wenn ihm in derselben nichts Neues, sondern nur Bekanntes geboten würde; nur bei wenigen Stellen, zumal wenn sie sich auf unbedeutende Vorgänge bezogen, habe ich das Mitgeteilte gekürzt. Unter Lewes' sonstigen Quellen ist Falks Buch „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt", 1832, zu nennen, von welchem der Verfasser einen sehr ausgiebigen Gebrauch gemacht hatte; ich hielt es für meine Pflicht, diesem unzuverlässigen Zeugen möglichst wenig zu folgen. Lewes hatte dann die Erzählungen der Bettina aus Goethes Jugendzeit als vollwertige Berichte benutzt; ich habe, soweit sich diese nicht entbehren ließen, stets durch einen kurzen Hinweis ihre Herkunft kenntlich gemacht.

Die Irrtümer der Lewesschen Darstellung waren zahlreich, Daten waren sehr häufig falsch angegeben, historische Schilderungen nicht immer der Wahrheit entsprechend, sachliche Angaben häufig nicht zutreffend. Ein Beispiel für viele: Lewes spricht von Goethes Beurteilung des Stückes „Romeo und Julia" und bezeichnet folgendes als einen starken unerklärlichen Fehler: „Shakespeare hat den ruhigen, ehrsamen Paris, der seine Werbung um Julia an ihre Eltern richtet, und den heißblütigen Romeo, der bei Julia selbst um sie wirbt, mit gewohnter Schärfe gegeneinander gestellt; jener erbittet sich das Jawort des Vaters, ohne sich um die Tochter zu bekümmern. Dieser erobert sich das Mädchen und trotzt der Feindschaft des Vaters. Was soll man von Goethes dramatischer Auffassung denken, daß er diesen Gegensatz ganz beseitigt hat? Sein Paris erklärt Julien seine Liebe, hat sie lange im stillen angebetet, ehe er ihres Vaters Zustimmung nachzusuchen wagt." Dies ist ganz falsch, denn auch in der Goetheschen Bearbeitung wirbt Paris Akt 1 Scene 4 bei Capulet um die Tochter, und wenn er Akt 4 Scene 5 dem Mädchen seine Liebe gesteht, so thut er dies nur kraft der väterlichen Autorisation und erweitert eigentlich nur Shakespeares Andeutungen. Die eben angeführte Darlegung durfte daher in dieser Auflage keinen Platz mehr finden.

Digitized by Google

Ganz besonders schlimm waren jedoch die Irrtümer bei der Wiedergabe der Stellen aus Goethes Werken und Briefen. Hier trifft die Schuld natürlich nicht den Verfasser, sondern nur den Uebersetzer. Ich habe alle Stellen, soweit sie irgend erreichbar waren, genau verglichen und kann versichern, daß keine einzige völlig richtig wiedergegeben war, viele mit unverzeihlicher Willkür und groben Entstellungen. Während Freese angab, die Jugendbriefe und Gespräche buchstäblich getreu wiederzugeben, hatte ich in dem einen Gespräche zwischen Wolfgang und Max (I, S. 16) nicht weniger als zehn Fehler zu verbessern. Oft macht es den Eindruck, als wenn Freese gar nicht das Original angesehen, sondern aus der englischen Uebersetzung ins Deutsche zurückübersetzt hätte.

Bei solchen Aenderungen bin ich durchaus methodisch zu Werke gegangen. Bei den Briefen, Werken, den „Gesprächen mit Eckermann" habe ich die authentischen Texte zu Rate gezogen und streng nach ihnen die willkürlichen Fassungen früherer Auflagen geändert.

Nicht so selbständig glaubte ich in betreff der Zusätze vorgehen zu dürfen. Wer die neuere Goethe-Litteratur kennt, die zahlreichen Briefe, die nach der letzten von Freese besorgten Auflage erschienen sind, die zahllosen Kommentare, biographischen Darstellungen, Untersuchungen über einzelne Schriften, Lebensabschnitte, persönliche Beziehungen Goethes, der wird zugeben, daß es leicht möglich gewesen wäre, nur durch Anführung von Titeln Dutzende von Seiten zu füllen und durch Stellen aus dem neu publizierten Material, durch Auszüge aus den vielen wertvollen Darlegungen den Umfang des Buches um mehrere Bogen zu vermehren. Aber die Aufgabe, die ich mir gestellt, hinderte ein solches Verfahren. Durch derartige Zusätze wäre das Buch ein wesentlich neues geworden, zu unähnlich der Gestalt, in der es sich Tausende von Freunden erworben. Manchmal habe ich allerdings der sehr starken Versuchung nur ungern widerstanden: die Abschnitte über Goethes Lyrik und naturwissenschaftliche Schriften, die mir besonders ergänzungsbedürftig erschienen, hätte ich gern wesentlich erweitert. Bei dem erstern hinderte mich jedoch die Erwägung, daß es einer sehr eingehenden ästhetischen und historischen Würdigung bedürfte, die dann aus dem Rahmen des ganzen Buches herausgefallen

Digitized by Google

wäre, bei dem letztern die Ueberzeugung, daß meine Kenntnis und Kompetenz zu einer derartigen Ergänzungsarbeit nicht ausreichte. Bei beiden trat auch einer Ergänzung der Umstand entgegen, daß das Material zur Erkenntnis dieser Dinge kein wesentlich neues geworden ist, daß also Lewes nichts Anderes geben wollte; eine Ausgabe aber, die sein Buch nur in einer berichtigten, nicht völlig veränderten Form darbieten sollte, mußte sich in den engsten Grenzen halten. Daher beschränkte ich mich auf solche größere Zusätze — von den ungemein zahlreichen kleineren Zusätzen kann hier die Rede nicht sein — die mir unbedingt notwendig erschienen I, 31 fg.: aus dem ältesten Briefe Goethes zur Charakteristik seiner Frankfurter Jugendzeit, I, 39, 48 fg. 52: aus erst jetzt (Goethe-Jahrbuch Bd. VII) veröffentlichten Briefen während der Leipziger Studienzeit, I, 104: Goethe als Rechtsanwalt, I, 106: Frankfurter Gelehrte Anzeigen, I, 176 fg.: Satyros, Pater Brey, Prolog zu Bahrdt, I, 199: persönliche Beziehungen der Stella. II, 21 fg.: Goethe mit Karl August in Frankfurt 1779, II, 24: Bedeutung der Schweizerreise, II, 81: Briefwechsel mit Christiane, 214 ff: Streit mit Kotzebue, 219: Begegnung mit Frau v. Stasl, 276 fg.: Goethes Heirat, 319: Marianne v. Willemer, 330: Aeußerung über die Wanderjahre, 337: Ausgabe letzter Hand.

Ich hoffe, durch diese Arbeit manche Vorwürfe, die man dem Lewesschen Werke früher gemacht hat, entkräftet zu haben und wünsche, daß das Buch wegen seiner mannigfachen vortrefflichen Eigenschaften auch in dieser neuen Gestalt zu seinen vielen alten Freunden neue erwerben, die Liebe zu Goethe, das Verständnis seiner Werke in immer weiteren Kreisen verbreiten möge.

Berlin, 4. Dezember 1885.

Ludwig Geiger.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch.

Das Kind ist des Mannes Vater.

1749 bis 1765.

Erster Abschnitt.

Herkunft. Seite

Inwiefern Goethe auf Größe Anspruch hat. Ueber die Vererbung von Eigenschaften. Goethes Vorfahren. Charakter von Goethes Vater und Mutter 3

Zweiter Abschnitt.

Das frühreife Kind.

Goethes Geburt. Das Zeitalter. Zwiefache Eigentümlichkeit Frankfurts. Sehnsucht nach Italien. Goethes gesellschaftliche Stellung eine mittlere. Erziehung der Mutter. Seine Liebe zu Schwester Cornelia. Die „Lust zu fabulieren". Großmutter und Großvater Textor. Erste lateinische und deutsche Aufsätze. Von welcher Art Goethes Frühreife war. Seine Schuljahre 10

Dritter Abschnitt.

Erste Erfahrungen.

Nicht die Verhältnisse bilden den Charakter. Erste religiöse Zweifel, durch das Erdbeben von Lissabon hervorgerufen. Erste symbolische Darstellung der Erhebung des Geistes zur Gottheit. Der siebenjährige Krieg. Erfindung kleiner Erzählungen. Die Franzosen besetzen Frankfurt. Das französische Theater. Duell mit Derones. Goethes erstes Stück 19

Vierter Abschnitt.

Mannigfache Studien.

Abzug der Franzosen und Wiederaufnahme der Studien. Der Roman in mehreren Sprachen. Biblische Studien. Einfluß des Fräuleins von Klettenberg. Erste Liebe; Gretchen. Enttäuschung. Der Zauber, den Goethe ausübte 27

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Das Kind ist des Mannes Vater. Seite

Die Eigentümlichkeiten des Mannes lassen sich in den moralischen Zügen des Kindes aufweisen. Goethes Eigentümlichkeiten. Vielseitigkeit, Ernst, Förmlichkeit, Verständigkeit, ungeduldige Erregbarkeit. 32

Zweites Buch.

Die Universitätsjahre.

1765 bis 1771.

Erster Abschnitt.

Der Leipziger Student.

Goethe beginnt sein Studentenleben in Leipzig. Bekommt Logik und Juristerei satt. Sein Auftreten in der Gesellschaft. Bekanntschaft mit Frau Böhme. Litterarische Gesellschaft an Herrn Schönkopfs Mittagstisch. Verliebt sich in Anna Katharina Schönkopf. Schilderung Goethes in Horns Briefen an Moors. „Die Laune des Verliebten." Goethes Werke, eine Verkörperung seiner Erlebnisse. Lustige Streiche und Tollheiten mit Behrisch. „Die Mitschuldigen." 39

Zweiter Abschnitt.

Geistige Eigentümlichkeiten.

Subjektive und objektive Geister. Widerstreit zwischen dem Idealen und Realen. Objektivität des Goetheschen Geistes. Konkrete Richtung seiner Schriften. Sittliche Toleranz 53

Dritter Abschnitt.

Kunststudien.

Goethe vernachlässigt seine Universitätsstudien. Seine Liebeslieder. Nimmt bei Oeser Zeichenstunde. Ausflug nach Dresden. Lernt in Kupfer stechen. Ernstliche Krankheit. Religiöse Zweifel. Kehrt nach Frankfurt zurück 56

Vierter Abschnitt.

Heimkehr.

Goethes Empfang daheim. Briefe an Käthchen Schönkopf. Sie heiratet Dr. Kanne. Unangenehmes Verhältnis zu seinem Vater. Alchymistische Studien. Die Religion tritt in den Vordergrund seiner Gedanken. Vorübergehende Neigung zu Charitas Meixner. 61

Fünfter Abschnitt.

Straßburg.

Goethe bezieht die Straßburger Universität. Sein Aeußeres. Der Straßburger Münster. Allgemeiner Fortschritt. Widerwille

Digitized by Google

Seite

gegen das „System der Natur". Raphaels Kartons. Die ominösen Bilder bei der Durchreise von Marie Antoinette. Goethes französische Verse. Mystisch-metaphysische Studien. Frühe Neigung zur Verehrung der Natur. Giordano Bruno. Bemerkungen über Bayles Kritik. Merkwürdige Erläuterung eines Kapitels im Fabricius. Bessere Sitten. Der Kreis seiner Freunde erweitert sich. Erste Begegnung und Freundschaft mit Jung-Stilling. Freundschaft mit Franz Lerse. Bemeistert seine Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Zwei Liebesgedichte. Tanzstunden. Die Tanzmeister-Töchter Emilie und Lucinde 69

Sechster Abschnitt.

Herder und Friederike.

Goethes deutsche Bildung. Bekanntschaft mit Herder. Was Herder von ihm hielt. Sein Einfluß auf Goethe. Seltsame Einführung Goethes bei der Familie Brion. Friederike. Goethes Brief. Beiderseitige Neigung. Doktorpromotion. Friederikens Besuch in Straßburg. Shakespeares Einwirkung auf Deutschland. Goethes Rede über Shakespeare. Sein Aufsatz über deutsche Baukunst. Abschied von Friederike 80

Drittes Buch.

Sturm und Drang.

1771 bis 1775.

Erster Abschnitt.

Doktor Goethes Rückkehr.

Wie sein Vater ihn aufnahm. Anfang der Sturm- und Drang-Periode. Goethes Abneigung, seine Schriften gedruckt zu sehen. Schmerz über die Trennung von Friederike. Goethe wird fleißig. Johann Heinrich Merck. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Goethes Liebhaberei für das Schlittschuhlaufen 101

Zweiter Abschnitt.

Götz von Berlichingen.

Drei Bearbeitungen des Götz. Goethes eigener Bericht über dies Stück. Charakter des Götz mit der eisernen Hand. Vergleichung des Kampfes um individuelle Freiheit im 16. und 18. Jahrhundert. Götz, eine dramatisierte Chronik, kein Drama. Merkwürdig unshakespearesch in Bau, Charakterschilderung und Sprache. Der Erstling der romantischen Schule. Schädlicher Einfluß auf die dramatische Kunst. Die Originalität des Götz von Hegel geleugnet. Götz ein wunderbares Werk 107

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Wetzlar.

Seite

Goethes Bericht über Wetzlar in „Wahrheit und Dichtung" ist sehr dürftig. Das Reichskammergericht. Das Teutsche Haus. Die Tafelrunde und ihre Ritter. Wie Kestner Goethe schildert. Seine Bekanntschaft mit den Göttingern. Zwiespalt zwischen den Individuen und der Regierungsgewalt. Revolution in Litteratur und Philosophie. Goethe verliebt sich in Charlotte Buff. Kestner mit Lotte verlobt. Jerusalems unglückliche Leidenschaft. Goethes Besuch bei Hoepfner. Trauriger Abschied von Wetzlar 117

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zum Werther.

Goethe befragt das Schicksal, ob er Künstler werden solle. Maximiliane von Laroche. Ausflug mit Merck. Studien in Frankfurt. Umarbeitung des Götz; Veröffentlichung; Erfolg. Unruhe und Schwärmerei des Zeitalters. Briefe an Kestner und Lotte. Goethe spielt mit dem Selbstmord. Jerusalems Selbstmord. Geistiger Zustand Goethes. Lottes und Kestners Hochzeit. Cornelia verheiratet sich. Goethe trägt sich mit einem Drama über Mohammed. Maximiliane Laroche heiratet Brentano. Gefährliche Vertraulichkeit. „Götter, Helden und Wieland." Erste Bekanntschaft mit Karl August von Weimar. Goethe schreibt den Werther 131

Fünfter Abschnitt.

Werther.

Kestners Bericht über Jerusalems Selbstmord. Großes Aufsehen in Wetzlar. Werthers Charakter. Unterschied zwischen Werther und Goethe. Einfache Anlage des Buchs. Die Wirkung ungeheuer. Einwürfe Lessings. Parodie von Nicolai. Nicolai auf Werthers Grabe. Enthusiasmus Zimmermanns und Kotzebues. Entrüstung Kestners und Lottens. Goethe erhält ihre Verzeihung. Kestners Briefe an Hennings 154

Sechster Abschnitt.

Der Löwe der Litteratur.

Heiratslotterien. Anna Sybilla Münch. Beaumarchais' Memoire. Geschichte Clavigos und Beaumarchais'. Goethe schreibt den „Clavigo". Unbedeutendheit des Stücks. Bekanntschaft mit Klopstock und Lavater. Lavaters Charakter. Wahrscheinlicher Ursprung der religiösen Ansichten Goethes. Glauben und Wissen. Bekanntschaft mit Basedow, dem pädagogischen Reformator. Wildes und geniales Treiben. Bekanntschaft mit Fritz Jacobi. Welche Eindrücke Goethes wunderbare Persönlichkeit machte. Er studiert die Geschichte und Lehre der Brüdergemeinden. Faßt den Gedanken, die Geschichte des ewigen Juden in einem Epos zu bearbeiten. Entwirft einen Prometheus. Vergleichung seines Fragments mit dem äschyleischen Prometheus 171

Digitized by Google

Siebenter Abschnitt.

Lili.

Seite

Neigung zu Anna Elisabeth Schönemann (Lili). Lilis Charakter. Goethes Verse an Lili. „Erwin und Elmire." Was einer Heirat im Wege stand. Goethe schreibt die „Stella". Schweizer Reise mit den beiden Stolbergs. Trennung von Lili. „Lilis Park." Anfänge des „Egmont". Goethe nimmt die Einladung Karl Augusts nach Weimar an 191

Viertes Buch.

Die Genieperiode in Weimar.

1775 bis 1779.

Erster Abschnitt.

Weimar im achtzehnten Jahrhundert.

Beschreibung Weimars. Die Wartburg. Festhalle der Minnesänger. Der Park von Weimar. Die Sage von der weimarischen Schlange. Reizende Umgebungen. Stand der Wissenschaft. Mangel an Komfort und Luxus. Einfachheit der Sitten. Preise und Werte. Lage des Volkes. Exklusivität des Hofes. Goethe gegen seinen Wunsch geadelt. Ein wirkliches Publikum für die Kunst gab es in Weimar nicht. In der Kunst muß die Nation mit dem Genie des Einzelnen zusammenwirken 205

Zweiter Abschnitt.

Weimarische Berühmtheiten.

Die Herzogin-Mutter Amalia. Fräulein Göchhausen. Wieland. Einsiedel. Corona Schröter. Bertuch. Musäus. Seckendorf. Die Herzogin Luise. Karl August. Frau von Stein. Knebel. Herder 216

Dritter Abschnitt.

Die ersten wilden Wochen in Weimar.

Das Aufsehen, welches Goethe dort machte. Goethes Liebeleien. Schlittschuhlaufen, Teufeleien und Ausgelassenheit. Goethes enge Vertrautheit mit Karl August. Er wird zum Geheimen Legationsrat erhoben. Den Widerspruch des Hofes bringt der Herzog zum Schweigen. Uebertriebene Gerüchte über den Skandal. Klopstock remonstriert brieflich. Bruch zwischen Klopstock und Goethe. Gleims Anekdote über Goethe. Der Vorwurf, daß Goethe sein Genie dem Hofe geopfert habe, ist abgeschmackt. Merck billigte seine Stellung. 225

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Frau von Stein.

Seite

Die Baronin Charlotte von Stein. Goethes Leidenschaft für sie. Seine Briefe 240

Fünfter Abschnitt.

Das Gartenhaus.

Es war der Frau von Stein gewidmet; es wird Goethes Lieblingsaufenthalt. Seine Vorliebe für frische Luft und Wasser. Seine Ballade „der Fischer". Er erscheint als Wassernix . . . 244

Sechster Abschnitt.

Liebhaber-Theater.

Goethes segensreicher Einfluß auf den Herzog; seine Versuche, das weimarische Volk zu heben. Popularität der Liebhaber-Theater. Aufführungen unter freiem Himmel. Darstellung von „Minervas Geburt, Leben und Thaten". Goethes Operette „Die Fischerin". Vermischte Darstellungen. Aufführung der „Iphigenia". Goethe als Schauspieler. Allgemeine Vergnügungen und Beschäftigungen 247

Siebenter Abschnitt.

Bunte Fäden.

Goethes Liebe und Ehrgeiz. Briefe von sentimentalen Jünglingen. Goethe schreibt den „Triumph der Empfindsamkeit". Harzreise. Zusammenkunft mit Plessing, dem Misanthropen. Selbstmord des Fräulein von Laßberg. Goethes Haß gegen die Wertherei steigt. Aufführung des „Triumphs der Empfindsamkeit" . . . 256

Achter Abschnitt.

Der wahre Menschenfreund.

Goethes mannigfache Beschäftigungen und Studien. Seine Liebe zum Volke. Seine Verachtung gegen den preußischen Hof. Friedrich der Große. Goethes Gutheit. Seine zarte Wohlthätigkeit gegen Kraft, seine Briefe an diesen. Seltsamer Vorwurf, daß Goethe kalt und herzlos gewesen. Menzels Angriffe. Goethes liebenswürdige Natur 265

Anhang.

1. Genealogie des Goetheschen Geschlechts 281
2. Ein lateinisches Exercitium des achtjährigen Goethe 283
3. Ein lateinisch-griechischer Versuch aus derselben Zeit 285
4. Thesen bei der Doktorpromotion 286

Digitized by Google

Erstes Buch.

Das Kind ist des Mannes Vater.

1749 bis 1765.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Herkunft.

Der römische Geschichtschreiber Curtius erzählt, Baktrien sei zu gewissen Zeiten von Staubwirbeln verdunkelt worden, welche die Wege vollständig bedeckten und verschütteten, und die Wanderer, ihrer gewohnten Wegzeichen beraubt, hätten dann den Aufgang der Sterne abgewartet, „zu leuchten ihnen auf dem düstern Pfad".

Läßt sich das nicht auf die Litteratur anwenden? Ihre Wege liegen ab und zu unter dem Schutt der Zeiten so vergraben, daß mancher müde Wanderer über den verdeckten Pfad sich beklagt. In solchen Zeiten thun wir gut, dem Beispiel der Baktrier zu folgen: hören wir auf, die Verwirrungen des Tages zu betrachten, wenden wir den Blick auf die großen Unsterblichen, die vor uns gewandelt sind und suchen wir von ihrem Lichte Führung. Zu jeder Zeit sind die Lebensbeschreibungen großer Männer reich an Lehren, zu jeder Zeit mächtige Antriebe zu edlem Ehrgeiz gewesen. Zu jeder Zeit sind sie als Rüstkammern betrachtet worden für die Waffen, mit denen große Schlachten gewonnen werden.

Es gibt wohl unter meinen Lesern einige, welche Goethes Anspruch auf Größe bestreiten. Sie werden zugeben, daß er ein großer Dichter, aber sie leugnen, daß er ein großer Mann gewesen sei. Indem sie dies leugnen, zählen sie die Eigenschaften her, die ihr Ideal von Größe ausmachen, und erklären, da ihm von diesen Eigenschaften einige abgehen, seinen Anspruch für nichtig. Ich meinerseits, indem ich ihn einen großen Mann nenne, will damit nicht sagen, daß er ein idealer Mann war; nicht als Muster aller Größe stelle ich ihn hin. Solch ein Muster kann Niemand sein. Die Menschheit offenbart sich in Bruchstücken. Ein Mensch ist vortrefflich in einer Art, ein anderer in einer andern. Achill ge-

Digitized by Google

winnt den Sieg, Homer macht ihn unsterblich, den Lorbeer geben wir Beiden. Kraft eines Genies, desgleichen die neuere Zeit nur einmal oder zweimal gesehen hat, verdient Goethe den Namen groß, wenn man nicht etwa glaubt, daß ein großes Genie einem kleinen Geiste angehören kann. Auch verdient er diesen Namen nicht kraft seines Genies allein. Merck sagte von ihm, was er lebe, sei schöner, als was er schreibe, und wirklich gewährt uns sein Leben mit all seinen Schwächen und all seinen Irrtümern ein Bild von Seelengröße, das man nicht ohne Bewegung betrachten kann. Ich werde nicht versuchen, seine Fehler zu verdecken. Man mag sie so hart beurteilen, wie die strengste Gerechtigkeit verlangt, doch werden sie nicht das centrale Licht verdunkeln, das sein Leben durchleuchtet. Er war groß, wenn auch nur an Hoheit der Seele, an einer Hochherzigkeit, die keine Spur von Neid, von Kleinlichkeit, von Niedrigkeit seine Gedanken beflecken oder entstellen ließ. Er war groß, wenn auch nur in seiner Liebesfülle, seinem Mitgefühl, seinem Wohlwollen. Er war groß, wenn auch nur in seiner riesenhaften Thätigkeit. Er war groß, wenn auch nur in der Selbstbeherrschung, welche widerspenstige Triebe den geraden Weg zu wandeln zwang, den Wille und Vernunft geboten. „Er wurde," können wir mit Carlyle sagen, „moralisch groß, weil er in seinem Zeitalter das war, was zu anderen Zeiten Viele hätten sein können — ein wahrer Mensch. Eine wahrhaftige Natur zu sein, das war seine Größe. Wie seine bedeutendste Fähigkeit, die Grundlage aller anderen, Verstand, Tiefe und Kraft der Phantasie war, so war Gerechtigkeit, der Mut gerecht zu sein, seine erste Tugend. Eines Riesen Kraft bewundern wir an ihm, aber eine Kraft zu sanftester Milde geadelt. Das größte Herz war zugleich das bravste: furchtlos, unermüdlich, friedlich, unbesiegbar."

Die folgenden Blätter werden, so hoffe ich, für solch ein Urteil den Beweis liefern und viele Mißdeutungen zerstreuen helfen, welche die Glorie des Lebens von Deutschlands größtem Sohne verdunkeln.

Fangen wir möglichst mit dem Anfang an, mit Goethes Stammbaum. Daß er seine Natur und seine Neigungen von den Vorfahren geerbt hatte und nichts an sich original nennen konnte, spricht er selbst in folgenden Versen aus:

Digitized by Google

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Die erste Spur des Goetheschen Geschlechts zeigt sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Das Städtchen Artern in der Grafschaft Mansfeld zählte damals unter seinen wenigen Bewohnern einen Hufschmied Namens Hans Christian Goethe. Dessen Sohn Friedrich Georg wählte einen beschaulichern Beruf, als Pferde zu beschlagen: er wurde Schneider. Nach vollendeten Lehrjahren ging er auf die Wanderschaft und kam nach Frankfurt am Main. Hier fand er bald Beschäftigung, und da er, wie es in dem Gedichte heißt, „den Schönen hold" war, so fand er auch bald eine Frau. Nachdem er Frankfurter Bürger geworden und in die Schneiderzunft aufgenommen war, gab ihm Meister Sebastian Lutz seine Tochter zur Ehe. Das war 1687. Mehrere Kinder wurden ihm geboren und starben ihm wieder; im Jahre 1700 starb auch seine Frau, und fünf Jahre nachher trat an ihre Stelle Frau Cornelia Schelhorn, eine Witwe von sechsunddreißig Jahren und ausgestattet mit dem soliden Reize eines guten Vermögens: sie hielt das Gasthaus zum Weidenhof; ihr Ehemann, der schon vorher recht vermögend gewesen war, legte nun die Schere beiseite und wurde ein stattlicher Wirt. Er hatte zwei Söhne von ihr und starb 1730 im Alter von 73 Jahren.

Von diesen beiden Söhnen war der jüngere, Johann Kaspar, der Vater unseres Dichters. So stammte, sehen wir, Goethe aus dem Volke, wie Schiller auch. In seiner Lebensbeschreibung erwähnt er weder den glücklichen Schneider, noch den Mansfelder Hufschmied, wahrscheinlich weil er ihn nie gekannt hatte und also

Digitized by Google

keine liebevolle Erinnerung ihn veranlassen konnte, diesen Großvater von väterlicher Seite in seiner Lebensbeschreibung neben Großvater Textor zu stellen, den er gekannt und geliebt hatte.

Johann Kaspar Goethe erhielt eine gute Erziehung, reiste nach Italien, wurde kaiserlicher Rat in Frankfurt und heiratete 1748 Katharina Elisabeth, die Tochter des Schultheißen Johann Wolfgang Textor.

Goethes Vater war ein kalter, ernster, förmlicher, etwas pedantischer Mann, aber wahrheitsliebend und geradsinnig. Er hatte einen wahrhaften Wissensdurst und obgleich gewöhnlich etwas karg von Worten, war er mit dem, was er lernte, sehr mitteilsam. Im häuslichen Kreise war sein Wort Gesetz. Nicht bloß befehlshaberisch, sondern in mancher Hinsicht launisch, wurde er nichts desto weniger von Frau, Kindern, Freunden hoch geachtet, wenn auch wenig geliebt. Er war „ein geradliniger Frankfurter Reichsbürger", dessen Gewohnheiten so gemessen waren wie sein Gang. Von ihm erbte der Dichter den stattlich gebauten Leib, die gerade Haltung und die gemessene Bewegung, die in seinem Alter zur Steifheit wurde und hinter der man staatsmännische Berechnung oder Hochmut suchte; von ihm auch stammte jene Ordnungsliebe und ernste Ruhe, über welche alle die so unglücklich sind, die sich ein Genie nicht anders als wüst in seiner Lebensweise denken können. Der Wissensdrang, das Vergnügen an der Mitteilung des Erlernten, die fast pedantische Aufmerksamkeit für Details, die wir an dem Dichter bemerken, lassen sich alle schon an dem Vater nachweisen.

Die Mutter entsprach mehr dem Bilde, wie wir uns „so recht die Mutter eines Dichters" zu denken pflegen. Sie ist eine der angenehmsten Erscheinungen in der deutschen Litteratur, und ihre Gestalt hebt sich mit größerer Lebendigkeit hervor, als fast alle anderen. Ihre einfache, herzliche, vergnügliche und liebevolle Natur machte sie Allen teuer. Sie war das Entzücken von Kindern, der Liebling von Dichtern und Fürsten. Ihren Enthusiasmus und ihre mit großer Schlauheit und Menschenkenntnis gemischte Einfachheit bis ans Ende sich bewahrend, war Frau Aja (so nannte man sie nach der Mutter der vier Haimonskinder) zu gleicher Zeit ernst und herzlich, würdevoll und einfach. Sie hatte die besten

Digitized by Google

deutschen und italienischen Schriftsteller gelesen, hatte eine bedeutende Menge von allerlei kleinem Wissen aufzuraffen gewußt und besaß jenen Mutterwitz, der bei Frauen so oft die Bildung überflüssig zu machen scheint, indem ihre rasche Auffassung, gerade wie die poetischen Geister, die langsam tastenden Schlußfolgen der Beobachtung vorwegnimmt. Ihre Briefe sind voll Geist, zwar ungrammatisch und voll orthographischer Fehler, aber sprudelnd von kräftigem Leben. Nach einer längern Unterredung mit ihr rief ein enthusiastischer Reisender aus: „Nun begreife ich, wie Goethe das geworden ist, was er ist!“ Wieland, Merck, Bürger, Frau von Stael, Karl August von Weimar und andere bedeutende Leute suchten ihre Bekanntschaft. Die Herzogin Amalia korrespondierte mit ihr wie mit einer vertrauten Freundin. Mit siebzehn Jahren war sie an einen Mann verheiratet worden, für den sie keine Liebe empfand, und als der Dichter geboren wurde, war sie erst achtzehn Jahre alt. Statt sie vor der Zeit alt zu machen, scheint dies ihre Jugend verlängert zu haben. „Ich und mein Wolfgang,“ sagte sie, „haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir beide jung und nicht gar so weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind.“ Auf ihn vererbte sie ihre „Lust zu fabuliren“, ihre Freude am Leben, ihre Liebe für Alles, was das Gepräge bestimmter Individualität trug, und ihre Neigung, vergnügte Gesichter um sich zu haben. „Ordnung und Ruhe,“ sagte sie in einem ihrer reizenden Briefe an Fritz von Stein, „sind Hauptzüge meines Charakters; daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu bekucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“ Ihre Herzlichkeit und Duldsamkeit, meint sie, seien die Ursache, daß Jeder sie gern habe. „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist; ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, demoralisire nie-

Digitized by Google

mand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Ist nicht in diesen Lauten der Mutter der Sohn unverkennbar? Der freundlichste Mann erbte seine liebende, glückliche Natur von der allerherzlichsten Frau.

Von ihr erbte er auch seine Abneigung gegen unnötige Aufregung und Gemütsbewegung, jene überlegte Scheu vor Allem, was die Seelenruhe stören konnte, die man ihm für Kälte auslegte. Ihre sonnige Natur scheute vor Gewitterwolken zurück. Ihren Dienstboten hatte sie ausdrücklich befohlen, sie mit traurigen Nachrichten zu verschonen, außer wenn eine wirkliche Notwendigkeit die Mitteilung geböte. Als ihr Sohn 1805 in Weimar gefährlich krank war, wagte Niemand mit ihr darüber zu sprechen. Erst als er vollständig genesen war, fing sie von selbst davon zu reden an. „Ich hab' halt alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber kann wieder von ihm die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich ins Herz giebt."

Diese freiwillige Abschließung gegen Unglücksbotschaften hat Goethe die Beschuldigung eingetragen, er besäße zu wenig Gefühl. Und doch genügt in Wahrheit eine sehr oberflächliche Kenntnis seiner Natur, um zu beweisen, daß er nicht aus Kälte vermied, in der „Wollust des Schmerzes" zu schwelgen. Nicht Mangel an Mitgefühl war das, sondern Uebermaß an Empfänglichkeit. Seine zarten Nerven bebten vor den Strapazen der Aufregung zurück. Was gröberen Naturen ein Reizmittel gewesen wäre, war für ihn nur eine Störung. Solche Reizmittel zu suchen, ist ohne Zweifel der Instinkt unserer erregbaren Natur, aber bei ihm war die Vernunft stark genug, diesen Instinkt unter Herrschaft zu halten.

Diese Herrschaft der Vernunft über die angeborne Neugierde ist nicht Kälte. Die Gefahr liegt allerdings nahe, zu weit darin zu gehen und den Geist zu verweichlichen. Diesem Extreme sind weder Goethe noch seine Mutter verfallen. Aber welches Urteil auch der Leser darüber für recht erkennen mag, jedenfalls muß er

Digitized by Google

sich gleich von vornherein deutlich merken, daß es sich hier um einen Charakterzug des Dichters handelt. Die Selbstbeherrschung, die darin liegt, ist der Eckstein seines Charakters. Der natürliche Trieb war in ihm dem geistigen Menschen unterthan. Er war „König über sich selbst". Wie er uns selbst erzählt, fand er die Menschen sehr begierig, andere zu beherrschen, und daneben unbekümmert, ob sie sich selbst beherrschen könnten —

Das wollen alle Herren sein,
Und keiner ist Herr von sich!

Er machte ein Studium daraus, die rebellischen Triebe, welche unaufhörlich die Oberherrschaft seiner Vernunft bedrohten, zu harmonischer Einheit zu bewältigen. Auf diesen Hauptcharakterzug muß man gleich hier, an der Schwelle seiner Lebensbahn achten: seine Schritte wurden nicht von einem Lichte geleitet, das bei jedem Windstoß flackerte, das unter dem wirren Drange niederer Triebe zu Boden zu fallen drohte; sondern eine Fackel, die ein eiserner Wille gefaßt hielt und hoch erhob über die Strömungen jener niedrig wehenden Winde, warf ihren steten Schein ununterbrochen auf seinen Pfad. Ich sage nicht, daß er nie strauchelte. Bisweilen führte ihn der laute Drang rebellischer Leidenschaften fehl, denn er war Mensch und irrte oft, aber wenn ich sein Leben überblicke, wie es sich in die Massen gruppiert, welche zur richtigen Würdigung eines Charakters erforderlich sind; so sage ich, daß in ihm, mehr fast als in irgend einem andern seiner Zeitgenossen, die bare Kraft des Entschlusses Hand in Hand mit gleichmäßiger Klarheit des Geistes eine Selbstbeherrschung der höchsten Art hervorbrachte. „Alles, was ich zu thun hatte," sagte er von sich, „habe ich in königlicher Weise gethan; die Anderen habe ich schwatzen lassen, und ich habe gethan, was ich für gut fand."

Das verdankte er teils seinem Vater und zum Teil seiner Mutter. Von der letztern stammten die leitenden Grundzüge seines Wesens, welche die Bewegung und die Bahn seiner künstlerischen Natur bestimmten: der heitere gesunde Sinn, der Humor, die lebhafte Phantasie, die Empfänglichkeit und die wunderbare Einsicht, welche die verstreuten und flüchtigen Momente der Erfahrung zu neuen und lebensvollen Anschauungen sammelte.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Das frühreife Kind.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749, als die Glocke gerade Mittag schlug, in Frankfurt am Main geboren. Das Kind kam, wie Bettina erzählt, nach dreitägigen Wehen „ganz schwarz" und fast ohne Leben zur Welt, es wurde mit krampfhafter Angst gepflegt — einer Angst, die sich in Thränen der Freude auflöste, als die Großmutter der bleichen Mutter zurief: „Rätin, er lebt!"

Was auch die Sterne verkündet haben mögen, deren Konstellation Goethe mit ernstem Lächeln verzeichnet, dieser August des Jahres 1749 war ein bedeutsamer Monat für Deutschland. Ein bedeutsamer Monat in sehr bedeutsamer Zeit. Die von Luther gegebene Bewegung ging vom religiösen auf das politische Gebiet über, und die Freiheit des Gedankens setzte sich um zu freier That. Von der Theologie aus hatte sich der Anstoß der Philosophie, der Moral, der Politik mitgeteilt. Noch war die Bewegung vorzugsweise in den höheren Klassen, aber allmählich stieg sie in die unteren hinab. Eine Zeit war's tiefster Unruhe, die Ereignisse in ihrem Schoße trug, welche die Begriffe aller Menschen erweitern und manches weise Haupt verrücken sollten. Wenige rasche Blicke auf die Berühmtheiten jenes Zeitalters mögen dazu dienen, ein ungefähres Bild desselben zu vergegenwärtigen.

In jenem Monat August starb Madame du Chatelet, die gelehrte und pedantische Uranie Voltaires, und ließ ihn ohne einen Freund, der ihn gewarnt hätte, an den Hof Friedrichs des Großen zu gehen. In jenem Jahre erschien Rousseau zuerst in dem glänzenden Zirkel der Madame d'Epinay und bereitete seine Werke vor, die dazu bestimmt waren, die bestehende Kultur der Welt in Frage zu stellen. In jenem Jahre arbeitete Samuel Johnson tüchtig an seinem Wörterbuche; Gibbon war auf der Westminster-Schule und suchte vergeblich die Elemente des Griechischen und Lateinischen zu bewältigen; Goldsmith entzückte noch mit seinem Witze die Bummler seines ländlichen Kreises und die „herumziehenden Bären-

Digitized by Google

führer von der feinern Sorte" und erfreute sich noch des „sorglosen Nichtsthun am Kamin und im Lehnstuhl" und der „Aufregung am Kartenspiel in der Kneipe, wonach er in den ersten harten Kämpfen seines spätern Londoner Lebens so sehnsüchtig zurückblickte". In jenem Jahre gab Buffon, dessen wissenschaftliche Größe einzusehen Goethe einer der Ersten war, und dessen Einfluß so tiefgehend wurde, den ersten Band seiner Naturgeschichte heraus. In jenem Jahre waren Mirabeau und Alfieri die Tyrannen ihrer Kinderstuben, und Marat war ein unschuldig Kind von fünf Jahren, das sich im Val de Travers herumtrieb und noch nicht von dem Gespenst „les Aristocrates" gequält wurde.

Das war die Zeit, in der Goethe geboren ward. Von seiner Vaterstadt Frankfurt hat er uns mit Liebe ein Bild gezeichnet. Frankfurt war reich an sprechenden Zeugen der Vergangenheit, Ueberbleibseln alten deutschen Wesens, langsam verhallenden Nachklängen der Stimmen aus dem Mittelalter, — an Denkmälern, wie jene Stadt mitten in der Stadt, die Festung in der Festung, die Klöster mit ihren Mauern, die verschiedenen symbolischen Gebräuche, die noch von der Feudalzeit her erhalten waren, das Judenviertel, so malerisch, so schmutzig und so schlagend charakteristisch. Aber neben diesen mittelalterlichen Resten war in Frankfurt in gleichem Maße die Gegenwart vertreten. Die Reisenden, welche der Rhein und die großen Straßen aus dem Norden hinführten, machten es zu einer europäischen Stadt und zu einem Weltmarkte für den Handel.

Fand so das Gefühl für altertümliches und namentlich für altdeutsches Wesen durch seinen Geburtsort pittoreske Ausbildung, so erwuchs daneben ein Gefühl für Italien und seine Herrlichkeiten, welches im väterlichen Hause Nahrung fand. Goethes Vater hatte in Italien gelebt und ein unvergängliches Entzücken an dessen Schönheiten sich bewahrt. Die Wände seiner Zimmer waren mit Architekturbildern und Ansichten aus Rom behangen, und so wurde der Dichter mit der Piazza del Popolo, der Peterskirche, dem Kolosseum und anderen Plätzen großer Erinnerungen von Kindheit auf vertraut.

So viel von Zeit und Ort, den beiden Hauptmomenten des äußern Lebens. Ehe wir von diesen allgemeinen zu den indivi-

Digitized by Google

duellen Zügen der Lebensbeschreibung übergehen, ist es passend, einen bisher noch nicht berücksichtigten Umstand hervorzuheben, nämlich die mittlere Stellung Goethes im bürgerlichen Leben. Von den beiden gefährlichen Extremen, Ueberfluß und Mangel, gleich weit entfernt, übte diese Stellung auf seine ganze Laufbahn einen mäßigenden Einfluß. Die Not des Lebens kannte er nie. Diese mächtige Saite, die sonst das Leben genialer Männer durchzittert, klang bei ihm nicht an. In der Schule der Not, dieser strengsten aller Schulen, hatte er nichts zu lernen. Nie war er gezwungen, um seine Existenz in der Welt zu ringen, und so blieben ihm alle die Empfindungen bittern Trotzes fremd, welche den Kampf des Lebens begleiten und verwirren, und erweckten in ihm nichts von jener herausfordernden Thatkraft, die sie in ungestümen Naturen anregen. Wie viel von seiner Heiterkeit, wie viel von seiner Abneigung gegen Politik mag aus diesem Umstande entspringen?

Daß er das „reizendste Kind" war, „das es je gegeben", daß er bewundert wurde, wohin Mutter oder Wärterin ihn mitnahmen, daß er, noch in Windeln, die „wunderbarste Klugheit" zeigte, das braucht uns kein Biograph zu sagen. Heißt's doch von jedem Kinde so. Aber daß er wirklich ein wunderbares Kind war, dafür haben wir unbestreitbare Gewißheit, die nicht bloß auf den parteiischen Aussagen von Mutter und Verwandten beruht. Beispiele von seiner Frühreife werden gleich folgen; für jetzt einige Anekdoten, die Bettina als Erzählungen der Frau Rat ausgibt.

Als er drei Jahre alt war, spielte er nur ungern mit kleinen Kindern, und nur dann, wenn sie schön waren. Einmal, in einem Nachbarhause, fing er plötzlich an zu weinen und schrie: „Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden!" Und er heulte, bis man ihn nach Hause brachte, wo er sich allmählich beruhigte, da nichts als die Häßlichkeit des andern Kindes die Ursache seines Jammers war.

Seine Schwester Cornelia war seine einzige Gespielin, da vier andere Geschwister, die später geboren wurden, frühzeitig starben; „zu ihr hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung". Er trug ihr seine Spielsachen zu, wollte sie allein nähren und pflegen, und war sehr eifersüchtig auf alle,

Digitized by Google

die ihr nahe kamen. „Wenn man sie aus der Wiege nahm, war sein Zorn nicht zu bändigen; er war überhaupt viel mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen.“ Seine Liebe zu Cornelia blieb leidenschaftlich bis ans Ende.

Die Mutter verzog ihn etwas. An einem Sonntagmorgen, da Alles in der Kirche ist, gerät der kleine Wolfgang in die Küche, die auf die Straße geht; alles Geschirr wirft er nacheinander zum Fenster hinaus, „weil ihn das Rappeln freut und die ihm gegenüber wohnenden Brüder von Ochsenstein, die es ergötzt, ihn dazu aufmuntern.“ Die Teller und Schüsseln fliegen hinaus, als gerade seine Mutter aus der Kirche kommt; sie sieht die Geschichte mit dem Schrecken einer Hausfrau, aber als sie den Kleinen so herzlich mit den Leuten auf der Straße lachen hört, löst sich der Schreck in kindliches Vergnügen und sie lacht gleichfalls.

Diese herzlich muntere, nachsichtige Mutter benutzte ihr Talent, Geschichten zu erzählen, zu seinem und ihrem eigenen Vergnügen. „Ich konnte nicht ermüden, zu erzählen, so wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte, als meine Zuhörer; und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: ‚Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt.‘ Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo

Digitized by Google

sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich denn am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: ‚Du hast's geraten! so ist's gekommen!' da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen solle, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verriet; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall."

Die eben erwähnte Großmutter wohnte in demselben Hause, auf dem Großen Hirschgraben, und wenn die Schulstunden vorüber waren, eilten die Kinder nach ihrem Zimmer zum Spielen. Die gute alte Frau, mit dem ganzen Stolze einer Großmutter, verzog sie natürlich und gab ihnen allerlei gute Bissen, die sie nur bei ihr fanden. Von allen ihren Geschenken jedoch war keines mit dem Puppenspiel zu vergleichen, das sie ihnen am Weihnachtsabend 1753 gab, und das „in dem alten Hause eine neue Welt schuf". Der Leser des Wilhelm Meister wird sich erinnern, mit welch feierlicher Wichtigkeit die Bedeutung eines solchen Puppenspiels dort behandelt ist und kann daraus schließen, wie mächtig es die Phantasie des Knaben anregte.

Dann war da Großvater Textor, dessen Haus die Kinder gern besuchten und dessen ernste Persönlichkeit auf den Knaben einen um so tiefern Eindruck machte, als ein gewisses geheimnisvolles Grauen den einsilbigen alten Herrn umgab, der in dem Rufe stand, die Gabe der Weissagung zu besitzen. Sein Bild zeigt ihn in einer Perücke mit acht Etagen, mit der schweren goldenen Kette und Medaille, welche ihm die Kaiserin Maria Theresia gegeben hatte; aber in des Dichters Erinnerung lebte er in anderer Gestalt: im talarartigen Schlafrock, auf dem Haupte ein schwarzes Sammetkäppchen, unter den Blumen seines Gartens wandelnd und

Digitized by Google

mit behaglicher Geschäftigkeit der Blumenzucht obliegend, oder auch an der Familientafel Sonntags den Vorsitz führend.

Die vortreffliche Methode der Mutter, die produktive Selbstthätigkeit des Knaben auszubilden, hat ihr Gegenstück in der Art, wie der Vater seine rezeptive Fähigkeit entwickelte. Mit weniger Billigung, als sie verdiente, spricht der Dichter von der Erziehungsweise seines Vaters, wahrscheinlich weil er in späteren Jahren den Mangel einer systematischen Ausbildung scharf empfand. Aber der Grundsatz, nach welchem der Vater verfuhr, war ganz vortrefflich: er beschäftigte mehr den Verstand als das Gedächtnis. Er diktierte eine Anekdote meistens aus dem gewöhnlichen Leben oder von Friedrich dem Großen; bisweilen überließ er dem Sohne, sich selbst den Stoff zu wählen. Darüber schrieb dieser dann, lateinisch und deutsch, Gespräche und moralische Betrachtungen. Von diesen jugendlichen Arbeiten sind manche erhalten; eine davon findet der Leser im Anhange, als Beispiel, wie weit Goethe in seinem achten Jahre das Lateinische beherrschte. Die Arbeit ist höchstwahrscheinlich selbständig von dem Knaben, ohne jede Beihilfe verfaßt, denn einerseits läßt gerade der Grundsatz der Selbstthätigkeit, den der Lehrer durchweg befolgte, die Vermutung nicht zu, als habe er die jugendlichen Uebungen verbessert, und andererseits ist das Latein zu voll von Germanismen, welche die Ungeübtheit des Verfassers beweisen. In einem dieser Gespräche findet sich ein Wortspiel, welches beweist, daß das Gespräch erst lateinisch geschrieben und dann ins Deutsche übersetzt ist. Der Knabe macht Wachsfiguren; sein Vater fragt ihn, warum er solche Spielereien nicht aufgebe; das Wort, welches er dabei gebraucht, ist nuces; im bildlichen Sinne bedeutet das Spielereien, der Knabe aber nimmt es scherzend in dem gewöhnlichen deutschen Sinne als „Nüsse" und antwortet: „Cera nunc ludo, non nucibus — ich spiele ja nicht mit Nüssen, sondern mit Wachs."

Ein anderes Gespräch — aus dem Jahre 1857 — ist außerordentlich launig und charakteristisch. Maximilian (Moors, Goethes Nachbar) fragt seinen Spielkameraden Wolfgang, warum ihn seine Eltern wegschicken, da sie Gäste erwarten. „Woran mir nichts gelegen, da unterlasse ich alles Nachgrübeln," erwidert Wolfgang; er schlägt vor, die Zeit bis der Lehrer kommt, mit

Digitized by Google

Comenius oder einem ähnlichen Buche hinzubringen; aber Maximilian weiſt alle dieſe Vorſchläge zurück.

Wolfg. Sage du nun ſelbſt, was zu thun.

Max. Ich haſſe das Ernſthafte, denn das überlaſſe ich den Sauertöpfen.

Wolfg. Du biſt ſehr lang. Sag's einmal heraus, in was es beſtehen ſoll.

Max. Wiſſe, wir wollen uns einander mit den Köpfen ſtutzen.

Wolfg. Das ſei ferne; meiner ſchickt ſich wenigſtens dazu nicht.

Max. Was ſchadet es? Laß ſehen, wer den härteſten habe.

Wolfg. Höre, wir wollen dieſes Spiel denen Böcken überlaſſen, welchen es natürlich iſt.

Max. Verzagter! wir bekommen durch dieſe Uebung harte Köpfe.

Wolfg. Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

Max. Wie verſtehſt du denn das?

Wolfg. Ich mag nicht hartnäckig werden.

Max. Hierinnen haſt du recht, allein ich nehme es von der Feſtigkeit der Glieder.

Wolfg. Wenn du weiter nichts willſt, ſo ſtoße den Kopf nach Belieben nur brav wider die Wand; es wird die wünſchenswerte Wirkung haben.

Daneben möge eine ſeiner moraliſchen Betrachtungen (genau in des Knaben Schreibart) ihre Stelle finden. „Horatius und Cicero ſind zwar Heyden geweſen aber verſtändiger als viel Chriſten; denn derſelbe ſagt: ‚Silber iſt ſchlechter als Gold und Gold ſchlechter als die Tugend.' Dieſer aber ſagt: ‚Nichts iſt ſchöner als die Tugend.' Aber viele Heyden haben die Chriſten an Tugenden übertroffen. Wer war in Haltung der Freundſchaft getreuer als Damon, freygebiger als Alexander M., gerechter als Ariſtides, enthaltſamer als Diogenes, geduldiger als Socrates, leutſeliger als Vespaſianus und arbeitſamer als Apelles und Demoſthenes." Plattheiten das, ohne Zweifel, aber es ſind Plattheiten, welche bei vielen die reifen Grundſätze des Alters vertreten. Sie deuten uns an, daß der Knabe wohl ein bißchen altklug war, und ſie zeigen große Fortſchritte ſeiner Bildung. Im Griechiſchen machte er bemerkenswerte Fortſchritte. Italieniſch lernte er „ſehr behende", indem er dem Vater, der in demſelben Zimmer, wo er ſein Penſum

Digitized by Google

zu lernen hatte, der Schwester Unterricht gab, über sein Buch weg zuhorchte. Auch Französisch lernte er, wie die Uebungen bezeugen.

In der That, er war ein frühreifer Knabe. Das wird wahrscheinlich viele Leser befremden, zumal wenn sie die gewöhnliche Ansicht teilen, Frühreife sei etwas Krankhaftes, und Wunderkinder seien notwendig taube Früchte, die nie reifen, frühe Blüten, die rasch welken. In die Verwirrung, welche über diesen Punkt herrscht, wird einige Klarheit kommen, wenn man sich erinnert, daß die Menschen durch rezeptive und durch produktive Fähigkeit sich hervorthun: sie lernen und sie schaffen. Bei Menschen ersten Ranges sind diese beiden Fähigkeiten vereinigt. Shakespeare und Goethe ragen nicht weniger durch die Mannigfaltigkeit ihres Wissens als durch ihre schöpferische Kraft hervor. Aber da „ein kluges Kind" sowohl das heißt, welches seine Aufgaben rasch lernt, als das, welches Verstand, Scharfsinn und schöpferische Kraft zeigt, so bringt der Doppelsinn dieser Bezeichnung es mit sich, daß man sich verwundert, wenn ein Kind, das doch in der Schule „so klug" war, nur ein gewöhnlicher Mann wird, oder wenn umgekehrt aus dem Kinde, das in der Schule ein Dummkopf war, ein künstlerisches Genie sich aufthut.

Goethes Frühreife hatte nichts Unnatürliches; sie war die Thätigkeit eines Geistes, der beides zugleich, in hohem Maße rezeptiv und produktiv war. Sein ganzes Leben hindurch hatte er den gleichen eifrigen Wissensdrang, und nicht beirrte ihn der Wahn, der die Unwissenheit so mancher zweifelhafter Genies in Schrecken setzt — Wissen ertöte die Originalität. Er wußte, daß reichliche Nahrung ein winziges Feuer erstickt, ein großes aber aufflammen macht, oder wie er es in einem vortrefflichen Epigramme ausdrückt:

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand!"

Im Sommer 1755 wurde das alte Wohnhaus ganz umgebaut. Bei der Feierlichkeit der Grundsteinlegung spielte Wolfgang als

Digitized by Google

kleiner Maurer mit. Der gescheite, beobachtende Knabe fand bei diesem Umbau des väterlichen Hauses Vieles, was ihn interessierte; er plauderte mit den Arbeitern, erfuhr von ihren häuslichen Verhältnissen und lernte Etwas von der baulichen Technik, die ihn in späteren Jahren so lebhaft beschäftigte. Die Unruhe dieses Baues, der allmählich von Stockwerk zu Stockwerk, von unten nach oben fortschritt und währenddessen die Familie fortwährend das Haus teilweise bewohnte, veranlaßte endlich, daß der Knabe einer befreundeten Familie übergeben und in eine öffentliche Schule geschickt wurde.

Ich kann die mehrfach ausgesprochene Ansicht nicht gelten lassen, daß die Erziehung zu Hause die Wirkung auf den Dichter gehabt, daß er Geschichte nicht zu schätzen und das Bestreben der Massen nicht zu achten gewußt habe. Die bloße Thatsache, wie viele Menschen in öffentlichen Schulen erzogen werden, ohne daß sie geschichtlichen Sinn und Verständnis für die Massen erhalten, beweist hinreichend, daß Goethes Eigentümlichkeiten einen andern Ursprung gehabt haben müssen als seine häusliche Erziehung. Sie stammen aus seinem Charakter.

Eins aber lernte er in der Schule, nämlich Widerwillen gegen Schulen. Der Knabe, bisher zu Hause körperlich und geistig sorgfältig gehalten, kam nun in Verkehr mit einer Schuljugend, die das war, was eben die Schuljugend meistens ist — schmutzig, ungezogen, roh, in Neigungen und Sitten gewöhnlich. Der Gegensatz war ihm sehr peinlich, und er war froh, als mit der Vollendung des Umbaues wieder die Erziehung zu Hause eintrat.

Eine Schulgeschichte, die er erzählt, zeigt deutlich, wie groß die Macht seiner Selbstbeherrschung war. Der Lehrer blieb einst eine Stunde aus; die Kinder spielten eine Zeitlang, dann gingen die Goethe wohlwollenden Knaben fort, so daß er zuletzt mit drei übelwollenden Knaben allein war; diese beschlossen, ihn zu peinigen. Sie zerschnitten einen Besen und kamen mit Ruten zurück. „Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet

Digitized by Google

hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den andern, einen jüngern und schwächern, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte." Auch den dritten stieß er nieder. „Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vorteil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhuben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich."

Dritter Abschnitt.

Erste Erfahrungen.

Es ist durchaus falsch, zu sagen, daß der Charakter durch die Umstände gebildet wird; man müßte denn in diesem Worte mit unwissenschaftlicher Zweideutigkeit den ganzen Umfang der äußeren Verhältnisse von der Schöpfung an zusammenfassen. Der Charakter ist für die äußeren Verhältnisse, was Organismen für die äußere Welt sind: sie leben in ihr, werden aber nicht spezifisch durch sie bedingt. Eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Pflanzen- und Tierorganismen lebt und gedeiht unter Verhältnissen, welche die Mittel ihrer Existenz geben, aber nicht die spezifischen Formen jedes einzelnen Organismus bestimmen. Ebenso leben verschiedene Charaktere unter gleichen Verhältnissen, angeregt von ihnen, aber nicht durch sie gebildet. Jeder Charakter eignet sich von den Verhältnissen um ihn her das an, was sich ihm aneignen läßt, und stößt das Uebrige ab, gerade wie die Pflanze aus Erde und Luft

Digitized by Google

die Stoffe aufnimmt, welche ihr als Nahrung dienen, das Uebrige aber abstößt. Daß die Verhältnisse einen bestimmenden Einfluß haben, weiß jeder Physiologe, aber er weiß zugleich auch, daß derselbe nur innerhalb gewisser Grenzen möglich ist. Durch reichliches Futter und besondere Behandlung kann die Wildheit eines Tieres gezähmt werden, aber der Löwe wird dadurch kein Lamm.

Statt also zu sagen, der Mensch sei ein Geschöpf der Verhältnisse, würde es näher zum Ziele treffen, zu sagen: der Mensch ist der Bildner der Verhältnisse. Der Charakter ist es, der aus den Verhältnissen eine Existenz schafft. An dieser bildenden Kraft wird unsere Stärke gemessen. Aus dem gleichen Material baut der Eine Paläste, der Andere Hütten, der Eine Speicher, der Andere Landhäuser; und der Granitblock, der für den Schwachen ein Hemmnis ist auf seinem Pfade, ist für den Starken eine Stufe, die ihn höher fördert.

Wenn der Leser diese Ansicht von dem Einfluß der Verhältnisse teilt, so wird er einsehen, daß ich auf Goethes gesellschaftliche Stellung einiges Gewicht zu legen berechtigt war. Die fortwährende Freiheit von Mangel ist eine der steten und mächtigen Bedingungen, welche einen Charakter notwendig bestimmen. Aber die zeitweise und zufällige Einwirkung einer öffentlichen Erziehung und andere Umstände von geringerer Bedeutung können niemals einen Charakter bestimmen und verändern; nur seine Entwicklung erleichtern oder erschweren sie.

Auch andere Knaben als Goethe hörten das Erdbeben von Lissabon lebhaft besprechen, aber in ihnen wurden dadurch nicht wie in dem sechsjährigen Goethe religiöse Zweifel angeregt. Dieses furchtbare Ereignis, das im Jahre 1755 über ganz Europa Schrecken verbreitete, hat ihn, wie er uns selbst erzählt, mächtig in Aufregung gebracht. Die Schilderungen, wie eine prächtige Residenz plötzlich verwüstet, Kirchen, Häuser, Türme krachend übereinander gefallen, die geborstene Erde Rauch und Flammen gespieen, und sechzigtausend Menschen in einem Augenblick zu Grunde gegangen, erschütterten seinen Glauben an die Güte der Vorsehung. „Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten

Digitized by Google

gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten."

Um dieselbe Zeit trug sich Voltaire mit denselben Zweifeln. Er warf die Frage auf, ob die Opfer des Erdbebens von Lissabon zur Strafe ihrer Sünden gestorben seien, ob das zerstörte Lissabon reicher an Lastern gewesen, als London und Paris, die Stätten schwelgender Lust?*) So weit natürlich ging der Gedankengang des Knaben nicht. Er erwog die Sache bei sich, so wie er sie um sich her besprechen hörte. Als er, so erzählte Bettina, um diese Zeit mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit verteidigt worden, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, antwortete er: „Am Ende mag alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Geschick kein Schaden geschehen kann."

Die einmal angeregten Zweifel kamen natürlich wieder, und der Knabe fing an, sich in einen ernstlichen Unglauben an die Güte der Vorsehung einzuleben und Gott als den eifrigen „Zornesgott der Hebräer" zu betrachten. Ein neues Naturereignis trug dazu bei. „Unversehens brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Scheiben des Hauses auf das gewaltsamste zusammen ... und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß und dort auf den Knieen liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte."

---

*) Direz-vous, en voyant cet amas de victimes:
Dieu s'est vengé, leur mort est le prix de leurs crimes?
Quel crime, quelle faute ont commis ces enfans
Sur le sein maternel écrasés et sanglans?
Lisbonne qui n'est plus, eût-elle plus de vices
Que Londres, que Paris, plongés dans les délices?
Lisbonne est abimée, et l'on danse à Paris.

Digitized by Google

Die Zweifel, welche den kleinen Wolfgang plagten, beruhigten sich allmählich. In dem Kreise seiner Verwandten hörte er nachdenklich schweigend fortwährend theologische Fragen verhandeln. Die verschiedenen Sekten, die sich von der anerkannten Kirche trennten, schienen alle von dem einen Verlangen beseelt zu sein, „sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien.“ Dadurch kam der Knabe auf den Gedanken, sich auch seinerseits dem „großen Gotte der Natur“ unmittelbar zu nähern. „Eine Gestalt konnte er diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten.“ Naturprodukte sollten ihm die Welt im Gleichnis vorstellen. Aus seiner Naturaliensammlung suchte er die besten Stufen und Exemplare und baute sie auf den verschiedenen Abstufungen eines Notenpultes auf; oben auf der Spitze sollte als Sinnbild der Erhebung der Seele eine Flamme brennen, und ein Räucherkerzchen wurde für diesen Zweck ausersehen. Mit Ungeduld harrte er des Sonnenaufgangs. Das Glühen der Dächer gab das Zeichen; mit einem Brennglase entzündete er die Kerze, und so, in der Einsamkeit seines Schlafzimmers, verrichtete der siebenjährige Priester seinen Gottesdienst.

Da dieser Zug uns leicht vergessen machen kann, daß es die Entwicklung eines Knaben ist, welche uns beschäftigt, so mag eine andere Anekdote, die Bettina von seiner Mutter hörte, daneben stehen, als Zeugnis, wie weit und in welcher Art er Kind war. Seine Mutter sah ihn einmal mit mehreren anderen Knaben über die Straße kommen; sie bemerkte, daß er sehr gravitätisch einherschritt, und hielt ihm vor, daß er sich mit seinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichne; da antwortete der Kleine: „Mit diesem mache ich den Anfang, und später werd' ich mich noch mit mancherlei auszeichnen.“ — Und das ist auch wahr geworden, setzte die Mutter hinzu.

Er war eben sieben Jahre alt geworden, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Sein Großvater stellte sich auf die Seite Oestreichs, sein Vater auf die Preußens. Diese Meinungsverschiedenheit veranlaßte Mißhelligkeiten und endlich eine völlige Trennung in der Familie. Die Thaten des preußischen Heeres wurden auf

Digitized by Google

der einen Seite enthusiastisch gepriesen, auf der andern verkleinert. Das Interesse dafür verschlang alles Andere und erregte leidenschaftliche Parteinahme. Mit seltsamen Empfindungen sah die Welt dem Kampfe zu, den der größte Feldherr seiner Zeit gegen Rußland, Oestreich und Frankreich durchfocht. Der Herrscher von nicht mehr als fünf Millionen Menschen kämpfte ohne Beistand gegen die Herrscher von mehr als hundert Millonen, und trotz der gegen ihn erhobenen Beschuldigung eines Treubruchs konnte man von seinen glänzenden Erfolgen kaum ohne Begeisterung hören. Der siebenjährige Krieg wurde ein deutsches Epos. Die Geschichte des Krieges von Archenholtz wurde in lateinischer Uebersetzung neben Tacitus und Cäsar in den Schulen gelesen.

Hier war wieder ein äußerer Eindruck, von dem nach der gewöhnlichen Ansicht Goethe eine epische Anregung hätte empfangen müssen. Aber genau nur das nahm er davon auf, was seiner Natur entsprach. Er teilte den allgemeinen Enthusiasmus, aber nicht „preußisch, sondern fritzisch" war er gesinnt. Nicht die Größe der Sache, sondern die Persönlichkeit des Helden wirkte auf sein Gemüt, ließ ihn jedes Sieges sich freuen und trieb ihn, die Siegeslieder und die Spottgedichte auf Oestreich abzuschreiben. Er lernte nun die Wirkungen des Parteigeistes kennen. An dem Tisch des Großvaters mußte er bittern Spott und heftige Ausfälle gegen seinen Helden ertragen. Er hörte Friedrich „aufs greulichste verleumden", und „wie ihm in seinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing er nun wegen Friedrichs des Zweiten die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an."

Goethes dichterische Begabung zeigte sich schon früh. Wir haben bereits gesehen, wie er zu den Geschichten seiner Mutter den Schluß erfand, und als er nun älter wurde, begann er zur Unterhaltung seiner Spielkameraden eigene Geschichten zu erfinden. Mit Bildern und Gestalten hatte er den Geist gefüllt. Er hatte mancherlei gelesen: den Orbis pictus, Ovids Metamorphosen, Homers Ilias in Prosa, den Virgil in der Ursprache, Fenelons Telemach, Robinson Crusoe, Ansons Reisen; daneben den Fortunat, den ewigen Juden, die vier Haimonskinder; von den gleichzeitigen Dichtern Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Haller u. A. hatte er Manches auswendig gelernt.

Digitized by Google

Aber er erzählte nicht bloß Geschichten, sondern er schrieb auch welche, wie uns eine kleine rührende Anekdote zeigt, die Bettina erhalten hat. Sein jüngerer Bruder Jakob starb an den Blattern. Zur Verwunderung der Mutter vergoß Wolfgang keine Thräne. Als sie ihn fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bette hervor eine Menge Papiere, die mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben waren und sagte ihr, das Alles habe er gemacht, um es den Bruder zu lehren. Das war in seinem neunten Jahre.

Bald nach dem Tode dieses Bruders, am Neujahrstage 1759, schreckte ihn und die Stadt der Trompetenstoß des Türmers vom Hauptturm das übliche Signal, daß Truppen im Anzuge seien. Der Türmer schien gar nicht aufhören zu wollen mit seinen Signalen. In ununterbrochener Reihe rückten die Truppen in die Stadt; das Rasseln ihrer Trommeln rief alle Weiber an die Fenster, alle Knaben staunender Bewunderung voll auf die Straßen. Es waren Franzosen, die einrückten. Sie überrumpelten die Hauptwache, und in einem Augenblick war die Stadt zum Lagerplatze verwandelt. Um die Sache noch schlimmer zu machen, so waren diese Truppen im Kriege mit Friedrich, dem verehrten Helden Wolfgangs und seines Vaters. Sofort wurden sie in der Stadt einquartiert, und bald ging Alles seinen gewohnten Gang, in den eben die militärische Besatzung nur einige Abwechslung brachte. Im Goetheschen Hause erhielt eine hohe Person Quartier, der Königslieutenant Graf Thoranc, ein Mann von Geschmack und prächtigem Wesen, der bald Künstler und andere hervorragende Männer um sich versammelte und die leidenschaftliche Bewunderung des kleinen Wolfgang sich gewann, aber den Haß des alten Rats nicht zu besiegen vermochte.

Diese Besetzung Frankfurts hatte für den jungen Goethe mancherlei Nutzen. Die strenge Zucht der väterlichen Erziehung ließ etwas nach, und eine andere Art der Bildung begann, die des Lebens, des Verkehrs mit Menschen. Die steten Durchmärsche von Truppen, die glänzenden Paraden, die Musik, all der Pomp und das Gepränge mußten ihren Einfluß üben. Dazu kam die Uebung in der französischen Unterhaltung und die Bekanntschaft mit dem Theater. Die Franzosen bringen ihre „Civilisation", d. h. ein Café und ein Theater, überall mit. In Frankfurt wurde eins

Digitized by Google

wie das andere sofort eröffnet, und Goethe erhielt vom Großvater ein Freibillet zum Theater, dessen er sich, unter dem Beistand der Mutter, täglich bediente. Verstand er auch nicht Alles, was er hörte, so hatte er doch seine Freude dran. Die Tragödie machten ihm „der gemessene Schritt, das Taktartige der Alexandriner und das Allgemeine des Ausdrucks" leichter verständlich als die Komödie, in der schneller gesprochen wurde und mehr Ausdrücke des gemeinen Lebens vorkamen. Aber Knaben sind im Theater nicht besonders kritisch gestimmt und brauchen ein Stück nicht zu verstehen, um es zu genießen. Ein Racine, den er unter seines Vaters Büchern fand, wurde eifrig gelesen, und der Knabe deklamierte sich die einzelnen Reden vor, während er den Sinn und Zusammenhang nur halb verstand.

Durch das Theater und die sich daran knüpfende Bekanntschaft mit einem schwatzhaften kleinen Prahlhans, der zur Truppe gehörte, Namens Derones (de Rosnes), wurde er mit dem Französischen so vertraut, daß nach vier Wochen die Eltern sich über seine Fertigkeit verwunderten. Derones machte ihn mit den Schauspielern bekannt und führte ihn „hinter die Coulissen". Er drang bis in das Ankleidezimmer vor, wo Schauspieler und Schauspielerinnen sich an- und auskleideten und „sich so wenig untereinander als vor den Kindern zu scheuen schienen, wenn es beim Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht zum anständigsten herging"; anfangs überrascht, fand es Goethe „bald durch Gewohnheit, bei wiederholtem Besuch, ganz natürlich".

Ein seltsamer Auftritt trug sich zwischen den beiden Knaben zu. Derones war, nach seiner eigenen Versicherung, in Ehrensachen sehr erfahren. Von seinen Großthaten, wie er sich oft geschlagen, wie er stets seinen Gegner entwaffnet und ihm alsdann edelmütig verziehen habe, wußte er viel zu erzählen. Eines Tages beim Kinderspiel fiel es ihm ein, der Wolfgang habe ihn beleidigt und müsse ihm Satisfaktion geben; es kam zum Duell. Nun denke man sich den kleinen nicht ganz zwölfjährigen Wolfgang: wohl geputzt, wie er in dem Märchen vom „neuen Paris" sich selbst schildert, „in Schuhen mit silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, einen Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten. Die Weste dazu aus

Digitized by Google

Goldstoff war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten", das Haar frisiert und gepudert, daß ihm die Locken wie Flügelchen vom Kopfe standen, den Hut unterm Arm, einen kleinen Degen mit seidener Bandschleife an der Seite — so tritt der kleine Bursch seinem Widersacher gegenüber; sie stellen sich in gehörige Positur, die Klingen klirren, Stoß geht's auf Stoß; doch im Feuer der Aktion bleibt Derones mit der Spitze seines Degens an Wolfgangs Bandschleife hängen, und nun versichert der kleine Franzos gar hochherzig, er habe die vollkommenste Satisfaktion. Beide umarmen sich und gehen in das nächste Kaffeehaus, um sich bei einem Glase Mandelmilch von ihrer Gemütsbewegung zu erholen.

Der Ehrgeiz, mit einem Schauspiel auf die Bühne zu treten, der uns Alle reizt, ergriff auch Wolfgang bald. Als Kind hatte er schon Terenz nachgeahmt; jetzt entschloß er sich, etwas Tüchtigeres in dem damals beliebten Geschmack des Piron zu versuchen. Als das Stück fertig war, legte er es seinem Freunde Derones vor; der wies ihm einige Sprachfehler nach, stellte eine nähere Prüfung in Aussicht und versprach ihm seine schwerwiegende Empfehlung bei den Direktoren, um das Stück zur Aufführung zu bringen. Schon sah Wolfgang im Geist den Titel seines Stücks an den Straßenecken mit großen Buchstaben angeschlagen! Aber leider war Derones in seiner Kritik ohne Erbarmen. Er kehrte das ganze Stück um, ließ keinen Stein auf dem andern und betäubte den armen Autor mit dem Schwall seiner [illegible] Litanei; er redete groß von den drei Einheiten des Aristoteles, schalt auf die Engländer, verlachte die Deutschen und bewunderte die Vorzüge des französischen Geschmacks mit solcher Zuversicht, daß dem Zuhörer nichts zu erwidern vermochte. Aber wenn auch zum Schweigen gebracht, überzeugt war Wolfgang nicht. Der mißlungene Versuch machte ihn nachdenklich und trieb ihn, die dramatischen Gesetze selbst zu ergründen. Er las Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten und Racines Vorreden, und das Ende war, daß er die ganze französische Theorie gründlich verachten lernte. Er verdankte [illegible] dem Franzosen Derones [illegible] Verwirrung [illegible] machte er „Götz von Berlichingen“ [illegible]

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Mannigfache Studien.

Endlich, im Juni 1761, verließen die Franzosen Frankfurt, und es ging wieder ernstlich ans Studieren. Unter der Leitung des Vaters fing Wolfgang Mathematik, Musik und Zeichnen an. Für Mathematik hatte er kein Talent, für Musik nur wenig; er lernte Klavier und später Flöte spielen, aber etwas Rechtes wurde nie daraus. Zeichnen blieb sein Leben lang eine angenehme Uebung, aber auch nicht mehr.

In der Stille unterbrochener Studien machte er nun riesige Fortschritte. Selbst die Stunden der Erholung füllte er mit nützlicher Beschäftigung aus. Seinen Sprachschatz vermehrte er durch das Englische, und um all die Sprachen, die er kannte, lebendig zu erhalten, erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die in der Welt zerstreut, sich wechselseitig Bericht erstatten. Der älteste Bruder erzählt in gutem Deutsch von allen Erlebnissen seiner Reisen; die Schwester antwortet in einem „frauenzimmerlichen Stil", mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen. Der zweite Bruder studiert Theologie und schreibt daher lateinisch mit griechischen Nachschriften. Ein dritter und vierter Handlungsdiener in Hamburg und Marseille, korrespondieren englisch und französisch; das Italienische fällt einem Musikus zu, und der Jüngste, „eine Art von naseweisem Nestquackelchen", legt sich aufs Judendeutsch. Dieser Roman nötigte Goethe zu einem genauern Studium der Geographie. Da er die sieben Geschwister in verschiedene Gegenden versetzt hatte, so ruhte er nicht, bis er von diesen Oertlichkeiten eine klare Anschauung gewann, damit die Gegenstände und Ereignisse in den Briefen einigermaßen der Wirklichkeit entsprächen. Der barocke Versuch mit dem Judendeutsch führte ihn zum Studium des Hebräischen. Als Ursprache des alten Testaments schien ihm die Kenntnis desselben eine Notwendigkeit; der Vater erlaubte ihm, Privatstunden zu nehmen, und obgleich er von der schweren Sprache keine gründliche Kenntnis erlangte, so trat ihm doch durch das Lesen, Uebersetzen und Auswendiglernen

Digitized by Google

aus der Bibel der Inhalt lebhafter entgegen. Die Bibel machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Goethe und zu gleicher Zeit verfehlte sie nicht, in ihm, der schon so gewöhnt war, für sich selbst zu denken, gewisse Zweifel zu erwecken. „Schon vorher," erzählt er, „waren mir die Widersprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon still stand, in manche Noth versetzt, gewisser anderer Unwahrscheinlichkeiten und Inkongruenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräischen Meister zu werden, mit dem alten Testament ausschließlich beschäftigte und solches nicht mehr in Luthers Uebersetzung, sondern in der wörtlichen beigedruckten Version des Sebastian Schmid durchstudirte."

Eine Frucht dieser hebräischen Studien war ein biblisches Gedicht über Joseph und seine Brüder; er diktierte es einem armen, halb blödsinnigen Menschen, der in seines Vaters Hause als Mündel wohnte und sich am liebsten damit beschäftigte, abzuschreiben oder sich diktieren zu lassen. Goethe fand es bald sehr bequem, zu diktieren, und von da an blieb es sein Leben lang die Lieblingsmethode bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Was er, sagt er selbst, Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, das komme ihm meist im Gehen; sitzend sei er zu nichts aufgelegt.

Im Zusammenhange mit diesen biblischen Studien und seiner Einsegnung, welche 1761 stattfand, können wir einen Blick werfen auf Fräulein von Klettenberg, deren Briefe und Aufzeichnungen er nachher im Wilhelm Meister zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" verarbeitete. Ihr Einfluß war eingestandenermaßen, sowohl damals als späterhin, sehr groß; nicht so sehr wegen der Wirkung ihrer Belehrung als wegen der Einsicht, die er in eine tief religiöse Natur erhielt. Die Klettenberg war weder bigott noch prüde. Ihr Glaube war ein inneres Licht, das milden Glanz um sie her strahlte. Durch ihren Einfluß bewogen, schrieb er eine Reihe geistlicher Oden nach dem damaligen Geschmack und erfreute mit diesen und anderen Gedichten seinen Vater hochlich, als er sie ihm reinlich abgeschrieben in einem Quartbande überreichte. Jedes Jahr solle er einen solchen Quartanten liefern, meinte der.

Digitized by Google

Eine ganz andere Art von weiblicher Einwirkung ist gleich daneben zu besprechen. In jener Zeit fühlte sein Herz die ersten Regungen der Liebe. Er war noch nicht fünfzehnjährig, als Gretchen, die Verwandte eines leichtfertigen Kameraden, seine Phantasie zuerst mit ihren Reizen beunruhigte. Die Geschichte ist kurz diese. Er geriet mit jungen Leuten von niederer Herkunft und einigermaßen bedenklichem Charakter in Bekanntschaft und machte auf ihren Antrieb sein poetisches Talent praktisch nutzbar: er schrieb Hochzeits- und Leichengedichte, deren Ertrag in heiteren Vergnügungen draufging. So kam er fast täglich mit Gretchen zusammen; aber so freundlich sie gegen ihn war, behandelte sie ihn doch nur als Kind und erlaubte ihm niemals die geringste Vertraulichkeit. Die Gesellschaft führte ein lustiges Leben, mit Picknicks und vergnüglichen Gelagen, und die Krönung Josephs II. zum römischen König (die Goethe so umständlich beschreibt) gab noch zu erhöhter Lustbarkeit Anlaß. Eines Tages, nachdem man sich den Tag über müde gesehen, vergaß das lustige Volk der Zeit und Mitternacht überraschte sie unversehens. Zu seinem Schrecken fand Wolfgang, daß er den Hausschlüssel nicht bei sich hatte, mittelst dessen ihm bisher gelungen war, sein nächtliches Treiben den Augen des Vaters zu verbergen. Gretchen machte den Vorschlag, die Gesellschaft solle beisammen bleiben und die Nacht verplaudern. Das wurde angenommen, aber wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, der Versuch mißlang: die Augenlider senkten sich müde und schwer; das Gespräch ging allmählich aus; zwei fremde Gäste entschlummerten zuerst; ein Freund mit seiner Schönen, ihren Kopf auf seine Schulter gelegt, saß in einer Ecke; ein anderer hatte die Arme auf dem Tische übereinandergelegt und schlief mit aufliegendem Gesichte. Es war still geworden in dem lauten Gemach. Gretchen und ihr kleiner Freund saßen in einer Fensterecke und unterhielten sich leise. Endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte das Köpfchen an seine Schulter und war gleich eingeschlummert. Zärtlich und stolz stützte er die reizende Last, bis auch er der Müdigkeit erlag. Als er wieder erwachte, war es heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte sich das Häubchen zurecht. Liebenswürdiger als je lächelte sie ihn an und drückte ihm beim Scheiden herzlich die Hand. Aber nun, wo er

Digitized by Google

ihr näher zu kommen hoffte, trat auch drohend die Lösung dieses Verhältnisses heran. Einige von jenen lustigen Gesellen hatten schlechte Streiche gemacht, Handschriften gefälscht u. dergl. Gretchen mit den Ihrigen wurde auch in die Anklage verwickelt, aber mit Unrecht. Wolfgang hatte eine strenge Untersuchung zu bestehen; da er durchaus schuldlos war, so kümmerte ihn das wenig, aber ein großer Kummer war es ihm, daß Gretchen in ihrer Aussage erklärte, sie könne nicht leugnen, daß sie ihn oft und gern gesehen, aber sie habe ihn immer als ein Kind betrachtet und ihre Neigung zu ihm sei wahrhaft schwesterlich gewesen. Man kann sich denken, wie entsetzlich übel er das nahm. Für einen Knaben, der gern für einen Mann gelten möchte, ist es wohl das Bitterste, wenn ein Mädchen, das er mit seiner Huldigung beehrt, ihn als Kind behandelt. Er litt schwer darunter, seinen Liebesroman so zerstört zu sehen; sein nächtliches Lager benetzte er mit Thränen, der Genuß von Speise und Trank war ihm schmerzlich, das Leben war ihm öde und leer.

Aber Stolz kam ihm zu Hilfe — Stolz und jene Beweglichkeit der Jugend, welche die übergroße Reizbarkeit durch eine besondere Zugabe von leichtem Sinn und glücklicher Vergessenheit ausgleicht. Er warf sich auf die Studien, namentlich auf das der Philosophie; ein Privatlehrer gab ihm dabei Anleitung. Diesen Lehrer, der einen staubigen Quartanten jeder Landschaft vorzog, mußte er tief in die Einsamkeit des Waldes zu locken, in „jene schönen belaubten Haine, wo ein armes verwundetes Herz sich verbergen kann", und er mußte sich dafür den Spott gefallen lassen, er erweise sich wie ein wahrer Deutscher, da schon unsere Urväter, wie Tacitus erzähle, an den Gefühlen sich erbaut hätten, welche uns die Natur in solchen Einsamkeiten so herrlich vorbereitet. Aber der Spott verleidete ihm seine Naturfreuden nicht. Er schwelgte in seinem ersten Schmerze; die Wollust der Melancholie, das Wahngebild von einer verlorenen Existenz trieb ihn in die Einsamkeit.

Oft machte er weitere Ausflüge in die Umgegend. In jenem Gebirge, das von frühester Kindheit auf so fern und ernsthaft vor ihm gestanden, fand er nun die Plätze seiner stillen Freuden. Homburg, Cronberg, Königstein, Wiesbaden, Schwalbach, Biebrich und

Digitized by Google

andere Orte wurden besucht; sein Geist füllte sich mit lieblichen Bildern — Knospen künftiger dichterischer Blüten.

Daneben wurden ernstere Studien nicht vernachlässigt. Seinem Vater zu gefallen, gab er sich fleißig mit der Jurisprudenz ab, und sich selbst zuliebe war er noch fleißiger in der Litteratur. Morhofs Polyhistor, Gesners Isagoge und Bayles kritisches Wörterbuch erfüllten ihn mit einem neuen Ehrgeiz — er wollte Universitäts-Professor werden! Es zeigt sich darin, wie auch sonst in seinem Leben, die seltsame Bestimmbarkeit seiner Natur, dem Chamäleon vergleichbar, das seine Farbe von jedem Baum annimmt, unter dem es gerade ruht.

Eine sehr merkwürdige Verbindung gehört dieser Zeit an. In der Nähe von Frankfurt hatte der junge Isenburg von Buri einen Gott und der Tugend gewidmeten Geheimbund junger Leute, die „arkadische Gesellschaft" gestiftet. Goethe bemühte sich, Mitglied derselben zu werden. Er wandte sich in einem Briefe vom 23. Mai 1764, dem ersten Briefe, den wir von Goethe kennen, an den Stifter und bat um Aufnahme in den Bund. In diesem Briefe entwarf er folgendes Bild seines Charakters:

„Einer meiner haupt Mängel ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die colerische Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben laßen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie Mann es von ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nemlich, daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, diß ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann. Ich hoffe, Ihr Geist, der sich nicht an Kleinigkeiten, wie das Ceremoniel ist, bindet, wird mir es verzeihen, glauben Sie aber, daß ich niemals die schuldige Hochachtung außer Acht setze.

„Noch eins fällt mir ein, ich habe auch denjenigen Fehler mit dem vorangeführten Mann gemein, nemlich, daß ich sehr ungedultig bin und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie, entscheiden Sie so geschwind als es möglich ist."

Digitized by Google

Die Entscheidung ließ auf sich warten. Der Archon, so nannte sich der Stifter, sowie ein angeblicher Freund Goethes, Schweitzer, der sich als Mitglied des Bundes Alexis nannte, hielten ihn hin, Letzterer mahnte sogar, den Bittenden „seiner Laster wegen“ nicht aufzunehmen, und Goethe scheint ferner nicht darauf bestanden zu haben, der Gesellschaft anzugehören.

Der Anfall von Trübsinn, von dem Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, dauerte jedenfalls nicht lange. Ein Kreis lebenslustiger Freunde — unter ihnen Horn, von dem wir gleich hören werden — zog ihn wieder in die Fröhlichkeit hinein. Ihre Meinung von seinen Talenten scheint außerordentlich groß gewesen zu sein, und ihre Liebe zu ihm, ihre Teilnahme an all seinem Thun war ein Vorspiel dessen, was er das ganze Leben hindurch erfahren sollte. In den wildesten Tagen seiner Universitätsjahre, in der übermütigen Genieperiode und in der Geheimratszeit — mochte seine Laune sein, wie sie wollte, mochte er Anstoß geben, welchen er wollte, immer wurde Alles vergeben und vergessen über dem unwiderstehlichen Zauber seiner Natur. Das Geheimnis dieses Zaubers war seine eigene überströmende Liebesfülle und seine wahrhafte Teilnahme für jede noch so entgegengesetzte Individualität.

Mit diesen flüchtigen Blicken auf seine Jugendzeit schließen wir dieses Buch, um die Zeit, wo er die Universität Leipzig bezog. Ehe wir ganz von dieser Periode scheiden, fassen wir, zur Orientierung für unsere weitere Darstellung, die Hauptzüge seines Charakters übersichtlich zusammen.

Fünfter Abschnitt.

Das Kind ist des Mannes Vater.

Wie aus den sanften runden Linien im Gesichte des Kindes schon die Züge sprechen, die sich nach Jahren zu festen Formen entwickeln, so lassen sich in den geistigen Zügen des Kindes die

Digitized by Google

Eigentümlichkeiten des Mannes nachweisen. Aber es ist mir oft so vorgekommen, als ob der Zusammenhang der Entwicklung in der Uebergangsperiode eine sichtliche Unterbrechung erleide, so nämlich, daß der Jüngling in vielen Beziehungen sowohl von dem verschieden erscheint, was er als Kind war, wie von dem, was er in reiferm Alter wird. Im Jünglingsalter, wo die Leidenschaften sich regen, verläßt der Charakter leicht die bis dahin innegehaltene Bahn. Die Leidenschaft mehr als der Charakter beherrscht die Stunde. So wird aus einem verständigen Knaben oft ein wilder Jüngling, aber wie er heranreift, kryſtallisiert er sich auch wieder zu fester Verständigkeit.

Bei Goethe war das sicherlich der Fall. Wäre er jung gestorben, so würde er unter die heiteren Naturdichter gezählt werden; da er aber das zweiundachtzigste Jahr erreichte, so kryſtallisierte sich durch fünfzig Jahre hindurch ein Charakter, der jeden Kritiker stutzig macht. Dürftig, wie die Nachrichten aus seiner Kindheit sind, geben sie uns doch die Hauptzüge des Mannes. Wir wollen sie rasch überblicken.

Zuerst seine Vielseitigkeit. Selten hat ein Knabe solche Vollständigkeit menschlicher Begabung gezeigt wie er. Die vielfältige Thätigkeit seines Lebens ist in den verschiedenartigen Strebungen seiner Kindheit im voraus gezeichnet. Er erscheint uns als ein ordnungliebender, etwas förmlicher, wißbegieriger, nachdenklicher, bedächtiger Knabe, als ein frühreifer Schüler, ein Alles verschlingender Leser, ein tüchtiger Philosoph auf eigene Hand, der so tapfer unabhängig für sich selbst denkt, daß er mit sechs Jahren die Güte seines Schöpfers, mit sieben Jahren die Gerechtigkeit des Urteils der großen Welt bezweifelt. Er ist erfinderisch, poetisch, stolz, liebevoll, flüchtig, sein Geist allen Einflüssen offen, von jedem Winde getrieben, und doch, während die Richtung seiner Thätigkeit so unstät und bestimmbar, ist er Herr über sich selbst. Die verschiedenartigsten Naturen, die widersprechendsten Ansichten interessieren ihn. Er studiert sehr fleißig, wie nur ein Bücherwurm fleißig sein kann; Sprachen, Mythologie, Altertümer, Juristerei, Philosophie, Poesie, Religion — Alles treibt er Eins nach dem Andern, aber daneben macht er alle Festlichkeiten mit, lernt das Leben in verschiedenen

Digitized by Google

Gestalten kennen und ist so halb ein kleiner Nachtschwärmer. Und wiederum von trüber, träumerischer Stimmung wird er heimgesucht und wälderwärts in die Einsamkeit treibt es ihn zu fliehen.

Hervorstechend indes unter seinen Charakterzügen sind Ernsthaftigkeit, Förmlichkeit, Verständigkeit. Er ist das gerade Gegenteil eines Nichtsnutz. Er macht seinen Eltern keine Sorge, was wohl aus ihm werden möge. Er scheint durchaus Herr seiner selbst. Das hat denn in späteren Jahren seine Beurteiler so stutzig gemacht; diese äußere Ruhe der Selbstbeherrschung, diesen Mangel an Enthusiasmus konnten sie mit ihren Begriffen von einem Dichter nicht vereinigen. Gewiß hatte er Enthusiasmus, wenn je Einer ihn hatte, — sofern nämlich enthusiastisch („des Gottes voll") sein so viel heißt, als von einer göttlichen Idee erfüllt und in ihrem Lichte rastlos thätig sein. Was man sonst Begeisterung nennt, der Aufruhr der Empfindungen und ihr Triumph über die machtlos gewordene Herrscherin Vernunft — das war ihm fremd; sein Verstand empfing den Hauptanstoß nicht von seinen Empfindungen. Während uns daher bei den meisten Dichtern zuerst ihr leicht bewegliches Gefühl mit all seinen Launen, Schwächen und menschlich schönen Verirrungen auffällt, begegnet uns bei Goethe, dem Knaben und Manne, nicht dem Jünglinge, zuerst sein Verstand mit seiner Klarheit, seiner Ruhe und seiner ärgerlichen Freiheit von Verirrung. Ich sage: ärgerlichen Freiheit; denn wir Alle übersehen ja so gern die Verirrungen des Enthusiasmus — die einen, weil sie unser Mitleid beanspruchen, die anderen, weil sie eine Gemeinsamkeit der Triebe zwischen dem Sünder und uns selbst darthun, — und wie erbarmungslos bekritteln wir dagegen die Erfolge der Vernunft, die kalten Berechnungen der Klugheit, die unsere Schwäche beschämen und von unserm Mitleid kein Almosen bedürfen! Warum wohl predigen wir Alle Klugheit und können sie doch nicht leiden? Vielleicht deshalb, weil wir dunkel fühlen, daß ohne die Irrtümer des Herzens das Leben seinen dauernden Reiz entbehren würde, und so finden gerade die Fehler, die aus unverständigem, unbedachtem Thun entspringen, vor dem natürlichen Gefühle Gnade, welches jenseits der rein verständigen Zwecke noch andere, höhere Ziele uns ahnen läßt. Das ist einer von den Gründen, warum

Digitized by Google

die Verirrungen im Leben genialer Männer uns so unauslöschliche Sympathie abnötigen.

Nach diesen Andeutungen darf ich an diejenigen, welche über die stille, auf sich selbst ruhende Hoheit Goethes im Alter sich nicht trösten können, wohl die Frage richten, ob sie dieselbe bei näherm Nachdenken nicht doch mit ihren Begriffen von dem Wesen eines Dichters vereinigen können? Wir predigen Vernunft, aber wir sympathisieren mit der Empfindung. Unsere Abneigung gegen jene entspringt aus der Meinung, sie sei mit dieser unverträglich. Wenn aber ein Mann die Herrschaft des Willens und des Verstandes mit der tiefsten und feinsten Empfindung vereinigt, müssen wir dann nicht sagen, er habe in lebendiger Einheit zu Ehren gebracht sowohl was wir lehren, als was wir lieben? Daß Goethe Beides in sich vereinigte, wird diese Lebensbeschreibung mehr als genügend beweisen. In den nächstfolgenden Abschnitten erscheint er wild, ruhelos, ziellos sich verirrend und so keck ausgelassen, daß dem glühendsten Verehrer genialer Wüstheit Genüge geschehen wird: bisweilen sind in dem Jünglinge der Knabe und der Mann kaum noch zu erkennen.

Noch ein Charakterzug muß hier beachtet werden, die ungeduldige Hast, mit der er von einem Gegenstande zum andern eilte. Sie lag seiner vielfältigen Thätigkeit nach so verschiedenen Richtungen hin zu Grunde, und andrerseits verschuldete sie es, daß er es nie in einer Sache zu der vollendeten Fertigkeit eines Meisters brachte. Er war außerordentlich bestimmbar, erhielt von jedem äußern Einflusse Anstoß und blieb nicht fest bei einer Sache, weil mit der Fähigkeit, Vieles aufzunehmen, eine Ungeduld verknüpft war, die ihn bald ermatten ließ. Es gibt Leute, die viele Sprachen lernen, aber die Grammatik auch nur einer einzigen Sprache niemals ganz beherrschen. Zu ihnen gehört Goethe. Leicht angeregt, seine Thätigkeit in einer neuen Richtung zu entfalten, hatte er nicht die Geduld, die ordentlich am Anfange anfängt und stufenweise zu sicherer Meisterschaft sich erhebt. Wie ein Adler stürzte er sich auf seine Beute; geduldig wie eine Katze darauf zu warten, war ihm versagt. Dieser ungeduldigen Hast muß es zugeschrieben werden, daß er so manche Werke unvollendet gelassen, manche andere in langen Zwischenräumen ruckweise beendet hat. Pro-

Digitized by Google

metheus, Mahomet, die natürliche Tochter, Elpenor, Nauſikaa, die Achilleïs u. a. ſind Fragmente geblieben; an Fauſt, Egmont, Taſſo, Iphigenie, Wilhelm Meiſter hat er lange Jahre gearbeitet. Was in wenigen Wochen, ſo lange der Anſtoß dauerte, gemacht werden konnte, das wurde fertig; größere Arbeiten zogen ſich durch eine ganze Reihe von Jahren hin.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Die Universitätsjahre.

1765 bis 1771.

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchten's nicht zu wissen;
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Oefer lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Der Leipziger Student.

Im Oktober 1765, eben sechzehn Jahre alt geworden, kam Goethe nach Leipzig, um sein akademisches Leben zu beginnen und, wie er hoffte, die solide Grundlage zu einer künftigen Professur zu legen. Er nahm seine Wohnung in der Feuerkugel am Neumarkt und wurde am 19. Oktober von dem Rektor der Universität als Student inskribiert.

Zuerst stellte er sich dem Hofrat Boehme vor, einem echten deutschen Professor, der durchaus in den engen Kreis seiner Fachwissenschaft festgebannt war und Litteratur und schöne Künste tief verachtete. Ganz offen teilte ihm Goethe seinen geheimen Plan mit, statt der Jurisprudenz, wie der Vater verlangte, die schönen Wissenschaften, Altertum und Kunst zu studieren; aber der Hofrat riet ihm aufs ernstlichste ab. Es war nicht schwer, den leicht bestimmbaren Studenten zu überzeugen, daß eleganten Juristen, wie Otto und Heineccius, nachzustreben, der rechte Ehrgeiz für einen tüchtigen Menschen sei. Goethe ging denn auch mit Eifer an die Arbeit, wie Studenten das gewöhnlich thun, wenn sie zuerst die Spitze der Gelehrsamkeit aufsuchen. Philosophische und juristische Vorlesungen besuchte er anfangs so emsig, daß sein Vater eine rechte Freude daran gehabt hätte. Diesem schrieb er: „Ich kenne nichts Herrlicheres und Ehrenvolleres als einen Professor. Ich bin von ihrem Ruhme so entzückt, daß ich einzig und allein danach strebe, ihnen zu gleichen.“ Aber dieser Anflug von Fleiß und Ehrerbietung ging schnell vorüber. Gegen die Logik bekam er bald einen unüberwindlichen Widerwillen. Er hungerte nach Realitäten, Begriffe konnten ihn nicht befriedigen. Es kam ihm „wunderlich vor, daß er diejenigen Geistesoperationen, die er von

Digitized by Google

Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet hatte, so auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen" und etwa noch ihren wissenschaftlichen Namen zu erfahren. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott, versichert Goethe, habe er ungefähr so viel zu wissen geglaubt, als der Lehrer selbst, und an mehr als an einer Stelle schien es ihm „gewaltig zu hapern". Mit den juristischen Kollegien wurde es bald eben so schlimm; denn er wußte gerade schon so viel, als der Lehrer ihm zu bieten für gut fand; er konnte sich nicht damit befreunden, daß der Lehrer der Pandekten in einem Semester von den fünfzig Büchern nur dreizehn durchnahm, und daß der Professor der römischen Rechtsgeschichte in seiner Erzählung nur bis zum zweiten punischen Kriege gelangte. Aeußere Störungen kamen dazu. Als gegen Fastnacht in der Nähe des Hörsaals, gerade um die Stunde der Vorlesung, „die köstlichsten Krapfeln heiß aus der Pfanne kamen", so verlor, wie Jeder denken kann, der sechzehnjährige Leichtsinn vollends alle Kollegien aus dem Gedächtnis.

Leichtsinnig war er und wild und etwas roh, sowohl in der äußern Erscheinung als in seinem Dialekt. Er hatte die derberen Frankfurter Manieren, einen stark oberdeutschen Accent und provinzielle Wendungen mit nach Leipzig gebracht, die für die dortige feinere Konversation um so weniger paßten, als er sie mit biblischen Kernworten und „treuherzigen Chroniken-Ausdrücken" mischte. Ja, selbst seine Kleidung stand in einem unangenehmen Gegensatze zu der Mode, nach der die sogenannte gute Gesellschaft sich trug. Seine Garderobe war recht ansehnlich, aber in erhöhtem Grade provinziell; nicht nur war sie nach Frankfurter Schnitt, sondern in diesem Schnitt von einem Bedienten des sparsamen Vaters noch besonders wunderlich gemacht. Er selbst hielt sich für recht schmuck gekleidet; bald aber enttäuschten ihn wiederholte Neckereien und ernsthafte Vorstellungen seiner Freundinnen. Um seinen Verdruß voll zu machen, trat eines Tages auf dem Theater der (damals sehr beliebte) poetische Dorfjunker in einer ähnlichen Kleidung auf und erregte in dieser seltsamen Tracht lautestes Gelächter; da war denn kein Halten, er tauschte seine sämtliche Garderobe gegen neumodische Kleider um.

Eine Stelle aus einem Briefe, den er bereits am 20. Oktober

Digitized by Google

an seinen Frankfurter Freund Riese schrieb, mag uns ein kleines Bild von den ersten Eindrücken des Leipziger Lebens geben: „Ich habe heute zwei Collegien gehört, die Staatengeschichte bei Professor Böhme, und bei Ernesti über Cicero's Gespräche vom Redner. Nicht wahr, das ging an. Die andere Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. — Gottscheden habe ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Jfr. Obristleutnantin. Jhr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schue groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. — Ich mache hier große Figur! Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunst um fleißig zu sein. Jn Gesellschaften, Concert, Komoedie, bei Gastereyen, Abendessen, Spazierfahrten so viel es um diese Zeit angeht. Ha! das geht köstlich. Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst Du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten 2 Louisd'or. Helft! da ging eine. Himmel, schon wieder ein paar. Groschen die hier sind wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche. Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. Die Messe ist um. Und ich werde recht menageus leben. Da hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthlr., was sage ich mit 200 Rthlr. auszukommen. NB. das nicht mitgerechnet, was schon zum Henker ist."

Von den Vorlesungen unbefriedigt, suchte er anderweitige Belehrung. An der Mittagstafel bei dem Hofrat Ludwig, wo er täglich speiste, traf er mehrere junge Mediziner. Fast nur von Botanik war da die Rede und die Namen Haller, Linné und Buffon hörte er fortwährend mit Verehrung nennen. Jmmer bereit, auf die Jnteressen seiner Umgebung einzugehen, kam er so auf einmal in diese Studien hinein; aber mit so leidenschaftlichem Eifer er sie später betrieb, damals berührte er sie nur obenhin. Eine andere Quelle der Bildung wartete seiner, die er sein lebenlang dankbar anerkannte, nämlich die Gesellschaft der Frauen.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an —

sagt er im Tasso, und hier, in Leipzig, ließ er sich von Frau Böhme nicht nur über gesellschaftlichen Verkehr, sondern auch in

Digitized by Google

den Grundsätzen des guten poetischen Geschmacks gern belehren. Diese feine, gebildete Frau verstand es, ihn in die Gesellschaft zu ziehen, seine provinziellen Sitten und Ausdrücke abzuschleifen und endlich ihn zu überzeugen, daß die Dichter, die er damals bewunderte, nichts taugten, und daß seine eigenen Gedichte nichts Besseres wert seien als das Feuer. Wie er seine Garderobe auf einmal ganz geopfert hatte, so sollte er nun auch den Vorrat an Gedichten preisgeben, den er so stolz von Hause mitgebracht hatte. Er sah ein, daß seine Jugendarbeiten schlechtes Zeug seien, daß seine Gedichte des wahren Lebens entbehrten, und so verbrannte er eines Tages „Poesie und Prosa, Plane, Skizzen und Entwürfe sämtlich zugleich auf dem Küchenherde", und die Flamme riß sie fort in alle Winde.

Die Gesellschaft wurde bald schal für ihn. Er ward unruhig, unglücklich. Die Karten boten ihm keinen Reiz und litterarische Gespräche wurden ihm lästig. „Ich habe Euch lange nicht geschrieben," berichtet er (28. April 1766) an seinen Freund Riese. „Verzeiht es mir. Fragt nicht nach der Ursache! Die Geschäfte waren es wenigstens nicht. Ihr lebt vergnügt in M., ich lebe hier ebenso. Einsam, einsam, ganz einsam. Bester Riese, diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget.

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich entfernt von jedermann
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

„So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Mädgen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephir, der mich zu erfrischen
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord,

Digitized by Google

Und trägt entriſſne Blüten fort.
Voll Zittern flieh ich dann den Ort,
Ich flieh und ſuch in öden Mauern
Einſames Trauern.

„Aber wie froh bin ich, ganz froh. Horn hat mich durch ſeine Ankunft einem Theil meiner Schwermuth entriſſen. Er wundert ſich, daß ich ſo verändert bin.

Er ſucht die Urſach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und ſieht mir ins Geſicht.
Doch wie kann er die Urſach finden,
Ich weiß ſie ſelbſten nicht.

„.... Ich muß doch ein wenig von mir ſelbſt reden.

Ganz andre Wünſche ſteigen jetzt als ſonſt
Geliebter Freund, in meiner Bruſt herauf.
Du weißt, wie ſehr ich mich zur Dichtkunſt neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen ſchlug,
Mit dem ich die verfolgte, die ſich nur
Dem Recht und ſeinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen ſanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgeſtreckte Hände
Voll Sehnſucht reichten. Ach du weißt, mein Freund,
Wie ſehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leyer zwar
Manch ſtolzes Lied, das aber nicht die Muſen,
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz
Der glaubt es, daß ſo tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meiſterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern,
Und auch vielleicht mir, von der Götter Hand,
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab ſie ſchon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als ſchnell der Nebel
Vor meinen Augen ſank, als ich den Ruhm
Der großen Männer ſah, und erſt vernahm,

Digitized by Google

Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor, und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmahl zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

„Werdet nicht über meinen Galimathias böse .... Lebt wohl .... Liebt mich. Lebt wohl. Lebt wohl."

Dieser Brief ist nicht bloß wegen des Aufschlusses über Goethes geistigen Zustand interessant, sondern die Verse, in die er sich wie von selbst ergießt, beweisen auch, daß er bei seinen Freunden schon damals für einen künftigen Dichter galt. Das Geständnis in den Schlußversen stammt offenbar aus dem Verkehr mit Frau Böhme, aber nicht jeder junge Dichter hätte sich so leicht entmutigen lassen. Selbst Goethes Entmutigung dauerte nicht lange. Sein nachheriger Schwager Schlosser kam nach Leipzig und veranlaßte ihn durch Lehre und Beispiel zu erneuter Thätigkeit; er machte deutsche, französische, englische, italienische Gedichte, die er an seine Schwester, an Schlosser und an Frankfurter Freunde richtete.

Schlosser, zehn Jahre älter als er, regte ihn durch seine Ueberlegenheit an Kenntnissen und Gewandtheit zur Nachahmung an und war ihm daneben durch Einführung in einen Kreis litterarischer Freunde förderlich. Das war eine Tischgesellschaft, die sich bei dem Weinhändler und Hauswirt Schönkopf, am Brühl Nr. 79, versammelte. Schönkopfs Frau, eine lebhafte, gebildete Dame, zog durch ihre Frankfurter Beziehungen — sie stammte aus einer dortigen Familie — Frankfurter Reisende in ihr Haus. Bald stand Goethe mit ihr auf befreundetem Fuße, gehörte mit zur Familie und verliebte sich in die Tochter. Diese Tochter war Anna Katharina oder Käthchen, von Goethe in Dichtung und

Digitized by Google

Wahrheit unter dem Namen Aennchen oder Annette eingeführt. Ihr noch vorhandenes Bild ist sehr hübsch. Damals war sie neunzehn Jahr alt, ein munteres verliebtes Mädchen; wie hätte sie unempfänglich sein sollen für die Liebe dieses herrlichen Jünglings mit all den Reizen seiner Schönheit? Sie sahen einander täglich, mittags bei Tisch und abends, wo er mit seinem stümperhaften Flötenspiel ihren Bruder zum Klavier begleitete. Auch Theater wurde in dem Freundeskreise gespielt. Minna von Barnhelm, damals ganz neu, war unter den aufgeführten Stücken. Es ging dabei sehr einfach her; in einem Stücke, „Herzog Michel", spielte eine Nachtigall eine Hauptrolle; um sie darzustellen, wurde aus einem Taschentuche, so gut es eben gehen wollte, eine Vogelgestalt gedreht.

Aus dieser Zeit sind uns zwei Briefe erhalten, die von Goethes damaligem Treiben ein so interessantes Bild geben, wie wir es in seiner eigenen Darstellung oder der eines andern Biographen vergebens suchen würden. Sie sind von seinem Freunde Horn, der in der letzten Frankfurter Zeit sein täglicher Genosse gewesen und Ostern 1766 auch nach Leipzig gekommen war; beide sind an Moors, einen gemeinsamen Frankfurter Bekannten, gerichtet, der erste unterm 12. August 1766.

„Von unserem Goethe zu reden! — Das ist immer noch der stolze Phantast der er war als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähst, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden, oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jeziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Academie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerley; man mag ihm seine Thorheit vorhalten, so viel man will.

Man mag Amphion seyn und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kan man zur Klugheit bringen.

„Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesell-

Digitized by Google

schaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat (bloß weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Gebehrden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur säheſt!

il marche à pas comtés,
Comme un Recteur suivi des quatre Facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher, und Er sucht auch denselbigen wo er kan zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, daß er mit mir über die Straße gehen sollte. „Was würde der König von Holland sagen, wenn er ihn in dieser Positur sähe?*) Schreibe doch bald wieder an ihn und sage ihm deine Meinung. Er bleibt sonst samt seiner gnädigen Fräulein närrisch. Wenn mich nur der Himmel so lange ich hier bin vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibsvolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß du Sie ein einzigmal säheſt, sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist alles, womit sie Goethen bezaubert hat. Lieber Freund! ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurth. So gute Freunde wir auch sonst waren, so vertragen wir uns jetzo kaum ¼ Stunde. Doch mit der Zeit hoffe ich ihn noch zu bekehren, ob es schon schwer ist, einen Narren klug zu machen. Doch ich will alles mögliche daran wagen.

Ach fruchtete dieſs mein Bemühn!
Ach könnt ich meinen Zweck erreichen,
Ich wollt nicht Luther, nicht Calvin
Noch einem der Bekehrer weichen. —

„Du kannst ihm nur alles wieder schreiben, was ich Dir erzählt habe. Es ist mir recht lieb, wenn Du es thust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn Er wird doch nicht so leicht böse auf mich; wann wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen. — So viel von Ihm, künftig mehr — . . . Leb wohl und vergiß nicht Deinen Horn."

*) Stelle aus Holbergs Luſtſpiel „Bramarbas".

Digitized by Google

Moors befolgte den Rat Horns und drückte dem Freunde sein Erstaunen und seine Mißbilligung über die unvorteilhafte Veränderung unverhohlen und, wie es scheint, ziemlich derb aus. Im Oktober erhielt er durch Horn folgende nicht minder überraschende Aufklärung.

„— Aber lieber Moors! welche Freude wird dir es sein, wenn ich dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrogen, und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß dir die ganze Sache, wie er sie mir selbst erzählt hat, erzählen, denn er hat es mir aufgetragen, um ihm die Mühe, die es ihm machen würde, zu ersparen. — Er liebt, es ist wahr, er hat es mir bekannt und wird es auch dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn in Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das du selbst lieben würdest, wenn du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werd ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene sanfte einnehmende Mine, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand ohne die gröste Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommenen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wiederliebt, weiß ich nicht. Du weißt lieber Moors! das ist so eine Sache nach der sich nicht gut fragen lassen läßt, so viel aber kann ich dir sagen, daß sie für einander gebohren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe im Verdacht haben mögte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten

Digitized by Google

seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite Ihn manchmal zu Ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in Sie. Mittlerweile hält man ihn nun in die Fräulein — doch was brauchst du ihren Namen zu wissen, verliebt und man vexirt ihn wohl gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt Sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertrautheit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Parthey nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weist, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kan. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das würklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hofnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß Sie ihn wiederliebt, wie elend muß er erst da sein. Ich brauche dir das nicht zu erklären, da du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines und das andere davon selbst an dich schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich hab nicht nöthig dir das Stillschweigen hierbey zu empfehlen, da du selbst siehest, wie nöthig es ist . . ."

Einen so phantastischen Jüngling nun, wie hier Goethe geschildert ist, denke man sich in dem sichern Gefühle, daß seine Liebe erwidert werde, und man wird es begreiflich finden, daß er in jugendlich übermütiger Laune sich darin gefiel, die Geliebte zu quälen. Niemand ist grausamer als die Jugend, und sobald verliebte junge Leute sich ihres Sieges gewiß fühlen, sind sie nur zu geneigt, unter den nichtigsten Vorwänden in ausgesuchter Quälerei sich zu ergehen.

Er ärgerte sie mit willkürlichen und tyrannischen Grillen, und durch ungegründete und geschmacklose Eifersüchteleien verdarb er ihr und sich die schönsten Tage. Er geriet über Kleinigkeiten in wahnsinnige Leidenschaft. Ein Brief, den er in einem derartigen

Digitized by Google

Ausbruche an Behrisch schrieb (10. Oktober 1767), gemahnt in Sprache und Stimmung an die spätere Wertherepoche. Aber er erkannte noch zur rechten Zeit seine Thorheit und seine Pflicht. Mit echter männlicher Würde trennte er sich von dem Mädchen, da er ihr keine Hoffnung machen wollte, die er nicht zu erfüllen imstande war. Nach zweijährigem Bestande wurde das Verhältnis aufgelöst (26. April 1768). „Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf."

Außer einigen lyrischen Gedichten ist ein ganzes Schäferspiel der poetischen Darstellung dieser Liebeshändel gewidmet; es heißt: „die Laune des Verliebten". Als die erste uns erhaltene dramatische Arbeit des großen Dichters und zugleich als das erste Zeugnis für die Richtung, Selbsterlebtes dichterisch zu gestalten, ist dieses kleine Stück sehr interessant. In dem Singspiel „Erwin und Elmire" hat er später einen ähnlichen Gegenstand in sehr verschiedener Weise behandelt, aber der erste Versuch ist interessanter als dieser spätere.

Zwei glückliche und zwei unglückliche Liebende sind einander etwas künstlich gegenübergestellt; unter den beiden letzteren sind Käthchen und der Dichter gemeint. Handlung ist in dem Stücke nicht viel; es wird von Liebe geschwatzt, die echte Treue in einigen glücklichen Versen gepriesen und auch in das verschlungene Getriebe der Leidenschaft fällt hie und da ein Blick. Eridon, der eifersüchtige Liebende, quält seine Geliebte auf eine Weise, die zugleich launisch und doch natürlich ist; mit bewundernswürdiger Wahrheit beklagt die Geliebte und — entschuldigt seine Eifersucht:

Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er mich an zu plagen,
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur sagen,
Gleich ist er umgekehrt, die wilde Zankſucht flieht,
Er weint sogar mit mir, wenn er mich weinen sieht.

Und an einer andern Stelle heißt es treffend und charakteristisch:

Da er kein Elend hat, will er sich Elend machen.

Amine, die Geliebte Eridons, ist ebenfalls mit feinen Zügen gezeichnet. Ihre liebevolle, vergebende, geduldige Natur ist aus dem

Digitized by Google

Leben gegriffen. Die beiden folgenden Verse, die sie spricht, atmen die reine Zärtlichkeit der Liebe:

Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch;
Du quälst mich als Tyrann; und ich? ich lieb dich noch.

Eine Zeile noch und es mag genug sein: Egle, die glückliche Geliebte, beweist dem Eridon, Aminas Neigung zum Tanze thue ihrer Liebe zu ihm keinen Eintrag, da nach dem Tanze ihr erster Gedanke sein werde, ihn zu suchen —

Und durch das Suchen selbst wirst du ihr immer lieber.

In solchen Zügen, wie diese, zeigt sich der künftige Dichter. Aber mehr noch in der Wahl seines Gegenstandes. Hier wie immer in seinem Leben, betrügt er sich nicht damit, erheuchelte Leiden in heuchelnde Verse auszuströmen; nur was er erlebt hat, legt er in seinen Versen nieder. Er läßt sich nicht darauf ein, aus „Büchern und Papier" Charaktere und Ereignisse zu nehmen; seine Seele ist der Quell seiner Dichtung. Er singt, was er selbst empfunden und weil er es selbst empfunden, nicht weil Andere vor ihm gesungen. Nicht ein Echo fremder Freuden und Leiden sind seine Lieder; sie singen von eigenem Glück und Gram. Das ist der Grund, weshalb sie einen so unvergänglichen Reiz haben; sie gehen zu Herzen, weil sie von Herzen kommen; sie sind ewig wie die Leidenschaft selbst.

Alle seine Schriften, hat er nachdrücklichst gesagt, „sind nur Bruchstücke einer großen Konfession", und es gilt von ihm, was Horaz so schön von dem Dichter Lucilius sagt:

Gleich als treuen Genossen vertraut' einst dieser den Schriften
Herzensgeheimnisse an. Niemals, ob ihm Schlimmes begegnet,
Wandt' er sich anders wohin, ob Erfreuliches; also daß hierin
Völlig das Leben des Greises enthüllt wie ein Weihegemälde
Vor uns liegt.

Daß jede andere Art der Produktion nichtig und leer sei, davon hatte er die klarste Einsicht. Aus den vielen Stellen in Gesprächen und Briefen, in denen er das ausgesprochen, mag hier ein charakteristisches Wort stehen, welches Riemer aufbewahrt hat.

Digitized by Google

„Es wird," so scherzte Goethe im Jahre 1806, „bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre ποίησις, wo die Gegenstände ἐν ποιήσει, in der Mache sind, eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz spaßte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil sie alles zusammendrängen, und kommen mir vor wie eine Art Wurstmacher, die in den Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Silbenfülle stopfen." Für ihn begann schon in Leipzig die entgegengesetzte Richtung, von der er dann sein ganzes Leben nicht abweichen konnte, „nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen."

Jung, vorwitzig und leidenschaftlich, wie er war, verstieß er natürlich oft mit wilden ausgelassenen Streichen gegen die Regeln der bürgerlichen Sitte. Sein Gefährte dabei war Behrisch, jener seltsame Kauz, den er in Dichtung und Wahrheit mit so liebevoller Genauigkeit schildert, ein Mann von sarkastischem Witz, der als feste Unterlage für alle seine Thorheiten einen tüchtigen gesunden Menschenverstand besaß. Durch ihn wurde Goethe mit einigen jungen Damen bekannt, die besser waren als ihr Ruf, und auch in andere Beziehungen eingeführt, die mehr für den künftigen Dichter als für den guten Namen des jungen Studenten förderlich waren. Auch auf seinen litterarischen Geschmack wirkte Behrisch ein; er verleidete ihm durch Spott alle Neigung, Götter, Göttinnen und die sonstigen hohlen Scheingestalten aus der Mythologie noch länger seine Verse verunstalten zu lassen; er ließ ihn mit seinem Dichten gewähren, aber nur unter der Bedingung, daß er nichts drucken lasse, und beschwichtigte das ungeduldige Verlangen des jungen Autors, sich gedruckt zu sehen, dadurch, daß er selbst seine Gedichte auf das Zierlichste abschrieb und mit Vignetten ausschmückte.

Goethes Freunde waren sehr unzufrieden, ihn aus der guten Gesellschaft in so bedenkliche Verbindungen treten zu sehen. Dem Dichter aber widerfuhr dabei nichts Schlimmes; vielmehr sammelte er Erfahrung, und Erfahrung selbst über die Schattenseiten der Menschennatur wird zu edlen Zwecken sich abklären.

Digitized by Google

Es war natürlich, daß solche bittere Erfahrung ihn zunächst verleitete, auf die ganze gesellschaftliche Maschine mit Verachtung hinzublicken. Um sich Luft zu schaffen, entwarf er, wie er erzählt, den Plan zu mehreren Schauspielen, aber die Verwicklungen waren sämtlich so ängstigend und die Stücke endeten so tragisch, daß er die Ausarbeitung unterließ. Bekannt geworden ist von diesen Stücken nichts; kleine Fragmente des Trauerspiels „Belsazar", des Lustspiels „Der Tugendspiegel" zeigen keine Aehnlichkeit mit der hier von Goethe gegebenen Charakteristik. „Die Mitschuldigen" sind das einzig fertig gewordene Stück; es steht noch jetzt unter seinen Werken, aber wird nur selten gelesen. Doch verdient es eine rasche Prüfung und als die Arbeit eines noch nicht zwanzigjährigen Jünglings ist es sehr beachtenswert. Es ist voll Leben, stark an wirkungsvollen Situationen, und von den Charakteren sind zwei recht glücklich gezeichnet: der schuftige Söller und sein Schwiegervater, der neugierige Wirt. Der Inhalt des Stücks ist folgender: Söllers Frau hat vor der Ehe den Alceſt geliebt, und das Benehmen ihres Ehemanns gegen sie ist nicht gerade derart, um sie den frühern Geliebten vergessen zu machen, der, beim Beginn des Stücks, in ihres Vaters Gasthof wohnt. Alceſt verlangt von ihr die Einwilligung zu einer Zusammenkunft in seinem eigenen Zimmer, während Söller auf dem Maskenball ist. Unglücklicherweise hat Söller den Entschluß gefaßt, gerade in derselben Nacht den Alceſt zu bestehlen. Heimlich betritt er das Zimmer, öffnet den Schreibtisch, nimmt das Geld, — da erschreckt ihn ein Geräusch, er verbirgt sich im Alkoven und sieht seinen Schwiegervater in das Zimmer treten. Der alte Mann brennt vor Neugierde, den Inhalt eines Briefes zu erfahren, den Alceſt an demselben Tage erhalten hat; er will ihn jetzt heimlich lesen. Aber er wird wiederum durch seine Tochter unterbrochen; er läßt das Licht fallen und entflieht. Nun muß Söller mit verhaltenem Grimm Zeuge der freundschaftlichen Zusammenkunft seiner Frau mit Alceſt sein — eine Situation, die, wie das ganze Stück, halb lächerlich, halb verletzend, zwar dramatisch, aber widerwärtig ist. Am Morgen darauf wird der Diebstahl entdeckt; Sophie hält ihren Vater für den Dieb; er gibt ihr das Kompliment zurück, ja von seiner Neugier getrieben geht er so weit, daß er, für die Erlaub-

Digitized by Google

nis den geheimnisvollen Brief lesen zu dürfen, dem Alceſt seinen Verdacht mitteilt. Daß ein Vater einer erbärmlichen Neugier so die eigene Tochter zum Opfer bringt — das ist zu stark; in dem sonst von großer Reife zeugenden Stücke ist dies der einzige Zug, der die Jugendlichkeit des Verfassers verrät. Empört über eine solche Beschuldigung, wirft Sophie die Anklage auf ihren Vater zurück; es kommt zu sehr unangenehmen Zänkereien, bis endlich Söller durch die Andeutung, daß er die nächtliche Zusammenkunft mit angehört, sich selbst verrät und zugleich vor Bestrafung schützt. Die Moral ist: Mitschuldige müssen einander vergeben und vergessen!

Zweiter Abschnitt.

Geistige Eigentümlichkeiten.

Die ebenerwähnten beiden dramatischen Arbeiten können als der eigentliche Anfang von Goethes dichterischer Laufbahn gelten, weil er in ihnen wirklich Erlebtes poetisch gestaltete. Sie bieten uns Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über seine Eigentümlichkeiten, deren genaue Erkenntnis das Verständnis seines Lebens und seiner Schriften erleichtern wird.

Man unterscheidet die entgegengesetzten geistigen Richtungen oft mit den Ausdrücken: subjektive und objektive Geister. Ein objektiver Geist geht darauf aus, die Dinge unmittelbar, in ihrer positiven Wirklichkeit anzuschauen; die Richtung subjektiver Geister ist, sie ideell in ihrer Bedeutung für den Menschengeist aufzufassen. Natürlich ist kein Geist ausschließlich subjektiv oder ausschließlich objektiv, aber jeder Geist ist überwiegend das eine oder das andere. Jener steigt mit seinem Denken von der Natur aufwärts, geht von der Wirklichkeit aus und verliert sie niemals lange aus den Augen, selbst nicht auf dem kühnen Fluge der Hypothese und Spekulation; dieser steigt von der Idee abwärts, geht von einer idealen Vorstellung, einem aprioriſchen Standpunkte aus, von dem er zu der Wirklichkeit gleichsam als sichtbarem Bilde, als einem Symbole des tiefern und höhern idealen Seins gelangt.

Digitized by Google

Reales und Ideales stehen als die Endpunkte zweier entgegengesetzter Gedankenreihen einander gegenüber. In der Philosophie, der Moral, der Kunst sind diese beiden Principien in fortdauerndem Widerstreit. So suchen in der Moral die Subjektiven (die Platoniker) die höchste Sittlichkeit außerhalb der menschlichen Natur und nicht in der gesunden Entwicklung aller unserer Kräfte und in ihrem richtigen Zusammenwirken, und durch die Unterdrückung wesentlicher Triebe hoffen sie den Menschen über sich selbst zu heben. Ein Ideal nennen sie, was die Wirklichkeit nie erreichen kann, aber wonach wir immer streben sollen. Sie setzen von außen an, statt von innen heraus zu entwickeln. Aus ihrem Innern oder aus überlieferten Sätzen nehmen sie eine willkürliche Form und in diese hinein versuchen sie die organische Thätigkeit der Menschennatur zu gießen.

Hätte diese Schule nicht den mächtigen Trieb des Fortschrittes und das Streben nach einem Höhern für sich, so könnte sie sich nicht behaupten. Aber indem sie jenes Streben befriedigt, wiegt sie manches Gemüt ein und gewinnt es für sich. Dichterische und erregbare Naturen stimmen ihr am willigsten zu; vor lauter Entzücken über das, was ein Dichter aus dem Menschen macht, vergessen sie gern, was der Mensch wirklich ist. Für solche Naturen muß alle Gestalten der Dichtung ein überirdischer Glanz — aus Nebel halb und halb aus Sonnenschein — umstrahlen; die Helden müssen Halbgötter sein, an denen kein Fehler entdeckt werden kann, und die Bösewichter Teufel, für die kein menschlich Mitleid eine Rechtfertigung zu finden vermag.

Um diese Auseinandersetzung nicht zu einer Abhandlung zu erweitern, sage ich kurz: Goethe gehört zur objektiven Klasse. „Ueberall bei Goethe," sagt Franz Horn, „sind wir auf festem Land oder Inseln; nirgends die unendliche See." Eine bessere Charakteristik ist nie in einem Satze geschrieben worden. Auf jeder Seite seiner Werke tritt ein starkes Gefühl für das Wirkliche, das Konkrete, das Lebendige, und ein eben so starker Widerwille gegen das Unbestimmte, das Abstrakte, das Ueberschwängliche hervor. Sein stetes Streben war, die Natur zu studieren, um sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen und nicht durch die Nebel der Phantasie oder durch die Verzerrungen des Vorurteils, die Menschen

Digitized by Google

zu beobachten und zu erkennen, die Dinge zu begreifen, wie sie sind. In seiner Auffassung des Weltalls konnte er Gott nicht davon trennen, ihn nicht darüber oder jenseits stellen, wie die Philosophen, welche den lieben Gott das Weltall um seinen Finger wirbeln und zusehen lassen, wie es sich dreht. Solch eine Auffassung empörte ihn. Er beseelte das Weltall mit Gott; er beseelte die Materie mit göttlichem Leben; er sah in der Wirklichkeit die Verkörperung des Ideals, in der Sittlichkeit das hohe harmonische Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte, in der Kunst die höchste Vollendung des Lebens.

Bei einer kritisch aufmerksamen Durchsicht seiner Werke ergiebt sich, daß die konkrete Richtung seines Geistes erstens die Wahl der Stoffe, zweitens die Behandlung der Charaktere, drittens seinen Stil bestimmt, und durchweg thätig tritt uns das Gesetz seines Geistes entgegen, wonach seine schöpferische Kraft sich nur in Verbindung mit selbsterlebten Empfindungen regte. Seine Einbildungskraft war nicht, wie bei vielen Anderen, unaufhörlich beschäftigt, Bilder zu erfinden und zu verknüpfen, die für sich selbst, ohne die Prüfung, ob sie auch den Anblick der Wirklichkeit ertrügen, Geltung hätten; seine Einbildungskraft verlangte diese Prüfung und nur auf dem sichern Boden der Wirklichkeit war sie zu Hause.

Das ist der Grund, warum er Menschen darstellen mußte, nicht Halbgötter und Engel — Egmonts und Klärchen, nicht Posas und Theklas. Das ist auch der Grund, warum seine Gestalten ihre Moral in sich tragen und nicht eine „Moral zum Schluß“ ihnen äußerlich angehängt ist, als Wahrspruch sozusagen eines außerhalb der Sache stehenden Richters. Endlich — und das ist besonders hervorzuheben — endlich unterliegt auch sein Stil, sowohl in Poesie als in Prosa, demselben Gesetze. So sehr derselbe durch Bilder belebt ist, ist er doch kaum bilderreich. Die meisten Dichter beschreiben die Dinge durch figürliche Wendungen oder Vergleichungen; Goethe sagt selten von einem Dinge, wem es gleich ist; er sagt, was es ist.

Durch diese seine realistische Tendenz wurde Goethe auch bei der Wahl der Stoffe zu seinen ersten Dramen bestimmt. Statt die Zaubergärten der Armida zu durchschweifen, statt sich in die

Digitized by Google

entlegenste Vergangenheit zu werfen, statt in den verschlungenen Netzen eines modernen Stoffes sich fangen zu lassen, dramatisiert dieser Knabe von einem Dichter seine eigene Erfahrung, seine eigene Beobachtung. Er schaut in sein eigen Herz, wirft Blicke in die Abwege der Civilisation, und neugierig beobachtend durchwandert er schmutzige Straßen und dunkle, schaurige Gänge. Besonders auffallend ist dabei, daß der Anblick so vieler Verderbnis unter der Oberfläche der Gesellschaft ihn nicht zu grimmiger Entrüstung aufregt, ihm keinen Schmerzensruf abnötigt. In der Jugend hat die Zerstörung von Illusionen gewöhnlich cynischen Menschenhaß oder heftige Anklagen gegen die Menschheit zur Folge. Goethe wurde weder cynisch noch entrüstet. Er scheint die Sache als eine Thatsache hingenommen zu haben, gegen die man zur Abhilfe ruhig ankämpfen müsse; er war mit dem jüngern Plinius der Ansicht, zur Gerechtigkeit gehöre Nachsicht, und dem Lieblingssatze des strengen, aber menschlich fühlenden Thraseas: „wer die Fehler der Menschen haßt, haßt die Menschen selbst", stimmte er zu und zeichnete diesen Ausspruch in sein Straßburger Tagebuch ein. Denn in den „Mitschuldigen" führt er uns eine Sorte von Leuten vor, deren jeder sich damit tröstet, die anderen seien nicht besser als er selbst, und wie er in späteren Jahren sagte, hat er eben dieses Stück, ohne sich dessen bewußt zu sein, von dem „höhern Gesichtspunkte einer vorsichtigen Duldung bei moralischer Zurechnung" geschrieben und jenes höchst christliche Wort darin aussprechen wollen: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf.

Dritter Abschnitt.

Kunststudien.

Frau Böhme starb. In ihr verlor Goethe eine mütterliche Freundin, die sein leichtsinniges Treiben einigermaßen in Schranken gehalten und ihn an die Gesellschaft geknüpft hatte. Ihr Mann war schon lange vorher kalt gegen ihn geworden, da er alle Hoff-

Digitized by Google

nung, einen zweiten Heineccius aus ihm zu machen, aufgeben mußte. Für Professoren war das Treiben des Leipziger Studenten nicht eben viel versprechend, aber nun der Erfolg vor uns liegt, sehen wir wohl ein, wie viel besser Goethe sich beschäftigte, als wenn er hundert Hefte in den Vorlesungen fleißig vollgeschrieben hätte. Er studierte viel; er las Molière und Corneille und fing eine Uebersetzung des „Lügner" an. Das Theater behauptete dauernd seine Anziehungskraft, und selbst die Unbehaglichkeit und der Mangel an Befriedigung in seinen Neigungen bildete ihn auf Wegen aus, die ihn ein Professor nie hätte führen können. Aber bedeutender als alles dieses war der Einfluß Shakespeares, mit dem er damals zuerst durch Dodds „Blumenlese" (Beauties of Shakespeare) etwas bekannt wurde. Dies Werk muß damals in Deutschland wie eine Offenbarung gewirkt haben. Die wunderbare Kraft und Schönheit der Sprache, der kühne und natürliche Bilderreichtum in den ausgewählten glänzenden Stellen, setzte die jungen Dichter jener Zeit in dieselbe staunende Bewunderung, die wir bei den riesigen versteinerten Resten einer vorsündflutlichen Tierwelt empfinden, und die einmal erregte Neigung fand ihre Befriedigung in der Wielandschen Uebersetzung einiger Stücke in Prosa, die Goethe verschlang.

Eine Frucht des Leipziger Aufenthalts ist das Heft: „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf", die ohne den Namen des Dichters gedruckt wurden. (Der Komponist war der älteste Sohn des Buchhändlers Breitkopf, in dessen Hause Goethe viel verkehrte.) Dies Leipziger Liederbuch enthielt zwanzig Lieder, von denen Goethe später die meisten unter seine kleinen Poesien aufgenommen hat. Es sind Liebeslieder, aber so sehr in dem Geiste von Catull, Horaz und Wieland, daß es uns an einem Jüngling überraschen würde, wüßten wir nicht, daß die Jugend es liebt, sich blasiert zu stellen und sich das Ansehen tiefer Erfahrung zu geben. Der junge Dichter singt mit Behagen von Unbeständigkeit:

Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Luft —

erklärt frischweg, daß, wenn die eine Geliebte ihn verlasse, eine andere ihn lieben werde, und

Digitized by Google

Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der ersten geküßt. *)

Von unmittelbarstem und nachhaltigem Einfluß war die Bekanntschaft mit Oeser, dem Direktor der Zeichenakademie. Oeser war der Freund und Lehrer Winckelmanns gewesen und stand als Maler und Lehrer unter den Kunstkennern in hohem Ansehen. Goethe, der zu Hause etwas zeichnen gelernt hatte, nahm mit einigen Edelleuten, unter denen der nachherige preußische Staatskanzler Hardenberg war, bei ihm Privatstunden und that sein Möglichstes, um durch Fleiß zu erlernen, was nur dem Talente vergönnt ist. Wie er später selbst gestand, rückte er in der Ausübung der Kunst keineswegs weiter, aber Oesers Unterricht hatte wenigstens den einen Erfolg: er lernte seine Augen gebrauchen. Oeser flößte ihm hohe Verehrung ein. „Was bin ich Ihnen nicht alles schuldig (schreibt Goethe am 9. Nov. 1768), daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben. Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weisen und des Kritikers ... Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging. Der Unterschied ist Ihr Werk." Und zwei Jahre später nennt er, in einem Briefe an einen Leipziger Freund, Oeser neben Shakespeare und Wieland den Einzigen, den er für seinen echten Lehrer erkennen könne. „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne."

Die Theorie der Kunst lernte er von Oeser, aus Winckelmann und aus jener unvergleichlichen Abhandlung, die damals Lessing so leichthin in die Welt warf — dem Laokoon. Die Wirkung dieser Schrift auf Goethe kann nur der würdigen, der

*) So die ursprüngliche Lesart.

Digitized by Google

sie selbst früh im Leben kennen gelernt und erweiterten, gekräftigten, gehobenen Geistes aus der Hand gelegt hat. Einen „Lichtstrahl durch düstre Wolken" nennt Goethe die Schrift Lessings. „Aus der Region eines kümmerlichen Anschauens riß sie uns in die Gefilde des Gedankens hin. Das so lange mißverstandene: ut pictura poësis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen."

Der Drang dieser neuen Gedanken erweckte in Goethe ein unendliches Verlangen nach entsprechender Anschauung; die Kunstwerke in Dresden lockten ihn an, und er reiste hinüber (Febr. 1768). Aber trotz Oeser, Winckelmann und Lessing, und trotz aller großen Worte über Kunst behauptete sich in Dresden die unbezwingliche Richtung seiner Natur; statt über die Bilder der großen italienischen Meister in Entzücken zu geraten, nahm er, wie er selbst gesteht, ihren Wert mehr auf Treue und Glauben an, und ein wahrhaftes Vergnügen fand er nur an den Landschaften und den Niederländern, bei denen er den dargestellten Gegenstand mit der Natur selbst vergleichen konnte. Die Größe der italienischen Kunst empfand er noch nicht, und was er nicht empfand, wollte er auch nicht erheucheln.

Es verdient Erwähnung, daß er diesen Ausflug nach Dresden im tiefsten Geheimnis unternahm. Gerade wie er viele Jahre nachher sich nach Italien fortstahl, ohne daß seine Freunde auch nur eine Ahnung von seinem Plane hatten, so trat er auch diese Dresdener Reise an, ohne Jemanden ein Wort davon zu sagen. Wahrscheinlich hatte er beidemale denselben Grund: er wollte sehen, genießen, sich unterrichten, und dabei sollten ihn persönliche Rück-

Digitized by Google

sichten und anderer Leute Meinung nicht stören. Er wohnte in Dresden bei einem Schuster, einem Verwandten seines Leipziger Stubennachbarn, und erzählt mit vielem Humor seine lustigen Unterhaltungen mit diesem einsamen Philosophen.

Nach der Rückkehr ging er sehr fleißig ans Zeichnen. Er machte die Bekanntschaft des Kupferstechers Stock (dessen Tochter nachher Körner, der Freund Schillers und Vater des Dichters Theodor K., heiratete), und wie immer geneigt, in den Studien seiner Freunde sich ebenfalls zu versuchen, fing er sofort an, auch diese Kunst zu erlernen. In dem „Morgenblatt" für 1828 findet sich ein ausführlicher Bericht über zwei von ihm verfertigte Stiche; beide stellen Landschaften mit kleinen, von Felsen und Höhlen eingefaßten Wasserfällen dar; unter jedem stehen die Worte: peint par Thiele, gravé par Goethe; eine Platte ist seinem Vater gewidmet — à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils très-obéissant.

Trübsinnig, wunderlich, launisch, wie er damals war, ließ er Lessing durch Leipzig reisen, ohne einen Versuch zu machen, den so hoch bewunderten Mann zu sehen — eine Thorheit, die sich nachher bestrafte, da die Gelegenheit sich nie wieder bot. Seine Hypochondrie hatte zum Teil geistige, überwiegend aber körperliche Ursachen. Lockeres Leben, schlechte Diät, besonders das „schwere Merseburger Bier" und der Kaffee nach Tisch, endlich thörichte Versuche, die Rousseausche Lehre von der Rückkehr in den Naturzustand auszuführen, hatten seine Gesundheit ernstlich angegriffen. Die Krisis kam. Eines Nachts, im Sommer 1768, erwachte er mit einem heftigen Blutsturz; er hatte noch Kraft genug, seinen Stubennachbar, einen armen Theologen, Simonetti, zu wecken; ärztliche Hülfe war bald zur Stelle. Er wurde gerettet; doch die Freude an der Herstellung verbitterte ihm eine Geschwulst, die sich an der einen Seite des Halses gebildet hatte. Seine Genesung ging langsam von statten, aber wie sich seine körperliche Natur selbst geheilt, so schien er auch geistig ein anderer Mensch geworden zu sein; er hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als er lange nicht gekannt, und fühlte sich im Innern von allen bösen Geistern frei. Was ihn besonders rührte, war die Teilnahme, die ihm viele vorzügliche Männer bewiesen, die er doch,

Digitized by Google

wie er fühlte, durchaus nicht verdient hatte; denn Keiner war darunter, den er nicht durch Launen, Tollheiten, krankhaften Eigensinn und störrische Vernachlässigung verletzt hätte.

Einer von diesen Freunden, Langer (nachher Bibliothekar in Wolfenbüttel), war ihm besonders zu seiner geistigen Beschäftigung während der Genesung behilflich; er suchte den wieder erwachten, krankhaft reizbaren Heißhunger nach Kenntnissen durch deutliche Uebersichten zu beruhigen und wußte ihn geistig zu leiten. Der deutschen Litteratur müde, wendete sich Goethe wieder den „geliebten Alten" zu und tauschte von Langer gegen „ganze Körbe deutscher Dichter und Kritiker eine Anzahl griechischer Autoren" ein. Auch auf Goethes religiöse Ueberzeugung gewann Langer Einfluß. Fromm ohne dogmatisch zu sein, lehrte er seinen jungen Freund die Bibel nicht bloß als ein Menschenwerk betrachten. Goethe hatte die Bibel lieb und wert; denn „fast ihr allein war er seine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei ihm eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen." Den Deisten, die damals Europa in Bewegung setzten, war er daher wenig zugethan, und obgleich er für die Rationalisten gegen die Mystiker stark Partei nahm, so wollte er doch nicht mit dem prophetischen auch den poetischen Gehalt der Bibel verloren gehen lassen. Mit einem Worte, er war in einem Zustande religiösen Zweifels — „des Glaubens leer, aber vor dem Skepticismus bange".

Diese geistige Unruhe und diese körperliche Schwäche nahm er beim Abschied von Leipzig (28. August 1768) mit nach Frankfurt.

Vierter Abschnitt.

Heimkehr.

Ein Jüngling an Jahren, an Erfahrung ein Mann kehrte er heim. Mit gebrochener Gesundheit, geistig unglücklich, nach keiner Richtung hin fest entschlossen, seiner selbst und seiner Ziele nicht

Digitized by Google

ſicher, war es ihm bei der Annäherung an die Vaterſtadt zu Sinne, wie dem verlorenen Sohn, der reuig heimkehrt zum Vater. Und gleich dieſem ahnte er nicht, daß auch für ihn ein gemäſtet Kalb geſchlachtet wurde. Sein Vater war nicht imſtande, den wahrhaften Fortſchritt zu bemerken, den der Sohn gemacht hatte, aber um ſo deutlicher ſah er ein, wie gering die Ausſicht war, daß ein tüchtiger Juriſt aus ihm werde.

Mutter und Schweſter dagegen rührte das abgezehrte Geſicht des Jünglings, und nach Frauen Art mehr für das intereſſiert, was er war, als was er erworben hatte, empfingen ſie ihn mit einer Zärtlichkeit, welche für die Kälte des Vaters Erſatz gab. Die Selbſtbiographie Goethes läßt uns in dieſe häuslichen Verhältniſſe einen ergreifenden Blick thun. Der Vater verhehlte wohl den Verdruß, anſtatt eines rüſtigen Sohnes einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden ſchien, aber er verbarg den Wunſch nicht, daß man ſich mit der Kur, die ſeine langgehegten Pläne durchkreuzte, beeilen möge, ließ bei dem langſamen Fortſchritt der Geneſung mehr Ungeduld als billig ſehen, und äußerte ſich über das, was in keines Menſchen Hand lag, oft auf eine grauſame Weiſe, als wenn es nur vom Willen abhinge.

Von dieſem trüben Bilde wenden wir gern den Blick zu den Briefen, die Goethe von Frankfurt an ſeine alte Liebe, Käthchen Schönkopf, ſchrieb. Er hatte Leipzig verlaſſen, ohne ihr Lebewohl zu ſagen. In ſeinem erſten Briefe ſpielt er in folgenden Worten darauf an:

„Apropos, daß ich nicht Abſchied genommen habe, werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarſchaft war ich, ich war ſchon unten an der Türe, ich ſah die Laterne brennen, und ging biß an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzuſteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen.

„Ich thue alſo jetzt, was ich damals hätte thun ſollen, ich danke Ihnen für alle Liebe und Freundſchafft, die Sie mir ſo beſtändig erwieſen haben, und die ich nie vergeſſen werde. Ich brauche Sie nicht zu bitten, ſich meiner zu erinnern, tauſend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menſchen gedenken müſſen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Famielie ausmachte, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab,

Digitized by Google

aber doch immer ein guter Junge war, und den Sie hoffentlich manchmal vermiſſen werden. Wenigſtens ich vermiſſe Sie offt. — Darüber will ich weggehen, denn das iſt immer für mich ein trauriges Capitel."

Die Geſchwulſt am Halſe wurde bedenklich; die Arzte wußten nicht recht, was es war, und ſchwankten in der Behandlung. Wiederholt geätzt zu werden und ſtets das Zimmer hüten zu müſſen, das war eine böſe Kur. Mit Leſen, Zeichnen, Radieren verbrachte er die Zeit. Endlich am Schluß des Jahres erklärten ihn die Aerzte für hergeſtellt. Dieſe Geneſung kündigte folgender Brief an Käthchen an:

„Meine beſte, ängſtliche Freundinn

„Sie werden ohne Zweifel zum neuen Jahre, durch Hornen die Nachricht von meiner Geneſung erhalten haben; und ich eile es zu beſtättigen. Ja meine Liebe, es iſt wieder vorbey, und inskünftige müſſen Sie ſich beruhigen wenn es ja heiſſen ſollte: Er liegt wieder! Sie wiſſen, meine Conſtitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat ſie ſich wieder zurechte geholfen; diesmal war's arg, und ſah noch ärger aus als es war, und war mit ſchröcklichen Schmerzen verbunden. Unglück iſt auch gut. Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können. Es iſt vorbey und ich binn wieder ganz munter, ob ich gleich drey volle Wochen nicht aus der Stube gekommen binn, und mich faſt niemand beſucht, als mein Docktor, der Gott ſey Danck ein liebenswürdiger Mann iſt. Ein närriſch Ding um uns Menſchen, wie ich in munterer Geſellſchafft war, war ich verdrüſſlich, jetzt binn ich wieder von aller Welt verlaſſen, und binn luſtig; denn ſelbſt meine Krankheit über, hat meine Munterkeit meine Famielie getröſtet, die gar nicht in einem Zuſtande war, ſich, geſchweige mich zu tröſten. Das Neujahrslied, das Sie auch werden empfangen haben, habe ich in einem Anfall von großer Narrheit gemacht, und zum Zeitvertreibe drucken laſſen. Uebrigens zeichne ich ſehr viel, ſchreibe Mährgen, und binn mit mir ſelbſt zufrieden. Gott gebe mir das neue Jahr, was mir gut iſt, das geb er uns allen, und wenn wir nichts mehr bitten als das; ſo können wir gewiſſ hoffen, daſſ er's uns giebt. Wenn ich nur biſſ in Aprill komme, ich will mich gern hinein ſchicken

Digitized by Google

lassen. Da wird's besser werden hoffe ich, besonders kann meine Gesundheit täglich zunehmen, weil man nun eigentlich weiß was mir fehlt. Meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was. Und im Vertrauen man hat mir zu einer angenehmen vergnüglichen Lebensart Hoffnung gemacht, so daß meine Seele sehr munter und ruhig ist. Sobald ich wieder besser binn, werde ich ausgehen in fremde Lande, und es soll nur auf Sie und noch jemand ankommen, wie bald ich Leipzig wiedersehen soll; Inzwischen dencke ich nach Franckreich zu gehen, und zu sehen wie sich das französische Leben lebt, und um französisch zu lernen. Da können Sie Sich vorstellen was ich ein artiger Mensch seyn werde, wenn ich wieder zu Ihnen komme. Manchmal fällt mir's ein, daß es doch ein närrischer Streich wäre, wenn ich trutz meiner schönen Projecten vor Ostern stürbe. Da verordnete ich mir einen Grabstein, auf dem Leipziger Kirchhof, daß ihr doch wenigstens alle Jahr am Johannes, als meinem Nahmens Tag, das Johannismännchen, und mein Denkmal besuchen möget. Wie meynen Sie?"

Zur Feier seiner Genesung gab Rat Moritz eine große Gesellschaft. Nach kurzer Zeit aber warf eine neue Krankheit den Dichter nieder. Auch die Nachricht, Käthchen sei mit einem Dr. Kanne verlobt, den Goethe bei ihr eingeführt hatte, verursachte ihm Aufregung. Er schrieb ihr mehrere Monate nach der Verlobung (12. Dezember 1769):

„Meine liebe, meine theure Freundinn,

Ein Traum hat mich diese Nacht erinnert, daß ich Ihnen eine Antwort schuldig binn. Nicht als wenn ich es so ganz vergessen hätte, nicht, als wenn ich nie an Sie dächte, nein meine Freundinn, jeder Tag sagt mir was von Ihnen und von meinen Schulden. Aber es ist seltsam, und es ist eine Empfindung, die Sie vielleicht auch kennen werden, die Erinnerung an Abwesende, wird durch die Zeit, nicht ausgelöscht, aber doch verdeckt. Die Zerstreuungen unsres Lebens, die Bekanntschafft mit neuen Gegenständen, kurz jede Veränderung unsres Zustandes, thun unsrem Herzen das was Staub und Rauch einem Gemählde thun, sie machen die feinen Züge ganz unkenntlich, daß man nicht weiß wie es zugeht. Tausend Dinge erinnern mich an Sie, ich sehe tausendmal Ihr Bild, aber so schwach, und offt mit so wenig Empfindung,

Digitized by Google

als wenn ich an jemand frembes gedächte, es fällt mir offt ein, daß ich Ihnen eine Antwort schuldig binn, ohne daß ich den geringsten Zug empfinde Ihnen zu schreiben. Wenn ich nun Ihren gütigen Brief lese, der schon etliche Monate alt ist, und Ihre Freundschafft sehe, und Ihre Sorge für einen Unwürdigen, da erschröcke ich vor mir selbst, und empfinde erst, was für eine traurige Veränderung in meinem Herzen vorgegangen seyn muß, daß ich ohne Freude dabey sein kann, was mich sonst in den Himmel gehoben haben würde. Verzeihen Sie mir das! Kann man einem Unglücklichen verdencken daß er sich nicht freun kann. Mein Elend hat mich auch gegen das Gute stumpf gemacht, was mir noch übrig bleibt. Mein Körper ist wieder hergestellt, aber meine Seele ist noch nicht geheilt, ich binn in einer stillen unthätigen Ruhe, aber das heißt nicht glücklich seyn. Und in dieser Gelassenheit, ist meine Einbildungskrafft so stille, daß ich mir auch keine Vorstellung von dem machen kann was mir sonst das liebste war. Nur im Traum erscheint mir manchmal mein Herz wie es ist, nur ein Traum vermag mir die süssen Bilder zurückzurufen, so zurückzurufen, daß meine Empfindung lebendig wird, ich habe es ihnen schon gesagt, diesen Brief sind Sie einem Traume schuldig. Ich habe Sie gesehen, ich war bey Ihnen, wie es war das ist zu sonderbar als daß ich es Ihnen erzählen möchte. Alles mit einem Wort, Sie waren verheurahtet. Sollte das wahr sein? Ich nahm Ihren lieben Brief, und es stimmt mit der Zeit überein; wenn es wahr ist, o so möge das der Anfang Ihres Glückes seyn.

„Wenn ich uneigennützig darüber dencke, wie freut das mich, Sie, meine beste Freundinn, Sie, noch vor jeder Andern, die Sie beneidete, Sich mehr dünckte als Sie, in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wissen, Sie vergnügt zu wissen, und befreyt von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand, und besonders Ihr lediger Stand ausgesetzt war. Ich dancke meinem Traum daß er mir Ihr Glück recht lebhafft geschildert hat, und das Glück Ihres Gatten, und seine Belohnung dafür daß er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir seine Freundschafft, dadurch daß Sie meine Freundinn bleiben, denn, auch biß auf die Freunde müssen Sie jetzt alles gemein haben. Wenn ich meinem Traum glauben darf, so sehen wir einander wieder, aber ich hoffe noch

Digitized by Google

sobald nicht, und was an mir liegt will ich seine Erfüllung hinauszuschieben suchen. Wenn anders ein Mensch etwas wider das Schicksaal unternehmen kann. Ehmals schrieb ich Ihnen etwas räthselhafft, von dem was mit mir werden würde, jetzt läßt sich's deutlicher sagen, ich werde den Ort meines Aufenthalts verändern, und weiter von Ihnen wegrücken. Nichts soll mich mehr an Leipzig erinnern, als etwa ein ungestümmer Traum, kein Freund der daher kömmt, kein Brief. Und doch mercke ich, daß mich es nichts helfen wird. Geduld, Zeit und Entfernung, werden das thun was sonst nichts zu thun vermag, sie werden jeden unangenehmen Eindruck auslöschen, und unserer Freundschafft, mit dem Vergnügen, das Leben wiedergeben, daß wir uns nach einer Reihe von Jahren, mit ganz andern Augen, aber mit eben dem Herzen wiedersehen werden. Biß dahin leben Sie wohl. Doch nicht ganz biß dahin. Binnen Einem viertel Jahre, sollen Sie noch einen Brief von mir haben, der Ihnen den Ort meiner Bestimmung, die Zeit meiner Abreise melden wird, und Ihnen das zum Ueberfluß noch einmal sagen kann was ich Ihnen schon tausendmal gesagt habe. Ich bitte Sie mir nicht mehr zu antworten, lassen Sie mir's durch meinen Freund sagen, wenn Sie noch was an mich haben sollten. Es ist das eine traurige Bitte, meine beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundinn nennen mag, denn das ist ein nicht bedeutender Tittul gegen das was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören mögte, es ist mir leid genug daß meine Träume so geschäfftig sind. Sie sollen noch Einen Brief haben; das will ich heilig halten, und von meinen Schulden will ich einen Theil abtragen, den andern müssen Sie mir noch nachsehen".

Um diese Episode abzuschließen, stehe hier noch eine Stelle aus dem letzten Briefe an Käthchen, der uns erhalten ist; er ist aus Frankfurt vom Januar 1770:

„Daß ich ruhig lebe, das ist alles was ich Ihnen von mir sagen kann, und frisch und gesund und fleisig, denn ich habe kein Mädgen im Kopfe. Horn und ich sind noch immer gute Freunde, aber wie es in der Welt geht, er hat seine Gedancken, und seine Gänge, und ich habe meine Gedancken und meine Gänge, und da vergeht eine Woche und wir sehen uns kaum einmal.

Digitized by Google

„Aber alles wohl betrachtet, Frankfurt bin ich nun endlich satt, und zu Ende des Merzens geh ich von hier weg. Zu Ihnen darf ich noch nicht kommen das mercke ich; denn wenn ich Ostern käme, so wären Sie vielleicht noch nicht verheurahtet. Und Käthgen Schönkopf mag ich nicht mehr sehen; wenn ich sie nicht anders sehen soll, als so. Zu Ende Merzens geh ich also nach Strasburg, wenn Ihnen daran was gelegen ist, wie ich glaube. Wollen Sie mir auch nach Strasburg schreiben? Sie werden mir eben keinen Possen thun. Denn Käthgen Schönkopf — nun ich weiss ja am besten, dass ein Brief von Ihnen mir so lieb ist als sonst eine Hand.

„Sie sind ewig das liebenswürdige Mädgen, und werden auch die liebenswürdige Frau seyn. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen was das heisst. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, dass ich, so lang ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe."

In seinen häuslichen Beziehungen finden wir ihn zu seinem Vater in einem kalten, unbehaglichen Verhältnis. Dieser hatte durch die Strenge einer pedantischen Erziehung seine Tochter Cornelia fast zum Haß gegen sich aufgebracht. Der alte Herr arbeitete an seiner italienischen Reisebeschreibung fort und verwendete daneben einen großen Teil seiner Zeit auf den Unterricht der Tochter. Unruhig, reizbar, fast krankhaft, empörte sie sich im Stillen gegen seine Härte und machte den Bruder zum geheimen Vertrauten ihres Kummers. Die arme Mutter litt schwer darunter, ihre Kinder beruhigen und zwischen ihnen und dem Vater vermitteln zu müssen.

Ein Vorgang aus dieser Zeit, den Goethe selbst erzählt, ist sehr merkwürdig. Er wurde abermals krank; diesmal war es ein Magenleiden, und kein Mittel der Frankfurter Heilkünstler schien dagegen etwas zu vermögen. Der Hausarzt gehörte zu jenen betrogenen Betrügern, die noch an die großen Künste der Alchimie glaubten. Er hatte die Meinung zu verbreiten gewußt, als habe er ein wunderbares Geheimmittel, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte und von dem niemand offen zu reden wagte. Nun, in ihrer Angst um den Sohn, zwang ihn Frau Aja, mit seiner Universal-Medizin herauszurücken; er willigte

Digitized by Google

ein, gab ihm ein krystallisiertes trocknes Salz, der Kranke genas, und natürlich wurde dadurch der Glaube an die Geschicklichkeit des Arztes noch verstärkt. So erlangte der Dichter nicht nur seine Gesundheit wieder, er ließ sich auch zum Studium der Alchimie verleiten und forschte nach der geheimnisvollen „jungfräulichen Erde". In seinem alten Giebelzimmer im väterlichen Hause am Hirschgraben stellte er einen Apparat von Retorten und Destillierkolben auf und suchte nach Anweisung der Autoritäten in das Geheimnis einzudringen, welches damals für leicht erforschbar galt. Aber bei diesen wunderlichen Studien lernte er doch mancherlei. Er las die Werke von Theophrastus Paracelsus, Helmont und anderen Alchimisten und, was fruchtbringender war, das chemische Kompendium Boerhaves, sowie dessen Aphorismen, an denen er große Freude hatte. Das waren Vorstudien zum Faust.

Durch die Erneuerung des Verkehrs mit Fräulein von Klettenberg und durch mancherlei theologische und philosophische Lektüre trat die Religion sehr in den Vordergrund seiner Gedanken. Er hatte so oft sagen hören, am Ende habe doch jeder Mensch seine eigene Religion, daß es ihm ganz natürlich vorkam, auch er könne sich seine eigene bilden, und er that es „mit vieler Behaglichkeit". Das neuplatonische Christentum, das er sich machte, hat er uns in Dichtung und Wahrheit, am Schluß des achten Buches, kurz dargestellt, aber diese Darstellung ist so lange nach der Zeit geschrieben, auf die sie sich bezieht, daß sie schwerlich für getreu gelten kann. Für den Zweck unserer Lebensbeschreibung genügt der Hinweis auf die ernste Bedeutung, zu der, neben den alchimistischen Studien, sein Nachdenken über Religion sich erhob. Die Dichtkunst schien ihn ganz verlassen zu haben, nur daß er an den beiden dramatischen Arbeiten aus Leipzig gelegentlich besserte. In einem Briefe von damals machte er mit vielem Humor die Barbenpoesie jener Zeit herunter, die patriotisch und kriegerisch zugleich sein wollte und doch nichts war, „als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Gluth, die im Mut aus den Augen blitzt, der goldne Hut mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Duzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! wenn der Vers nicht voll werden will." Das meint er, sei nicht auszustehen. „Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt,

Digitized by Google

was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrey statt dem Pathos, das thut's nicht."

Im Frühjahr 1770 war Goethes Gesundheit wieder ganz gekräftigt; sein Vater konnte hoffen, daß er nun die juristischen Studien tüchtig fortzusetzen imstande sei, und diesmal war die erwählte Universität Straßburg.

Fünfter Abschnitt.

Straßburg.

Am 2. April 1770 kam Goethe in Straßburg an. Er hatte das zwanzigste Jahr überschritten und war an Schönheit einem Apollo ähnlich. Bilder und Büsten geben nur eine schwache Andeutung von dem, was in seiner Erscheinung am meisten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben sie, nicht deren Spiel, und selbst in den bloßen Formen sind sie nicht genau. Seine Züge waren groß und frei geschnitten, ähnlich wie die schönen leichten Linien der griechischen Kunst. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit, mit Pupillen von fast beispiellosem Umfang; die ein wenig gebogene Nase groß und fein geschnitten; der volle Mund mit der kurzen aufgeworfenen Oberlippe höchst ausdrucksvoll; Kinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der diesen Kopf trug, schön und kräftig — aber all diese Einzelheiten sind doch nur ein Inventar, so zu sagen, seines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild.

Von Gestalt war er über Mittelgröße, aber obgleich eigentlich nicht groß, sah er doch infolge seiner breiten Büste und geraden Haltung so aus und wird gewöhnlich auch so beschrieben, so imposant war seine Erscheinung. Stark und kräftig gebaut, war seine Organisation doch zart und reizbar. Das ist ein Gegensatz, der, wie Dante sagt, in der Natur der Dinge liegt; denn

— — je vollendeter ein Wesen,
Je stärker wird es Freud und Schmerz empfinden.

Digitized by Google

Ausgezeichnet in allen körperlichen Uebungen, war er gegen atmosphärische Einflüsse so empfindlich, daß er sich selbst ein Barometer nannte.

So war das Aeußere des Jünglings, der am 2. April 1770 im Gasthofe zum Geist in Straßburg abstieg. Er eilte alsbald, den berühmten Münster zu besehen, und erhielt sofort, als er durch die engen Straßen sich ihm näherte, einen wunderbaren Eindruck davon. Seine Wohnung bezog er an der Sonnenseite des Fischmarktes, Nro. 80; dann gab er seine Empfehlungsschreiben ab und nahm den Mittagstisch in einer Pension bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth, in der Krämergasse Nro. 13. Die Tischgesellschaft bestand aus ungefähr zehn Personen, meistens Medizinern. Ihr Präsident war Aktuar Salzmann, ein zierlicher alter Junggeselle von etwa sechzig Jahren, der immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unterm Arme ging, bei dem den Hut aufzusetzen eine außerordentliche Handlung war, kurz, knapp und nett in seinem Aeußern, und dabei sehr gebildet. Bald hatte Goethe ihn gern, erbat und nahm von ihm Rat über seine Studien und ließ sich durch ihn einem tüchtigen Repetenten zuführen. Trotz der Bemühungen dieses ausgezeichneten Repetenten machte ihm die Jurisprudenz, wie er in der Selbstbiographie erzählt, bald beträchtliche Langeweile; nach einem Briefe jedoch, den er um die Zeit an Fräulein von Klettenberg schrieb, scheint er zuerst einiges Vergnügen daran gefunden zu haben. „Die Jurisprudenz," sagt er, „fängt an, mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit allem, wie mit dem Merseburger Biere, das erste Mal schauert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen." Auf keinen Fall nahm ihn das Studium der Rechtswissenschaft ganz in Anspruch. Sein Tagebuch aus jener Zeit bekundet eine erstaunliche Thätigkeit an zerstreuten Studien. Da wir schon wissen, daß seine Tischgenossen meistens Mediziner waren, so wird es uns nicht mehr überraschen, daß er sich eifrig auf das Studium der Anatomie und Chemie warf. Er hörte Anatomie bei Lobstein, Chemie bei Spielmann, besuchte die Klinik des ältern Ehrmann und die Vorlesungen des jüngern Ehrmann über Entbindungskunst. Auch die Elektricität, in der kurz vorher Franklin seine große Entdeckung gemacht hatte, beschäftigte ihn, und nicht weniger als neun

Digitized by Google

Schriften über diesen Gegenstand finden sich in dem Tagebuche zur Lektüre angemerkt. Aus derselben Quelle ersehen wir auch, daß die Farbenlehre den künftigen Gegner Newtons anzuziehen begann. Dabei fesselte ihn noch die Alchimie, und zwar versicherte er Fräulein von Klettenberg, diese mystischen Studien seien seine heimliche Liebe. Bei einer solchen Richtung seiner Gedanken und unter der fortdauernden Einwirkung dieser reinen frommen Frau ist der Abscheu begreiflich, den das „System der Natur", welches damals so großen Lärm in der Welt machte, ihm erregte. Diese tote und öde Darstellung eines eben so oberflächlichen wie öden Atheismus mußte ihn in jeder Beziehung empören, seinen frommen Glauben kränken, seine Vernunft unbefriedigt lassen. Voltaires Witz und Rousseaus boshafte Angriffe konnte er wohl in sein Tagebuch eintragen, aber mit welcher Freude er auch Bayle, Voltaire und Rousseau las, von dem „System der Natur" wandte er sich mit Ekel ab. Zudem ging er damals noch zum Abendmahl und bemühte sich, mit den Frommen, bei denen ihn Fräulein von Klettenberg eingeführt hatte, Umgang zu halten; freilich blieb es beim Versuch: die Frommen waren „so von Herzen langweilig, daß es seine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte"; er mußte sie aufgeben und gestand dies der Freundin.

Bald nach seiner Ankunft in Straßburg, im Mai 1770, setzte eine merkwürdige Staatsbegebenheit die Stadt in Bewegung und gab ihm zum erstenmale Gelegenheit, Raphaelsche Kartons zu sehen. Marie Antoinette kam als Braut auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg. Auf einer kleinen Rheininsel wurde zu ihrem Empfange ein Gebäude errichtet, in dessen kleineren Nebensälen die Tapeten nach Raphaels Kartons gewirkt waren. Der Anblick derselben that bei ihm die entschiedenste Wirkung. Desto schrecklicher war ihm der Hauptsaal mit seinen Hautelissen, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. Aber selbst die Zurücksetzung Raphaels empörte ihn weniger als der Gegenstand der neueren Bilder. „Sie enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirat. Zur Linken des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Teilnehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder

Digitized by Google

zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog.“ Alles was er in Oefers Schule gelernt, regte sich in ihm. Daß man Christus und die Apostel in die Nebensäle des Festbaues gebracht hatte, ließ er noch hingehen, da die Raphaelschen Kompositionen ihm dadurch zugänglicher gemacht waren, aber ein Mißgriff, wie der im großen Saale, brachte ihn ganz aus der Fassung, und, lebhaft und feurig, forderte er seine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. „Was!“ rief er aus, ohne sich um die Umstehenden zu bekümmern, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vors Auge zu bringen! Gibt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt.“ Ihm freilich bedeuteten Bilder etwas; für eine Künstlernatur, wie die seinige, waren sie Wirklichkeiten. Aber für die französischen Architekten und die Straßburger Behörden waren Bilder eben nur Bilder, und man versicherte ihn, es sei durchaus nicht Jedermanns Sache, einen Sinn darin zu suchen.

Der schönen und vornehmen, „so heitern als imposanten Miene dieser Dame“ erinnerte sich Goethe noch im späten Alter. In ihrem Glaswagen Allen vollkommen sichtbar, schien sie mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zuge entgegenströmte, zu scherzen. Kaum hörte man aus der Hauptstadt von ihrer glücklichen Ankunft, als die Schreckensbotschaft folgte, bei dem festlichen Feuerwerk sei eine Unzahl Menschen umgekommen. Natürlich traten Goethen wieder jene gräßlichen Bilder vor die Seele; ein solches Zusammentreffen hätte freilich auch einen weniger abergläubischen Sinn aufregen müssen.

Bald ward Straßburg ruhig wie vorher. Der gewaltige Hof- und Prachtstrom war vorübergerauscht und hatte dem Dichter keine andere Sehnsucht zurückgelassen, als nach jenen Raphaelschen

Digitized by Google

Teppichen, die er „gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte". Glücklicherweise gelang es seinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessieren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen wurden.

In der wieder eingetretenen Stille fand er Zeit zu neuen Studien. In einem Briefe aus jener Zeit sagt er: „Meine griechische Weisheit habe ich so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter. Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern vieles thue." Zu diesem Vielen muß das eifrige Verlangen gezählt werden, durch mystische metaphysische Schriften für seinen unersättlichen Wissensdrang Nahrung zu finden. Sein Tagebuch gibt darüber seltsame Aufschlüsse. Auf der einen Seite steht eine Stelle aus Thomas a Kempis, mit einem Verzeichnis anderer mystischer Bücher, die gelesen werden sollten; auf einer zweiten Seite finden sich sarkastische Sätze aus Voltaire und Rousseau, auf einer dritten ein Hinweis auf Tauler. Das Bedeutendste, was das Tagebuch enthält, ist eine Vergleichung des Phädon von Moses Mendelssohn mit dem Platonischen, und eine Verteidigung des Giordano Bruno gegen Bayles Kritik.

Bei Gelegenheit dieser Studien über Giordano Bruno mag hervorgehoben werden, wie früh Goethes Geist zum Kultus der Natur sich neigte. Jener pantheistische Gottesdienst des siebenjährigen Priesters in Frankfurt macht das Interesse begreiflich, welches der flüchtige Blick ihm einflößte, den ihn Bayle auf den großen Pantheisten des sechzehnten Jahrhunderts thun ließ — auf den glänzenden und unglücklichen Bruno, der die Ketzerei des Kopernikus in Rom und Oxford lehrte, den Aristoteles bekämpfte und endlich zur Sühnung des Verbrechens, daß er die Umdrehung der Erde gelehrt, während die Kirche sie still stehen hieß, am 17. Februar 1600 in Rom öffentlich vor dem Volke verbrannt wurde.

Goethes Bemerkungen über Bayles Kritik mögen hier, aus seinem Französisch übersetzt, eine Stelle finden, da sie seine damalige metaphysischen Ansichten deutlich bekunden.

„Ich stimme mit Bayle über Giordano Bruno nicht überein

Digitized by Google

und finde weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in den Stellen, die er anführt, obwohl ich übrigens diesen paradoxen Mann nicht entschuldigen will. „Das Eine, das Unendliche, das Seiende und das was in allem ist und durch alles hin, ist eines und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum. Wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit." (Giord. Bruno im Zueignungsbriefe der Abhandlung von der Ursache, dem Princip und dem Einen.)

„Diese Stelle verdient eine Erklärung und Untersuchung, die philosophischer wären als Bayles Gerede. Es ist leichter, eine Stelle als dunkel und unseren Begriffen zuwiderlaufend vorrücken, als sie enträthseln und den Ideen eines großen Mannes folgen. Dies gilt auch von der andern Stelle, wo er über eine Idee des Bruno sich lustig macht, der ich zwar nicht vollständig beipflichte, ebensowenig wie den vorhergehenden, die ich aber wenigstens tiefsinnig und vielleicht für einen Urtheilsfähigen fruchtbar halte. Ich bitte, sagt Bayle, die Abgeschmacktheit zu bemerken: Er sagt, das Sein mache keineswegs, daß es viele Dinge giebt, sondern diese Vielheit bestehe nur in dem Scheine an der Oberfläche der Substanz."

In demselben Tagebuche ist eine merkwürdige, lateinisch geschriebene Anmerkung zu einer Stelle der antiquarischen Bibliographie von Fabricius, die in deutscher Uebersetzung so lautet:

„Getrennt über Gott und Natur abhandeln ist schwierig und gefährlich, grade als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch Erkenntnis der Natur; daher scheint es mir verkehrt, diejenigen der Verkehrtheit zu zeihen, die durch ein durchaus philosophisches Räsonnement Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn Alles was ist, muß nothwendig zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzig Wirkliche ist und Alles umfaßt. Auch die heilige Schrift ist dieser Ansicht nicht entgegen, obwohl wir ihre Aussprüche nach seinem eigenen Urtheil zu drehen einem Jeden gern gestatten. Das ganze Alterthum war derselben Ansicht, und auf diese Uebereinstimmung gebe ich viel. Denn das Urtheil so großer Männer ist mir ein Zeugniß, daß das Emanationssystem

Digitized by Google

durchaus vernunftgemäß ist, wenngleich ich zu keiner Schule schwören möchte und sehr bedaure, daß, da aus derselben Quelle die schlimmsten Irrthümer fließen, im Spinozismus dieser so reinen Lehre ein böser Bruder erwachsen ist."

Mannigfaltig, wie diese Studien waren, füllten sie seine Zeit doch nicht ganz aus. Das muntere Straßburg hatte seine Vergnügungen, und Goethe besuchte mit Freund Salzmann manche angenehme Gesellschaft. Die Promenaden und öffentlichen Gärten waren immer von zahlreichen Spaziergängern besucht, und die Mischung der alten Elsässer Nationaltracht mit den Pariser Moden brachte eine reizende Abwechslung hervor und machte die hübschen Frauen noch anziehender.

Salzmann führte ihn bei verschiedenen Familien ein und half dadurch, mehr als durch seinen Rat, die übertriebene Ungezwungenheit seines natürlich freien Betragens mäßigen, welche den jungen Dichter so oft gegen die hergebrachten Anstandsregeln verstoßen ließ; denn die häufige Berührung mit der Gesellschaft zwingt nun einmal zur Annahme der Gesetze, die sie strenge vorschreibt. Im Wilhelm Meister wird auf die äußere Bildung, welche ein Mann von Talent für den Verkehr in der Gesellschaft notwendig bedarf, großes Gewicht gelegt, und unter den Gründen, welche dort für den Schauspielerberuf geltend gemacht werden, ist einer der hauptsächlichsten die Leichtigkeit, mit der sich dabei äußere Gewandtheit aneignen läßt.

Ein lebhafter, leidenschaftlicher Jüngling wie er war, voll Ehrgeiz, in der Gesellschaft zu glänzen, und dabei doch sich schmerzlich bewußt, wie wenig sein bisheriges Treiben zur Erlangung der nötigen Ruhe paßte, mußte er natürlich auf jede Kleinigkeit achten, die auf seine Haltung einwirken konnte. So brachte er der damals herrschenden Mode das schwere Opfer, eine falsche Haartour zu tragen, da sein eigenes Haar zwar sehr schön, aber zu kurz verschnitten war, um vom Scheitel ab in den Zopf gebunden werden zu können. Da er nun „vom frühen Morgen an so aufgestutzt und gepudert bleiben und sich zugleich in acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verraten, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß er sich eine Zeitlang ruhiger und gesitteter benahm, sich ange-

Digitized by Google

wöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen", wobei er jedoch nicht versäumen durfte, sich durch feinlederne Unterstrümpfe gegen die Rheinschnaken zu sichern. Bei dieser Ausbildung zum Kavalier trieb er auch das Fechten und Reiten tüchtig; mit seinen Universitätsfreunden übte er sich fleißig im Stoßen, und aus regem Eifer — vermutlich — Alles zu treiben, was seine Freunde trieben, fing er gar an, das Cello zu lernen.

Der Kreis seiner Freunde erweiterte sich und auch die Tischgesellschaft in der Krämergasse wurde zahlreicher. Unter den Tischgenossen verdienen zwei besondere Erwähnung — Jung-Stilling und Franz Lerse. Stilling, in seiner „Wanderschaft", berichtet uns sein erstes Zusammentreffen mit Goethe selbst. Die Gesellschaft saß schon bei Tisch, als ein junger Mann mutig ins Zimmer trat, dessen helle große Augen, prachtvolle Stirn und schöner Wuchs die Aufmerksamkeit Stillings und seines Begleiters Troost unwiderstehlich anzogen. Der Letztere bemerkte sogleich gegen Stilling, das müsse ein ausgezeichneter Mann sein. Stilling stimmte ihm bei; nur meinte er, daß sie Beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn, nach seinem freien Wesen, für einen wilden Gesellen hielt. Aus dem Gespräche hatte sich ergeben, daß der ausgezeichnete Mensch Herr Goethe genannt wurde. Die Gesellschaft schien den beiden Ankömmlingen derart zu sein, daß sie wohl thäten, vorläufig vierzehn Tage lang sich schweigend zu verhalten. Es kümmerte sich auch Niemand sonderlich um sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen zu ihnen „herüberwälzte". Er saß Stilling gegenüber und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Nach einigen Tagen erlaubte sich einer der Tischgenossen über Stillings altmodische Perücke einen Spott, den die ganze Gesellschaft lachend aufnahm. Nur Salzmann und Goethe lachten nicht; der wilde Geselle mit den großen Augen nahm sich des Fremden tapfer an. „Probier' erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei," rief er aus; „es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum besten zu haben!" Von dieser Zeit war Goethe Stillings Freund und bewies dem einfachen, ernsten, freundlosen Denker, dessen tiefe religiöse Ueberzeugung und zutraulich kindliche Natur ihn wunder-

Digitized by Google

bar anzog, fortwährende Teilnahme und zärtliche Neigung. Der Erzählung seiner Lebensgeschichte wurde er nicht müde zuzuhören. Ein innerer Drang war's, der ihn trieb, die Geheimnisse der Menschheit allseitig zu erforschen, jedes Menschen Erlebnisse zu ergründen und sich selbst zu eigen zu machen. Stilling stammte doch nur von armen Köhlern; vom Schneiderhandwerk war er zur Schulmeisterei übergegangen; als das fehlschlug, hatte er wieder zur Nadel gegriffen; dann hatte er sich einer frommen Sekte angeschlossen und in der Stille des eigenen Seelenlebens sich zu einer Kultur herangebildet, die ihn über die Höhe gewöhnlicher Menschen erhob — was war denn nun in diesem Leben und in diesen Ansichten, das den ausgelassenen, skeptischen, behaglich wohlhabenden Studenten fesselte? Der Ernst dieses Lebens, die Wahrhaftigkeit war es. Goethe war ganz dazu geschaffen, der Freund eines Mannes von abweichenden Ansichten zu sein: denn seine Toleranz war weit umfassend und echt, und er achtete jede wirkliche Ueberzeugung. Er nahm Anteil an Stilling, hörte ihm zu, war geschickt genug, sich in seine religiöse Ueberzeugung nicht zu mischen, und konnte so nicht nur sein Freund sein, sondern auch ruhig und sicher die innere Natur eines solchen Menschen erforschen.

Durch Eigenschaften anderer Art zog ihn Franz Lerse an. Von geradem, männlichem Sinn, mäßig, knapp und sauber im Leben, von trockenem Humor und für alle die kleinen Streitigkeiten des Freundeskreises der unparteilichste Schiedsrichter und Vermittler, prägte sich bei Goethe „der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig" ein, daß er, zum Denkmal ihrer Freundschaft, im Götz von Berlichingen „der wackern Figur, die sich auf eine so würdige Art zu subordinieren weiß", den Namen Franz Lerse gab.

Im Allgemeinen ist Goethe über seine Freunde und Zeitgenossen so mitteilsam und mit genauen Nachrichten über seine eigene Lage so karg, daß wir über Vieles im Dunkeln bleiben, dessen Kenntnis erwünscht wäre. Eine Mitteilung, die er über sich selbst macht, ist sehr bezeichnend. Obgleich seine Gesundheit im Allgemeinen völlig hergestellt war, litt er noch an großer Reizbarkeit; ein starker Schall war ihm zuwider, krankhafte Gegenstände erregten ihm Ekel und Abscheu. Besonders ängstigte ihn ein Schwindel, der ihn jedesmal befiel, wenn er von einer Höhe

Digitized by Google

herunterblickte. Alle diese Schwächen beschloß er zu überwinden, und zwar, weil er keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas stürmische Weise. Abends beim Zapfenstreich ging er neben den Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ganz allein erstieg er den höchsten Gipfel des Münsterturms und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone wohl eine Viertelstunde lang, bis er es wagte, wieder hinaus in die freie Luft zu treten, wo er „auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte hat, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sah, indessen die nächsten Umgebungen und Zierrathen die Kirche und Alles, worauf und worüber er stand, verbargen". Es war ihm völlig, als sei er in einem Ballon in die Luft erhoben. Dergleichen Angst und Qual wiederholte er so oft, bis der Eindruck ihm ganz gleichgültig ward, und in späterer Zeit, bei Bergreisen und geologischen Studien, bei Bauten und beim Besehen von Kunstwerken, zog er von diesen Vorübungen großen Vorteil. Ebenso ward ihm die Anatomie doppelt wert, weil sie ihn den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte und zugleich seine Wißbegierde befriedigte. In der That setzte er es durch, daß ihn kein noch so widerwärtiger Anblick außer Fassung bringen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte er sich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsternis der Kirchhöfe, einsamen Oerter, nächtlichen Kirchen und Kapellen wußte er sich ebenfalls gleichgültig zu machen und brachte es darin so weit, daß in späteren Jahren, wenn ihn die Luft ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, er diese kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder einigermaßen erzwingen konnte.

Zwei Liebeslieder aus jenem Jahre — „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Blinde Kuh" — führen uns auf die Spur von Liebschaften. Zwar in seiner Lebensbeschreibung sagt er von Dorilis und Theresa nichts, und bei jedem Andern würde dieses Schweigen beweisend sein, würden die Gedichte selbst weiter keinen Anhalt bieten; aber bei Goethe ist es anders. Die Blüten seiner Poesie wuchsen aus dem Boden der Verhältnisse. „Alle

Digitized by Google

meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte," sagt er. Aeußerungen wirklicher Gefühle an wirkliche Wesen, sind sie von all dem erheuchelten Liebesgetändel mit erdichteten Geliebten völlig verschieden. Goethes Gedichte sind Zeugnisse mit Beweiseskraft. In dem vorliegenden Falle ist leider die nackte Thatsache Alles, was sich entdecken läßt.

Unter seinen Straßburger Liebesgeschichten ist indes eine, deren Eindruck nicht so rasch vorüberging. Von früher Jugend an hatte der Vater mit seiner seltsamen pädagogischen Liebhaberei ihm und seiner Schwester selbst im Tanzen Unterricht gegeben, was dem kalten, förmlichen, steifen alten Frankfurter wunderlich genug gestanden haben mag. Aber er fand es nicht im mindesten unpassend; höchst würdevoll brachte er ihnen ein Menuett bei und blies dazu die Flöte. Später hatte Goethe das Tanzen vernachlässigt, und als man ihn in Leipzig zu einem Menuett nötigte, benahm er sich dabei so ungeschickt, daß er in den Verdacht kam, als habe er absichtlich den Leuten die Lust benehmen wollen, ihn wieder zum Tanzen zu veranlassen.

In Straßburg war ein hübscher junger Mann, der nicht tanzen konnte, eine auffallende Ausnahme. Kein Sonntagabend verging, an welchem an den öffentlichen Vergnügungsörtern nicht tanzlustige Scharen sich drängten; an den Wochentagen gab es häufig glänzende Maskenbälle, und die lebenslustigen Elsässer kamen niemals in Gesellschaft zusammen, ohne sich im Walzer zu drehen. Das ist ein vergnügter Anblick. Die Mädchen drehen sich am Arm ihrer Liebsten in die Runde; die Alten sitzen an kleinen Tischen unter dem Schatten duftiger Zweige, die Männer haben stattlich lange Pfeifen friedlich im Munde, und die Kinder spielen an den Bänken umher. In diese Gärten mit ihren Tänzern ging Goethe häufig genug — aber er konnte nicht walzen. In Privatgesellschaften war er noch schlimmer daran. Endlich entschloß er sich, es zu lernen. Ein Freund brachte ihn zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war, und bald machte er es dem Lehrer zu Dank.

Dieser Tanzmeister, Sauveur, ein trockener, gezierter, aber liebenswürdiger Franzose, hatte zwei Töchter, die ihm in den Stunden halfen, indem sie sowohl die Tänzerin als die Lehrerin

Digitized by Google

abgaben. Zwei hübsche Mädchen, beide unter zwanzig Jahren, reizend lebhafte, kokette Französinnen, mußten den jungen Dichter wohl anziehen, und andererseits konnte die Anmut und Schönheit des jungen Mannes ihren Eindruck auf die beiden Mädchen nicht verfehlen, die ein etwas einsames Leben führten. Unglücklicherweise kreuzten sich ihre Neigungen. Goethes Herz fühlte sich mehr zu der jüngern Emilie hingezogen, aber diese liebte einen Andern, und Lucinde, die ältere, wandte ihre Neigung ihm zu. Emilie hielt sich gegen ihn sehr zurück, aber Lucinde war in der Stunde immer bei der Hand, mit ihm zu walzen, die Stunde in die Länge zu ziehen oder ihm kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Der Vater hatte nicht viele Kunden; Goethe blieb daher oft nach der Stunde bei ihnen, die Zeit zu „verschwätzen" oder ihnen aus einem Roman vorzulesen.

Goethe hat in einer reizenden kleinen Novelle, der er einen Platz am Schluß des 9. Buches von „Dichtung und Wahrheit" anwies, seine Abenteuer mit den beiden Mädchen erzählt. Er berichtet, wie Lucinde, durch die trüben Andeutungen einer Kartenlegerin höchst erregt, sich krank stellt, Emilie, um ihre Schwester zu befreien und vielleicht auch um jede Gefahr für sich aus dem Wege zu räumen, Goethe den Rat gibt, sich auf immer zu entfernen. Kaum aber hat sie zärtlich von ihm Abschied genommen, als Lucinde herbeieilt, die Schwester verdrängt und schmäht, daß sie aufs neue ihr einen Liebhaber zu entreißen wage. Sie überschüttet Goethe mit stürmischen Liebkosungen, jagt ihn aber, da sie wohl weiß, daß sie auf seinen Besitz verzichten müsse, von sich, unter Verwünschungen derjenigen, welche nach ihr zuerst seine Lippen küssen würde.

Sechster Abschnitt.

Herder und Friederike.

Sehr bemerkenswert ist in dieser Straßburger Periode die durch und durch deutsche Bildung, die sie Goethen gab. In damaliger Zeit war die Bildung zumeist klassisch und französisch.

Digitized by Google

Nun hatten zwar auch auf Goethe die klassischen Studien bedeutenden Einfluß geübt, auf seinem fernern Lebensgange näherte er sich gleichfalls mehrfach dem Altertume; auch den Franzosen verdankte er viel, sowohl in der Richtung als im Stoff. Indessen war damals eine Wiederbelebung der deutschen Nationalität eifrig im Werk. Klopstock, Lessing, Shakespeare und Ossian stellte man den Franzosen als ebenbürtig gegenüber. Ein erwachender Nationalstolz lieh diesem Wechsel des Geschmacks sein Gewicht. Gotische Kunst fing an, für die wahrhaft moderne Kunst zu gelten.

Die Tischgesellschaft des Goetheschen Kreises verbannte nicht nur die französische Sprache, sondern sagte sich auch sonst in jeder Beziehung von dem französischen Wesen los. Die französische Litteratur verspotteten die Freunde als geziert, unwahr, unnatürlich, und setzten dieser Höflingslitteratur die Treue, die einfache Kraft und Einfalt des deutschen Wesens entgegen. Goethe hatte ein bißchen in mittelalterliche Studien hineingeguckt, hatte den Straßburger Münster mit staunender Ehrfurcht betrachtet, hatte Lessings bilderstürmenden Witz die Prätensionen der französischen Dichtung zertrümmern sehen. Dazu hatte er die Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen gelesen, und das Bild dieses gewaltigen Mannes in wilder anarchischer Zeit hatte sich ihm so tief eingeprägt, daß der Plan, ihn dramatisch darzustellen, in seinem Geiste erwachsen war. Auch der Faust lag schon als Keim in ihm. Die Sage von diesem Zauberer „klang und summte gar vieltönig in ihm wieder". Wie Faust, hatte auch er sich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben aufmerksam geworden; wie Faust, hatte er es im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Die Studien in der Alchimie, Medizin, Juristerei, Philosophie und Theologie, die ihn so lange beschäftigt hatten, ließen ihn einen so zu sagen persönlichen Anteil an der alten Faustsage nehmen.

In solcher Stimmung war ihm die Bekanntschaft mit Herder von großer Bedeutung. Herder war fünf Jahre älter als er und hatte sich schon einen Namen gemacht. Eines Augenübels wegen kam er nach Straßburg und einen ganzen Winter blieb er wegen der Operation dort. Goethe, von der neuen Bekanntschaft mit

Digitized by Google

diesem mächtigen Geiste entzückt, wohnte der Operation bei, besuchte ihn die ganze Zeit während der Kur morgens und abends und lauschte den Reden der Weisheit von seinen Lippen, wie nur ein Schüler einem vielgeliebten Meister zuhorchen kann. Der Gegensatz der beiden Männer war groß, aber es war ein Unterschied, der sie nicht trennte. Herder war bestimmt, klar, lehrhaft; er kannte seine Ziele und liebte seine Gedanken mitzuteilen; Goethe war skeptisch, unruhig strebend. Herder war hart, sarkastisch, bitter, Goethe liebenswürdig und unendlich tolerant. Die Bitterkeit, die so manche Freunde von Herder entfernte, konnte Goethe nicht abstoßen; es war eine Eigentümlichkeit von ihm, zu jeder Zeit von entgegengesetzten Naturen lernen zu können; auf dem Boden gemeinsamer Ueberzeugung begegnete er ihnen und wußte die Punkte zu vermeiden, wo notwendig ein Zusammenstoß erfolgen mußte. Es ist ein wenig auffallend, daß Herder bei aller Zuneigung für seinen jungen Freund und bei aller Dankbarkeit für seine Gefälligkeiten, von seinem Genie keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Die einzige Andeutung über seine Meinung von Goethe in damaliger Zeit findet sich in einem Briefe an seine Braut, aus dem Februar 1772. „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." Seine eigene Eitelkeit mag sich zwischen Goethe und ihn gestellt haben, oder er erkannte vielleicht die Mängel des jungen Freundes zu deutlich, um von seinem Talent viel zu halten. Herder liebte an Menschen und Dingen nur das Abstrakte und Ideale, und immer kritisierte und klagte er über das Individuelle, weil es sein Ideal nicht verwirklichte. Was Gervinus von Herders Verhältnis zu Lessing sagt: „er liebte diesen Mann wahrhaft, als er ihn in seiner Charakteristik im Ganzen überschlug; im Einzelnen hörte er nie auf, an ihm zu kritteln" — das gilt auch von seinem Verhältnis zu Goethe durchs ganze Leben. Goethe hatte gar wenig von jener abstrakten Menschenliebe, welche bei Herder und bei so vielen Anderen die Stelle der persönlichen Liebe vertritt und jene Menschenfreunde zu beseelen pflegt, die in

Digitized by Google

ihrer Philanthropie so aufrichtig sind und doch als Ehemänner, Väter, Brüder, Freunde nichts taugen. Goethe im Gegenteil hatte die überströmendste Liebe für Individuen. Seine konkrete und zartfühlende Natur fühlte sich weit mehr zu Menschen als zu Abstraktionen hingezogen. Wer das nicht anerkennt, mag über seine „Gleichgültigkeit" gegen Politik, gegen Geschichte, gegen so manche große Frage der Menschheit räsonnieren; aber wer es anerkennt, der wird anders urteilen.

Herders Einfluß auf Goethe war mannigfach, am stärksten auf dem Gebiete der Dichtkunst. Er lehrte ihn die Bibel als ein glänzendes Zeugnis für die Wahrheit betrachten, daß „die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer." Von der hebräischen Dichtung führte er ihn in die übrige Volkspoesie, und da nahmen Homer und Ossian den ersten Rang ein. Ossian machte damals die Runde durch Europa und fand überall Gläubige. Goethe war von dem wilden nordischen Sänger so entzückt, daß er die Gesänge von Selma u. a. übersetzte und einzelnes davon später in den Werther aufnahm. In Shakespeare, mit dem sich zu beschäftigen er schon in Leipzig angefangen hatte, vertiefte er sich mit großer Begierde. Neben Shakespeare und Ossian lernte er durch Herder auch den Vikar von Wakefield kennen und schätzen, und das reizende Familienbild, welches Goldsmith darin gezeichnet hat, sollte er nun lebend in dem Pfarrhause von Friederikens Vater sehen.

Auf den hohen und breiten Altan des Straßburger Münsters waren er und die anderen „jungen Gesellen" oft des Abends gestiegen, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen. Die ruhige offene Landschaft dehnte sich meilenweit zu ihren Füßen, und manche Stelle hatte schon der Eine oder Andere bezeichnet, an die sich liebe Erinnerungen knüpften. Uns interessiert vor allen ein Punkt — Sessenheim, die Heimat Friederikens. Von allen Frauen, welche die Auszeichnung genossen, von Goethe geliebt zu werden, hat für mich keine solchen Zauber wie Friederike. Die reizende Schilderung in Dichtung und Wahrheit, bei der der Dichter mit besonderm Entzücken verweilte, hat ihr idyllisches Bild jedem Liebhaber deutscher Litteratur vertraut gemacht. Der Sekretär (der im Sommer 1856 gestorbene Kräuter), dem Goethe diesen

Digitized by Google

Teil seiner Lebensbeschreibung diktierte, erinnerte sich noch in späten Jahren lebhaft, wie tief ergriffen Goethe schien, als diese Scenen an seinem Gedächtnis vorüberzogen. Während er diktierte, ging er, die Hände wie gewöhnlich auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, aber bei dieser Episode stand er oft im Gehen still und hielt mit dem Diktieren inne; ein langes Schweigen, ein tiefer Seufzer, und in leisem Tone fuhr er fort zu erzählen.

Weyland, einer seiner Tischgenossen, hatte ihm von einem Landgeistlichen gesprochen, der mit seiner Frau und zwei liebenswürdigen Töchtern nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, lebe. Zu Anfang Oktober 1770 schlug ihm der Freund vor, den würdigen Pfarrer gemeinsam zu besuchen. Sie kamen überein, Weyland solle ihn unter der Verkleidung eines ärmlichen Studenten der Theologie einführen. Goethes Freude am Inkognito trieb ihn oft zu solchen Verkleidungen. Diesmal borgte er sich alte Kleider und kämmte sich das Haar so wunderlich, daß Weyland sich des Lachens nicht erwehren konnte. In bester Stimmung ritten sie aus. In Drusenheim hielten sie an, Weyland um sich sauber umzukleiden, Goethe um sich seine Rolle zurückzurufen. Quer über Wiesen ritten sie dann nach Sessenheim, ließen ihre Pferde im Wirtshause und gingen nach dem Pfarrhofe hinüber — einem alten, etwas zerfallenen, aber sehr malerischen, friedlich stillen Bauernhause. Sie trafen Herrn Brion ganz allein zu Hause und wurden freundlich empfangen. Die Familie war auf dem Felde. Weyland ging sie zu suchen, während Goethe mit dem Pastor über Pfarrangelegenheiten ein bald vertrauliches Gespräch führte. Nicht lange, so erschien die Mutter, und hinter ihr kam die älteste Tochter lebhaft hereingestürmt, fragte nach Friederike und fuhr wieder zur Thür hinaus, sie zu suchen. Man brachte Erfrischungen; Weyland sprach mit den beiden Gatten über alte Bekannte, Goethe hörte zu. Die älteste Tochter kam wieder hastig herein, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Diese kleine Unruhe wegen Friederikens bereitete den Dichter auf ihre Erscheinung vor.

Endlich trat sie in die Thür und — so erzählt Goethe vierzig Jahre später — „da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte National-

Digitized by Google

tracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm," und so hatte Goethe „das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Beim Anblick dieses schönen neunzehnjährigen Mädchens fing Goethe an, sich seiner Verkleidung zu schämen. Seine Eigenliebe war verletzt, daß er so als Stubenhocker ohne alle äußere Zierlichkeit vor ihr erschien. Inzwischen ging das Gespräch zwischen Weyland und der Familie seinen Gang. Ein endloser Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Basen, Gevattern und Gästen wurde vorgeführt; Goethe war von dem Gespräch ausgeschlossen, Friederike bemerkte das, setzte sich zu ihm und fing mit reizender Offenheit zu plaudern an. Noten lagen auf dem Klavier; sie fragte ihn, ob er auch spiele, und als er es bescheiden bejahte, bat sie ihn, etwas vorzutragen. Aber der Vater meinte, sie müsse zuerst etwas singen. Sie setzte sich an das etwas verstimmte Klavier und trug Verschiedenes in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, vor. Dann sang sie ein Lied, ein zärtlich-trauriges, aber das gelang ihr gar nicht; sie fühlte es selbst, stand auf und sagte lächelnd: „Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsasser und Schweizer Liedchen hören, die klingen schon besser." Sie gingen ins Freie, und lustig ließ ihre Stimme Volkslieder ertönen.

Geneigt, wie er immer war, in Scenen des wirklichen Lebens Gemälde und Poesie zu sehen, fand er hier in dem Pfarrhause die Familie des Vikar von Wakefield leibhaftig vor sich. Entsprach Herr Brion dem würdigen Primrose auch nicht ganz, so konnte

Digitized by Google

er doch für ihn hingehen; die älteste Tochter war Olivia, Friederike Sophie, und als beim Abendessen der jüngere Bruder ins Zimmer trat, enthielt sich Goethe kaum auszurufen: Moses, bist du auch da! Beim Abendessen war's gar heiter; so vergnügt wurden sie, daß der vorsichtige Weyland befürchtete, Goethe könne vor Wein und Liebe aus der Rolle fallen, und einen Spaziergang im Mondschein vorschlug. Weyland bot der ältesten Tochter den Arm, Goethe der jüngsten, und „so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor". Schon gab er genau acht, in welchem Tone sie von den einzelnen Vettern und Nachbarn sprach, seine Eifersucht befürchtete einen Nebenbuhler, aber ihr fröhlicher Sinn kannte die Liebessorgen noch nicht, und in schweigender Entzückung horchte er ihrem unbefangenen Geplauder.

Als sich die Freunde zur Nacht zurückzogen, hatten sie viel zu besprechen. Weyland versicherte ihn, sein Inkognito sei vollständig gewahrt: die Familie habe sich vielmehr nach seinem lustigen Tischgenossen Goethe erkundigt, von dem sie allerlei Tollheiten gehört habe. Und nun kam die ängstliche Frage, ob Friederike verlobt sei? Nein. Das war ein Trost. Ob sie je geliebt habe? Nein. Noch besser. So schwatzten sie bis tief in die Nacht, wie Freunde pflegen, deren Herzen zu voll, deren Köpfe zu heiß sind für die Ruhe. Als es tagte, war Goethe schon wieder munter, ungeduldig vor Verlangen, Friederiken in der Frische des Morgens wieder zu sehen. Während er sich ankleidete, erschrak er über seine verwünschte Garderobe und vergebens suchte er sich zu helfen. Mit den Haaren wäre er allenfalls noch fertig geworden, aber als er sich in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel ihm das abgeschmackteste Ansehen gaben, sah er gar zu lächerlich aus — und Weyland, der sich behaglich im Bette streckte, erhob ein lautes Lachen. In seiner Verzweiflung entschloß er sich kurz, nach Straßburg zurückzureiten und in seinen eigenen Kleidern wiederzukommen. Unterwegs kam ihm ein anderer Gedanke. Er borgte sich von dem Sohne des Wirts in Drusenheim, der von seiner Gestalt war, die Sonntagskleider, schwärzte sich mit angebranntem Kork die Augenbrauen und kehrte nun nach dem Pfarrhause zurück, mit einem Kuchen für die Frau Pastorin,

Digitized by Google

der gerade abgegeben werden sollte. Auch mit dieser zweiten Verkleidung gelang's ihm kurze Zeit, aber als Friederike ihn fragte: „George, was machst du hier?" da lief er ihr entgegen und rief: „Nicht George! aber einer, der tausendmal um Verzeihung bittet." Sie betrachtete ihn mit Erstaunen und rief aus: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!" Der Scherz wurde nun aufgeklärt und von Friederike sowohl wie von der ganzen Familie, die herzlich darüber lachte, rasch vergeben.

Heiter verging der Tag; die beiden jungen Leute wurden von Stunde zu Stunde verliebter. Es gelang Goethe auch, die ganze Familie durch sein munteres, gefälliges Wesen und seine dichterische Begabung für sich einzunehmen. Eine Probe seines Talents hatte er den neuen Freunden durch die Erzählung des (später in die Wanderjahre aufgenommenen) Märchens von der neuen Melusine gegeben, das er für sie niederzuschreiben versprach. Auch an den Plänen des Pastors für den Umbau des Pfarrhauses hatte er Anteil genommen und die betreffenden Entwürfe nahm er zur weitern Ausführung mit nach Straßburg.

Den Schmerz der Trennung erleichterte das Versprechen baldigen Wiedersehens. Neues Leben im Herzen kehrte er nach Straßburg zurück. Nicht lange zuvor hatte er an eine Freundin geschrieben, daß er „noch niemals so lebhaft erfahren was das sei, vergnügt ohne daß das Herz einigen Anteil habe zu leben, als jetzt in Straßburg"; angenehme Leute und mannigfache Studien ließen ihm keine Zeit zum Empfinden; „genug, sein jetziges Leben sei vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber ebensowenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel sei". Aber nun geht ein anderer Ton durch seine Briefe, wenn wir nämlich nach dem einzigen schließen dürfen, der uns erhalten ist. Derselbe ist an Friederike gerichtet, vom 15. Oktober 1770:

„Liebe neue Freundin!

(Straßburg), am 15. Oktober.

Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug', im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihnen, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich

Digitized by Google

und gut wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich Sie ſo lieb habe, nicht wieder ein Bischen günſtig ſein?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage; ob ich aber juſt weiß, warum ich eben jetzo ſchreiben will, und was ich ſchreiben möchte, das iſt ein anderes; ſo viel merk ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen ſein mögte; und in dem Falle iſt ein Stückchen Papier ſo ein wahrer Troſt, ſo ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur ſein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umſtände unſerer Rückkehr können Sie ſich ohngefähr vorſtellen, wenn Sie mir beim Abſchiede anſehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie ſehr Weyland nach Hauſe eilte, ſo gern er auch unter andern Umſtänden bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und ſo iſt natürlich, daß der Diskurs weder weitläuftig noch intereſſant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwiſchen den Moräſten; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erſchien, ſich um etwas übereilt hätte, ſo würden wir alle Urſache gefunden haben, von der Liebe und Treue unſerer Prinzeſſinnen vollkommen überzeugt zu ſein.

Unterdeſſen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht, ſie zu verlieren, beſtändig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beſchwerlichkeiten der Reiſe alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag nichts ſagen, entweder Sie können's rathen oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erſte Gedanke, den wir hatten, der auch ſchon auf dem Wege unſre Freude geweſen war, endigte ſich in ein Projekt, Sie balde wieder zu ſehen.

Es iſt ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu ſehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich ſind wir mit der Arzenei da, und ſagen: Liebes Herzchen ſei ruhig, Du wirſt doch nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebſt;

Digitized by Google

sei ruhig liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten mir nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzt. Zwar hoff ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unsrer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird; wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe."

Wenige Tage nach seiner Rückkehr ließ sich Herder operieren. Goethe war fortwährend um ihn, aber wie er seine mystischen Studien und dichterischen Entwürfe aus Furcht vor Herders Spott sorgfältig verbarg, so verschwieg er ihm vermutlich auch die neue Leidenschaft, die ihn mit so süßer Pein erfüllte. Still im Herzen trug er Friederiken und sorgfältig zeichnete er die Pläne für das neue Pfarrhaus. Er sandte der Geliebten Bücher und erhielt von ihr einen Brief, der ihm natürlich als das kostbarste Besitztum erschien.

Vielleicht schon zu Weihnachten, sicher zu Ostern 1771 ging er wieder nach Sessenheim. Es war schon spät, als er in der Dorfschenke ankam; bis zum nächsten Morgen zu warten erlaubte ihm seine Ungeduld um so weniger, als die Aeußerung des Wirts, die Mädchen seien eben erst nach Hause gegangen und erwarteten noch einen Fremden, seine Eifersucht erregte; er eilte nach dem Pfarrhause. Zu seiner Ueberraschung war man dort über den späten Besuch nicht überrascht, und noch mehr erstaunte er, als er Friederiken der Schwester ins Ohr flüstern hörte: „Hab ich's nicht

Digitized by Google

gesagt? da ist er!" Ihr liebend Herz hatte seine Ankunft vorhergesagt und genau zu dem rechten Tage.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und man erwartete viele Gäste. Früh beizeiten rief ihn Friederike zum Spazierengehen, während Mutter und Schwester zum Empfang der Gäste die Vorbereitungen trafen. Wer könnte diesen Spaziergang beschreiben, auf dem sich das jugendliche Paar harmlos und frei, wie George Sand es so schön nennt, „all dem unendlichen Nichts einer werdenden Liebe" hingab? Sie sprachen über die Vergnügungen des bevorstehenden Nachmittags und verabredeten sich, sie womöglich in ungetrennter Gemeinsamkeit zu genießen; sie machten einander mit neuen geselligen Spielen bekannt, und aus diesem unschuldigen Geplauder lächelte rein und heiter die Liebe hervor. Die Glocke rief sie vom Spaziergang zur Kirche; ihre Aufmerksamkeit auf die Predigt des würdigen Pfarrers wird wohl nicht groß gewesen sein; eine Andacht anderer Art glühte in ihren Herzen. Er wiederholte sich ihre Vorzüge, die sie soeben aufs freieste vor ihm entwickelt hatte: „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten." Eine „ernstere Betrachtung" über ihn selbst kam dazu. Die roten Lippen Friederikens erinnerten ihn an die Verwünschung, welche jene leidenschaftliche Französin mit ihrem letzten Kusse an seinen Mund geheftet, und derenwegen er sich, abergläubisch genug, seither in acht genommen hatte, ein Mädchen zu küssen. Beim Einlösen der Pfänder, wo die Küsse immer eine große Rolle spielten, war ihm das oft genug eine lästige Prüfung gewesen, und um mit einer zierlichen Wendung davonzukommen, mußte er nun im Pfarrhause seine ganze Geistesgegenwart aufbieten, da die Gesellschaft bald genug sein Verhältnis zu Friederike herausfühlte und sich schalkhaft alle Mühe gab, ihm dasjenige aufzudrängen, was er heimlich zu vermeiden suchte. Die Geliebte half ihm dabei mit natürlichem Takt. Doch während Goethes mehrwöchentlichen Aufenthalts in Sessenheim kam auch die Zeit, wo die Erregung des Tanzes und Spieles ihn fortriß, wo im brennenden Druck ihrer Lippen all seinen Aberglauben vernichtete — „ein Kuß, ein langer, langer Kuß der Lieb' und Schönheit".

Digitized by Google

Wenn auch nicht als förmlich Verlobter, doch als erklärter Liebhaber verließ er diesmal Sessenheim. Seine Muse, schweigsam seither, fand nun wieder Worte, und von den Liedern, die ihm Friederike eingab, sind manche, z. B. „Willkommen und Abschied", das köstliche „Mailied" („Wie herrlich leuchtet mir die Natur") in seinen gesammelten Gedichten enthalten.

Der Zweck seines Straßburger Aufenthaltes war, seine Rechtsstudien zu beenden. Schon am 10. September 1770 bestand er seine juristische Prüfung; zu ihrer Vollendung bedurfte es einer Dissertation und einer Disputation über dieselbe. Zur Dissertation hatte er das Thema gewählt, das bereits 1715 sein Großvater mütterlicherseits als These aufgestellt hatte: jeder Gesetzgeber sei berechtigt und verpflichtet, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Teils historisch, teils räsonnierend führte er dieses Thema aus. Die Dissertation wurde natürlich lateinisch geschrieben, — uns ist nur der Titel: lex legislatoribus bekannt — und sein Vater, dem er sie in besonderer Abschrift zuschickte, hatte große Freude daran. Aber der Dekan der Fakultät wollte die Arbeit, sei es aus Bedenken gegen die darin enthaltenen Paradoxien, sei es wegen Mangels an der nötigen Gelehrsamkeit, nicht als akademische Dissertation veröffentlichen lassen. Dafür durfte Goethe über Theses disputieren. Das geschah am 6. August 1771; seine Tischgenossen, namentlich Franz Lerse, waren die Opponenten. Ein lustiger Schmaus beschloß die Feierlichkeit von Goethes Promotion zum Licentiaten beider Rechte.

Friederike war während des Winters 1770/71 einmal mit Mutter und Schwester zum Besuche von Verwandten nach Straßburg gekommen. Goethe erhielt dadurch Gelegenheit, seine Geliebte außerhalb ihrer gewohnten Umgebung zu sehen. Die Mädchen kamen in der Elsässer Nationaltracht, ihre städtischen Verwandten waren französisch gekleidet — ein Gegensatz, der Olivien sehr unglücklich, verlegen und ungeschickt machte, so daß Goethe sich offenbar ihres Benehmens ein wenig schämte. Friederike paßte zwar auch nicht in diese Lage, wußte sich aber doch besser darein zu finden und war vollkommen zufrieden, so lange sie ihn zur Seite hatte.

Eines Abends nahm Friederike die Dienste des Geliebten zur

Digitized by Google

Unterhaltung der Gesellschaft in Anspruch; sie bat ihn, Hamlet vorzulesen. Er erntete großen Beifall. Friederike hatte während der Vorlesung „von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen".

Den Beifall, den der Geliebte erntete, sammelte sie mit Freuden ein und „versagte sich, nach ihrer zierlichen Weise, den kleinen Stolz nicht, in ihm und durch ihn geglänzt zu haben".

Daß seine Leidenschaft ihn selbst sehr beunruhigte, leidet keinen Zweifel. „Welch' Glück ist's," schrieb er, „ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen."

Die Erwähnung des Hamlet führt uns von selbst in die Gesellschaft, wo er Vergessen suchte, als Friederike Straßburg verließ. Bei ihrer Abreise, gesteht er, fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen. Er stürzte sich wieder in den heitern Kreis der Genossen, um der quälenden Gedanken los zu werden; er verlor sich halb in den Taumel von Lustbarkeiten und Tänzen, aber er gestand Salzmann, glücklich fühle er sich doch nicht, sein Herz sei wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter aufzieht, und er fühle, daß er Schatten nachjage. Sehr viel verkehrte er mit Lenz, der kurz vorher nach Straßburg gekommen war; mit ihm und einigen anderen Shakespeare-Schwärmern bildete er eine Gesellschaft, die so shakespearefest war, wie nur ein Theologe bibelfest sein kann, deren „ganze Glückseligkeit die Absurditäten der Clowns machten", die sich „sehr glorios" fühlte, wenn sie diesen nachahmen und Späße liefern konnte, welche Shakespearscher Narren würdig und aus der „wahrhaften reinen Narrenquelle" geflossen waren. Die Wirkung Shakespeares auf das junge Deutschland war ungeheuer. Die grandiose Kraft, die Tiefe seiner Gedanken, die Originalität und

Digitized by Google

Kühnheit der Sprache, seine Schönheit, sein Pathos, seine Erhabenheit, sein Witz und wild überströmender Humor, die Lebensfülle seiner Gestalten, die Feinheit seiner Beobachtung und die tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Leidenschaft und des Charakters — alles das waren Vorzüge, welche zu schätzen die Deutschen nicht wie die Franzosen durch falsche Kritik und, noch weniger, durch nationale Vorurteile gehindert waren. Lessing hatte den Namen Shakespeare auf das Banner geschrieben, das den Angriffen auf die französierende Richtung voran wehte. In seinem Sinne drang dann Herder tief in Shakespeares Wesen ein und stellte es herrlich dar; ihm nach der Kreis von Goethes Straßburger Freunden. Von Goethe ist aus einer etwas spätern Zeit eine Rede über Shakespeare erhalten, die aber doch hier eingeschaltet werden mag, weil sie einen Einblick in Goethes Stimmung während der Straßburger Periode gestattet. Die Rede lautet:

„Mir kommt vor, als sei die edelste von unsern Empfindungen die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsere Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird als zu leben; und daß keiner sein Ziel erreicht, wornach er so sehnlich ausging; — denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lang glückt, fällt er doch endlich und oft im Angesichte des gehofften Zweckes in eine Grube, die ihm Gott weiß wer gegraben hat, und wird für nichts gerechnet. Für nichts gerechnet, Ich! der ich mir Alles bin, da ich Alles nur durch mich kenne! so ruft jeder, der sich fühlt und macht große Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weg drüben. Freilich jeder nach seinem Maß. Macht der Eine mit dem stärksten Wandrertrab sich auf, so hat der Andre Siebenmeilenstiefeln an, überschreitet ihn, und zwei Schritte des letzten bezeichnen die Tagereise des ersten. Dem sei wie ihm wolle: dieser emsige Wanderer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte jenes anstaunen und ehren, seinen Fußtapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

„Auf die Reise, meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Tapfs macht unsere Seele feuriger und größer als das

Digitized by Google

Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs. Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

„Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe; Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden wenn's hoch kam ist das Höchste wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war mir neu, unbekannt und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Ortes so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo da ich sah, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen.

„Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis dem Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Erst Intermezzo des Gottesdienstes, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit; erregte ganze große Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz und groß. Und in was für Seelen! Griechischen! ich kann mich nicht erklären, was das heißt, aber ich fühle es und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit; die habens mich fühlen gelehrt.

„Nun sag ich geschwind hinten drein: Französchen, was

Digitized by Google

willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer.

„Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Akt, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung und ich sage nichts davon.

„Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsaktionen aufs Theater zu bringen, weiß ich nicht: es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespeare die Ehre der Erfindung gehört, zweifle ich; genug er brachte diese Art auf den Grad der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinaufreichen und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Shakespeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir; wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest; lieber als die geehrwürdigtste Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

„Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

„Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln.

„Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland haben sich bei dieser Gelegenheit, wie bei mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestäten zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren. Die meisten

Digitized by Google

von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe, Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen.

„Da hab ich sie alle überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in colossalischer Größe; darin liegt's, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauch seines Geistes; er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft.

„Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen? wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hinten drein erkenn ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben.

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lapland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

„Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Aus diesen Lauten spricht die Stimme des Jünglings, der den Götz mit der eisernen Hand schrieb.

Die Begeisterung für Shakespeare regte Goethe natürlich zu dramatischer Thätigkeit an; in seinem Straßburger Tagebuche finden

Digitized by Google

sich, neben den Hinweisungen auf Götz und Faust, kleine Bruchstücke eines Dramas Julius Cäsar.

Aus den mannigfaltigsten Einflüssen des Straßburger Aufenthalts erheben sich drei Gestalten zu klarer und denkwürdiger Bedeutung: Friederike, Herder, der Straßburger Münster. Ein herrliches Frauenbild, ein edler Denker, ein stattlicher Bau — das waren seine Führer in die Gebiete der Leidenschaft, der Poesie, der Kunst. Der Einfluß Herders blieb dauernd, die Wirkung des Münsters ging bald unter anderen Eindrücken verloren. Doch war sie zunächst stark genug, um ihn zu der kleinen Abhandlung „über deutsche Baukunst D. M. Erwin a Steinbach" zu veranlassen, deren begeisterte Anschauungen ihm in späteren Jahren unbegreiflich waren. Auch darin, wie in so manchen anderen Zügen, zeigt sich, wie verschieden der Jüngling von dem Knaben und dem Manne ist. Wie sehr er damals die Grundsätze der Baukunst beherrschte, welche den Straßburger Münster geschaffen hat, läßt sich aus einem einfachen Zuge ersehen. In Gesellschaft mit Freunden betrachtete er den Münster; es sei schade, bemerkte Jemand, daß das Ganze nicht fertig geworden und daß man nur den einen Turm habe; Goethe versetzte darauf, es sei ihm eben so leid, diesen einen Turm nicht ganz ausgeführt zu sehen, denn die vier Schnecken setzten viel zu stumpf ab, es hätten noch vier leichte Turmspitzen darauf gesollt, sowie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz stehe. Wer ihm das gesagt habe, fragte ihn ein Anderer aus der Gesellschaft; der Turm selbst, antwortete Goethe; er habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er zuletzt ihm dies offenbare Geheimnis gestanden. Da erfuhr er denn, daß ihn der Turm nicht mit Unwahrheiten berichtet, und der jene Frage an ihn gestellt, zeigte ihm im Archiv die noch erhaltenen Originalrisse, die durchaus dasselbe besagten, was Goethe durch Anschauung gefunden hatte.

Und nun war die Zeit da, wo er Straßburg, wo er — Friederiken verlassen sollte! Wie sehr ihn auch ihre Anwesenheit in der Stadt beengt hatte, in ihrer Abwesenheit dachte er nur ihrer bezaubernden Reize. Zwar, daß sie nie die Seine würde, fühlte er wohl, aber er hatte nicht aufgehört sie zu lieben. Er ging, ihr Lebewohl zu sagen. „Es waren peinliche Tage," schreibt er, „deren

Digitized by Google

Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Mute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen." Wahrscheinlich wird der Leser über diese Erzählung etwas bedenklich den Kopf schütteln und sich der Vermutung nicht erwehren können, daß die Einbildungskraft des Dichters aus der Thatsache nachträglich eine vorgängige Ahnung gemacht habe, wie denn auch in einem Briefe an Frau von Stein, der ein oder zwei Tage nach diesem spätern Besuche bei Friederike geschrieben ist, von jenem doch so seltsamen Zusammentreffen kein Wort sich findet.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Sturm und Drang.

1771 bis 1775.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Trunken müssen wir alle sein,
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Doktor Goethes Rückkehr.

Gegen Ende August 1771 verließ Goethe Straßburg. Sein Weg führte ihn durch Mannheim, und dort ergriff ihn zum erstenmale die Schönheit antiker Kunstwerke, von denen er einige in Gipsabgüssen sah. Wie groß auch seine Vorliebe für gotische Kunst sein mochte, diese Abgüsse konnte er nicht ohne das Gefühl sehen, daß er hier eine in ihrer Art auch göttliche Kunst vor sich habe, und sein früheres Studium Lessings gab der Laokoongruppe ein besonderes Interesse.

Auf der Weiterreise nach Mainz kam ihm ein harfespielender Knabe in den Weg, und er ließ sich einfallen, den zerlumpten Musikanten nach Frankfurt einzuladen, wo er ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. Glücklicherweise unterrichtete er die Mutter von dieser Einladung; sie war klug genug, einer Scene mit dem Vater vorzubeugen und außer dem Hause für Wohnung und Pflege des Knaben zu sorgen.

Der alte Rat Goethe war nicht wenig stolz auf den jungen Doktor, wie Goethe nun mit Unrecht in seinem Bekanntenkreise genannt wurde, aber er nahm auch nicht wenig Anstoß an dem Benehmen des jungen Doktors und schüttelte oft sein altes würdiges Haupt zu den Meinungen, die dieser mitten im Gespräch wie Bomben platzen ließ. Dem jungen Helden der Sturm- und Drangperiode „stak der Doktor gar wenig im Leib". Diese Periode fing eben an, in Deutschland Aufsehen zu machen und durch neue Schriften, wie Gerstenbergs Ugolino, Goethes Götz von Berlichingen und Klingers Sturm und Drang (welches ihr den Namen gab), alle Regeln über den Haufen zu werfen. Weisheit und Thorheit des Zeitalters gingen mit demselben Strome. Die meisterhaften

Digitized by Google

Kritiken Leſſings, die Begeiſterung für Shakeſpeare, die Manie für Oſſian und die nordiſche Mythologie, die Wiederbelebung der alten Balladenlitteratur und die Verſpottung der Franzoſen — all das arbeitete vereint in einem Sturme der Empörung gegen Herkommen und Regel. Natur war die allgemeine Loſung. Für das junge Deutſchland von damals war die Natur, ſcheint es, eine Miſchung von Vulkan und Mondſchein; ihre Kraft war ſtürmiſcher Ausbruch, ihre Schönheit Empfindung. Stürmiſch zu ſein und ſentimental, wütig zugleich und thränenreich, das waren die echten Zeichen des Genies. Alles Herkömmliche war langweilig. Das Genie haßte das Langweilige und wollte weder regelrecht buchſtabieren noch ſchreiben, noch ſich regelrecht aufführen. Deutſch wollte es ſein, — regellos, roh, natürlich. Regellos war es und roh auch, aber ob auch natürlich, ſofern nämlich die Natur reputierlich iſt, das ſteht dahin.

In der Schilderung der eigenen Lebensbeſchreibung erſcheint Goethe kaum als ein Führer der Sturm- und Drangperiode, aber manche andere Beweiſe ſprechen laut genug dafür. Frau Rat berichtet einmal als Ausſpruch des Jugendgefährten Max Moors: „Wir waren aber auch immer die Lakaien.“ Aus einem Briefe von einem ſeiner Straßburger Genoſſen, Meyer von Lindau, an Salzmann, mögen hier einige Sätze ſtehen, die in dieſer Beziehung ganze Kapitel von Dichtung und Wahrheit aufwiegen. „O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit? Nach der Kette, nach welcher unſere Ideen zuſammenhangen ſollen, fällt mir bei Corydon und dementia der närriſche Goethe ein. Er iſt doch wohl wieder in Frankfurt?“

Ein ſolcher Jüngling konnte natürlich einem geſetzten förmlichen Manne, wie der Vater war, nicht ganz gefallen. Doch war der würdige Herr nicht wenig ſtolz auf die Fortſchritte des Sohnes. Die Verſe, Aufſätze, Notizen und Zeichnungen, die ſich während des Straßburger Aufenthalts angeſammelt hatten, machten ihm großes Vergnügen. Sie gewiſſenhaft und ſauber zu ordnen unterhielt ihn, und er hoffte ſie bald gedruckt zu ſehen. Aber der Dichter hatte eine Tugend, bei jungen Schriftſtellern vielleicht die ſeltenſte von allen, die Abneigung nämlich, ſeine Sachen drucken zu laſſen. Der gewöhnlichen Erſcheinung gegenüber, daß Leute mit

Digitized by Google

fieberhafter Eile den äußerst bedenklichen „Bitten von Freunden“ nachgeben und kühn in die Oeffentlichkeit sich stürzen, der Hartnäckigkeit gegenüber, mit der sie an Allem und Jedem festhalten, was sie geschrieben, und alles dieses auch gedruckt zu sehen verlangen, erheischt Goethes Abneigung wohl eine Erklärung. Und wenn ich von mir selbst urteilen darf, so ist die Erklärung die, daß seine Freude an schriftstellerischer Thätigkeit mehr der reine Genuß an geistigem Schaffen war als ein Genuß am Ergebnis. „Das Thun interessiert, das Gethane nicht,“ sagt er selbst. Sobald er ein Gedicht vollendet hatte, nahm sein Interesse daran ab und er wandte sich zu einem andern.

Er hatte einen kleinen Kreis von litterarischen Freunden, denen er seine Arbeiten mitteilte, und das war für ihn Oeffentlichkeit genug. Wir werden später sehen, wie er in Weimar lediglich für einen Kreis von Freunden schrieb und sich um das große Publikum kaum bekümmerte. Es war für ihn Bedürfnis, sich mit einer Arbeit zu beschäftigen, die ihn so ganz in Anspruch nahm wie damals der Götz. Denn nur bei der Arbeit konnte er die Angst und Gewissensqual vergessen, die an die Trennung von Friederike sich knüpfte. Wenn er in Straßburg gefühlt hatte, dieser süße Roman gehe zu Ende, so mußte er es in Frankfurt, mitten im Familienkreise und mit erweiterten Aussichten vor Augen, noch stärker empfinden. Er schrieb an sie; leider ist der Brief verloren gegangen; er würde Manches aufgeklärt haben, was jetzt nur auf Vermutungen beruht. In der Lebensbeschreibung sagt er Folgendes: „Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben, daher

Digitized by Google

nahm ich aufrichtigen Theil an Andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen mußte."

Bei einer solchen Stimmung, wie sie dem Bruch mit Friederike folgte, ist es nicht zu verwundern, daß das Frankfurter Leben und die Führung von Rechtsgeschäften ihm verhaßt waren. Am 28. August 1771 hatte er sein Gesuch eingereicht, als Rechtsanwalt zugelassen zu werden, am 31. August erhielt er die Zulassung. Etwa vier Jahre, freilich mit großen Unterbrechungen, blieb er in dieser Stellung. Seine Prozeßschriften sind erhalten und neuerdings veröffentlicht worden. Sie zeigen, daß er den entsetzlichen Juristenstil jener Zeit rasch anzuwenden lernte, aber auch, daß er den burlesken Ton seiner litterarischen Polemik in die Prozeßschriften hineintrug. Seinem Freunde Moors gegenüber, der in einer Sache sein Gegner war, spottete er z. B. über ein paar „lächerliche Mäuse von Kompendiendefinitionen, die von ihrer Mutter zeugten".

Diese Thätigkeit, für welche er in seinem Vater und in einem geschickten Schreiber Gehilfen fand, genügte ihm keineswegs. Viel-

Digitized by Google

mehr las er damals, wie der Briefwechsel mit Herder beweist, die Griechen mit großem Eifer; seine Briefe sind reich an Anführungen aus Plato, Pindar und Homer; ja, „die Griechen (heißt es darin) sind mein einzig Studium." Daneben behauptete sich indes der Götz. Die Beschäftigung damit war ihm zur Leidenschaft geworden. Die gotische Kunst, ein verwandter Gegenstand, zog ihn zugleich an, und von da war der Uebergang zu der Bibel leicht, die er von neuem studierte. Die Ergebnisse dieses Studiums liegen in zwei kleinen Abhandlungen vor, die er 1773 unter dem Titel: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***" und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben" drucken ließ. Darin ist der Einfluß von Fräulein von Klettenberg an dem religiösen Gefühl und an der Verehrung für die Bibel ersichtlich, während seine eigene milde Natur aus der Toleranz spricht, die er predigt. In der ersten biblischen Frage soll der Beweis geführt werden, daß es nicht die zehn Gebote gewesen, die auf den Tafeln des Moses gestanden, sondern zehn Gesetze des israelitischen Jehovahbundes; in der zweiten findet die Frage: „Was heißt mit Zungen reden?" eine nicht eben klare Beantwortung. Er nennt es eine „Sprache des Geistes, mehr als Pantomime, doch unartikuliert".

Aus dem Kreise der Freunde, denen er seine schriftstellerischen Gedanken und Entwürfe mitteilte, verdienen zwei besondere Erwähnung: Schlosser, den wir schon von Leipzig her kennen, und Merck, der bald einen sehr wohlthätigen Einfluß übte. Das Charakterbild, welches Goethe in Dichtung und Wahrheit von diesem merkwürdigen Manne entwirft, gibt eine sehr ungenaue Vorstellung von ihm und bedarf der Berichtigung aus anderen Zeugnissen; besonders kann der Beiname „Mephistopheles Merck" leicht irre führen; denn wie geneigt auch Merck zum Spott sein mochte, so ist doch unzweifelhaft, daß er auch warm und aufrichtig bewundern konnte und daß er seinen Einfluß auf Goethe durchweg zu freundschaftlicher Ermunterung und freundschaftlicher Warnung benutzte.

Johann Heinrich Merck war 1741 in Darmstadt geboren. Eines Apothekers Sohn, erhob er sich durch eigene Kraft zum

Digitized by Google

Genossen von Fürsten. Zu der Zeit, von der wir reden, war er Kriegsrat in Darmstadt und stand mit den meisten Berühmtheiten des Tages in Verkehr; so mit Herder, der von seinen Fähigkeiten die höchste Meinung hatte und seine Freundschaft sich zu bewahren eifersüchtig bestrebt, namentlich aber besorgt war, daß die neue Bekanntschaft mit Goethe nicht zwischen sie trete, was freilich nachher doch geschah. Merck hat in der Geschichte der deutschen Litteratur eine hohe Bedeutung; wie sein Briefwechsel beweist, übte er mit seiner Kritik auf Männer Einfluß, die an Produktivität ihm weit überlegen waren. Er war einer der eifrigsten Beförderer der Kenntnis englischer Litteratur; Hutchesons Schrift über die Schönheit, Addisons Cato und Shaws Reisen in der Levante hatte er übersetzt, und das junge Geschlecht der Shakespeareverehrer fand ihn geneigt, auf ihre Begeisterung einzugehen. Im Jahre 1772 bewog er Schlosser, die Herausgabe der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" zu übernehmen, und seine Beiträge zu diesem amtlichen Organ der Sturm- und Drangpartei waren zahlreich und wertvoll. Seine Amtsgeschäfte müssen ihm nicht schwer aufgelegen haben, denn er machte häufig Reisen und hielt sich, wie es scheint, zeitweise in Frankfurt auf. Zwischen Goethe und ihm bildete sich bald eine warme Freundschaft; er hatte in dessen wunderbares Genie eine tiefere Einsicht als Herder, und aus seinen kritischen Bemerkungen spricht immer ein klarer Blick und wahrhafte Achtung.

Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen waren ein Vereinigungspunkt, der Goethe mit vielen fähigen Köpfen in Berührung brachte. Auch gaben sie ihm Gelegenheit, sich selbst im Recensieren zu üben. Von den Aufsätzen, die er für dieses Blatt schrieb, sind fünfunddreißig in seine Werke aufgenommen, nach Eckermanns Auswahl, die Manches bringt, was Goethe nicht gehört und Vieles ausläßt, was gewiß von ihm herrührt. Die Kritiken wie die Zeitschrift überhaupt sind für die Sturm- und Drangperiode ungemein charakteristisch. Mit beispielloser Kühnheit werden ganze Gattungen der Litteratur gestrichen, z. B. die Bardenpoesie, selbst die großen Namen werden nicht immer schonungsvoll genannt. Gelehrsamkeit wird geehrt, aber Thorheit und Ueberhebung der Gelehrten wird rücksichtslos aufgedeckt; ein dickleibiges Kompendium oft genug mit einem scharfen Witzwort abgethan. Aber wichtiger als solche

Digitized by Google

Plänkeleien ist der unerschrockene Ausdruck mannhafter Gesinnung: die offene Parteinahme für die Juden bei Gelegenheit des widerwärtigen Auftretens Kölbeles gegen Mendelssohn, für die Lehren der Moral, denen gleiche, fast höhere Geltung als den Religionsgesetzen zugeschrieben wird, für Aufklärung und Denkfreiheit gegen pfäffisches Wesen und Verketzerungssucht.

Unter solchen Beschäftigungen floh Goethe die Zeit rasch dahin. Er hatte wieder angefangen, zu reiten und zu fechten, und als Klopstock das Schlittschuhlaufen einführte, wurde es bald das Lieblingsvergnügen unserer Freunde. Goethe ward nie müde es zu treiben. Einen herrlichen Sonnentag auf dem Eise zu verbringen, genügte ihm nicht; bis spät in die Nacht setzte er die Bewegung fort, und „wenn über den nächtlichen weiten Eisfeldern der Vollmond aus den Wolken hervortrat, in seinem Lauf die Nachtluft ihm entgegenwehte und der Donner des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises geisterhaft rollend an sein Ohr schlug", so fühlte er sich ganz in der ossianischen Welt. Zu Hause trieb er Musik, spielte Cello und wie er an Salzmann schrieb, fing er an, die Dinge „ernster zu nehmen".

Zweiter Abschnitt.

Götz von Berlichingen.

Wurde der Götz auch erst im Frühjahr 1773 veröffentlicht, entstanden war er schon im Winter 1771, oder genauer gesagt, die erste der drei in die „Ausgabe letzter Hand" aufgenommenen Bearbeitungen wurde damals geschrieben. Von diesen drei Bearbeitungen heißt die erste: „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt" und wurde erst viele Jahre später veröffentlicht; die zweite — „Götz von Berlichingen, Schauspiel" — ist die Gestalt, in der das Werk ursprünglich erschien; die dritte ist eine Bearbeitung für die Bühne und wurde gemeinsam mit Schiller in der Zeit gemacht, da man in Weimar ein Nationaltheater zu schaffen suchte.

Digitized by Google

Die erste Bearbeitung bewundere ich am Meisten; auch ist sie für eine Lebensbeschreibung am Interessantesten. Aus einem Briefe an Salzmann erfahren wir, daß Goethe das Stück im November 1771 schrieb. „Mein ganzer Genius," sagt er, „liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden! ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe." In „Dichtung und Wahrheit" gibt er von seiner Arbeit folgenden Bericht: „Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehn, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Scenen, und Abends wurden sie Cornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde, ja sie äußerte sogar einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr, ich fuhr den nächsten Tag fort, und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen an's Werk, das ich geradeswegs verfolgte ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu

Digitized by Google

ſehn, und in etwa ſechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuſcript geheftet zu erblicken.“

Gottfried von Berlichingen mit der eiſernen Hand war ein berühmter Raubritter im ſechzehnten Jahrhundert, einer der letzten Sproſſen jenes wilden geſetzloſen Lehnsadels, bei denen Thaten der Räuberei oft durch perſönliche Tapferkeit einen romantiſchen Glanz erhalten. Gottfried mit der eiſernen Hand war ein würdiger Vertreter dieſer Gattung. Sein Gehorſam als Unterthan des Kaiſers war ebenſo unerſchütterlich wie ſein perſönlicher Mut; was ſein verehrter Kaiſer anzuordnen für recht fand, das fand er für recht zu thun. Außer dem Kaiſer erkannte er keinen Herrn über ſich; mit ſeinen Standesgenoſſen führte er fortwährende Fehde; gegen den Biſchof von Bamberg war er häufig in Waffen; kaum hatte er mit ihm Frieden gemacht, ſo griff er den Erzbiſchof von Mainz an. Krieg war ſein Element, und wie es einem echten Ritter zukam, war er ſtets auf der Seite der Schwachen und Verfolgten, außer wenn der Kaiſer ſeinen Arm verlangte oder wenn er einen kleinen Raubzug auf eigene Rechnung ausführte. Zu ſeinem ſtarken Arm blickten die Verfolgten um Beiſtand auf. Einem armen Schneider iſt das reiche Köln vom Scheibenſchießen zweihundert Gulden ſchuldig und will ſie nicht bezahlen; er geht zu Götz und klagt ihm ſein Leid, ſofort packt die eiſerne Hand die erſten beſten Kaufleute aus Köln, die des Weges reiſen, und läßt ſie die zweihundert Gulden erlegen. Ein anziehender Gegenſtand für einen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, dieſer kühne ritterliche Räuber, der allein auf ſeine Fauſt gegen die fortſchreitende Macht der Civiliſation ankämpft, dieſer wilde Kriegsmann, der einen verzweifelten Kampf gegen das Geſetz führt und den Geiſt ritterlicher Fehde zu verewigen ſtrebt. Beſonders anziehend für einen Dichter dieſer Zeit war in Götz die Weihe individueller Größe. Nicht durch ſeinen Rang, ſondern durch ſeine Natur war er groß; ſeine Ueberlegenheit war nicht ein Erbteil ſeines Hauſes, nicht durch Hofgunſt erlangt, ſie ruhte allein auf ſeinem ſtarken Arm und ſeinem unbezwinglichen Geiſt. Und war nicht auch der Kampf des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ein Kampf für die Anerkennung des Individuums, ein Kampf des Rechts gegen das Vorrecht, der Freiheit gegen das Herkommen? Der Kampf des

Digitized by Google

sechzehnten Jahrhunderts galt denselben Zielen; die Reformation war auf religiösem Gebiete, was die Revolution auf politischem: ein Widerstand gegen die Tyrannei des Herkommens, ein Kampf für die Rechte individueller Gedankenfreiheit gegen die starren Gesetze der herrschenden Klassen.

In seiner im späten Alter geschriebenen Selbstbiographie hat Götz selbst seine Thaten schmucklos und würdig erzählt. Goethe benutzte den Stoff, den er dort gefunden, mit großer Freiheit. Er dramatisierte die Geschichte, läßt sie lebensvoll vor uns bewegen; aber er dramatisierte eben eine Geschichte und schrieb kein Drama — ein Unterschied, der sofort begründet werden soll.

Man hat neuerdings im Einzelnen nachgewiesen, wie weit Goethe die Geschichte benutzt und wie viel neue Elemente er aus eigener Erfindung hinzugesetzt hat; hier mag es genügen, die Charaktere, die er neu geschaffen, anzuführen; es sind: Adelheid, der herrliche bezaubernde Dämon der Lust; Elisabeth, das edle Weib, in der Goethes Mutter sich selbst erkannte; Marie, in der Manches von Friederike nachklingt; Georg, Franz Lerse, Weislingen und die Zigeuner; auch der Tod des Götz ist Goethes Erfindung.

Der Götz ist eine dramatisierte Geschichte, kein Drama. Nie hätte das Stück ein Drama heißen, sondern in seiner ersten Form mit dem ursprünglichen Namen belassen werden sollen. Viele Verwirrung wäre damit erspart worden, namentlich was das Verhältnis zu Shakespeare und dessen dramatischer Komposition angeht. Den Einfluß Shakespeares in diesem Werk kann Niemand verkennen, aber es Shakespearesch zu nennen, ist eine starke Ungenauigkeit des Ausdrucks, die zwar allgemein verbreitet, jedoch darum nicht weniger unzulässig ist. Die Kritik hält in ihren Urteilen an früheren Entscheidungen ebenso fest, wie die Gerichtshöfe. Die Kritik urteilt nach Präcedenzfällen. Bei jedem neuen Werke tritt unabänderlich einer von den zwei Fällen ein; entweder die Kritik verwirft es, weil es sich nicht unter eine bestimmte anerkannte Klasse bringen läßt, und brandmarkt es also, weil es keine Nachahmung ist, oder aber sie stellt es ruhig unter irgend eine hergebrachte Bezeichnung. Das Letztere geschah mit Götz von Berlichingen. Weil das Stück sich nicht um die dramatischen Einheiten bekümmerte und das Volk ohne weiteres neben den Adel stellte,

Digitized by Google

weil die Personen, statt wie im französischen Trauerspiel zu deklamieren, genau so sprachen, wie es für das Stück sich paßte, — kurz, weil es unter die herkömmliche Sorte der französischen Tragödien nicht gehörte, so mußte es zu den Shakespeareschen gehören, den einzigen, die als Gegensatz der französischen galten.

Gleicht der Götz dem Othello? oder Macbeth? oder Richard III., Heinrich IV., König Johann, Julius Cäsar, oder sonst einem echten Stücke von Shakespeare? Wenn die Worte „Shakespeareſcher Stil" nicht bedeutungslos sein sollen, so muß ihre Anwendung auf den Götz den Sinn haben, dieses Stück gleiche den Shakespeareschen in Bau und Gliederung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Tone des Dialogs; und doch wird ein flüchtiger Ueberblick Jeden überzeugen, daß es in allen diesen Beziehungen von den Shakespeareschen Stücken außerordentlich verschieden ist.

In der Anlage unterscheidet es sich von Shakespeare zunächst dadurch, daß es mehr eine Zeit als eine Leidenschaft darstellt, zweitens dadurch, daß es die Freiheiten der Erzählung beibehält, statt unausgesetzt die Bühne im Auge zu haben und ihren Notwendigkeiten sich zu fügen, endlich drittens dadurch, daß es des einheitlichen Mittelpunktes entbehrt, um welchen alle Personen und Vorgänge zu künstlerischer Abrundung sich sammeln. Eine Reihenfolge von Scenen ist es, eine Geschichte von Episoden.

Es war eine Eigentümlichkeit des Goetheschen Geistes, an die Charaktere und ihre Bilder sich zu halten und gegen Handlung und äußern Hergang gleichgültig zu bleiben. In einer Geschichte kümmerte er sich nicht um die äußeren Verhältnisse; eine Zeichnung der menschlichen Natur, die seinen Verstand befriedigte, und ein geschickt ausgeführtes Bild der Außenwelt, das seinem künstlerischen Sinne Genüge that, das war es, worauf es ihm ankam. Die menschliche Natur zog ihn mehr von seiten der Psychologie als der Leidenschaft an; die Leidenschaften selbst interessierten ihn mehr als Probleme, denn als menschliche Regungen. Das war der Grund, warum es ihm zugleich an historischem Sinn und an dramatischer Kraft in so auffallender Weise mangelte. In der Geschichte wandte er sich von dem Gange der Ereignisse ab; ja ihre Größe selbst war ihm zuwider, weil neben ihr der handelnde Mensch so klein erschien, auf den allein sein Anteil sich bezog.

Digitized by Google

Nicht weniger unshakespearesch ist der Götz in der Darstellung der Charaktere. Diese zeigen uns ihre äußeren Eigentümlichkeiten in außerordentlicher Schärfe, aber sie verraten nicht, wie bei Shakespeare, unwillkürlich das innerste Geheimnis ihrer Existenz. Wir erkennen sie an ihrer Sprache und an ihren Handlungen, aber unbekannt bleiben uns ihre Gedanken, ihre Selbsttäuschungen, ihre inneren wirr verschlungenen Motive, die, zum Teil ihnen selbst dunkel, der Dichter uns in den Schlaglichtern ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche sehen läßt. So, um ein entscheidendes Beispiel zu nehmen, erscheint Weislingen zugleich ehrgeizig und unentschlossen, wohlmeinend aber schwach; die Stimme der Freundschaft ruft sein Gewissen wach und zwingt ihn, die Hand anzunehmen, die Götz ihm darbietet; er schwört, nie wieder den bischöflichen Palast zu betreten; aber so leicht er für edle Regungen zugänglich ist, so leicht läßt er sich nachher von der Eitelkeit verführen: der Versuchung erliegt er, kehrt sich aufs Neue gegen seinen edlen Freund und stirbt verraten und vergiftet von seinem Weibe, der er Alles geopfert, stirbt von Niemandem betrauert, von sich selbst verachtet. Diese Wankelmütigkeit ist voll Wahrheit, aber nicht mit Wahrheit dargestellt. Wir sehen Weislingens Benehmen, können es aber nicht erklären; wir stehen vor einem Rätsel, wie wenn uns im wirklichen Leben solch ein Charakter begegnet, aber nicht vor einem Charakter, wie ihn die Kunst anzuschauen und zu durchschauen uns befähigt. Rätsel darzustellen ist nicht Sache der Kunst, und Shakespeare versteht es in seinen bedeutendsten glücklichsten Augenblicken, uns in die schwankenden Tiefen der Seele blicken zu lassen, während wir die Personen handeln sehen. Man vergleiche Weislingen mit so schwankenden Charakteren, wie Richard II., König Johann oder Hamlet — das ist kein Unterschied des Grades, sondern der Art.

Auch die Sprache ist nicht Shakespearesch. Sie ist kraftvoll, malerisch, durchsichtig, dramatisch, aber sie ist nicht gesättigt mit Gedanken, nicht dunkel vor Tiefe, nicht schwer vor Ueberlastung mit Ideen, wie das Shakespeare eigentümlich und oft sein Fehler ist. Sie hat nicht Shakespeares Ueberfülle und verschwenderischen Bilderreichtum: ja, es ist sehr auffallend, und zumal bei einem Jugendwerke doppelt auffallend, wie sehr sie alles rednerischen

Digitized by Google

Beiwerks entbehrt und bildliche Wendungen nur ihrer selbst wegen zu gebrauchen verschmäht.

Der Götz war der Erstling der romantischen Schule oder vielmehr der Richtung, von der diese Schule ausging. Sein Einfluß ging in weite Kreise; Walter Scotts historischem Talent, welches die Anschauungen Englands über die Vergangenheit umgestaltet und der Geschichte neues Leben eingeflößt hat, gab es den Anstoß und die Richtung; es machte das Mittelalter zu einem Gegenstande eifrigen und allseitigen Studiums; es entschied das Geschick des französischen Trauerspiels in der deutschen Litteratur, aber im Ganzen ist der Einfluß des Götz auf die dramatische Kunst, wie mir scheint, mehr schädlich als wohlthätig gewesen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil man den Unterschied zwischen einer dramatisierten Geschichte und einem Drama aus den Augen verlor.

Dieser schädliche Einfluß liegt namentlich in der übergroßen Wichtigkeit, mit der die Lokalfarben behandelt sind und in der Vermischung des geschichtlichen mit dem dramatischen Element. Wer nur etwas mit den Werken der romantischen Schule in Deutschland oder Frankreich bekannt ist, wird das verstehen. Da Goethes Absicht nicht war, ein Drama zu schreiben, sondern ein Stück Mittelalter zu dramatisieren, so mußte er die Lokalfärbung in erster Linie beachten, und da er sie so anziehend ausführte, haben ihm Andere auf Gebieten nachgeahmt, wo sie es nicht nötig hatten.

Als ein Bild seiner Zeit ist der Götz voll Leben und Wirkung, aber mehr als einmal bricht doch das achtzehnte Jahrhundert in das sechzehnte derb herein. Aus diesem Grunde hat ihm Hegel in seiner Aesthetik sehr willkürlich die Originalität abgesprochen und übergroßen Nachdruck z. B. darauf gelegt, daß in der Schilderung des Bruders Martin zu deutlich die Auffassung des 18. Jahrhunderts über Mönche und in der Unterhaltung Götzens mit seinem Sohne pädagogische Zeitbeziehungen hervorträten.

Bringen wir die Zeit der Entstehung in Anschlag, so ist Götz von Berlichingen ein wunderbares Werk, ein Werk voll kühner Kraft, voll Lebensfrische und Originalität, ein epochemachendes Werk. Als es erschien, hatte noch kein solch „prächtiges Un-

Digitized by Google

geheuer" die pedantischen Regeln der Schule durchbrochen, und welch großen Eindruck es damals machte, mögen die Worte Wielands im Deutschen Merkur beweisen, der es ein Stück nannte, „welches die drei Einheiten schändlich auf den Kopf stellt, weder Trauerspiel noch Lustspiel und trotzdem das schönste und bezauberndste Ungeheuer ist".

Beim ersten Lesen läßt die atemlose Schnelligkeit der Entwicklung nicht zum rechten Genuß kommen; überläuft man aber die kurz hingeworfenen Scenen noch einmal, so erstaunt man über die Fülle von Leben. Wie wunderbar z. B. ist die (in der zweiten Bearbeitung fehlende) Eröffnungsscene des fünften Aktes, wo Adelheid zu den Zigeunern kommt. Im Schneegestöber leuchtet der fahle Schein des Feuers der Zigeuner, dunkle Gestalten bewegen sich darum her, mitten unter ihnen das stolze Weib; schaudernd sieht sie sich der alten Zigeunermutter gegenüber, die ihr wahrsagt, während ein wildblickender Zigeunerknabe mit „Augen wie's Irrlicht auf der Heide" sie heißverlangend anstarrt und mit seiner entsetzlichen Bewunderung ängstigt, — die ganze Scene lebt, und doch sind die einzelnen Züge, die sie lebendig machen, knapper als in irgend einem andern Werke, das ich kenne. Wie mächtig ferner wirkt die Scene des heimlichen Gerichts! Adelheid hat ihren Mann vergiftet, und das Vehmgericht versammelt sich, sie zu verurteilen. In einem unterirdischen Gewölbe sitzen die Richter, vermummte Gestalten; der Kläger erhebt seine Klage; unter dreifachem Wehe wird das Urteil gesprochen und der Rächer mit der Vollziehung beauftragt. Der nächtliche Graus, der diese Scene umdunkelt, bereitet recht auf die noch furchtbarere Mordscene vor, in die wir näher eingehen, da sie in der zweiten Bearbeitung ganz fehlt. Adelheid ist im Bett, ohne Ruhe und Schlaf wirft sie sich hin und her, die Nacht ist ihr schrecklich; sie sehnt sich nach dem Morgen. „Ob Weislingen todt ist?" fragt sie sich leise; sie zieht die Schelle; es hört sie Niemand; „der Schlaf hält ihnen die Ohren zu! — Ob Franz todt ist? es war ein lieber Junge — o Sickingen, Sickingen!" So den Namen murmelnd, der ihr jetzt teuer ist, schläft sie über dem Rückblick auf ihre Mordthaten ein; der Geist des ermordeten Franz erscheint, ruft sie beim Namen und verschwindet, der Rächer kommt unterm Bett hervor.

Digitized by Google

Adelheid (erwacht). Ich sah ihn! Er rang mit der Todesangst! Er rief mir! rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll — Mörder! Mörder!

Rächer. Rufe nicht! Du rufst den Tod! Rachegeister halten der Hilfe die Ohren zu.

Adelheid. Willst du mein Gold? meine Juwelen? Nimm sie! laß mir das Leben.

Rächer. Ich bin kein Räuber. Finsterniß hat Finsterniß gerichtet und du mußt sterben.

Adelheid. Wehe! Wehe!

Rächer. Ueber deinen Kopf. Wenn die scheußlichen Gestalten deiner Thaten dich nicht zur Hölle hinabschrecken, so blick auf, blick auf zum Rächer im Himmel, und bitt, mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe.

Adelheid. Laß mich leben! Was hab ich dir gethan? Ich umfaß deine Füße.

Rächer (vor sich). Ein königliches Weib! Welcher Blick! welche Stimme! In ihren Armen würd' ich Elender ein Gott sein. — Wenn ich sie täuschte! — Und sie bleibt doch in meiner Gewalt! —

Adelheid. Er scheint bewegt.

Rächer. Adelheid, du erweichst mich. Willst du mir zugestehn —?

Adelheid. Was?

Rächer. Was ein Mann verlangen kann von einer schönen Frau, in tiefer Nacht!

Adelheid (vor sich). Mein Maß ist voll. Laster und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teuflischen Armen umfaßt. Ich büße, büße. Umsonst suchst du Laster mit Laster, Schande mit Schande zu tilgen. Die scheußlichste Entehrung und der schmählichste Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen!

Rächer. Entschließe dich!

Adelheid (steht auf). Ein Strahl von Rettung! (Sie geht nach dem Bette; er folgt ihr; sie zieht einen Dolch von Häupten und sticht ihn.)

Rächer. Bis ans Ende, Verräterin! (Er fällt über sie her und erdrosselt sie.) Die Schlange! (Er gibt ihr mit dem Dolch Stiche.) Auch ich blute. So bezahlt sich dein blutig Gelüst. — Du bist nicht der erste. — Gott! machtest du sie so schön, und konntest du sie nicht gut machen!

In dem einfachen Pathos der Schlußscene des ganzen Stücks, die unmittelbar auf die ebenangeführte folgt, ist eine Größe, vollauf des Inhalts würdig. Als Abschluß unserer Besprechung mag sie nach der Fassung der ersten Bearbeitung hier eine Stelle finden.

Digitized by Google

— Es geht zu Ende mit Götz; wund an Leib und Seele läßt er sich in das Gärtchen des Gefangenwärters führen, um da seinen letzten Atem zu verhauchen.

Götz. Tragt mich hier unter diesen Baum, daß ich noch einmal die Luft der Freiheit aus voller Brust in mich sauge und sterbe.

Elisabeth. Darf ich Lerse nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal sähst und segnetest?

Götz. Laß ihn! er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahndete mir's nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen; jetzt hältst du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erde und weint — er ist todt — Georg ist todt. Stirb, Gottfried — du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. — Wie starb er? — Ach, fingen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw um seine Freiheit.

Götz. Gott sei Dank, sein Tod war Belohnung. Auch war er der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun. — Arme Frau! Ich lasse dich in einer nichtswürdigen Welt. Lerse, verlaß sie nicht! Verschließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thüren. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Schwachen werden regieren mit List, und der Tapfre wird in die Netze fallen, womit die Feigheit die Pfade verwebt. Marie, gebe dir Gott deinen Mann wieder! Möge er nicht so tief fallen, als er hochgestiegen ist! Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg — Gebt mir einen Trunk Wasser — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt.

Digitized by Google

Dritter Abſchnitt.

Wetzlar.

Im Frühjahr 1772 kam Goethe in Wetzlar an, den Götz fertig in der Taſche und den Kopf voll wildſtürmender Gedanken. Die Schilderung des Wetzlarer Aufenthalts in „Dichtung und Wahrheit“ vermag den Zauber jener Zeit nicht wiederzugeben; glücklicherweiſe beſitzen wir (ſeit 1854) den Briefwechſel zwiſchen Goethe und Keſtner, der ſich als eine der ergiebigſten und ſchönſten Quellen für die Jugendgeſchichte Goethes erweiſt; der Bericht in der Lebensbeſchreibung erhält daraus Klarheit und Zuſammenhang, und jene herrliche Zeit ſteht nun wieder in ihrer ganzen Friſche vor uns.

In Wetzlar intereſſieren uns vor allen Dingen zwei Häuſer: das Reichskammergericht und das Teutſche Haus. Auf dem Reichskammergericht hatte ſich in den Geſchäften allmählich die ſchlimmſte Verwirrung gehäuft; zu Goethes Zeit harrten zwanzigtauſend Prozeſſe ihrer Entſcheidung und nur ſiebzehn Rechtsgelehrte waren zu ihrer Erledigung da; jedes Jahr konnten ſie höchſtens ſechzig bewältigen und doch kamen jährlich mehr als doppelt ſo viel neue hinzu. Einige Prozeſſe hatten ſich durch anderthalb Jahrhunderte hingeſchleppt und waren immer noch lange nicht zu Ende. Das war denn begreiflicherweiſe nicht der Ort, um Goethen einen hohen Begriff von der Praxis des Rechts zu geben.

Das Teutſche Haus war eine alte Beſitzung des deutſchen Ordens, der, im Lauf der Zeit heruntergekommen, wie der Malteſer Orden, hier und da noch einige Beſitzungen hatte, deren Ertrag von beſonderen Amtmännern erhoben wurde; das Amthaus hieß dann das deutſche Haus. Der Amtmann in Wetzlar war Herr Buff; ſeine Tochter Charlotte iſt die Heldin der Wertherzeit.

Auch außer dieſem Hauſe gab es in Wetzlar noch Reſte des alten Rittertums; Goethe fand einen luſtigen Kreis vor, der ſich die Tafelrunde nannte und deſſen Genoſſen ſich Ritternamen beigelegt hatten, wie St. Amand der Eigenſinnige, Lubomirsky der Streitbare, Euſtach der Vorſichtige. Gegründet war dieſer Orden

Digitized by Google

von dem braunschweigischen Gesandtschaftssekretär Friedrich August von Goué, einem wilden Gesellen voll närrischer Einfälle und nicht ohne einen Anflug von Genie, der sich später zu Tode trank. Er führte den Namen Ritter Coucy und taufte Goethe als Götz von Berlichingen der Redliche. In einer Parodie auf den Werther, welche Goué schrieb (Masuren oder der junge Werther; ein Trauerspiel aus dem Illyrischen, 1775) führt er diesen Ritterorden von der Tafelrunde schmausend und zechend vor. Einer der Ritter singt ein französisches Lied; Götz sagt zu ihm: „Bist ein deutscher Ritter und singst fremde Lieder?" Ein anderer Ritter fragt Götz: „Wie weit seid ihr mit dem Denkmal, das ihr eurem Ahnherrn stiften wollt?" Dieser erwidert: „Man rückt so allgemach fort; denk' es soll ein Stück werden, das Meister und Gesellen aufs Maul schlägt."

Von dieser Tafelrunde und ihren lustigen Streichen hat uns Goethe nur erzählt, daß er zuerst von Herzen in den Scherz einging, aber bald der Sache müde wurde und wieder ganz in seinen Trübsinn versank. „Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht," heißt es im Werther; „Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich, und da thut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke miteinander geht."

Aus dieser Zeit ist uns von Kestners Hand eine sehr interessante Schilderung Goethes erhalten, welche den Eindruck getreu wiedergiebt, den er auf seine Bekannten machte, ehe noch der Ruhm seine Strahlenkrone ihm aufs Haupt gesetzt hatte und Bewunderung die Leute blendete.

„Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Franckfurt, seiner Handthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar ꝛc. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.

„Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Franckfurter Gelehrten Zeitung, beyläufig auch als Philosophen im Publico

Digitized by Google

an und gaben sich Mühe mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Classe von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr im Publico nicht so gänge bin, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ohngefähr kennen. Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssecretär Gotter, beredete mich einst nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epicuräischen Philosophen (v. Gous, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsege) und einem Mitteldinge von beyden (Dr. König) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherley, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urtheilte ich aber nichts weiter von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

„Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

„Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

„Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

„Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben.

Digitized by Google

„Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

„In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äussert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu seyn, so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der Christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

„Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerck gemacht oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Am Rande dieses flüchtig hingeworfenen Brouillons fügt Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläuftig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch."

Weiter unten ferner: „Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte."

Gotter, der zu Anfang dieses Briefes erwähnt wird, war ein junger Mann von bedeutender Bildung, mit dem Goethe durch wiederholte Gespräche über Kunst und Kunstkritik vertraut wurde.

In Verbindung mit Gotter übersetzte Goethe das deserted village von Goldsmith; durch ihn ließ er sich auch bewegen, einige kleine Gedichte in Boies Almanach zu veröffentlichen. „Dadurch (sagt er) kam ich mit Jenen in einige Berührung, die sich, jung

Digitized by Google

und talentvoll, zusammenhielten, und nachher so viel und mannichfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und Andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immermehr erweiternden Deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich, mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten, auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden, es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein, und dies zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte. Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehen erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavaters gegen den Landvogt (Grebel) gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor Kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an, den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am Liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tageblättern, mit einer

Digitized by Google

Art von Wuth, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof: thöricht, da kein Publikum eine exekutive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung Niemandem nutzte oder schadete."

Es war eine Zeit tiefer Unruhe in Europa; die Wehen der französischen Revolution begannen. In Deutschland ging der Geist der Revolution von den Studierzimmern und den Hörsälen aus; es war eine litterarische und philosophische Empörung unter der Führung von Lessing, Klopstock, Kant, Herder und Goethe. Die Autorität wurde von allen Seiten angegriffen, weil sie sich überall schwach oder tyrannisch gezeigt hatte. Eine verwegene Hand lüftete die majestätische Perücke Ludwigs XIV. und zeigte so den lange verdeckten Kahlkopf. Nun glaubte Niemand mehr an den grand monarque, am wenigsten Goethe, der schon den Götz geschrieben hatte und Homer und Shakespeare anbetete. „Laß mir die Bücher von Halse," schreibt Goethe-Werther; „ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein, brauf't dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer." Daß Werther viele biographische Einzelheiten aus Goethes eigenem Leben enthält, wußte man schon früher; jetzt beweist der Briefwechsel mit Kestner ausdrücklich, daß Goethe damals von Anfällen schrecklichen Mißmuts geplagt war, die mit wildester Ausgelassenheit wechselten. Er liebte die Einsamkeit, las viel oder zeichnete in seiner unvollkommenen Art landschaftliche Skizzen. „Eine wunderbare Heiterkeit (heißt es im Werther) hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßesten Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege,

Digitized by Google

und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes!"

Als er nach Wetzlar kam, stak ihm der Pfeil in der Brust. Friederikens Bild verfolgte ihn; nur die Nähe einer andern Geliebten konnte es vertreiben. „Als Knab' (sagt er sehr niedlich in einem Briefe) pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen; es wuchs und ich hatte die Freude mit der Blüthe und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, ehe ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Mehlthau, und doch wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirschbäumgen."

Die Geliebte, deren Gegenwart Friederikens Bild ersetzen sollte, war keine andere als jene Charlotte Buff. Ein Jahr vorher war ihre Mutter gestorben, und damit war die Sorge für das Haus und die Geschwister auf sie übergegangen. Sie war erst neunzehn Jahr alt, aber ein gesunder Verstand, praktisches Geschick und ausharrender Mut hatten ihr diese Aufgabe mit Erfolg lösen helfen. Seit vier Jahren war sie mit dem hannoverschen Gesandtschaftssekretär Kestner verlobt, einem dreißig Jahre alten ruhigen, ordentlichen, etwas förmlichen Manne, aber verständig, gebildet, brav bis zur Großmut, und von einer Würde, wie sie der Albert im Werther durchaus nicht hat; auch sonst muß er von diesem seinem litterarischen Doppelgänger sorgfältig unterschieden werden. Wie Goethe Kestner kennen lernte, haben wir schon gesehen; wie er Lotte kennen ernte, darüber möge man den Bericht im Werther mit der nach-

Digitized by Google

ſtehenden Erzählung vergleichen, die Keſtner brieflich einem Freunde gibt: „ . . . den 9. Juni 1772 fügte es ſich, daß Goethe mit bey einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erſt nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr alſo in einer andern Geſellſchaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerſt kennen. Er hat ſehr viele Kenntniſſe, und die Natur, im phyſikaliſchen und moraliſchen Verſtande genommen, zu ſeinem Haupt-Studium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit ſtudiert. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genüge geleiſtet. Lottchen zog gleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Sie iſt noch jung, ſie hat, wenn ſie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit iſt, (ich rede hier nach dem gemeinen Sprachgebrauch und weiß wohl, daß die Schönheit eigentlich keine Regeln hat,) eine ſehr vortheilhafte einnehmende Geſichtsbildung; ihr Blick iſt wie ein heiterer Frühlings-Morgen, zumal den Tag, weil ſie den Tanz liebt; ſie war in ganz ungekünſteltem Putz. Er bemerkte bey ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß ſie nicht mehr frey war; ich kam ein paar Stunden ſpäter; und es iſt nie unſere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundſchaft gegen einander zu äuſern. Er war den Tag ausgelaſſen luſtig, (dieſes iſt er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholiſch,) Lottchen eroberte ihn ganz, um deſtomehr, da ſie ſich keine Mühe darum gab, ſondern ſich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe ſich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorher hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er ſie auch erſt von der Seite, wo ſie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite, kennen."

Nach ihrem Bilde zu ſchließen muß Lotte in ihrer Art ein reizendes Geſchöpf geweſen ſein; nicht geiſtig gebildet, nicht poetiſch, vor allem nicht das ſentimentale Mädchen im Werther, ſondern ein ruhig heiteres, luſtiges, offenherziges deutſches Mädchen, eine ausgezeichnete Hausfrau und eine Haushälterin ohne Gleichen. Goethe war ſofort in ſie verliebt. Hören wir, was ihr eigener Bräutigam darüber ſchreibt: „Sie iſt nicht eigentlich eine ſogenannte glänzende

Digitized by Google

Beauté, nach dem gemeinen Sinne; mir ist sie's; sie bleibt immer das bezaubernde Mädchen, das Schaaren von Anbetern haben könnte, alte und junge, ernsthafte und lustige, Kluge und Dumme ꝛc. Sie weiß sie aber bald zu überzeugen, daß sie entweder in der Flucht oder in der Freundschaft ihr einziges Heil suchen müssen. Eines von diesen, als des merkwürdigsten, will ich doch erwähnen, weil er auf uns einen Einfluß behalten. Ein junger Mensch an Jahren (23), aber in Kenntnissen und Entwicklung seiner Seelenkräfte und seines Charakters schon ein Mann: ein außerordentliches Genie und ein Mensch von Charakter, war hier, wie seine Familie glaubte, der Reichs-Praxis wegen, in der That aber um der Natur und der Wahrheit nachzuschleichen, und den Homer und Pindar zu studiren. Er hat nicht nötig des Unterhaltes wegen zu studiren. Ganz von ohngefähr, nach langer Zeit seines Hierseyns, lernte er Lottchen kennen, und in ihr sein Ideal von einem vortrefflicheu Mädchen; er sah sie in ihrer fröhlichen Gestalt, ward aber bald gewahr, daß dieses nicht ihre vorzüglichste Seite war; er lernte sie auch in ihrer häuslichen Situation kennen, und ward, mit einem Wort, ihr Verehrer. Es konnte ihm nicht lange unbekannt bleiben, daß sie ihm nichts als Freundschaft geben konnte, und ihr Betragen gegen ihn gab wiederum ein Muster ab. Dieser gleiche Geschmack, und da wir uns näher kennen lernten, knüpfte zwischen ihm und mir das festeste Band der Freundschaft, so daß er bey mir gleich auf meinen lieben Hennings folgt. Indessen, ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte, und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobey Lottchen bey mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bey mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärcksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens

Digitized by Google

dauerte er mich und es entstanden bey mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande seyn, Lottchen so glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtung bemerken können."

Eine andere Stelle aus demselben Briefe wird dieses Verhältnis in volles Licht setzen: „Ich bin mit Lottchen in keiner weitern Verbindung, als worin ein ehrlicher Mann steht, wenn er einem Frauenzimmer den Vorzug vor allen übrigen gibt, sich mercken lässet, daß er ein Gleiches von ihr wünscht, und wenn sie solches thut, dieses nicht nur, sondern auch eine völlige Resignation von ihr annimmt. Dieses halte ich schon genug, um einen ehrlichen Mann zu binden, zumal wenn solches einige Jahre durch dauert. Indessen tritt bey mir noch hinzu, daß Lottchen und ich uns einander ausdrücklich erklärt haben, und es noch immer mit Vergnügen thun, ohne jedoch Schwüre und Betheuerungen hinzuzufügen." Diese ganze Art von Brautstand ohne förmlich anerkannte Verlobung machte Kestners Stellung nur um so peinlicher. Seine Großmut und Nachsicht sowohl wie der Zauber von Goethes Persönlichkeit glänzen dabei um so heller: in solch einem Verhältnis wie edel mußten alle drei fühlen, daß nicht kleinliche Eifersüchteleien einen gewaltsamen Bruch herbeiführten. Es ist unzweifelhaft, daß die innigste Vertraulichkeit und die größte Zärtlichkeit ohne alle Störung fortdauerte. In sicherm Vertrauen auf die Ehre seines Freundes und die Treue seiner Braut verdarb Kestner das schöne Verhältnis niemals auch nur durch eine Andeutung von Eifersucht. Goethe war immer in Lottes Hause, wo ihn die Kinder jubelnd empfingen, ihn für sich in Anspruch nahmen, wie das Kinderfreunden zu gehen pflegt, und sich von ihm Geschichten erzählen ließen. Es ist so hübsch, Goethe unter Kindern zu sehen; immerfort hat er herzliche Zärtlichkeit für sie und Lottens Geschwister waren ihm doppelt teuer, weil sie ihr angehörten.

In diesem Wetzlarer Kreise nimmt noch eine Gestalt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: die eines hübschen blonden Jünglings mit sanften blauen Augen und einer ruhigen Melancholie im Ausdruck; es ist Jerusalem, der Sohn des bekannten protestantischen

Digitized by Google

Abts von Riddagshausen. Er war in Wetzlar Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft, ein Kollege also von Goué. In der englischen Litteratur war er sehr bewandert; Lessing hatte ihn mit seiner Freundschaft beehrt und gab dieser Freundschaft später, als er seine philosophischen Aufsätze herausgab (Braunschweig 1776), in der Vorrede dazu folgenden Ausdruck: „Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen. Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrigen schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässiget. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte .... Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich."

In seiner melancholischen Stimmung verfiel er oft darauf, über den Selbstmord nachzudenken, den er mit theoretischen Gründen zu verteidigen wußte. Sein Trübsinn steigerte sich durch eine unglückliche Leidenschaft für die Frau eines Freundes. Wie diese endete, werden wir später zu erzählen haben; für jetzt genügt es, die Anwesenheit dieses jungen Mannes in dem Kreise von Goethes Bekanntschaften anzuzeigen. Wie schon früher in Leipzig, wo sie zusammen studiert hatten, sahen sie einander auch jetzt wenig, weil der empfindsame Jerusalem sich scheu zurückzog; in einem seiner Briefe von Wetzlar aus braucht er über Goethe die wegwerfenden Worte: „Ehedem war er in Leipzig und ein Geck, jetzt ist er noch Frankfurter Zeitungsschreiber," doch war ihre Bekanntschaft hinreichend genau, um Goethe für seinen spätern Roman den Stoff zu geben.

Digitized by Google

Jerusalems unglückliche Leidenschaft und Goethes unglückliche Leidenschaft hätte die Beiden, sollte man meinen, eng vereinigen müssen, aber genau genommen kann Goethes Leidenschaft kaum eine unglückliche genannt werden; es war mehr eine Leidenschaft voll köstlicher Unruhe; Liebe, tiefe, verzehrende, stürmische Liebe war es nicht. Es war mehr eine Leidenschaft der Einbildungskraft, die den Dichter näher anging als den Menschen. Lotte erregte seine Phantasie; ihre Schönheit, ihre heitere Munterkeit, ihre liebevolle Natur bezauberten ihn; die Seltsamkeit seiner Stellung erhöhte den Reiz, indem sie ihm unbewußt ein Gefühl der Sicherheit lieh. Er war unruhig, ungeduldig und in einem gewissen Sinne unglücklich. Er glaubte sterblich in sie verliebt zu sein, während er doch in Wahrheit nur in das zärtliche Spiel der Gefühle verliebt war, die sie hervorrief, — ein scheinbarer Widerspruch, aber nicht rätselhaft für den, der mit dichterischen Stimmungen vertraut ist.

So verging der Sommer. Im August machte er einen kleinen Ausflug nach Gießen zu Professor Hoepfner, einem der thätigsten Mitarbeiter an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Nach seiner Art erschien er abermals verkleidet und trat als ein schüchterner ungeschickter Student auf; da Hoepfner ihn nur aus Briefen kannte, so war das leicht zu machen; erst am Abend, in einem froh angeregten Kreise der Professoren, gab sich Goethe in seiner wahren Gestalt zu erkennen. In Gießen traf er Merck; er überredete ihn mit nach Wetzlar zu kommen, wo dieser mit Lotte, die er schon in Gießen kennen gelernt hatte, zusammen war. „Auch Goethes Freundin," so schreibt er in einem Briefe, „habe ich gesehen, von der er in allen seinen Briefen mit solcher Begeisterung spricht; sie verdient wirklich alles Gute, was er über sie sagen kann." Gegen Goethe verhehlte er indes diese Bewunderung, ärgerte ihn, indem er die junonische Gestalt einer Freundin von Lotte vorzog und den jungen Freund bitter ausschalt, daß er sich nicht um diese prächtige Gestalt bemühe, die noch dazu völlig frei sei. Mercks Zureden bestärkte Goethes Entschluß, sich loszureißen und beschleunigte die Lösung eines Verhältnisses, in welchem Goethes Stellung von Tag zu Tag unhaltbarer wurde. Was auch die Phantasie an seiner Leidenschaft für Anteil haben mochte, er war in einer gefährlichen Lage; aus einem sorglosen Spiel mit zärtlichen Empfindungen

Digitized by Google

hätte zuletzt eine wirkliche und verzweifelte Leidenschaft werden können; Sicherheit war nur in der Trennung. So verabredete er mit Merck, sie wollten sich in Ehrenbreitenstein bei Laroches treffen, und, wie er einst Leipzig verlassen, ohne Käthchen Lebewohl zu sagen, so riß er sich auch jetzt ohne Abschied los. Das Nähere sagt uns Kestner in seinem Tagebuche:

... September 10. 1772. „Mittags aß Dr. Goethe bey mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war.... Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc. ꝛc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten mit einander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben; Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte."

September 11. 1772. „Morgens um 7 Uhr ist Goethe weggereist ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hatte es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Koblenz, wo der Kriegszahlmeister Merck ihn erwarte, eine Reise machen und keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich gefühlt, tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Diktatur zu Hause. ‚Herr Doktor Goethe hat dieses um 10 Uhr geschickt.' — Ich sah die Bücher und das Billet, und dachte, was dieses mir sagte: ‚Er ist fort!' und war ganz niedergeschlagen. Bald hernach kam Hans (Lotte's Bruder) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sey? Die Geheime Räthin Langen hatte bei Gelegenheit durch eine Magd sagen lassen: ‚Es wäre doch sehr ungezogen, daß Doktor Goethe so ohne Abschied zu nehmen, weggereist sey.' Lottchen ließ wieder sagen: ‚Warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte?' Lottchen schickte, um gewiß zu seyn, einen Kasten, den sie von Goethen hatte, nach seinem Hause. Er war nicht mehr da. Um Mittag hatte die Geheime Räthin Langen sagen lassen: ‚Aber sie wolle es des Doktor Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt hätte.' — Unter den Kindern im Deutschen Hause sagte jedes ‚Doktor

Digitized by Google

Goethe ist fort!' — Mittags sprach ich mit Herrn von Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserm gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Er war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nichts anders als an ihn denken, vertheidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde; ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher schrieb ich ihm, was seit seiner Abreise vorgegangen war."

Wie deutlich vergegenwärtigen uns diese einfachen Züge die ganze Lage; den Schmerz der beiden Liebenden über den Abschied ihres Freundes und die Betrübnis der Kinder, als sie hören, daß Doktor Goethe fort ist! Solch eines Bildes bedarf es, um uns zu vergewissern, daß dieser kleine Roman mit all seinen Seltsamkeiten und Gefahren nicht wirklich ein bloßer Anfall krampfhafter Sentimentalität war. In Wahrheit, wäre Goethe der sentimentale Werther gewesen, er hätte nie die Willenskraft gehabt, sich aus einem solchen Verhältnis loszureißen; eine Kugel hätte er sich durch den Kopf geschossen wie Werther. Und auf der andern Seite, welch eine würdige Gestalt ist dieser Kestner neben dem kalten Albert im Roman! Eine weniger hochherzige Natur hätte sich gefreut, daß der Nebenbuhler sich entfernte, hätte in der Freude vergessen, daß in dem Nebenbuhler auch ein Freund geschieden sei; aber Kestner, der in seinem Freunde nicht bloß einen Nebenbuhler, sondern einen solchen Nebenbuhler erkannte, daß ihm Zweifel aufstiegen, ob nicht dieser herrliche Jüngling die Geliebte glücklicher machen werde, als er selbst — Kestner trauerte um den Weggang seines Freundes.

Goethes Brief, auf den sich die eben mitgeteilte Stelle des Tagebuchs bezieht, ist wörtlich erhalten:

„Er ist fort Kestner wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen innliegenden Zettel. Ich war sehr gefasst aber Euer Gespräch hat mich aus einander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als leben Sie wohl.

Digitized by Google

Wäre ich einen Augenblick länger bey euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf."

Eingeschlossen waren folgende Zeilen an Lotte:

„Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weis wann. Lotte wie war mirs bey deinem reden ums Herz, da ich wusste es ist das letztemal dass ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um Hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letztenmal küsste. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmal begleitete. Ich binn nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zum Werther.

Nun ging es zu Fuß die Lahn hinunter nach Ehrenbreitstein, wo Goethe Merck bei Frau von Laroche treffen wollte. Die schönen Ufer des Flusses entzückten sein Auge und halfen ihm über die Trauer hinweg, die er bei dem Ende seines Liebesromans fühlte. Die bebuschten Felsen, die feuchten Gründe, die thronenden Schlösser forderten seinen Pinsel heraus; die alte Sehnsucht, ein Maler zu werden, die ihn sein Leben lang verfolgte, stieg in ihm auf. Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, daß eine solche Sehnsucht, während sie sonst gewöhnlich ein angebornes Talent voraussetzt, bei Goethe ohne Talent so lange sich hielt. Jetzt wurde sie so mächtig, daß er die Frage, ob er zum Maler bestimmt sei oder nicht, ein für allemal zu entscheiden beschloß. Die Probe dafür war seltsam genug. Unter ihm zur Linken glitt der Fluß, hier von reichem Weidengebüsch verdeckt, dort im Sonnen-

Digitized by Google

lichte blinkend dahin; eine innere Stimme, meint er, gebot ihm, ein Taschenmesser, welches er in der linken Hand hielt, in den Fluß zu schleudern: sähe er es hineinfallen, so würde sein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so solle er die Hoffnung aufgeben. Die Antwort, die er nun auf seine Frage an das Schicksal erhielt, war so zweideutig, wie nur je ein Orakelspruch des Altertums: die Weidenzweige verdeckten ihm das Einsinken des Messers, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine Fontäne in die Höhe und war ihm vollkommen sichtbar. So blieb er auch hinfort in Zweifel.

Nach einer angenehmen Wanderung fuhr er von Ems im Nachen den Fluß hinab. Nun eröffnete sich ihm der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte ihn; Schloß Ehrenbreitstein fand er vor Allem herrlich und majestätisch. Von der edlen Familie des Geheimrats von Laroche, wo ihn Merck angekündigt hatte, wurde er sehr freundlich empfangen und bald als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband ihn sein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn, mit den Töchtern Jugend und Poesie. Frau von Laroche, Wielands erste Liebe, hatte in Richardsons Manier einen Roman, „Geschichte des Fräuleins von Sternheim," geschrieben, und wie Schäfer vermutet, versammelte sie nun Merck, Goethe und andere Kritiker in ihrem Hause, um diesen Roman günstig besprochen zu sehen; bei Goethe erreichte sie ihren Zweck: die Recension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen ist von ihm. Ob er diese Gefälligkeit der Mutter zuliebe erwies, oder ob ihn die Reize ihrer ältesten Tochter Maximiliane dazu bewogen, darüber schweigt die Geschichte; sicher aber ist, daß die schwarzen Augen der Tochter in dem Herzen des jungen Recensenten heftig zündeten. Sie hat der Lotte im Werther manche Züge geliehen, ebenso wie ihr Mann Peter Brentano dem Albert; noch mehr aber interessiert sie uns als die künftige Mutter von Bettina. Goethe neigte sich ihr liebevoll zu. Wer die bewegliche Natur unseres Dichters kennt, den überrascht das wohl nicht. Für Augenblicke fühlt er sich elend, aber überströmende Lebenskraft, siegreiche Willensstärke und Empfänglichkeit für neue Eindrücke bewahren

Digitized by Google

seine immerthätige Natur vor dem Trübsinn, an dem Werther zu Grunde geht. Er läßt nicht immer den Kopf hängen, weil Lotte einem Andern gehört, und allen neuen Eindrücken, ernsten wie heiteren, ist er offen. So sehen wir ihn in bester Stimmung den Rhein hinauf mit Merck und seiner Familie an der ganzen Pracht dieser Gegenden sich freuen, an Rheinfels, St. Goar und Bacharach vorbei bis Bingen und Bieberich hinauf „der unendlich mannigfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen, mit Muße genießen“ und in fleißigem Müssiggang zeichnen, als wäre das Leben ein Sommertag ohne Arbeit.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der Rechtspraxis, Litteratur und Malerei. Herumziehende Italiener brachten Gipsabgüsse antiker Köpfe auf die Frankfurter Messe und mit freudigem Eifer kaufte er sich von ihnen ein kleines Museum, um so den großen Eindruck, den er in Mannheim gewonnen, möglichst wieder zu beleben. Sein durch die Natur geschärfter Blick warf sich ganz wieder auf die Kunstbeschauung; die Natur in der Kunst zu sehen ward bei ihm zu fast wahnsinniger Leidenschaft, und seine volle Neigung wandte er damals den Niederländern zu. Er malte auch einige einfache Stillleben; eins davon erwähnt er mit Stolz, und — sollte man es glauben? — es war ein Messerstiel von Schildpatt mit Silber eingelegt!

Den Rechtsgeschäften widmete er sich mit größerm Eifer als früher. Sein Vater liebte es, die Akten mit ihm durchzugehen, freute sich höchlich über diesen ehrsamen Fleiß und bewies dafür volle Nachsicht gegen Alles, was „dieser singulare Mensch,“ wie er ihn mit Recht nannte, sonst trieb. Daneben hatte Goethe zahlreiche schriftstellerische Pläne, und die Frankfurter Gelehrten Anzeigen gaben ihm fortwährend Gelegenheit, sich über litterarische, theologische und selbst politische Fragen auszusprechen. In einem dieser Aufsätze findet sich eine sehr bezeichnende Stelle; es handelt sich um die Klage, die Deutschen hätten kein Vaterland, keine Vaterlandsliebe; dazu meint der junge Goethe: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken: haben wir

Digitized by Google

da nicht Vaterland? und haben das nicht tausend und tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! davor bewahr uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen!" Sein Leben lang, scheint es, führte ihn diese Sophisterei irre; hier erwähnen wir sie als einen Charakterzug für die Zeit seiner jugendlichen Entwicklung, eine Zeit, vergesse man nicht, in der sein Patriotismus, wenn je, glühend gewesen sein muß; denn damals arbeitete er ja den Götz von Berlichingen um. Bei sorgfältiger Durchsicht des Manuskripts fand er, daß er nicht nur gegen die Einheit der Zeit und des Orts, sondern auch gegen die höhere Einheit der Komposition gefehlt hatte. Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Da ich mich ohne Plan und Entwurf, blos der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der, die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel, oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der deutschen Alterthümer, mein eignes Werk im Sinne, und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben und das, was daran fabelhaft oder blos leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich manches

Digitized by Google

aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu gute gethan, indem ich in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerscene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Akte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich ins Enge zog und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

„Ohne also an dem ersten Manuskript irgend etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete dies auch mit solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig, bei einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung, abermals zum Grunde legen wollte.

„Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dies anzufangen gedächte, Mercken vorzutragen anfing, spottete er mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehn, was das Eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — ‚Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!' rief er sprüchwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiderte ihm dagegen, daß es mir unangenehm sein würde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten und mir vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen: denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine ‚Mitschuldigen', auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehen; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

„Hier ward nun meines Freundes technisch-merkantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt,

Digitized by Google

wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigene Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen sein; wie er denn, mit so vielen Andern, öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in saubern Aushängebogen zu sehen: sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Paketen versendet. Nun dauerte es nicht lange, so entstand überall eine große Bewegung; das Aufsehen, das es machte, ward allgemein. Weil wir aber, bei unsern beschränkten Verhältnissen, die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdies gegen unsere Aussendungen freilich sobald keine Erstattung, am allerwenigsten eine baare, zurückerfolgen konnte: so war ich, als Haussohn, dessen Kasse nicht in reichlichen Umständen sein konnte, zu einer Zeit wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der sich eher zu helfen wußte, hegte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens alles wieder in's Gleiche stellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden."

In dem Vorstehenden sind einige kleine Ungenauigkeiten, deren Berichtigung sich aus einem Vergleich der ersten und zweiten Bearbeitung ergibt. Die Abänderungen, die Goethe vornahm, sind sehr unbedeutend und bestehen hauptsächlich in der Weglassung der beiden Scenen, in denen Adelheid eine sehr hervorragende Rolle spielt. Merck's thätiger Teilnahme in dieser Sache stellt Goethe in seiner Lebensbeschreibung die Unfreundlichkeit und Härte gegenüber, mit der Herder den Götz aufgenommen habe. Das ist einer von den vielen Gedächtnisfehlern, die ihm bei Dichtung und Wahrheit widerfahren sind: Herder hatte große Freude an

Digitized by Google

Götz. In den Briefen an seine Braut nennt er das Stück „eine wirklich schöne Produktion," bittet den Verfasser des „braven Berlichingen recht sehr zu grüßen" und verheißt ihr im voraus „einige himmlische Freudenstunden", da „ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit" darin sei. Gegen Goethe selbst mag er sich wohl etwas kritischer geäußert haben, doch muß es so gar arg nicht gewesen sein; wenigstens schreibt ihm dieser in seiner Erwiderung (Juli 1772): „Von ‚Berlichingen' ein Wort. Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitiv, ‚daß Euch Shakespeare ganz verdorben' u. s. w. erkannt' ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen." Es scheint also daß die Ausstellungen, die Herder machte, tiefer in Goethes Gedächtnis hafteten als das Lob. Auch sonst stellt er in der Lebensbeschreibung den Erfolg seines Götz beim ersten Erscheinen viel zu niedrig. Das Stück wurde vielmehr mit fast allgemeinem Beifall aufgenommen und fand selbst die Zustimmung der Kritiker, deren Geschmack solche regellose Werke sonst am wenigsten zusagten. Beim Publikum war die Wirkung im Augenblick entschieden und höchst gewaltig. Der kühne Ausdruck des Geistes der Freiheit, die Opposition gegen das französische Wesen und die Originalität nicht weniger als die Kraft der Sprache bereiteten ihm einen Triumph durch ganz Deutschland. In allen Salons und allen Bierstuben galt es für ein Meisterstück; mit erstaunlicher Schnelligkeit folgte eine Nachahmung der andern, die Bücherschränke seufzten unter der Last mittelalterlicher Versuche und die Bühne erklang von Rittertum.

Von dem Eindruck des Götz in der buchhändlerischen Geschäftswelt erzählt Goethe eine lustige Geschichte. Ein Buchhändler besuchte ihn und bat sich, augenscheinlich von dem Werte seiner Idee tief durchdrungen, ein Dutzend solcher Stücke aus; er wolle sie auch gut honorieren. Sein Anerbieten war um so großmütiger, als bei dem damaligen Stande des Buchhandels der Götz trotz alles Erfolges dem Dichter kein Geld einbrachte, indem überall Nachdrücke verbreitet wurden und ihm den Lohn seiner Arbeit entzogen. Auch entsprach der Vorschlag jenes Buchhändlers durch-

Digitized by Google

aus der Erwartung, die das Publikum hegte. Thörichtes Publikum! Hat ein Schriftsteller einmal in einer Richtung Erfolg erlangt, so muß er in der Richtung bleiben oder er setzt seinen Ruhm aufs Spiel; die Meinung über ihn steht einmal fest, er ist klassifiziert, und das Publikum will sich seine Linien nicht stören lassen. Und wiederum, wenn der Schriftsteller sich wiederholt, dann ereifert sich dieses unvernünftige Publikum über die Dürftigkeit seiner Erfindung. Niemand hat sich je weniger wiederholt als Goethe; seine Art war es nicht, eine Statue zu schaffen und dann in verschiedenen Stoffen Abgüsse davon zu nehmen. Er lebte, dachte, litt, und weil er gelebt, gedacht und gelitten, darum schrieb er. Hatte er einmal ein inneres Erlebnis im Lied verkörpert, so kam er nie wieder darauf zurück. Jedes seiner Gedichte kam frisch aus vollem Leben, blank aus der Prägestatt seiner Erfahrung.

Götz ist das bedeutendste Werk der Sturm- und Drangperiode. Wie wir schon vorhin andeuteten, ist diese Periode nicht bloß eine Zeit titanischer Entwürfe, sondern auch ungesunder Sentimentalität. Goethe, der große dichterische Repräsentant jener Tage, der Schriftführer seiner Zeit, hat uns beide Richtungen in Meisterwerken dargestellt. Neben dem stürmischen Götz steht der träumerische Werther. Und doch, so genau diese Werke zwei lebendige Richtungen jener Zeit darstellen, sie stehen beide hoch über den vorübergehenden Ausbrüchen des Tages, sie sind beide ideale Ausdrücke ihres Zeitalters und von der Krankheit desselben so frei, wie Goethe selbst von der Schwäche seiner Zeitgenossen frei war. Goethe war nie ein Werther. Um den Abstand zu ermessen, der ihn und seine Werke von seinen sentimentalen Zeitgenossen und deren Werken trennte, muß man den Charakter der Jacobi, Klinger, Wagner und Lenz studieren oder Schriften wie den Woldemar lesen, dann wird man es begreiflich finden, warum Goethe von solchen Werken, seine eigenen nicht ausgenommen, schon nach wenigen Jahren mit Widerwillen sich abwandte, nachdem seine Einsicht sich geläutert, seine Ziele sich gefestigt hatten, dann wird auch der Unterschied klar werden zwischen dem Genie, welches den Geist einer Zeit idealisiert, und dem Talent, welches ihm nur schmeichelt.

Digitized by Google

Es war eine seltsame Zeit damals; die Unruhe war eine krankhafte, ihre Ausbrüche Symptome von Krankheit. In den Briefen, Denkwürdigkeiten und Romanen, welche als Zeugen für die Thorheiten der Zeit aufbewahrt sind, spiegelt sich ein selbstquälerisches und sentimentales Vertiefen in die menschliche Natur, das in einem gesunden Geiste sogar gegen wahrhafte Empfindung und wahrhafte Selbstbeschauung Widerwillen erregen kann; selbst die ehrenwertesten Gefühle nehmen da einen gekünstelten Ausdruck an, während viele nicht sehr ehrenwerte in dem Rosenrot der Unschuld prunken; von der Natur ist selten anders als mit krampfhafter Begeisterung die Rede; in Thränen und Umarmungen herrschte die tollste Verschwendung, auch bei den unbedeutendsten Anlässen. In Koburg gründeten empfindsame Tröpfe einen Orden des Mitleids und der Versöhnung; Leuchsenring, den Goethe im Pater Brey verspottete, stiftete einen Geheimbund und nannte ihn den Orden der Empfindsamkeit, dem anzugehören zarte Seelen für ein Vorrecht hielten. Die Freundschaft wurde in übertriebenster Weise vergöttert, und brüderliche Liebe zog empfindsam bebende Seelen aneinander, nicht durch die festen Bande der Zuneigung und werkthätigen Unterstützung, sondern durch irgend eine eingebildete geistige Gemeinschaft, und so entsprang, wie Jean Paul witzig sagt, „eine allgemeine Liebe für alle Menschen und Tiere, ausgenommen Recensenten."

Das alles waren Symptome von Krankheit; der gesellschaftliche Organismus war nicht mehr in Ordnung, und offenbar kündigte sich durch Auswüchse auf dem litterarischen sowie auf anderen Gebieten eine drohende Krisis an. Die Ursache der Krankheit war Mangel an Glauben. In der Religion, der Philosophie, der Politik, der Moral prahlte das achtzehnte Jahrhundert mit seiner Unruhe und seinem Unglauben. Der alte Glaube, der so lange das Leben Europas zu einer organischen Einheit gemacht und, schon schwankend und altersschwach, durch Luther einen tötlichen Streich erhalten hatte, war nicht mehr der allgemeine, nicht mehr lebendig, thätig, herrschend; die Stelle einer allgemein bestimmenden Macht, die er inne gehabt, war unbesetzt; ein neuer Glaube hatte sich noch nicht erhoben. Die französische Revolution war eine ähnliche Krisis, wie in anderen Gedankenkreisen früher

Digitized by Google

die Reformation gewesen war. Neben dieser überwältigenden, Alles verschlingenden Krisis zeigen sich andere kleinere. Ueberall durchbricht derselbe protestantische Geist die Ueberlieferung auf dem Gebiete der Moral, der Litteratur und der Erziehung. An die Klassiker glaubt man nicht mehr, man verficht die Lehre des Fortschritts, die Ueberlegenheit der modernen Litteratur. Man erklärt die Kunst ihrer Natur nach für eine fortschreitende. Die Erziehung darf nicht länger die breite Heerstraße wandern wie bisher; die Methode, die für vergangene Zeiten vortrefflich war, genügt der Gegenwart nicht länger; überall kommen neue Methoden auf, die alten zu verbessern. In der Politik schwindet der Glaube an das göttliche Recht. Der Einzelne verlangt und verkündet seine Freiheit, sowohl des Gedankens als der That. Freiheit ist die Losung des achtzehnten Jahrhunderts.

Das sei genug, um die Stimmung jener Zeit anzuzeigen und nachzuweisen, inwiefern der Werther der Ausdruck dieser Stimmung ist. Wenden wir uns zu dem Romane selbst, so finden wir ihn so verwachsen mit dem Leben des Verfassers, daß die Geschichte seines damaligen Lebens der Ausweis über den Stoff ist, aus welchem er sein Werk schuf. Wir müssen daher zu dem Punkte zurückkehren, wo Goethe Wetzlar verließ, und unter Anleitung seiner Briefe an Kestner der Entwicklung dieses wunderbaren Romans folgen.

Götz wurde im Frühjahr 1773 veröffentlicht. Im Herbst 1773 ging Goethe von Wetzlar nach Frankfurt. Seine Briefe an Kestner und Lotte sind voll leidenschaftlicher Bekenntnisse und zärtlicher Erinnerungen. Die willkürliche Schreibweise, die darin auffällt, gehört einer Zeit an, wo es eines Genies für unwürdig galt, sich um langweilige Kleinigkeiten wie Rechtschreibung und Grammatik zu bekümmern, aber der warme Hauch einer zärtlichen Natur in diesen Briefen, die überströmende Liebe, die sie aussprechen und erregen, die gehören dem an, der sie schrieb. Bedürfte es für Goethes liebende Natur noch eines Zeugnisses, wir könnten auf diese Briefe, vorzüglich auf die an Lottes Bruder Hans verweisen. Für den Leser dieser Lebensbeschreibung bedarf es solches Zeugnisses weiter nicht, und wir können uns deshalb lediglich an das Verhältnis Goethes zu den beiden Kestners halten.

Digitized by Google

„Gott segne euch, lieber Kestner," heißt es gleich in einem der ersten Briefe, „und sagt Lotten, daß ich manch mal mir einbilde, ich könnte sie vergessen, daß mir aber dann ein Recitiv über den Hals kommt und es schlimmer mit mir wird als jemals." Er sehnt sich, noch einmal wieder zu ihren Füßen zu sitzen und die Kinder auf sich herumklettern zu lassen; er schreibt in einem Tone von Melancholie, der ebenso Poesie wie Wehmut ist; wenn der Gedanke an Selbstmord auftaucht, so ist es nur einer von den vielen Gedanken, die seinen Geist durchfliegen. Dafür gibt uns eine sehr bezeichnende Stelle in „Dichtung und Wahrheit" den Beweis, welche seine wirkliche Seelenstimmung deutlich vergegenwärtigt. „Unter einer ansehnlichen Waffensammlung," sagt er, „besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben." Im Oktober 1772 verbreitete sich das falsche Gerücht, sein Freund Goué habe sich erschossen; sofort bittet er Kestner: „Schreiben sie mir gleich wie sich die Nachrichten von Goués konfirmiren. Ich ehre auch solche Taht, und bejammere die Menschheit und laß alle —kerle von Philistern Tobacksrauchs Betrachtungen drüber machen, und sagen: Da habt ihr's. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschweerlich zu werden." Er hatte zu viel Lebensmut, um mit Todesgedanken mehr als zu spielen. So bekennt er: „Ich bin nach Homburg gewesen und habe wieder das Leben lieb gewonnen, da das Erscheinen solch eines Elenden so trefflichen Geschöpfen Freude machen kann." Am 7. November kam er plötzlich mit Schlosser nach Wetzlar, und mit fieberischem Entzücken verweilte er dort bis zum 10. Nach Hause zurückgekehrt, schreibt er an Kestner: „Gewiß Kestner es war Zeit daß ich ging. Gestern Abend hatt ich rechte hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Canapee ..... Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung Liebempfangen geworden zu seyn; binn ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb angst, denn das Unglück ist mir schon oft

Digitized by Google

wiederfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen, lieber Kestner, da ist's ein Höllenschmerz wenn man nicht empfangen wird wie man kommt. Aber so — Gott geb euch ein ganzes Leben wie mir die paar Tage waren."

Das vorhin erwähnte Gerücht von Goués Selbstmord erwies sich als unbegründet, aber nun kam das traurige Ereignis von dem Selbstmord Jerusalems. Goethe schreibt darüber an Kestner:

„Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet, es war gräßlich zum angenehmsten Geschenck der Liebe diese Nachricht zur Beylage. Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen die nichts geniessen denn Spreu der Eitelkeit und Götzenlust in ihrem Herzen haben, und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräffte, sind schuld an diesem Unglück, an unserm Unglück, hohle sie der Teufel ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht schuld ist, so verzeih mir's Gott, daß ich ihm wünsche er möge den Hals brechen wie Eli. Der arme junge! wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muß sich noch erinnern daß ich drüber lächelte. Gott weis die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und seit sieben Jahren kenn ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bey meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit das will ich behalten und sein gedenken so lang ich lebe."

Unter den vielen Ungenauigkeiten der Goetheschen Lebensbeschreibung ist in Bezug auf den Werther eine von Wichtigkeit, die Versicherung nämlich, daß es die Nachricht von Jerusalems Selbstmord gewesen, die ihm auf einmal den Plan zum Werther eingegeben. Jerusalem erschoß sich in der Nacht vom 29. zum 30. Oktober 1772; im November erhielt Goethe von Kestner den ausführlichen Bericht über Jerusalems letzte Tage und erst 1774 schrieb er den Werther fertig. Sein Seelenzustand in dieser Zeit ist durchaus nicht so, wie er ihn später selbst dargestellt hat. Man lese nur folgenden Brief an Kestner aus dem Dezember 1772: „Das ist trefflich, ich wollte eben fragen ist Lenchen (eine Schwester Lottchens) da, und ihr schreibt mir sie ist's. Wär ich nur drüben, ich wollt eure Discurse zu nichte machen, und Schneidern das Leben sauer, ich glaube ich würde sie lieber haben als Lotten.

Digitized by Google

Nach dem Portrait ist sie ein liebenswürdiges Mädgen, viel besser als Lotte, wenn nicht eben just das — Und ich binn frey, und liebebedürftig. Ich muss sehen zu kommen, doch das wäre auch nichts. Da binn ich wieder in Frankfurt, gehe mit neuen Plans um und Grillen, das ich all nicht tuhn würde hätt ich ein Mädgen." Gleich darauf scheint er eins gefunden zu haben; gegen Ende des Januar 1773 schreibt er: „Lotten sagt: ein gewisses Mädgen hier das ich von Herzen lieb habe und das ich, wenn ich zu heurathen hätte, gewiß vor allen andern griffe ist auch (wie Lotte) den 11. Januar gebohren. Wäre wohl hübsch so zwey Paare. Wer weis was Gottes Wille ist." Wer diese neue Geliebte auch gewesen sein mag — es ist klar, daß er nicht gerade trübselig war. In einem spätern Briefe freut er sich, einen Besuch von Merck in Aussicht zu haben: „.... und über das alles Schlittschuh Bahn herrlich, wo ich die Sonne gestern herauf und hinab mit Kreistänzen geehret habe. Und noch andere Süjets der Freude die ich nicht sagen kann. Darüber lasst euch wohl sein, daß ich fast so glücklich binn als Leute die sich lieben wie ihr, dass eben so viel Hoffnung in mir ist als in liebenden, dass ich sogar Zeither einige Gedichte gefühlt und was mehr ist dergleichen. Es grüßt euch meine Schwester, es grüsen euch meine Mädgen es grüsen euch meine Götter." So hängt denn freilich Lottes Schattenriß über seinem Bett, ihr Bild umschwebt ihn unaufhörlich und das Teutsche Haus ist das Ziel manches sehnsüchtigen Gedankens, aber er schmachtet nicht hin aus Verzweiflung um Lotte. Er hat den Götz umgearbeitet und durch Merck zum Druck befördern lassen; er lebt in einem sehr lustigen Kreise, zu welchem auch Anna Sibylla Münch gehört, wie wir aus einem Briefe vom Februar 1773 erfahren. Die Stelle lautet: „Ehstertage schick ich euch wieder ein ganz abenteuerlich novum. Das Mädgen grüsst Lotten, im Charackter hat sie viel von Lengen sieht ihr auch gleich sagt meine Schwester nach der Silhouette. Hätten wir einander so lieb wie ihr zwey — ich heisse sie indessen mein liebes Weibgen, den neulich als sie in Gesellschafft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu." Sie war damals erst fünfzehn Jahr alt, und sein Verhältnis zu ihr, welches überhaupt nie sehr leidenschaftlich gewesen zu sein scheint, war zunächst reine Spielerei.

Digitized by Google

Und nun kam der Tag heran, wo Lotte Hochzeit machen und Wetzlar verlassen sollte. An ihren jüngern Bruder Hans schrieb er, ihm in Zukunft wenigstens einmal wöchentlich vom Teutschen Hause Nachricht zu geben, damit doch die Verbindung nicht ganz aufhöre, wenn auch der „Mittelstein aus dem Ringe" geraubt sei. Von Kestner erbat er sich die Erlaubnis, die Trauringe bestellen zu dürfen. „Ich binn der eurige," sind seine Worte, „aber von nun an gar nicht neugierig euch zu sehn noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette auf den ersten Ostertag, wird hoffentlich seyn euer Hochzeittag, oder wohl gar schon übermorgen aus meiner Stube geschafft und nicht eher wieder hereingehängt biss ich höre daß sie in den Wochen liegt dann geht eine neue Epoche an und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder zwar ein bissgen um ihrentwillen, doch das tuht nichts und wenn ihr mich zum Gevatter bittet so soll mein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhen, und er soll gar zum Narren werden über Mädgen, die seiner Mutter gleichen." Unter der Adresse „an Charlotte Buff, sonst genannt die liebe Lotte", war folgender Brief eingeschlossen: „Möge mein Andenken immer so bey Ihnen seyn wie dieser Ring, in ihrer Glückseeligkeit. Liebe Lotte, nach viel Zeit wollen wir uns wiedersehn, Sie den Ring am Finger, und mich noch immer für Sie — Da weis ich keinen Nahmen, keinen Beynahmen. Sie kennen mich ja." Auf die Anzeige von der Hochzeit schrieb er an Kestner: „Gott seegn euch denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Sillhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen biss ich sterbe. Lebt wohl. Grüsst mir euren Engel und Lengen sie soll die zweyte Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehn. Ich wandre in Wüsten da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen." Die Brautjungfer brachte ihm das Brautbouquet, und als er in trüber Stimmung nach Darmstadt wanderte, sein Leid zu vergessen, steckte er einen Strauß davon an den Hut; aber daß seine Leidenschaft für Lotte doch nur eine poetische war, geht aus einem Briefe hervor, den er sehr bald nach der Hochzeit an Kestner schrieb: „O Kestner, wenn hab ich euch Lotten missgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie euch nicht zu missgönnen im heiligen Sinn, müsst ich ein Engel

Digitized by Google

seyn ohne Lung und Leber. Doch muss ich euch ein Geheimniß entdecken. Dass ihr erkennet und schauet. Wie ich mich an Lotten attachirte und das war wie ihr wisst von Herzen, redete Born mit mir davon, wie man spricht. „Wenn ich K. wäre, mir gefiels nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?“ und dergleichen. Da sagt ich ihm, Mit diesen Worten in seiner Stube, es war des Morgens: „Ich binn nun der Narr das Mädchen für was besonders zu halten, betrügt sie mich, und wäre so wie ordinair, und hätte den K. zum Fond ihrer Handlung um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschafft“, und das beteuert ich und schwur. Und unter uns ohne Pralerey ich verstehe mich einigermassen auf die Mädgen, und ihr wisst wie ich geblieben binn, und bleibe für Sie und alles was sie gesehen angerührt und wo sie gewesen ist, biss an der Welt Ende. Und nun seht wie fern ich neidisch binn und es seyn muß. Denn entweder ich binn ein Narr, das schweer zu glauben fällt, oder sie ist die feinste Betrügerinn, oder denn — Lotte, eben die Lotte von der die Rede ist.“ Und wenige Tage darauf schreibt er: „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels. Diesen Sommer geht alles. Merck, ... meine Schwester, ... ihr, alles. Und ich binn allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt ich habe das Leben recht lieb.“

Die Heirat seiner heißgeliebten Schwester Cornelia war ein schwerer Verlust für ihn, zumal damals, wo noch die anderen Trennungsschmerzen ihn trafen. Von neuem suchte er in geistiger Thätigkeit Trost. Unter seinen damaligen Plänen war sehr wahrscheinlich der Mahomet, den er zwar selbst in eine spätere Zeit hinter die Reise mit Lavater und Basedow stellt, den aber Schäfer sehr richtig in das Jahr 1773 verweist, da Boies Almanach für 1774 bereits „Mahomets Gesang“ enthält, das einzige Stück des Gedichts, welches Goethe außer dem Plane niederschrieb. Den Gedankengang dieses Dramas, der wahrhaft großartig ist, hat Goethe uns genau entwickelt. Wie er berichtet, drängte sich ihm die Betrachtung auf, daß jeder große Mann, der das Göttliche, das in ihm ist, auch außer sich verbreiten will, mit der gemeinen

Digitized by Google

äußern Welt in Berührung kommt, sich ihr gleichstellen muß, um auf sie zu wirken, somit seinen höheren Zwecken viel vergibt und am Ende sie ganz verwirkt. Diese tragische Erscheinung, daß „das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird", wollte er dramatisch darstellen, und er wählte dazu, durch das Studium der Geschichte und des Korans wohl vorbereitet, den Mahomet, den er nie als einen Betrüger hatte ansehen können. Ueber die Entwickelung des Stücks lassen wir den Dichter selbst Auskunft geben.

„Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heitern Nachthimmel anstimmt. Erst verehrt er die unendlichen Gestirne als eben so viele Götter; dann steigt der freundliche Stern Gad (unser Jupiter) hervor, und nun wird diesem, als dem König der Gestirne, ausschließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, so bewegt sich der Mond herauf und gewinnt Aug und Herz des Anbetenden, der sodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und gestärkt, zu neuem Preise aufgerufen wird. Aber dieser Wechsel, wie erfreulich er auch sein mag, ist dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es sich nochmals überbieten muß; es erhebt sich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegrenzten, dem alle diese begrenzten herrlichen Wesen ihr Dasein zu verdanken haben. Diese Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; sie ist verloren gegangen, würde sich aber zum Zweck einer Kantate wohl wieder herstellen lassen und sich dem Musiker durch die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte sich aber, wie es auch damals schon die Absicht war, den Anführer einer Karawane mit seiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und so würde für die Abwechselung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl gesorgt sein.

„Nachdem sich also Mahomet selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Akt versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, nach Verschiedenheit der Charaktere. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehen. Im dritten Akt bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen,

Digitized by Google

reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Akte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

„So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geist beschäftigte: denn gewöhnlich mußte ich erst etwas im Sinne beisammen haben, eh ich zur Ausführung schritt. Alles was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden vorläufig gedichtet; von denen ist allein noch übrig, was, überschrieben Mahomets Gesang, unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali, zu Ehren seines Meisters, auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht."

Unter allen seinen unvollendeten Entwürfen bedauere ich bei diesem am meisten, daß er nicht zur Ausführung gekommen. An Größe, an Tiefe, an mannigfacher Gelegenheit zu feiner psychologischer Darlegung der Geheimnisse unserer Natur war dieser Gegenstand für Goethes Genius wie geschaffen.

Zu seinen Frankfurter Bekanntschaften gehörte damals Maximiliane Laroche, die kurz vorher den Kaufmann Brentano geheiratet hatte, einen um viele Jahre ältern Mann und Witwer mit fünf Kindern (vgl. oben S. 132). Goethe wurde in ihrem Hause sehr vertraut, spielte mit den Kindern, begleitete die Frau vom Hause zum Klavier und wurde auch von dem Herrn des Hauses zuerst trotz aller Eifersucht gern gesehen und zu häufigem Besuch dringend aufgefordert. Der Mann bedurfte seiner oft als Schiedsrichter in ehelichen Zwistigkeiten, und die Frau ihrerseits wählte ihn ebenfalls zu diesem Amte; ja, wie Merck andeutet, mußte er „die kleine Brentano" über den Geruch von Oel und

Digitized by Google

Käse und die Manieren ihres Herrn Gemahls trösten. So verging Herbst und Winter in einem zarten, gewiß völlig unverfänglichen Verhältnis, das aber zuletzt dem Gatten so unangenehm war, daß er Goethe das Haus verbot. Goethes Briefe an Sophie Laroche lassen uns die einzelnen Phasen des Verhältnisses klar erkennen; sie bestätigen im ganzen seine Darstellung in „Dichtung und Wahrheit": „Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirat fortgesetzt; meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der Einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte." Wenn auch nicht leidenschaftlich, so war doch das Verhältnis gewiß sentimental und gefährlich. Hören wir, was er selbst an Frau Jacobi schreibt: „Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich als mans seyn kann. Wir, sag ich, denn seit dem funfzehnten Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betittelt das schöne weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehn eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertheſten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worinn ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein würdiger Mann, eines offnen und starken Charakters, viel Schärfe des Verstands und der tüchtigste zu seinem Geschäft. Seine Kinder sind munter, einfach und gut." Eine Anekdote, die Bettina als von Goethes Mutter herrührend erzählte, gibt uns ein hübsches Bild, wie er vor seiner Max zu glänzen verstand. „An einem hellen Wintertag, an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren: Mutter, Sie hat mich ja doch nicht Schlittschuh laufen gesehen, und das Wetter ist heut so schön! Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an (so läßt Bettina

Digitized by Google

die Mutter erzählen), der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwischen den Andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst Du? sag ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Götterſohn auf dem Eis! Bettine, wenn Du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Luft. Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug! Damals war Deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen!"

Ganz in dem Geiste dieser Anekdote ist die Farce „Götter, Helden und Wieland", die 1773 veröffentlicht wurde. In einem Briefe an Kestner (Mai 1774) schreibt Goethe: „Mein garstig Zeug gegen Wieland macht mehr Lärm als ich dachte, er führt sich gut dabei auf wie ich höre, und so bin ich im Tort." Diese Posse war aus der im Goetheschen Kreise allgemein verbreiteten Ansicht hervorgegangen, Wieland habe in seiner Oper „Alceste" die griechischen Götter und Helden moderniſiert und sich dadurch an den Alten versündigt, besonders aber war sie veranlaßt durch die Selbstvergötterung, die sich in Wielands Briefen über die Alceste vordringlich gezeigt hatte. Eines Sonntags nachmittags erfaßte Goethe die „gewöhnliche Wuth, Alles zu dramatiſiren," und bei einer Flasche guten Burgunders schrieb er das ganze Stück, wie es dasteht, in einer Sitzung nieder. Seine Freunde nahmen es mit Jubel auf; Lenz, dem er es nach Straßburg schickte, wollte es sofort veröffentlichen; nach einigem Zögern willigte Goethe ein, und so kam es in Straßburg zum Druck. Das Publikum, unbekannt mit den näheren Umständen und der Stimmung, aus der es entsprungen, unbekannt auch mit der Thatsache, daß es nicht

Digitized by Google

für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen, nahm an dem brennenden Ingrimm dieses Spottes Anstoß. Aber in Wahrheit war es nicht vom bösen Willen eingegeben. Von dem kecken Stolz seines Witzes gehoben, griff Goethe einen Dichter an, dem er viel verdankte und den er früher sehr gerühmt hatte. Wieland benahm sich höchst würdig; statt zu zürnen, empfahl er die Farce im „Teutschen Merkur“ „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Musterstück von Persiflage und sophistischem Witz“. Die kleine Schrift ist auch wirklich amüsant, und unter aller Narrheit steckt gesundes und scharfsinniges Urteil. Ihre Eigentümlichkeit indes besteht darin, daß sie Wieland angriff, weil er die Helden nicht heldenmäßig darstellte, während zur selben Zeit aus allen Teilen Deutschlands ein lautes Geschrei gegen Wieland sich erhob, als einen unsittlichen, unchristlichen, ja gottlosen Schriftsteller. Lavater forderte alle Christenmenschen auf, für diesen Sünder zu beten; Theologen verboten ihren Jüngern, seine Werke zu lesen. Die ganze Klopstocksche Schule erhob sich wider ihn in moralischer Entrüstung und die jungen Göttinger Dichter verbrannten an Klopstocks Geburtstag Wielands Werke. Goethes Zorn bewegte sich in ganz anderer Richtung; von sittlicher Gefahr fand er nichts in Wielands Werken, aber er sah seine Götter und Helden in Perücken und seidenen Hosen erscheinen, sah ihre Backen geschminkt, ihre Sehnen und Muskeln zu stutzerhaftem Maße verkleinert, und gegen solche Auffassung der alten Götterwelt erhob er seine Stimme.

„Ich kann euch nicht tadeln,“ schrieb er im August 1773 an Kestner, „daß ihr in der Welt lebt, und Bekanntschaft macht mit Leuten von Stand und Plätzen. Der Umgang mit Grossen ist immer dem vortheilhaft der ihrer mit Maas zu brauchen weis. Wie ich das Schiespulver ehre dessen Gewalt mir einen Vogel aus der Lufft herunterholt, und wenns weiter nichts wäre. Aber auch sie wissen Edelmuth und Brauchbaarkeit zu schätzen, und ein junger Mann wie ihr muß hoffen, muß auf den besten Platz aspiriren. Sakerment und wenn ihr's nur eures Weibes willen tähtet .... Also treibts in Gottes Nahmen nach eurem Herzen und kümmert euch nicht um Urteile und verschließt euer Herz dem Tadler wie dem Schmeichler. Hören mag ich sie beyde gern, biß

Digitized by Google

sie mich ennüiren. Mad. La Roche war hier, sie hat uns acht glückliche Tage gemacht, es ist ein Ergötzen mit solchen Geschöpfen zu leben. O Kestner und wie wohl ist mirs, hab ich sie nicht bey mir so stehen sie doch vor mir immer die Lieben all. Der Kreis von edlen Menschen ist das wertheste alles dessen was ich errungen habe. Und nun meinen lieben Götz! Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stosen und einigen rauhen Ecken, doch hab ich schon so viel Beyfall dass ich erstaune. Ich glaube nicht, dass ich so bald was machen werde das wieder das Publikum findet. Unterdessen arbeit ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben mögte was gescheuters mit mir anzufangen."

Bis dahin also, sehen wir, hatte Goethe den Werther noch nicht in Arbeit genommen. Am Weihnachtstage 1773 erwiderte er auf eine Andeutung Kestners, er möge nach Hannover kommen und dort eine hervorragende Stelle einnehmen, folgende bemerkenswerte Worte: „Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste gienge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amtes ... Aber Kestner, die Talente und Kräffte die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr, ich binn von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient seyn." In weniger als zwei Jahren sollte er doch bei einem Fürsten Dienste nehmen, aber wie wir sehen werden, that er diesen Schritt mit voller Klarheit über das, was er leisten sollte und konnte.

Es war im Dezember 1774, als Knebel, der Erzieher der beiden weimarschen Prinzen Karl August und Konstantin, zu Goethe ins Zimmer trat und ihn zu seinen Zöglingen einlud, die ihn zu sehen wünschten. Er folgte dieser Aufforderung und wurde namentlich von Karl August, der gerade den Götz gelesen hatte, mit schmeichelhafter Güte empfangen; er blieb bei den jungen Herren freundschaftlich zu Tisch, und man schied beiderseits mit dem angenehmsten Eindruck. Die Prinzen waren auf dem Wege nach Mainz; er versprach ihnen dahin zu folgen. Sein Vater, der störrische alte Bürgersmann, der fürstlichen Personen am liebsten

Digitized by Google

fern blieb, schüttelte zu dieser Reise bedächtig das Haupt. Trotzdem that der Dichter, wie er beschlossen, und verlebte als Gast der jungen Prinzen einige vergnügte Tage. So kam er zum erstenmale mit hochgestellten Personen in Berührung.

Im Mai 1774 überraschte ihn die frohe Nachricht, daß Lotte Mutter sei; er hoffte, daß ihr Sohn nach ihm Wolfgang genannt werde; und am 16. Juni schrieb er an Lotte: „Ich schick euch ehestens einen Freund der viel änlichs mit mir hat, und hoffe ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heisst Werther, und ist und war — das mag er euch selbst erklären."

Wer unserer auf dem sichern Boden gleichzeitiger Zeugnisse sich bewegenden Erzählung so weit gefolgt ist, wird zugeben müssen, daß der Goethesche Bericht über Entstehung und Ausarbeitung des Werther sehr ungenau ist. Der Werther entstand nicht bei der Nachricht von Jerusalems Tode, nicht aus steigender Verzweiflung über den Verlust seiner Lotte, nicht aus quälenden Selbstmordgedanken, und nicht schrieb er diese Selbstmordgeschichte, um sich selbst davor zu retten. Wohl sind das alles Fäden, die in das Werthergewebe verflochten sind, aber die Gewalt der angeführten Thatsachen zwingt uns zu der Ueberzeugung, daß der Werther zwar aus dem Leben genommen, aber nicht geschrieben wurde, während er erlebt ward. In der That leitet uns auch eine wirklich rationelle Kunstbetrachtung schon von vornherein zu der Ueberzeugung, daß das Gewitter vorüber sein mußte, ehe der Künstler es malen konnte, daß er seine Leidenschaft bewältigt, die Empörung seiner Gedanken gestillt haben mußte, ehe er sie plastisch gestalten konnte. Der Dichter kann nicht klar sehen und schreiben, wenn seine Augen voll Thränen sind, kann nicht singen, wenn Seufzer seine Brust schwellen und Schluchzen seine Stimme erstickt. Er muß sich über seinen Schmerz erheben, ehe er ihn zum Lied verflüchtigen kann. Herr ist der Künstler, nicht Knecht; er regiert seine Leidenschaft, nicht sie schleppt ihn mit sich fort. Die Kunst verwahrt wohl in ihrem Heiligtum den großen Schmerz der Welt, aber sie ist nicht selbst traurig. Der Sturm der Leidenschaft rast sich aus, die schweren Wolken ballen sich in ruhige Massen zusammen, die Sonne bricht durch und haucht ihnen mit ihren Strahlen Schönheit an. Wenn der Schmerz noch neu ist, ist er

Digitized by Google

nur Schmerz, nichts weiter; nicht Kunst, nur Gefühl. Goethe konnte den Werther nicht schreiben, ehe er die Wertherei überlebt hatte, und wenn er auch recht haben mag, diesen Roman eine Generalbeichte zu nennen, nach der er sich erleichtert fühlte, so muß doch gesagt werden, daß wir erst dann beichten, wenn wir bereuen, und erst dann bereuen, wenn wir über den Irrtum hinaus sind.

Goethe schrieb den Werther sehr rasch. Wie er selbst sagt, „isolirte er sich äußerlich völlig, ja verbat die Besuche seiner Freunde, und legte auch innerlich alles beiseite, was nicht unmittelbar da hineingehörte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb er den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen." Aehnlich schreibt auch Merck, der große Erfolg seines Götz habe ihm etwas den Kopf verdreht, er ziehe sich von allen Freunden zurück und gehe ganz in den Arbeiten auf, die er zum Druck vorbereite. Im Juli 1773 schreibt er die erste sichere Andeutung, daß er am Werther arbeitet; im September desselben Jahres meldet er, Lotte sei stets bei ihm, wenn er schreibe, aber „der Roman rücke langsam vor"; im Februar 1774 kündigt Merck das Erscheinen des Romans „zu Ostern" an.

Im September 1774 schickte er an Lotte ein Exemplar des Werther und begleitete es mit folgendem Briefe: „Lotte wie lieb mir das Büchelgen ist magst du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth als wär's das einzige in der Welt. Du sollsts haben Lotte, ich hab es hundertmal geküsst, habs weggeschlossen, dass es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte dich lass es außer Meyers niemand iezzo sehen, es kommt erst die Leipziger Messe in's Publikum. Ich wünschte jedes läs' es allein vor sich, du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtgen. Lotte Adieu Lotte."

Werfen wir nun einen Blick auf dieses Werk, welches Europa in Staunen setzte und lange Zeit das einzige blieb, das Europa von Goethe kannte.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Werther.

Die Geschichte des jungen Jerusalem gab Goethe das Gerüst, in welches er seine eigenen Erlebnisse einfügen konnte. Aus dem ausführlichen Bericht, den er von Kestner kurz nach der Katastrophe erhielt, nahm er viele Einzelheiten auf; Kestners Brief mag daher als eine Einleitung zu dem Romane selbst seinem wesentlichen Inhalte nach hier stehen. Jerusalem, von Natur schwermütig, war die ganze Zeit in Wetzlar mißvergnügt gewesen. Der Zutritt in die ersten Kreise der diplomatischen Gesellschaft, auf den er durch seine amtliche Stellung Anspruch hatte, war ihm versagt worden; mit seinem Gesandten stand er schlecht, und zu allem hatte er sich in die Frau eines seiner Freunde verliebt. In gedrückter Stimmung entzog er sich der menschlichen Gesellschaft, liebte einsame Spaziergänge bei Mondschein und irrte wohl halbe Nächte im Walde umher. Dabei behielt er seinen ganzen Kummer für sich, entdeckte den Freunden niemals die Ursachen und suchte Zerstreuung in Romanen, den elenden Romanen jener Zeit. Daneben las er Trauerspiele, wobei ihm die fürchterlichsten die liebsten waren, aus der englischen Litteratur vorzugsweise die Schriften voll düsterer Betrachtungen, und endlich mancherlei philosophische Werke. Auch schrieb er selbst Abhandlungen, darunter eine über den Selbstmord, eine Frage, die ihn vielfach beschäftigte. Sein Lieblingsbuch war Mendelssohns Phädon. Als das Gerücht von Goués Selbstmord sich in Wetzlar verbreitete, erklärte er zwar Goué nicht dazu fähig, aber die That als solche verteidigte er. Wenige Tage vor seinem eigenen unglücklichen Ende sprach er noch mit einem Freunde über den Selbstmord und meinte, es müsse aber doch eine dumme Sache sein, wenn das Erschießen mißriete. Den Schluß dieses Berichts geben wir in Kestners eigenen Worten, deren schlichte Weise am besten zu einer solchen Geschichte paßt.

„Vergangenen Dienstag kommt er zum kranken Kielmannsegge, mit einem mißvergnügten Gesichte. Dieser frägt ihn, wie er sich befände? Er: Besser als mir lieb ist. Er hat auch den Tag viel

Digitized by Google

von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie gethan; und dann von der Franckfurter Zeitung, die ihm seit einiger Zeit mehr als sonst gefalle. Nachmittags (Dienstag) ist er bey Sekr. H... gewesen. Bis Abends 8 Uhr spielen sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Hause. Im Gehen schlägt Jerusalem oft unmuthsvoll vor die Stirn und sagt wiederholt: Wer doch erst todt, — wer doch erst im Himmel wäre! — Annchen spaßt darüber; er bedingt sich bey ihr im Himmel einen Platz, und beim Abschiednehmen sagt er: Nun es bleibt dabey, ich bekomme bey Ihnen im Himmel einen Platz.

„Am Mittewochen, da im Kronprinz groß Fest war, und jeder jemanden zu Gaste hatte, gieng er, ob er gleich sonst zu Haus aß, zu Tisch und brachte den Sekr. H... mit nach Haus zu seiner Frau. Sie trinken Kaffee. Jerusalem sagt zu der H...: Liebe Frau Sekretairin, dies ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke. — Sie hält es für Spaß und antwortet in diesem Tone. Diesen Nachmittag (Mittwochs) ist Jerusalem allein bei H...s gewesen, was da vorgefallen, weiß man nicht; vielleicht liegt hierin der Grund zum folgenden. — Abends, als es eben dunkel geworden, kommt Jerusalem nach Garbenheim, ins gewöhnliche Gasthaus, frägt ob niemand oben im Zimmer wäre? Auf die Antwort: Nein, geht er hinauf, kommt bald wieder herunter, geht zum Hofe hinaus, zur linken Hand hin, kehrt nach einer Weile zurück, geht in den Garten; es wird ganz dunkel, er bleibt da lange, die Wirthin macht ihre Anmerkungen darüber, er kommt wieder heraus, geht bei ihr, alles ohne ein Wort zu sagen, und mit heftigen Schritten, vorbey, zum Hofe hinaus, rechts davon springend.

„Inzwischen, oder noch später, ist unter H... und seiner Frau etwas vorgegangen, wovon H... einer Freundin vertrauet, daß sie sich über Jerusalem etwas entzweyet und die Frau endlich verlangt, daß er ihm das Haus verbieten solle, worauf er es auch folgenden Tags in einem Billet gethan."

(In einem Nachtrage Kestners, den wir des Zusammenhangs wegen gleich hier einschalten, heißt es: „Man will geheime Nachrichten aus dem Munde des Sekret. H... haben, daß am Mittewochen vor Jerusalems Tode, da dieser beim H... und seiner

Digitized by Google

Frau zum Kaffee war, der Mann zum Gesandten gehen müssen. Nachdem der Mann wieder kömmt, bemerkt er an seiner Frau eine ausserordentliche Ernsthaftigkeit und bei Jerusalem eine Stille, welche beyde ihm sonderbar und bedenklich geschienen, zumal da er sie nach seiner Zurückkunft so sehr verändert findet. — Jerusalem geht weg. Sekrt. H . . . macht über Obiges seine Betrachtungen; er faßt Argwohn, ob etwa in seiner Abwesenheit etwas ihm nachtheiliges vorgegangen sein möchte, denn er ist sehr argwöhnisch und eyfersüchtig. Er stellt sich jedoch ruhig und lustig; und will seine Frau auf die Probe stellen. Er sagt: Jerusalem habe ihn doch oft zum Essen gehabt, was sie meynte, ob sie Jerusalem nicht auch einmal zum Essen bey sich haben wollten? — Sie, die Frau, antwortet: Nein; und sie müßten den Umgang mit Jerusalem ganz abbrechen; er finge an sich so zu betragen, daß sie seinen Umgang ganz vermeiden müßte. Und sie hielte sich verbunden ihm, dem Manne, zu erzählen, was in seiner Abwesenheit vorgegangen sey. Jerusalem habe sich vor ihr auf die Knie geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen. Sie sey natürlicher Weise darüber aufgebracht worden und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht ꝛc. ꝛc. Sie verlange nun, daß ihr Mann ihm, dem Jerusalem, das Haus verbieten solle, denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch sehen. Hierauf habe H . . . andern Morgens das Billet an Jerusalem geschrieben ꝛc.)

„Nachts von Mittewoch auf den Donnerstag ist er um 2 Uhr aufgestanden, hat den Bedienten geweckt, gesagt, er könne nicht schlafen, es sey ihm nicht wohl, läßt einheitzen, Thee machen, ist aber doch nachher ganz wohl, dem Ansehen nach.

„Donnerstag Morgens schickt Sekret. H . . . an Jerusalem ein Billet. Die Magd will keine Antwort abwarten und geht. Jerusalem hat sich eben rasiren lassen. Um 11 Uhr schickt Jerusalem wiederum ein Billet an Sekret. H . . ., dieser nimmt es dem Bedienten nicht ab, und sagt, er brauche keine Antwort, er könne sich in keine Correspondenz einlassen und sie sähen sich ja alle Tage auf der Dictatur. Als der Bediente das Billet unerbrochen wieder zurückbringt, wirft es Jerusalem auf den Tisch und sagt: es ist auch gut. (Vielleicht den Bedienten glauben zu machen, daß es etwas gleichgültiges betreffe.)

Digitized by Google

„Mittags isset er zu Haus, aber wenig, etwas Suppe. Schickt um 1 Uhr ein Billet an mich und zugleich an seinen Gesandten, worin er diesen ersucht, ihm auf diesen (oder künftigen) Monat sein Geld zu schicken. Der Bediente kommt zu mir. Ich bin nicht zu Hause, mein Bedienter auch nicht. Jerusalem ist inzwischen ausgegangen, kommt um ½4 Uhr zu Haus, der Bediente giebt ihm das Billet wieder. Dieser sagt: Warum er es nicht in meinem Hause, etwa an eine Magd, abgegeben? Jener: Weil es offen und unversiegelt gewesen, hätte er es nicht thun mögen. — Jerusalem: Das hätte nichts gemacht, jeder könne es lesen, er sollte es wieder hinbringen. — Der Bediente hielt sich hierdurch berechtigt, es auch zu lesen, ließt es und schickt es mir darauf durch einen Buben, der im Hause aufwartet. Ich war inzwischen zu Haus gekommen, es mogte ½4 Uhr sein, als ich das Billet bekam:

„„Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reise um ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? J.““

„Da ich nun von alle dem vorher erzählten und von seinen Grundsätzen nichts wußte, indem ich nie besondern Umgang mit ihm gehabt — so hatte ich nicht den mindesten Anstand ihm die Pistolen sogleich zu schicken.

„Nun hatte der Bediente in dem Billet gelesen, daß sein Herr verreisen wollte, und dieser ihm solches selbst gesagt, auch alles auf den andern Morgen um 6 Uhr zur Reise bestellt, sogar den Friseur, ohne daß der Bediente wußte wohin, noch mit wem, noch auf was Art? Weil Jerusalem aber allezeit seine Unternehmungen vor ihm geheim tractiret, so schöpfte dieser keinen Argwohn. Er dachte jedoch bey sich: „„Sollte mein Herr etwa heimlich nach Braunschweig reisen wollen, und dich hier sitzen lassen? ꝛc.““ Er mußte die Pistolen zum Büchsenschäfter tragen und sie mit Kugeln laden lassen.

„Den ganzen Nachmittag war Jerusalem für sich allein beschäftigt, kramte in seinen Papieren, schrieb, ging, wie die Leute unten im Hause gehört, oft im Zimmer heftig auf und nieder. Er ist auch verschiedene Male ausgegangen, hat seine kleinen Schulden, und wo er nicht auf Rechnung ausgenommen, bezahlt; er hatte ein Paar Manschetten ausgenommen, er sagt zum Be-

Digitized by Google

dienten, sie gefielen ihm nicht, er solle sie wieder zum Kaufmann bringen; wenn dieser sie aber nicht gern wieder wollte, so wäre da das Geld dafür, welches der Kaufmann auch lieber genommen.

„Etwa um 7 Uhr kam der Italiänische Sprachmeister zu ihm. Dieser fand ihn unruhig und verdrießlich. Er klagte, daß er seine Hypochondrie wieder stark habe, und über mancherley; erwähnt auch, daß das Beste sey, sich aus der Welt zu schicken. Der Italiäner redet ihm sehr zu, man müsse dergleichen Passionen durch die Philosophie zu unterdrücken suchen ꝛc. Jerusalem: das ließe sich nicht so thun; er wäre heute lieber allein, er möchte ihn verlassen. Der Italiäner: er müsse in Gesellschaft gehen, sich zerstreuen ꝛc. Jerusalem: er gienge auch noch aus. — Der Italiäner, der auch die Pistolen auf dem Tische liegen gesehen, besorgt den Erfolg, geht um halb acht Uhr weg und zu Kielmansegge, da er denn von nichts als von Jerusalem, dessen Unruhe und Unmuth spricht, ohne jedoch von seiner Besorgniß zu erwähnen, indem er geglaubt, man möchte ihn deswegen auslachen.

„Der Bediente ist zu Jerusalem gekommen, um ihm die Stiefeln auszuziehen. Dieser hat aber gesagt, er gienge noch aus; wie er auch wirklich gethan hat, vor das Silberthor auf die Starke Weide, und sonst auf die Gasse, wo er bey Verschiedenen den Hut tief in die Augen gedrückt, vorbey gerauscht ist, mit schnellen Schritten, ohne jemand anzusehen. Man hat ihn auch um diese Zeit eine ganze Weile an dem Fluß stehen sehen, in einer Stellung, als wenn er sich hineinstürzen wolle (so sagt man).

„Vor 9 Uhr kommt er zu Haus, sagt dem Bedienten, es müsse im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er sobald nicht zu Bette ginge, auch solle er auf Morgen früh 6 Uhr alles zurecht machen, läßt sich auch noch einen Schoppen Wein geben. Der Bediente, um recht früh bey der Hand zu sein, da sein Herr immer sehr accurat gewesen, legt sich mit den Kleidern in's Bette.

„Da nun Jerusalem allein war, scheint er alles zu der schrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. Er hat seine Briefschaften alle zerrissen und unter den Schreibtisch geworfen, wie ich selbst gesehen. Er hat zwey Briefe, einen an seine Verwandte, den Andern an H . . . geschrieben; man meint auch einen an den Gesandten Höffler, den dieser vielleicht unterdrückt. Sie haben auf

Digitized by Google

dem Schreibtisch gelegen. Erster, den der Medicus andern Morgens gesehen, hat überhaupt nur folgendes enthalten, wie Dr. Held, der ihn gelesen, mir erzählt:

„‚Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager, verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder; Gott, Gott, segne euch!‘“

„In dem zweyten hat er H . . . um Verzeihung gebeten, daß er die Ruhe und das Glück seiner Ehe gestört, und unter diesem theuren Paar Uneinigkeit gestiftet ꝛc. Anfangs sey seine Neigung gegen seine Frau nur Tugend gewesen ꝛc. Es soll drey Blätter groß gewesen seyn, und sich damit geschlossen haben: ‚Um 1 Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder.‘ (Vermuthlich hat er sich sogleich erschossen, da er diesen Brief geendigt.)“

In Wetzlar machte dieser Selbstmord ungeheures Aufsehen. Leute, die den armen Jerusalem kaum einmal gesehen hatten, konnten sich gar nicht zur Ruhe geben, die Frauen zumal nahmen den tiefsten Anteil an dem Schicksal des unglücklichen Jünglings, und Werther fand ein sehr bereites Publikum.

Sehen wir nun, wie Goethe diesen Stoff in seinem Roman benutzt. Werther ist ein Mensch, der sich noch nicht selbst beherrschen gelernt hat und sein unendliches Sehnen für einen Beweis unendlicher Ueberlegenheit hält; er verspottet alle Regeln, sie mögen nun Regeln der Kunst oder bloß Regeln des Herkommens sein; er haßt die Ordnung — im Sprechen, im Schreiben, in der Kleidung, im Geschäft; mit einem Wort, er haßt alles Maß. Wie Gervinus bemerkt, wendet er sich von den Erwachsenen zu den Kindern, weil diese ihm nicht wehe thun, von den Menschen zu der Natur, weil sie ihm nicht widerspricht, von der Wirklichkeit weg zur Dichtung und in dieser von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen schwermütigen Schatten Ossians. Diese maßlöse Begeisterung für Ossian, dessen rhetorisches Geschwätz die Deutschen als den schönsten Ausdruck der Naturpoesie begrüßten, ist sehr charakteristisch für jene Zeit. Der alte Doktor Johnson traf den Nagel auf den Kopf, wenn er sagte, solches Zeug könne man immerfort schreiben, wenn man nur seinen Geist dazu hergeben wolle. Gerade dieses Gehenlassen des Geistes bringt solche Schriften hervor, und eben die Hingebung an den unmittelbaren

Digitized by Google

Trieb, diese Mißachtung der ernsten Mahnungen der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes ist ein hervorstechendes Merkmal der Werther-Zeit.

Werther ist nicht Goethe. Werther geht zu Grunde, weil er elend ist, und elend ist er, weil er so schwach ist. Goethe war Herr über sich selbst; er sah die Gefahr und vermied sie, indem er sich von seiner Geliebten losriß. Und doch, obschon Werther nicht Goethe ist, ein Stück von Goethe steckt im Werther. In dem Inhalt und der Sprache des Romans sowohl als in dem Charakter des Werther tritt es hervor. Es ist die Seite des Goetheschen Wesens, die wir unter verschiedenen Namen wieder auftauchen sehen, als Weislingen, Clavigo, Faust, Fernando, Eduard, Wilhelm Meister und Tasso — Gestalten, die kein Kritiker für eine und dieselbe Gliederpuppe in veränderter Bekleidung ausgeben wird, die aber unzweifelhaft derselben einen Gattung angehören: Menschen von starkem Begehren und schwachem Willen, schwankende bestimmbare Naturen ohne die Kraft der Selbstbeherrschung. Goethe selbst war eine bestimmbare und deshalb schwankende Natur, aber sein Schwanken war nicht Schwäche, er kam immer wieder auf den geraden Weg zurück, den sein Wille ihm vorzeichnete, er war so weich wie bestimmbar, er konnte nie hart sein, aber wohl fest entschlossen. Er brauchte daher nur die angeborne Kraft der Entschließung von dem Charakter seines Helden fern zu halten, und der weiche schwankende Werther stand fertig da.

Wenn Jemand sich selbst zeichnet, so scheut er sich immer, das Bild vollkommen ähnlich zu machen. Unsere moralische Natur hat ihre Bescheidenheit; unwillkürlich halten wir etwas zurück und hüten uns, mit dem Geschöpfe unserer Einbildungskraft uns ganz und gar zu identifizieren. Kaum ärgert uns etwas mehr, als wenn Andere uns ganz zu durchschauen sich rühmen. Darum geben Schriftsteller niemals ihr vollständiges Bild. Byron hatte durchaus keine Herrschaft über sich selbst, aber seine Helden nimmt er gern stolz und selbständig; Goethe, einer der stärksten Charaktere, macht seine Helden zum Spielball der Verhältnisse. Aber er zeichnet auch der andern Hälfte seines Wesens entsprechend starke auf sich selbst ruhende Charaktere, und so haben wir die

Digitized by Google

Gegensätze von Götz und Weislingen, Albert und Werther, Carlos und Clavigo, Jarno und Wilhelm, Antonio und Tasso, den Hauptmann und Eduard, und in dunkleren Farben Mephistopheles und Faust.

Der Werther wird heutzutage weniger gelesen, als er verdient. Der Stil darin ist meisterhaft. Nach so klaren sonnigen Bildern, nach solcher Fülle von Leben, nach so feiner zarter Einfachheit durchsucht man die ganze deutsche Litteratur vergebens. Die Sprache ist ein steter Strom von Musik; in den Grenzen der Prosa erfüllt sie alle Bedingungen der Poesie — lieblich wie das Rauschen fallender Wasser und voll süßer Melancholie wie ein Herbstabend.

Der Bau dieses Romans ist von unübertroffener Einfachheit; jeder kleinste Umstand ist darin so angelegt, daß er die Leiden eines kranken Geistes bloßdeckt. Werther hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen, er glaubt sich selbst geheilt und hofft ein ungestörtes Glück. Er ist Maler und Dichter. Die frischen Frühlingsmorgen, die lieblichen kühlen Abende beruhigen und kräftigen ihn. Er wählt einen Platz unter Lindenbäumen, die Stunden zu verlesen und zu verträumen; seinen Griffel zum Zeichnen und seinen Homer nimmt er mit dahin; alles interessiert ihn dort: die alte Frau, die ihm den Kaffee bringt, die Kinder, die um ihn spielen, die Erlebnisse einer armen Familie. In dieser Ruhe der Wiedergenesung lernt er Lotte kennen; eine neue Leidenschaft bestürmt seine Seele; sein einförmiges Dasein bekommt eine neue Gestalt. Durch körperliche Thätigkeit versucht er sein Sehnen und Verlangen hinwegzubannen. Wie die Tage, so wechselt seine Stimmung: bald in Hoffnung hoch hinaus, bald in Verzweiflung wie vernichtet. Der Winter kommt, kalt, traurig, düster. Nun muß er fort; er geht, tritt wieder ein in die Gesellschaft, aber die Gesellschaft ekelt ihn an. Die Einförmigkeit und Leere des Geschäftslebens befriedigt seine geistigen Ansprüche nicht, der Hochmut des Adels verletzt das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit. Er kehrt zurück nach dem friedlichen Schauplatz seines frühern Glücks, er findet dort Lotte, die Kinder, seine Wälder und Spaziergänge wieder, aber die gesuchte Ruhe findet er nicht. Die Hoffnungslosigkeit seiner Lage überwältigt ihn; der Welt überdrüssig, in seinem Streben unbefriedigt, stirbt er von seiner eigenen Hand.

Digitized by Google

Ein Kritiker hat wohl gemeint, es zeuge von großer Kunst, daß Goethe den Werther zum Diplomaten mache, da Diplomaten „Scheinthuer" seien; aber die Wahrheit ist, daß Goethe aus dem Werther nichts machte, als was er war. Seine ganze Kunst ist eben die Wahrheit; er ist ein so großer Künstler, daß die einfachsten Vorgänge der Wirklichkeit für ihn Bedeutung haben. Wie Lotte den Kindern das Brot schneidet, wie es auf dem Balle hergeht, wie die Kinder sich um Werther nach Zuckerwerk drängen, und andere Scenen dieser Art zeigen so wenig Erfindungsgabe, daß einige Kritiker sich gar darüber lustig gemacht haben. Die Schönheit und Kunst des Werther liegt nicht in den Vorgängen — ein Dumas würde verzweifelnd die Achseln zucken über so einfache Erfindung — sie liegt in der Gestaltung. Die Kunst aber ist nichts als Gestaltung.

Die Wirkung des Werther war ungeheuer. „Jene namenlose Unruhe," sagt Carlyle, „das blinde Ringen einer in Knechtschaft befangenen Seele, jene schmerzvoll sehnsüchtige Unzufriedenheit, die jede Brust erfüllte, hatte auch Goethe beinahe zur Verzweiflung getrieben. Alle teilten dies Gefühl, ihm Ausdruck geben konnte er allein. Und darin liegt das Geheimnis der Popularität des Werther; in der Tiefe seines empfänglichen Herzens hatte er, was Jeder fühlte, tausendmal schärfer gefühlt; mit der Schöpfungskraft eines Dichters verkörperte er es, gab Namen ihm und festen Wohnsitz und wurde so der Sprecher seiner Zeitgenossen. Werther ist nichts als der Ausbruch jenes dumpfen tiefen Schmerzes, unter welchem zu einer gewissen Zeit alle denkenden Männer litten; das Buch malt dieses Elend, es erhebt leidenschaftliche Klage, und durch ganz Europa gaben ihm Herz und Mund laut und einstimmig Antwort. Ein Heilmittel gibt es nicht an, das ist richtig, denn das war ein ganz verschiedenes, viel schwereres Unternehmen, zu dem es anderer Jahre und einer höhern Bildung bedurfte; aber schon die Aeußerung des Schmerzes wurde zunächst willig hingenommen und jedes Herz ergriff sie mit eifriger Sympathie. Wenn Byrons Lebensüberdruß, seine trübe Schwermut, seine toll stürmende Wut, von den Tönen einer wilden und völlig kunstlosen Melodie getragen, so tief in manches englische Herz eindringen konnten, nachdem diese ganze Richtung längst nicht mehr neu, ja veraltet und

Digitized by Google

abgethan war, so läßt sich schließen, mit wie leidenschaftlichem Willkommen der Werther aufgenommen worden sein muß. Er kam wie eine Stimme aus unbekannten Regionen, aus einer fremden Welt, der erste schrille Klang jenes leidenschaftlichen Klageliedes, auf welches durch alle Länder die Menschen lauschten, bis sie für alles Andere taub waren. Denn der Werther ging in Fleisch und Blut der Litteratur über und erzeugte ein ganzes Geschlecht sentimentaler Schriftsteller, die in der Welt herum gewütet und gejammert haben, bis sie zur bessern Einsicht gelangten oder bis schlimmsten Falls die erschöpfte Natur sich schlafen legte. Diese Grabsänger, ebenso lärmend und ungestüm wie thränenreich, hießen in Deutschland die Kraftmänner, aber sie haben sich längst gleich kranken Kindern zur Ruhe geschrieen."

Vielleicht niemals hat eine Dichtung die Welt so in Aufregung und Entzücken versetzt wie der Werther. Die verschiedenartigsten Menschen, alle Klassen der Gesellschaft wurden davon ergriffen. Das Buch begleitete Napoleon nach Egypten; Lotte und Werther drangen bis nach China; in Deutschland wurde es ein Volksbuch, gleich einem Bänkelsängerliede auf schlechtem Papier gedruckt und in den Straßen feil geboten.

Während seiner italienischen Reise erhielt Goethe einen Brief von einem jungen Franzosen, der ihm gestand: „Ihnen verdanke ich die beste That meines Lebens, die natürlich viele andere erzeugen wird, und für mich ist Ihr Buch ein gutes Buch. Wenn ich das Glück hätte, mit Ihnen in demselben Lande zu wohnen, so würde ich zu Ihnen kommen, Sie umarmen und Ihnen mein Geheimnis erzählen, aber unglücklicherweise lebe ich in einem Lande, wo Niemand an das Motiv meiner Handlungsweise glauben würde. Möge es Ihnen zur Befriedigung gereichen, daß Sie auf dreihundert Meilen Entfernung das Herz eines jungen Mannes auf den Weg der Ehre und der Tugend haben zurückführen können; eine ganze Familie darf nun ruhig sein und mein Herz genießt das Bewußtsein einer guten That."

Natürlich gab es auch Gegner. Lessing z. B., der weder an der Krankheit der Zeit litt, noch was der Sentimentalität nur irgend nahe kam leiden wollte, sprach die Ansicht aus, eine so heißblütige Schrift verlange als Gegengift eine kühle Nachschrift.

Digitized by Google

„Glauben Sie wohl," schrieb er an seinen Freund Eschenburg, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φόσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse und je cynischer, je besser." Das heißt denn freilich die ganze Frage verdrehen. Nicht ein Uebermaß von Liebe veranlaßt Werthers Selbstmord: die Krankheit seiner sittlichen Natur ist es, die ihm das Leben unerträglich macht und für die seine unglückliche Liebe zum zündenden Funken wird. Auch die Beziehung auf Griechenland und Rom muß bei einem so ausgezeichneten Gelehrten wie Lessing sehr überraschen. Er übersah, daß Sophokles in seiner Antigone den unglücklichen Hämon einen Selbstmord begehen läßt, weil die Geliebte ihm geraubt wird. Er übersah, daß in Rom die Stoiker den Selbstmord zur Mode machten, und daß in Alexandria die Epikuräer eine „Gesellschaft der Lebensmüden" gründeten, deren Mitglieder nach dem Vollgenuß aller sinnlichen Freuden zum Schmaus sich versammelten, den Becher fleißig umgehen ließen und mitten in dieser Orgie ihrem elenden Dasein ruhig ein Ende machten — eine neue Art von Soirée, wo die Gäste, statt zu Thee und Musik, zu Abendbrot und Selbstmord eingeladen wurden.

Der Aristarch von Berlin, Nikolai, ein ehrlicher aber beschränkter Mann und ein großer Feind aller Schwärmerei, schrieb statt einer Kritik eine Parodie: „Die Freuden des jungen Werther"; darin macht Werther auch einen Selbstmordversuch, aber die Pistole ist nur mit Hühnerblut geladen, er bleibt am Leben, heiratet Lotte und sie leben, nachdem manche Mißverständnisse der Ehezeit glücklich beseitigt sind, vergnügt bis an ihr seliges Ende.

Goethes Antwort darauf war, daß er „zur stillen und unverfänglichen Rache" ein kleines Spottgedicht „Nikolai auf Werthers Grabe" verfaßte, das sich jedoch, wie er selbst sagte, nicht mitteilen ließ. Dieses Gedicht ist wieder aufgefunden und zuerst

Digitized by Google

durch Boas in den Nachträgen zu Goethes Werken, seitdem mehrfach veröffentlicht; es ist witzig, aber ausnehmend derb. Die Verehrer des Werther sind natürlich auf Nikolai sehr böse, aber sie vergessen, daß dieser das Talent nie bestritt, sondern nur wie Lessing sich gegen die Richtung erklärte. Sein Tadel war indes federleicht gegen das Lob, welches von allen Seiten herbeiströmte. Zwei Proben von dieser Begeisterung seien hier angeführt. Die erste ist von Zimmermann, dem Verfasser des bekannten Werkes über die Einsamkeit, der in einem Briefe seine Freude mit den Worten ausströmt: „Werthers Leiden! Sie halten mich wohl nicht für fähig, daß ich auch nur eine Minute gezögert hätte, diesen Roman zu verschlingen, der so wahr, so natürlich ist, der Alles, was man selbst tausend und aber tausendmal in seinem Leben empfunden hat, so getreu wiedergibt; und doch hat die Lesung des ersten Theils mich so aufgeregt, alle Saiten meiner Seele so erbeben gemacht, daß ich vierzehn Tage Ruhe bedurfte, bis ich den Mut fand, auch den zweiten Theil zu lesen, den ich auch in einem Augenblick verschlang.“ Nicht weniger begeistert äußert sich Kotzebue. „Nicht Worte kann ich finden um die überwältigenden Empfindungen auszudrücken, welche dieser wunderbare Roman in meiner Seele erregte. Von dem Augenblick faßte ich eine so enthusiastische Neigung für den Verfasser, daß ich auf sein Wort gern die Hand ins Feuer gesteckt hätte, um seine Schuhschnallen zu retten.“

Aber während das Publikum unter Strömen von Thränen die tragische Geschichte Werthers las, waren Kestner und Lotte schmerzlich ergriffen und entrüstet, sich so in die Oeffentlichkeit gezogen, ihre Geschichte so entstellt zu sehen. Die Erzählung war in manchen Beziehungen der Wirklichkeit zu getreu nachgeschrieben, als daß andrerseits ihre Abweichungen von der Wirklichkeit nicht hätten großen Anstoß geben sollen. Die Personen waren nicht zu verkennen und doch waren es nicht die wirklichen Personen. Eifrig nachforschend fand das Publikum bald heraus, wer die Hauptpersonen waren und daß eine wirkliche Geschichte dem Roman zu Grunde lag; da aber die volle Wahrheit nicht bekannt werden konnte, so fanden sich die Kestners in einem sehr falschen Lichte. Durch die Indiskretion ihres Freundes fühlten sie sich verletzt, tiefer vielleicht, als sie zu gestehen für gut fanden; wenigstens

Digitized by Google

spricht in der olgenden Stelle aus dem Briefe, den Kestner nach Empfang des Werther an Goethe schrieb, einem Briefe, von dem bisher freilich nur der Entwurf bekannt geworden ist, ein Gefühl von Kränkung, bei dem der Stolz des verletzten Freundes den vollen Ausdruck seines Zornes zurückhält.

„Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da ist, hat er mich, in gewissem Betracht, schlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern wie es mir ist.

„Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr bey dem Verweben und Zusammenschmelzen euer Herz ein wenig mitrathen lassen; so würden die würcklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnet, nicht dabey so prostituirt seyn. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euren Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird sich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Würcklichkeit und an die Wahrheit selbst, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der würcklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid seyn, wenn sie Euerer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Composition seyn soll, allein die H....., welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig, was Ihr eurer Heldin beymesset. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das — eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin — erschoß sich Jerusalem.

„Die würckliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie starck zu deuten, ist, sag' ich, — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr da ichs denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mit ihr —

„Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes nicht copirtes Gemählde seyn sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Aussen-

Digitized by Google

seite, und Gott sey's gedankt, nur von der Aussenseite) daß man leicht auf den würcklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu so einem Klotze machen? damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet, seht was ich für ein Kerl bin!"

Kestner berührt hier eine moralische Frage, die Beachtung verdient. Daß der Künstler seinen Stoff aus der Wirklichkeit nehmen, seine eignen Erlebnisse verwenden und die Charaktere zeichnen darf, die er wirklich kennen gelernt hat, das freilich ist mit allem Nachdruck festzuhalten; aber ebenso bestimmt halten wir dafür, daß er seinen Erlebnissen eine von der Wirklichkeit hinlänglich verschiedene Gestalt zu geben verpflichtet ist, damit das Publikum in seiner Erfindung nicht eine wirkliche Geschichte lese und die Personen erkenne, während diese Personen selbst die ihnen zugeteilten Rollen ablehnen würden. Natürlich ist es sehr schwierig, an die Wahrheit sich zu halten und dabei doch nicht den Verräter zu spielen; aber schwierig oder nicht, die Sittlichkeit gebietet es.

Goethe war offenbar erstaunt über den Eindruck, den sein Buch bei den Freunden gemacht hatte; er antwortete sogleich: „Ich muß euch gleich schreiben meine Lieben, meine Erzürnten, dass mirs vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir wenn ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts von euch hören, biss der Ausgang bestätigt haben wird daß eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, biss ihr dann auch im Buch selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an eueren Herzen gefühlt haben werdet. Du hast Kestner, ein liebevoller Advokat, alles erschöpft, alles mir weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte; aber ich weis nicht, mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sich's gleich nicht ausdrücken kann.

„Ich schweige, nur die frohe Ahndung muß ich euch hinhalten, ich mag gern wähnen, und ich hoffe, dass das ewige Schicksaal mir das zugelassen hat, um uns fester an einander zu knüpfen. Ja meine Besten, ich, der ich so durch Lieb an euch gebunden bin, muss noch euch und euern Kindern ein Schuldner werden für die böse Stunden, die euch meine — nennts wie ihr wollt, gemacht hat. Haltet, ich bitt euch, haltet Stand. Und wie ich in deinem letzten

Digitized by Google

Briefe dich ganz erkenne, Kestner, dich ganz erkenne Lotte, so bitt ich bleibt! bleibt in der ganzen Sache, es entstehe was wolle. — Gott im Himmel man sagt von dir: du kehrest alles zum besten.

„Und, meine lieben, wenn euch der Unmut übermannt, denkt nur denkt, daß der alte euer Goethe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr als jemals der eurige ist."

Ihr Zorn ließ nach; eine Indiskretion hatte er begangen, sahen sie, aber auch nichts mehr; sie vergaben ihm, und Goethe konnte am 21. November in aller Freude antworten:

„Da hab ich deinen Brief, Kestner! An einem fremden Pult, in eines Malers Stube, denn gestern fing ich an in Oel zu malen, habe deinen Brief und muß dir zurufen Dank! Dank lieber! Du bist immer der Gute! — O könnt ich dir an Hals springen, mich zu Lottens Füssen werfen, Eine, Eine Minute, und all, all das sollte getilgt, erklärt seyn was ich mit Büchern Papier nicht aufschliessen könnte! — O ihr Ungläubigen! würd ich ausrufen; Ihr Kleingläubigen! — Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! Da lies ein Blättgen, und sende mir's heilig wieder, wie du hier drinnen hast. — Du schickst mir Hennings Brief, er klagt mich nicht an, er entschuldigt mich. Bruder lieber Kestner! wollt ihr warten so wird euch geholfen. Ich wollt um meines eignen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, deine Besorgnisse, deine Gravamina, schwinden wie Gespenster der Nacht wenn du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahr versprech ich euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles was noch übrig seyn mögte von Verdacht, Missdeutung 2c. im schwäzzenden Publikum, obgleich das eine Heerd Schwein ist, auszulöschen, wie reiner Nordwind, Nebel und Dufft. — Werther muß — muß seyn! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch — und andern — eingewoben ist. — Wenn ich noch lebe, so bist du's dem ich's danke — bist also nicht Albert — und also —

„Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sey doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse,

Digitized by Google

die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden.

„Wenn ihr brav seyd und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt daß alles wohl seyn wird und Geschwäz nichts ist und beherzige deines Phylosophen Brief — den ich geküßt habe. —

„— O du! — hast nicht gefühlt wie der Mensch dich umfaßt, dich tröstet — und in deinem, in Lottens Werth Trost genug findet, gegen das Elend das schon euch in der Dichtung schröckt. Lotte, leb wohl — Kestner du — habt mich lieb — und nagt mich nicht —"

So läßt er seinen Stolz über den Liebling aus, nachdem ihm die Freunde vergeben haben. Wohl hatte Kestner Ursache sich zu ärgern, um so mehr, als seine Freunde den Werther ganz wörtlich nahmen und ihm ihr Beileid darüber bezeugten; er mußte das abwehren und unter anderm seinen Freund Hennings bitten, die irrigen Gerüchte nach Maßgabe des wahren Sachverhalts, den er ihm kurz darlegte, zu berichtigen. „Im ersten Teile des Werthers ist Werther Goethe selbst. In Lotte und Albert, hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweyten Theils Willen, und um den Tod des Werthers vorzubereiten hat er im ersten Theile verschiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukömmt. Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit sonst einem anderen, in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist; dieß haben wir ihm allerdings sehr übel zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. Er bereut es jetzt, aber was hilft uns das. Es ist wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er sie getreuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen, wie im ersten Theile enthalten. Sie betrug sich so gegen ihn, daß ich sie weit lieber hätte haben müssen, als sonst, wenn dieses möglich gewesen wäre. Unsere Verbindung ist auch nie declarirt gewesen, zwar nicht heimlich gehalten; doch war sie viel zu schamhaft als es irgend jemanden zu gestehen. Es war auch keine andere Verbindung zwischen uns als die der

Digitized by Google

Herzen. Erst kurz vor meiner Abreise, (als Goethe schon ein Jahr von Wetzlar weg, zu Franckfurt, und der verstellte Werther ½ Jahr todt war) vermählten wir uns. Hier erst, nach Verlauf eines ganzen Jahres, seit unseres Hierseyns, wurden wir Vater und Mutter. Der liebe Junge lebt noch, und macht uns Gottlob viel Freude. Sonst ist in Werthern viel von Goethe's Charakter und Denkungsart. Lottens Portrait ist im ganzen das von meiner Frau. Albert hätte ein wenig wärmer seyn mögen.

„Der zweyte Theil geht uns gar nichts an .... Als Goethe sein Buch schon hatte drucken lassen, schickte er uns ein Exemplar, und meinte Wunder was er für eine That gethan hatte. Wir aber sahen es gleich voraus, wie der Erfolg seyn würde, und Ihr Brief bestätigt eine Art unserer Prophezeihung. Ich schrieb ihm und zankte sehr. Nun sah er erst ein was er gethan hatte; das Buch aber war schon an die Buchführer gelangt, und er hoffte noch, daß wir uns geirrt haben sollten." Und in einem andern Briefe an denselben Hennings schreibt Kestner: „Sie glauben nicht was er für ein Mensch ist. Aber wenn sein großes Feuer ein wenig ausgetobt hat, so werden wir noch Freude an ihm erleben."

So haben wir die Geschichte des Werther, seine Entstehung und seine Wirkung zum Schluß geführt, eine Geschichte, die für das Leben unseres Dichters so bedeutend ist, daß die Ausführlichkeit, mit der wir sie behandelt, selbst dann gerechtfertigt wäre, wenn die angezogenen Beweisstücke des Kestnerschen Briefwechsels auf die sehr ungenaue Darstellung in Dichtung und Wahrheit nicht ein so scharfes Licht würfen.

Am 28. August 1849, zur hundertjährigen Jubelfeier der Geburt des Dichters, die ganz Deutschland freudig beging, wurde auf dem wohlbekannten Wertherplatz vor dem Thore zu Wetzlar, wo Goethe einst zu sitzen und zu träumen liebte, ein kleines marmornes Denkmal errichtet; drei Lindenbäume sind umhergepflanzt; es trägt die Inschrift:

Ruheplatz des Dichters

Goethe

zu seinem Andenken frisch bepflanzt

bei der Jubelfeier am 28. Aug. 1849.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Der Löwe der Litteratur.

Goethe stand in seiner schriftstellerischen Laufbahn jetzt an der bedenklichen Wendung, wo er nach einem glänzenden Erfolge entweder mit anmaßender Hast nach neuen Lorbeeren zu greifen oder auf den gewonnenen Lorbeeren träge auszuruhen Gefahr lief. Beide Gefahren vermied er; weder machte er aus dem Ruhm ein Geschäft, noch hielt er seine Entwicklung für beendet. Indem er für jetzt größeren Werken weislich fern blieb, hielt er seine Kunstfertigkeit an Kleinigkeiten in Uebung und förderte die Entwicklung seines Geistes durch ernste Studien.

Unter jenen Kleinigkeiten sind Clavigo, das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Satyros, Pater Brey und der Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen hervorzuheben.

Der Clavigo führt uns vor das Erscheinen des Werther, in den Kreis der Frankfurter Freunde zurück, mit denen Goethe den Sommer 1774 verlebte. Da ist uns als Freundin von Goethes Schwester Anna Sibylla Münch schon bekannt, deren Reize ihn damals fesselten. Dieser muntere Kreis bestand auch nach der Verheiratung der Schwester fort; wöchentlich einmal versammelte man sich zu lustigem Thun. Eines Abends wurde beschlossen, „es solle alle acht Tage gelooſt werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wie man sich gegen Geliebte betrage, das sei uns bekannt genug; aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sei uns unbewußt und müsse nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden.“ Als Regel wurde angenommen, „daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre: man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, viel weniger sich Liebkosungen erlauben; dabei aber habe man nicht allein Alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse. Das Loos wurde hierauf

Digitized by Google

zur Entscheidung herbeigeholt . . ., und die allgemeine Ehestandskomödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert." Wunderbar genug fiel Goethen dreimal nach einander dasselbe Mädchen als Frau zu. Beim dritten Male erklärte die Gesellschaft, der Himmel habe gesprochen, sie könnten nunmehr nicht geschieden werden, und Goethe sowohl wie seine „Frau" ließen sich das bestens gefallen. In diesen geselligen Zusammenkünften wurde jedesmal etwas Neues vorgelesen. Eines Abends brachte Goethe als ganz frische Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo mit. Es wurde gelesen und besprochen; da meinte sein „lieber Partner", wenn sie seine Gebieterin und nicht seine Frau wäre, so würde sie ihn ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln; es scheine ihr ganz dazu geeignet zu sein. „Damit du siehst, meine Liebe," antwortete er, „daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen." Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, aber er war entschlossen, es zu erfüllen. „Was man in solchen Fällen Erfindung nennt," sagt er, „war bei mir augenblicklich, und gleich als ich meine Titulargattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sei; ich sinne, versetzte ich, schon das Stück aus und bin mitten drin, ich wünsche dir zu zeigen, daß ich dir gern etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: Du mußt nicht aus der Rolle fallen; zärtlich zu sein, meinen die Leute, schicke sich nicht für Ehegatten. ‚Laß sie meinen!' war meine Antwort; ‚wir wollen es auf unsere Weise halten.'"

Schon als er das Memoire für sich allein gelesen, gesteht er übrigens, sei ihm der Gegenstand dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, aber ohne die Anregung der Liebe würde das Stück, wie so viele andere, unter den möglichen Geburten geblieben sein. Neu ist dabei die Art, wie er die Bösewichter zeichnete. Der Charaktere müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollte er „in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen". Durch Shakespeares Vorgang berechtigt, nahm er keinen

Digitized by Google

Anſtand, die Hauptſcene und die eigentliche theatraliſche Darſtellung wörtlich aus dem Memoire zu überſetzen, und den Abſchluß entlehnte er einer alten deutſchen Ballade „vom Herren und der Magd", einem von den zwölf deutſchen Volksliedern, die er ſelbſt im Elſaß „auf ſeinen Streifereien aus den Kehlen der älteſten Mütterchens aufgehaſcht" hatte und im Spätſommer 1771 in eigenhändiger Abſchrift an Herder als Beitrag zu deſſen Volksliedern ſchickte. Die hierher gehörigen Verſe lauten:

Halt' ſtill, halt' ſtill, ihr Totenträger,
Laßt mich die Leich' beſchauen!
Er hub den Ladendeckel auf
Und ſchaut' ihr unter die Augen.

So wurde er fertig, ehe noch die Woche um war, und erntete vielen Beifall.

Zum Verſtändnis des Stückes einige Worte über das Memoire. Beaumarchais hatte zwei Schweſtern in Madrid, von denen die ältere an einen Baumeiſter verheiratet, die andere, Marie, mit einem jungen armen Schriftſteller Clavigo verlobt war. Clavigo (oder wie er richtig ſpaniſch heißt: Clavijo) brach das Verhältnis ab, nachdem er die Stelle, auf die er mit ſeiner Verheiratung gewartet, erhalten hatte. Auf die Kunde davon eilt Beaumarchais von Paris nach Madrid; er ſucht Clavijo auf und verlangt von ihm mit kaltblütiger Entſchloſſenheit ein ſchriftliches Eingeſtändnis, daß er ſich gegen ſeine frühere Braut verächtlich benommen. Gleich darauf ſucht ſich Clavijo mit ihm auszuſöhnen und erklärt ſeine Abſicht, ſie zu heiraten. Beaumarchais willigt ein, aber gerade als die Hochzeit ſtattfinden ſoll, hört er von geheimen Anſchlägen Clavijos, der unter der Anklage, er ſei von ihm zur Heirat gezwungen, einen Ausweiſungsbefehl von der Regierung erwirkt hat. Entrüſtet über ſolche Niederträchtigkeit, wendet ſich Beaumarchais an die Miniſter, dringt bis zum König und ſetzt die Entlaſſung des Clavijo von ſeinem Amte durch. Das iſt kurz der Inhalt des Memoires, das im Februar 1774 in Frankreich erſchien. Die Geſchichte ſelbſt hatte ſich ſchon zehn Jahre früher zugetragen, und Clavijo, der ein berühmter Schriftſteller wurde, mußte ſich nicht allein den ſcharfen Pfeilen Beaumarchais' ausgeſetzt ſehen, ſondern hätte ſich auch — er ſtarb erſt 1806 als Vice-

Digitized by Google

präsident der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Madrid — auf deutschen Bühnen umbringen sehen können. Vermutlich wußte Goethe, als er sein Drama schrieb, nichts davon, daß Clavijo noch lebte.

Den Goetheschen Clavigo mit dem Memoire des Beaumarchais in der Hand zu lesen, ist sehr anziehend; der Dichter hat sich so genau an dasselbe gehalten, wie die dramatische Form nur irgend gestattet. Zugleich gibt das Stück den Beweis, wie weise er that, daß er damals nicht den Faust (von dem er einige Bruchstücke schrieb) oder den Cäsar vollendete. Er hätte sich unzweifelhaft nur wiederholt; der äußere Hergang ist ein anderer, das innere Erlebnis, das sich darin ausspricht, ist dasselbe. Clavigo ist ein zweiter Weislingen; ja, nach Goethes Absicht sollte er das sein. „Ich habe ein Trauerspiel gearbeitet," schreibt er in einem seiner damaligen Briefe, — „Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held, ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson." Das Bild, welches er von dem ehrgeizigen Schwächling entwirft, der immer höher in der Welt strebt und sich durch eine Leidenschaft, die in den dunkeln Tagen einer dürftigen Jugendzeit sein Glück machte, in seiner Laufbahn gehemmt sieht, ist sehr gelungen; und nicht weniger ist der Carlos, der in schonungslosem Spott die Kränze abstreift, mit denen die poetische Phantasie seines Freundes die Geliebte geschmückt hat, scharf und klar gezeichnet. Marie ist ein schwaches, empfindsames Wesen; ohne besondere Individualität, ist sie wohl die dürftigste Skizze, die Goethe von einer weiblichen Figur entworfen hat. Aber ein kleiner Zug verrät den Dichter: als Clavigo reuig zu ihren Füßen liegt und an ihre Neigung sich flehend wendet, wirft sie sich weinend ihrer Schwester um den Hals und ruft: „Ach Schwester! woher weiß er, daß ich ihn so liebe?"

Die Freude über die Rückkehr des Geliebten ist nur kurz; der Dämon des Ehrgeizes erfaßt den Clavigo wieder und lenkt ihn von einer Verbindung ab, die zu seinen sonstigen Plänen so wenig stimmt; Carlos, in welchem ein mephistophelisches Element sich nicht verkennen läßt, drängt ihn mit kaltem Hohne auf dieser Bahn weiter: „es ist nichts erbärmlicher in der Welt," ruft er so

Digitized by Google

bitter wie wahr ihm zu, „als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen;“ er schlägt ihm vor, den Beaumarchais einfach einstecken zu lassen, „denn“ — fügt er ganz in Mephistopheles' Weise hinzu: „wer den Bruder einstecken läßt, gibt pantomimisch zu verstehen, daß er die Schwester nicht mag.“ Danach handeln sie denn; der Verhaftsbefehl wird unter falschen Vorwänden erwirkt, und Marie stirbt an gebrochenem Herzen über die Verräterei ihres Geliebten.

Bis hierher, wenigstens bis zu dem Tode Mariens, ist Goethe dem Memoire treu gefolgt; der fünfte Akt, der die dramatische Lösung enthält, ist Zusatz des Dichters. Marie soll begraben werden; da kommt Clavigo die Straße entlang; er sieht ihren Sarg, öffnet ihn, kniet über die Leiche; Beaumarchais tritt aus dem Hause und Clavigo fällt von seinem Degen. Dieser Akt ist auf der Bühne von großer Wirkung, aber ästhetisch betrachtet ist er sehr dürftig und gewöhnlich. Die Art, wie das Zusammentreffen der beiden Gegner herbeigeführt wird, ist außerordentlich plump: Clavigo sucht den Carlos; er hat seinem Bedienten, der ihm die Fackel vorträgt, Befehl gegeben, die Straße zu vermeiden, in der die Familie Beaumarchais wohnt, aber der Bediente führt ihn gerade durch diese Straße, weil er sonst „einen gar großen Umgang hätte nehmen müssen“. Das heißt die Lösung gewaltsam erpressen, nicht sie sich entwickeln lassen.

Immerhin ist der Clavigo als Bühnenstück recht interessant und voll wirksamer Scenen; die Schürzung des dramatischen Knotens ist vollendet; die Fabel ist einfach und von raschem Verlauf, die Sprache kräftig, leidenschaftlich, markig. Aber einen großen Maßstab darf man an das Stück nicht legen. Merck, der für seines Freundes Ruhm sehr besorgt war, wollte sich nicht herbeilassen, es als bloßes Bühnenstück anzusehen, sondern erklärte, solch einen Quark wie diesen müsse er ihm künftig nicht mehr schreiben, das könnten die Anderen auch. Goethe meint, Merck habe falsch geurteilt und ihm zum erstenmal unrecht gethan. „Muß ja doch,“ sagt er, „nicht Alles über die Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn Manches sich an den

Digitized by Google

gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten." Das ist indes schwerlich stichhaltig. Merck hätte ihm erwidern können, das möge wohl wahr sein, aber er, Goethe, sei eben zu größeren Dingen als zu Bühnenstücken berufen. Nichtsdestoweniger hatte Goethe recht mit seinem Thun, nur aus anderen Gründen. Clavigo und die übrigen Kleinigkeiten jener Zeit müssen als Skizzen betrachtet werden, wie sie der Künstler für seine Mappe zeichnet, nicht als Werke, die in Galerien glänzen sollen. Goethes Schöpfungstrieb war unwiderstehlich; ging er auf Kleinigkeiten, so schuf der Dichter Kleinigkeiten. Seine unendliche Thätigkeit mußte sich in kleineren Werken ergehen, weil er dunkel fühlte, daß er für Größeres nicht reif sei. „Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische," so schrieb Schönborn, der ihn um diese Zeit besuchte, an Gerstenberg. „Er las mir ein paar Farcen vor, die er auf Wieland und Jacobi gemacht, wo beide ihre volle Ladung von Lächerlichem bekommen." Eine dieser dramatischen Kleinigkeiten ist schon erwähnt (S. 149), manche andere, z. B. „das Unglück der Jacobis" ist untergegangen. Aber noch andere gehören in diesen Zusammenhang. Im Fastnachtsspiel vom „Pater Brey" verspottete er den herumreisenden, sich überall einnistenden Höfling und Schmeichler Leuchsenring (vgl. oben S. 139), dessen angebliche Güte nur Schwäche und dessen Zutraulichkeit zu den Frauen nur versteckte Sinnlichkeit war, und gab humoristisch-satirische Bilder aus dem ihm wohlbekannten Darmstädter Kreise. Im „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" zeigte er die Kehrseite der Naturschwärmerei, mag er nun auf Herder oder, was wohl wahrscheinlicher ist, auf Basedow zielen, das wirkliche Gesicht jener Eremiten, die unter dem Anscheine großer Frömmigkeit verruchte Gottlosigkeit und unter der Maske der Entsagung wilde Gier verbargen. In dem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch K. Fr. Bahrdt", persifliert er ziemlich harmlos die allzumodernen Paraphrasen der neutestamentlichen Schriften, in denen sich der genannte reichbegabte aber wunderliche Aufklärer gefiel. Im ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern', das mit ‚Pater Brey', ‚Künstlers Erdenwallen' und einem ‚Prologe'

Digitized by Google

unter dem Titel ‚Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel' erschien, teilt er leichte Hiebe aus nach den verschiedensten Seiten, spöttelt über Leuchsenring und Schlosser, über Wieland und Ch. F. Weiße, über Herder und den Gießener Schmid, führt im lustigen Jahrmarkttreiben Streiche gegen ‚die weinenden Lyriker, die tugendhaften Redner, die leichtfertigen und böswilligen Kritiker.'"

Er begann nun seines Ansehens sich bewußt zu werden und die Berühmtheiten des Tages suchten eifrig seine Bekanntschaft. Voran Klopstock, Lavater, Basedow, Jacobi und die Stolberg. Auf den Briefwechsel mit ihnen folgte nun persönlicher Verkehr. Klopstock kam im Oktober 1774, gerade vor dem Erscheinen des Werther, nach Frankfurt. Goethe verkehrte mit ihm, las ihm die Bruchstücke seines Faust vor und besprach sich mit ihm über das Schlittschuhlaufen. Aber der große religiöse Dichter stand dem Treiben seines jungen Nebenbuhlers zu fern, um ihn so ins Herz zu schließen, wie die Stolberg, und ebensowenig fühlte Goethe sich besonders leidenschaftlich zu ihm hingezogen.

Im Juni, einige Monate vor Klopstock, kam auch Lavater nach Frankfurt. Seit den „Briefen eines Pastors aus Schwaben" stand er mit Goethe in Korrespondenz. Ueberhaupt war damals recht die Zeit des brieflichen Verkehrs. Man schrieb Briefe, die in ganzen Freundeskreisen vorgelesen zu werden bestimmt waren; man teilte einander Briefe mit wie neue Gedichte. Lavater quälte seine Freunde um ihre Porträts und Schattenrisse und verlangte von ihnen auch ideelle Porträts, wie sie sich den Erlöser vorstellten, Alles für das große physiognomische Werk, welches er damals vorbereitete. Der Künstler, der Goethen für ihn zeichnete, schickte ihm statt dessen das Bild des obengenannten Bahrdt; indes so ließ sich Lavater nicht fangen; auf das Bestimmteste erklärte er, das könne nicht Goethes Bild sein. Als er nun Goethe leibhaftig vor sich sah, war er auch nicht zufriedengestellt. Verwundert starrte er ihn an. „Biſt's" — „Ich bin's", und sie fielen einander um den Hals. Lavater ließ sogleich merken, er habe ihn anders erwartet. Goethe versicherte ihn dagegen, „nach seinem angeborenen und angebildeten Realismus, daß, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, ihn so zu machen, sie es auch dabei wollten bewenden lassen." Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war,

Digitized by Google

wandte sich die Unterhaltung den bedeutendsten Fragen zu; sie fanden sich in größerer Uebereinstimmung, als es nach dem Goetheschen Berichte erscheint, der erst viele Jahre später, nachdem Lavater durch abergläubischen Dogmatismus und pfäffische Sophisterei so viele seiner Freunde erbittert und sich entfremdet hatte, geschrieben wurde.

Lavater ist eine merkwürdige Figur in der Geschichte jener Tage, eine Mischung von priesterlicher Unduldsamkeit und gemachter Empfindelei. Von tüchtiger Begabung, mit einem Anfluge von Genialität, wurden Eitelkeit und Heuchelei sein Verderben. Er war acht Jahre älter als Goethe. Wie er sich in dem Entwurfe seiner eigenen Lebensbeschreibung selbst darstellt, hat er schon als Knabe erkennen lassen, welche Rolle er als Mann spielen würde. Er bildete sich ein eigenes und vertrautes Verhältnis zu Gott und blickte auf seine Schulgenossen verächtlich und mitleidig herab, weil sie nicht sein „Bedürfnis nach Gott" teilten. Er bat um Wunder, und die Wunder stellten sich ein: Gott verbesserte seine Schularbeiten, Gott verdeckte seine vielen Fehler, Gott brachte seine guten Thaten ans Licht. In der That, Lavater war ein geborner Heuchler, und mit Recht nannte ihn Goethe später „einen Lügner von Anfang an, der, um Einfluß zu gewinnen, zu den gemeinsten Schmeicheleien sich erniedrigt habe". Mit dieser geschmeidig einschmeichelnden Glätte vereinigte er pfäffische Herrschsucht. Seine ersten Schriften machten großes Aufsehen. Im Jahre 1769 übersetzte er Bonnets Palingenesie und gab dazu Anmerkungen in einem Ton von religiöser Schwärmerei, der damals viel Anklang fand. Zu einer Zeit, da die Gelehrten den Homer und die alten Balladensänger wieder zu Ehren brachten, war ein Versuch zur Wiederbelebung des Geistes der ersten apostolischen Zeit ganz an der Tagesordnung, und da der Glaube an dichterische Begeisterung das oberste Dogma war, fand auch der Glaube an religiöse Begeisterung eifrige Jünger. In dem Lavaterschen Briefwechsel zeigt sich die sentimentale Ueberschwänglichkeit jener Tage in voller Blüte; so z. B. schickte ihm die reizende Marquise Branconi ihre Strumpfbänder mit folgenden Worten: „O, du Geliebter fürs Leben, Seele meiner Seele! Dein Taschentuch, deine Haare sind mir, was meine Strumpfbänder dir sind," und in dem Tone weiter. Daß sich ein Geistlicher das schreiben läßt, ist ein wenig stark, wird man zu-

Digitized by Google

geben, aber es geht noch darüber hinaus, wenn ihn ein anderer Verehrer anschwärmt: „O daß ich liegen könnte an deiner Brust in Sabbath-heiliger Abendstille — o du Engel!“ Man sieht, die Ueberschwänglichkeit war auf allen Seiten; man weinte und beweinte sich gegenseitig.

Zur Zeit dieses Frankfurter Besuchs war Lavater in der ersten Blüte seines Ruhms. Seine Anziehungskraft für Goethe lag nicht nur in der Eigentümlichkeit seines Charakters, sondern auch in einer gewissen Gemeinsamkeit religiöser Schwärmerei. Ihrem Glaubensbekenntnis nach standen sie nicht in Uebereinstimmung, das war unmöglich. Wie Goethe *fühlte*, mag aus seiner Anhänglichkeit an Fräulein von Klettenberg geschlossen werden; wie er *dachte*, spricht sich in einem Briefe an Pfenninger, einen Freund Lavaters, aus: „Glaube mir, schreibt er, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterung finden in dem Manuscript, das ich Euch bald schicke. Bin ich nicht resignirter im Begreifen und Beweisen als Ihr? Hab ich nicht eben das erfahren als Ihr? Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euren Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nicht anders sentiren kann, als andere Menschen, daß das Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Combinationen sentiren und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welches aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird. — Und daß Du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätz', lieb', bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder H— gesammelt und zum Canon gerollt, oder es als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist,

Digitized by Google

Apostel, Spinoza oder Macchiavell! Darf aber auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich; das Ganze ging in Euern Kopf so wenig als in meinen!"

Auf Spinoza nimmt er in diesen merkwürdigen Sätzen Bezug; in der That scheint der ganze Brief nur eine Umschreibung der Stelle in Spinozas Ethik zu sein, in der dieser große Denker erklärt, „daß jeder Mensch je nach der Anlage seines Gehirns über die Außenwelt urteilt, oder daß ihm vielmehr seine persönlichen Eindrücke statt der Dinge gelten. Es ist daher auch, beiläufig gesagt, nicht zu verwundern, daß so viele Meinungsverschiedenheiten unter den Menschen herrschen, woraus denn endlich der Skeptizismus erwachsen ist. Denn obwohl die Körper der Menschen in vielen Punkten einander gleichen, in den meisten sind sie doch verschieden, und darum scheint dem einen schlecht, was dem andern gut, diesem geordnet was jenem verworren, diesem angenehm was dem andern unangenehm." Noch genauer auf Goethes spinozistische Studien einzugehen, ist hier einstweilen unnötig; mit der Herleitung seiner an Pfenninger ausgesprochenen Ansichten aus der oben angeführten Stelle Spinozas mag es genug sein.

Der Unterschied zwischen dem Christentum Lavaters und dem des Fräulein von Klettenberg regte ihn an und beschäftigte sein Nachdenken. In manchen Punkten mit beiden, aber ganz mit keinem einverstanden, suchte er sich den Gegensatz von Glauben und Wissen so auszugleichen: „Beim Glauben komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgiltig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges, unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dies hänge von unseren übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab, und sei ganz gleichgiltig. Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft so gut, als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sei es gerade das Gegenteil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne

Digitized by Google

man über das Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse," aber über den Glauben nicht.

Lavaters Anziehungskraft war so groß, daß Goethe ihn den Rhein hinunter nach Ems begleitete. Die Reise war sehr angenehm; schönes Sommerwetter und Lavaters vergnügte Heiterkeit waren eine erfreuliche Zugabe zu ihren religiösen Gesprächen. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erwartete ihn die Zerstreuung eines andern Besuchs — Basedow, der pädagogische Reformator, war angekommen. Von allen Berühmtheiten des Tages stand er zu Lavater in denkbar schroffstem Gegensatze. Lavater war ein hübscher Mann, zierlich im Aeußern, heiter, von feinen Manieren, fromm; Basedow war häßlich, schmutzig zum äußersten, sarkastisch, rücksichtslos, ungläubig; der Eine versuchte das apostolische Christentum wiederherzustellen, der Andere hielt auch den unverschämtesten Spott auf die Bibel, die Dreieinigkeit, die ganze christliche Lehre nicht zurück.

Auch Basedow (geb. 1723) hatte schon in früher Jugend seine künftige Bedeutung erkennen lassen. In der Schule rebellierte der wilde und schmutzige Junge mit Macht gegen Alles, was System und Methode hieß; bei seinen Studien verschlang er Alles und sprang von Einem auf das Andere, als wolle er für jeden Lebensberuf sich ausbilden; von Haus lief er weg und wurde Bedienter bei einem Edelmann; dann lernte er Rousseaus Lehre vom Naturzustande kennen und suchte sie auf die Erziehung anzuwenden; schrieb endlose Schriften oder richtiger endlose Wiederholungen einer Schrift, rief das Volk zur Unterstützung seiner philanthropischen Pläne auf, sammelte Beiträge, ohne genaue Rechenschaft über deren Verwendung zu geben, griff die bestehenden Einrichtungen, namentlich die christlichen Glaubenssätze an, machte beträchtlichen Lärm in der Welt und erwies sich kurz als ein Mann von rastloser Thatkraft, aber einseitiger Fähigkeit.

So sehr ein solcher Charakter seiner eigenen Natur entgegengesetzt war, Goethe, immer lernbegierig, fühlte sich doch zu ihm hingezogen; er machte ein Studium daraus. Wie so manches andere Studium, hatte indes auch dies seine Schattenseiten. Goethe mußte das unaufhörliche Tabakrauchen und die unablässigen Spöttereien des schmutzigen Pädagogen in den Kauf nehmen. Den Geruch des schlechten Tabaks ertrug er mit Ge-

Digitized by Google

bald; die Angriffe auf das Christentum überbot er mit noch verwegeneren Paradoxen. Eine so herrliche Gelegenheit, sich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte er nicht vorübergehen lassen; er vermochte Vater und Freunde, die notwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. In Ems trafen sie Lavater, und zusammen machten dann die drei ihre Besuche in der Nachbarschaft, namentlich auf den Schlössern adliger Frauen, die gar bereit waren, die Löwen des Tages aufzunehmen. Wenn Goethe erzählt, er sei auf dieser Reise mit Fragen über den Werther gequält worden, so irrt er, beiläufig gesagt; der Werther erschien erst im Oktober nach diesem Ausfluge; desto mehr wird er recht haben, daß er den Kindern die seltsamsten Märchen erzählt habe. Sein Auftreten war durchaus wild und genial. „Basedow und ich," sagt er, „schienen zu wetteifern, wer am unartigsten sein könnte." Tag und Nacht ging es lustig zu; des Schlafes genossen sie sehr wenig. Basedow legte sich nie zu Bett, sondern diktierte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Gehilfe, die Feder in der Hand, sitzen blieb und sogleich bereit war, fortzuschreiben, wenn der Halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Und zwar geschah das in einem dichtverschlossenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. Goethe tanzte derweile; so oft er einen Tanz aussetzte, sprang er zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputieren geneigt war und, wenn Goethe dann nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch ehe er die Thür hinter sich zuzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig diktierend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen wäre.

Diese Verbindung von philosophischer Erörterung mit vergnüglichem Genuß, von rastlosem Theoretisieren mit wilder Lebenslust zeigt am Besten, in welcher Stimmung er sich befand. „Ich bin vergnügt," äußerte er gegen Lavater, „ich bin glücklich; das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne." Dies „Etwas" konnte ihm weder der fromme Prediger Lavater noch der polemisierende Basedow geben. Der Gegensatz, in welchem er zu Beiden stand, fühlt sich in dem drasti-

Digitized by Google

schen „Diner zu Koblenz", das aus jener Zeit stammt, scharf und bestimmt heraus.

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten —"

so stand er zwischen beiden: Lavater erklärt einem Landprediger die Offenbarung Johannis, erzählt topographische Details vom himmlischen Jerusalem, und Goethe

„— war indes nicht weit gereist,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist."

Basedow setzt derweile einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe auseinander, und Goethe

„— behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen."

Ebensowenig konnte er jenes „Etwas" in Fritz Jacobi finden, mit dem er, im Verfolg seiner Reise rheinabwärts, in freundschaftliche, ja in leidenschaftliche Beziehung trat. Wohl mochte er in Jacobis Schwärmerei und sein philosophisches religiöses Sehnen bis auf einen gewissen Grad einstimmen, denn die Wertherei der Zeit hielt ja auch ihn gefangen; wohl mochte er mit ihm in ruheloser Schwärmerei in die Nacht hinein schwelgen, während auf dem ruhig fließenden Rhein vor ihnen das Mondlicht zitterte, und frisch vom Herzen seine neuesten Gedichte vor ihm ausströmen; wohl eine Freundschaft mit ihm schließen, die er auf der ewigen Grundlage vollkommener Sympathie für fest begründet hielt, aber der Stachel in seinem Innern, der ihn rastlos weiter drängte, ließ sich nicht abstumpfen noch losreißen, als bis neue Erlebnisse neue Wandlungen in seiner Entwicklung vollbracht hatten. Der Jüngling Goethe ist es, den wir hier vor uns haben, der Jüngling mit seinem titanischen Ringen und seinen schweifenden Strebungen, nicht der Mann, der sich zur Klarheit kristallisiert hat.

Jacobi dagegen war glücklich in seinem neuen Freunde; er glaubte endlich in Goethe den Mann gefunden zu haben, dessen sein Herz bedurfte, der mit seinem Einfluß ihn stützen und leiten könne. „Je mehr ich's überdenke (schrieb er kurz darauf an Wieland), je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außer-

Digitized by Google

ordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hieraus will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt."

Den gleichen Eindruck scheint Goethes wunderbare Persönlichkeit überall gemacht zu haben. In einem Briefe, den Heinse, der Verfasser des Ardinghello, damals an Gleim schrieb, heißt es: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und so voll von eigenem Genie gewesen wäre wie er." Dieses Apollobild wird für die Goethefreunde, die sich ihn als den kalten staatlichen Minister, den alten Jupiter auf seinem Weimarschen Throne vorzustellen gewöhnt haben — und das haben die meisten — etwas überraschend sein; aber es ist nicht zu übersehen, daß er nicht bloß jung war, wild ins Leben hinein stürmte und seine Adlerflügel mit kühnem Vertrauen auf ihre Kraft schwang: er war überdies ein Rheinländer, und das rasche Blut dieses Geschlechts, leicht und feurig wie der Wein des Landes, floß in seinen Adern.

Goethe berichtet („Dichtung und Wahrheit", 17. Buch), daß er damals in seines Vaters Bibliothek eine kleine Schrift gegen Spinoza gefunden habe und knüpft daran eine längere Betrachtung über seine damaligen Spinozastudien und über den Einfluß, den namentlich durch Jacobi Spinoza damals auf seine Anschauung gewonnen. Dieser Bericht, in Goethes hohem Alter geschrieben, überträgt aber unrichtigerweise spätere Studien in eine frühere Zeit; erst 1784 wurde Goethe wirklich und dauernd für Spinoza gewonnen.

Durch den Umgang mit Lavater und Basedow wurde sein Drang immer lebhafter, mit dem Christentum ins Reine zu kommen. Der Einfluß von Fräulein von Klettenberg hatte ihn in ein nahes Verhältnis zu der Brüdergemeinde gebracht, in der ihm Lehre

Digitized by Google

und Leben der ersten Christen aufs Neue verwirklicht schien; mit seiner gewohnten Leidenschaftlichkeit studierte er ihre Geschichte und Lehre und schon ließ er volle Bekehrung hoffen, als die Entdeckung, eine wie weite Kluft zwischen ihnen lag, seine Zuneigung abkühlte. „Was mich von der Brüdergemeinde, so wie von andern werthen Christenseelen absonderte," sagte er, „war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und Alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Ueberzeugung war ich aufs innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheil bekannt hatte; aber ich dämmerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen."

All dieser Streit um religiöse Meinungen konnte ihm indes seine Liebe zu der heiligen Schrift und zu dem Stifter der christlichen Lehre nicht rauben; er bildete sich ein Christentum zu eigenem Privatgebrauch, und da Alles, was er mit Liebe in sich aufnahm, sich sogleich zu einer dichterischen Form anlegte, so ergriff er den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden, die sich ihm schon früh durch die Volksbücher eingeprägt hattte, episch zu behandeln. Wie er sich die Fabel gebildet und welchen Sinn er ihr untergelegt, erzählt er selbst: „In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus gibt. Zu diesem hatte mir mein Dresdener Schuster (oben S. 60) die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet, und ihn durch eine Neigung zu Christo veredelt. Weil er nun, bei offener Werkstatt, sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie neckte und, auf Sokratische Weise, Jeden nach seiner Art anregte, so verweilten die Nachbaren und Andre vom Volk gern bei ihm, auch Pharisäer

Digitized by Google

und Sadducäer sprachen zu, und begleitet von seinen Jüngern, mochte der Heiland selbst wohl auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn bloß auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserem Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eigenen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehen, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken: ein versammeltes Volk sei immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehen. Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen, und Christus selbst genöthigt sein würde, sich als Parteihaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sei. Da nun der Verlauf der Sache wie wir wissen erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt, und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sei nämlich so gut als die klügsten der übrigen Anhänger, fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deswegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sei man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicher Weise wäre Alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in dem traurigen Zustand zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Exapostels, so daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen. Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt, und Simon von Cyrene dasselbe

Digitized by Google

weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hart verständiger Menschen Art, die, wenn sie Jemand durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr, durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt, und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich verklärten und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst. Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort und er beginnt seine Wanderung."

Ausgeführt hat Goethe diesen Plan nicht; er trug ihn lange mit sich herum und noch in Italien dachte er daran, ihn wieder aufzunehmen, aber es blieb eben bei dem Entwurfe, bei einzelnen „Fetzen", wie er die kleinen Fragmente genannt hat, da zu dem innern Drange kein gestaltendes äußeres Erlebnis sich gesellte.

Noch ein anderer Gegenstand, der auch wohl eine sorgfältige Ausführung verdient hätte, beschäftigte ihn in dieser Zeit reichsten Strebens. Es war der Prometheus, über den er sich folgendermaßen ausspricht: „Das gemeinsame Menschenschicksal, an welchem wir Alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückverwiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hilfs-

Digitized by Google

bedürftigen Momenten uns zugerufen wird: ‚Arzt, hilf dir selber!‘ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausseufzen müssen: ‚ich trete die Kelter allein.‘ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein produktives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder ein Theil eines schon vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich Alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produziren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und seitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung, aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Stil hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hilfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise, eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß. Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigne

Digitized by Google

Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt, und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Composition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Litteratur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte."

Von diesem Prometheus besitzen wir nur ein Bruchstück, aber es ist ausgezeichnet genug, um uns mit Bedauern zu erfüllen, daß es unvollendet geblieben. Es ist ein Bruchstück, wie der Torso des Theseus, genügend um die Größe des Künstlers zu zeigen, wenn auch der Beschauer nicht ganz befriedigt wird. Großartig im Entwurf, einfach im Stil, von tiefen Gedanken durchleuchtet, würde das Werk ein Muster der Anwendung eines antiken Symbols auf moderne Gedanken geworden sein, nicht die müßige Darstellung eines längstvergangenen Glaubens.

Mit dem Prometheus des Aeschylus hat der Goethesche keine Aehnlichkeit. Der griechische Titan ist stolz auf seine That:

Bewußt gefrevelt hab' ich und bekenn' es laut!

allein er wehklagt zugleich über seine körperlichen und geistigen Leiden. Die ganze Tragödie ist ein wilder Ausbruch des Schmerzes. Mit den ersten Worten, die er ausspricht, wirft er seinen lauten Gram in die Lüfte; er ruft den göttlichen Aether an und die raschen beschwingten Winde, die Quellen der Ströme und die lachenden Wogen des Oceans, die allgemeine Mutter, die Erde, und das allsehende Auge, die Sonne, zu schauen, was er, ein Gott, erdulde. Und in den Schlußworten atmet dasselbe Gefühl; er trauert über die Qualen der Gegenwart und der Zukunft:

Schwerseufzend empfind' ich die jetzige Pein
Und die kommende Noth!

Der Titan bei Goethe äußert keine Klage. Sein Trotz ist nicht prahlerisch, aber unbezwinglich und erhaben. Seine Verachtung gegen Zeus gründet sich auf die Erkenntnis, daß auch dieser einer höhern Macht unterworfen ist — dem Schicksal.

Digitized by Google

„Geh!“ ruft er,

Ich diene nicht Vasallen!

Der Titan Goethes hat das Bewußtsein, daß er ein Gott ist und daß ihm, wenn er sich selbst nur treu bleibt, keine Gewalt seinen Besitz an Leben und thätiger Kraft verkümmern oder vernichten kann.

Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen;
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geschieden.

Epimetheus.

Wie vieles ist denn dein?

Prometheus.

Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt.

Das ist eine tiefe Wahrheit, in ergreifender Weise ausgesprochen. Eine göttergleiche Energie offenbart sich nur im Schaffen; was wir hervorbringen, das sind wir; unsere Kraft findet ihr Maß an unserm bildenden Vermögen. Darum ist Prometheus' Verachtung gegen den Müßiggang und den Mangel der schöpferischen Thätigkeit bei den Göttern eben so tief wie unwandelbar.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch

Digitized by Google

Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren ....

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine? ....

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

Siebenter Abschnitt.

Tilt.

„Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß

Digitized by Google

erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet." So schrieb Goethe an die Gräfin Auguste von Stolberg, mit der er brieflich eines jener romantischen Freundschaftsverhältnisse angeknüpft hatte, wie sie fast alle berühmten Männer dann und wann im Leben schließen. Dieser Briefwechsel gehört zu den sprechendsten Belegen, die wir über seinen geistigen Zustand besitzen, und sollte von Jedem gelesen werden, der den Ton seiner Selbstbiographie zu berichtigen wünscht. Vor allem ist er der Träger seiner hin- und herwogenden Gefühle für Lili, das Weib, das er nach seiner Versicherung gegen Eckermann mehr geliebt hat als irgend ein anderes. „Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener ersten verglichen nur leicht und oberflächlich." Es gibt keine Versicherung Goethes in Angelegenheiten des Gefühls, der ich einen bestimmtern Widerspruch entgegensetzen möchte. Ich sehe keine Spur davon, daß er Lili mehr geliebt hätte als Friederiken; und wir werden später entschiedene Beweise finden, daß seine Liebe zu Frau von Stein und zu seiner Frau — wenigstens im Anfang — viel tiefer und nachhaltiger gewesen ist. „Meine Neigung zu Lili," sagte er zu Eckermann, „hatte etwas so Delikates und etwas so Eigentümliches, daß es jetzt, in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche, auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von Wahrheit und Dichtung lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als eine Liebe in Romanen."

Nun, der vierte Teil von „Dichtung und Wahrheit" ist in Jedermanns Händen, aber man muß ein eigentümliches Ahnungsvermögen besitzen, wenn man eine tiefe Leidenschaft darin entdecken will. Noch nie hat ein Dichter eine kältere Liebesgeschichte geschrieben. Es fehlt an jeder Erregung, um die Sprache zu erwärmen und die Darstellung zu verklären; es fehlt ganz an der Erinnerungskraft der Liebe, die alle Einzelheiten zu einer fortlaufenden Geschichte verwebt; ja es wird einem schwer, die Geschichte überhaupt herauszufinden. Er scheint jeden Vorwand zu ergreifen, um die Erzählung durch allgemeine Betrachtungen oder durch Charakterzeichnung anderer Personen zu unterbrechen; er

Digitized by Google

redet von sich selbst als „dem Jünglinge, von dem wir uns unterhalten!“ — er spricht von Lili und ihrem Kreise in der oberflächlichsten Art, und die Gefühle, die ihn bewegten, muß man zwischen den Zeilen lesen.

Es ist indessen sehr richtig, daß die Liebe, die hier gezeichnet wird, von der Liebe in Romanen verschieden ist. In Romanen wird, bis zu welchem Grade der Tollheit auch die Schriftsteller das Ideal ihrer Leidenschaft erhöhen mögen, wenigstens durchweg die eine Wahrheit gepredigt, daß wir Leib und Leben, Herz und Geist, alle Wünsche und Zwecke, allen Ehrgeiz und alle Klugheit für die Liebe opfern, daß wir unser ganzes Sein mit dem des Andern verschmelzen müssen, um in der Vereinigung über uns selbst erhoben zu werden. Lieben heißt einen Genossen der Seele wählen und mit ihm die gefahrvollen Schluchten und verworrenen Pfade des Lebens durchwandern; sich gegenseitig unterstützen, wenn Abgründe den Weg umstarren, sich gegenseitig ermuntern, wenn er rauh und mit Hindernissen bedeckt ist, und sich mit einander freuen, wenn reiche, weite Flächen und sonnige Abhänge das Reisen zur Wonne machen und in der stillen Ferne den Ruheplatz blicken lassen, dem wir Alle in dieser Welt zustreben.

Es war nicht eine solche Vereinigung, die er bei Lili suchte; es war nicht eine solche Hingebung seines Wesens, die ihm ihre Liebe zu einem so ruhelosen Glück machte. Während dies sechzehnjährige Kind, in aller Unbarmherzigkeit ihrer Mädchenschönheit, im stolzen Bewußtsein ihrer Macht sein unbeständiges Herz mit den Lockungen leidenschaftlicher Sehnsucht in Fesseln schlug, ließ sie seine Seele unberührt, wie sich aus der folgenden Erzählung zur Genüge ergeben wird.

Anna Elisabeth Schönemann, als Lili unsterblich geworden, war die Tochter eines großen Banquiers in Frankfurt, der in dem glänzenden Stil eines Handelsfürsten lebte. Sie war sechzehn Jahre alt, als Goethe sich in sie verliebte. Das Alter ist bezeichnend. Es war das Alter, in welchem die Mädchen einen Zauber der Gestalt und des Reizes, der Schönheit und der Frische besitzen, den auch der nicht leugnen wird, der die höheren Vorzüge eines entwickelten Weibes vollkommen empfindet. Es ist Poesie in diesem Alter, aber keine Tiefe, keine Durchbildung des Cha-

Digitized by Google

rakters. Man denke sich den weltumfassenden Geist des Verfassers eines Götz, eines Faust, eines Prometheus, eines Mahomet zugesellt dem Geist eines sechzehnjährigen Mädchens.

Auch war Lilis Charakter keine Ausnahme von der Regel. Jung, graziös und reizend, war sie eine entschiedene Kokette. In der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, in einer jener anmutigen Stunden, wo die Selbstsucht sich aufschließt und die Liebenden stolz darauf sind, ihre Fehler zu bekennen (natürlich nicht ohne auf edlere Eigenschaften hinzudeuten), erzählte ihm Lili die Geschichte ihres Lebens; erzählte ihm, wie flatterhaft sie gewesen; erzählte ihm endlich, daß sie auch an ihm ihre Künste versucht und die Strafe gefunden habe, indem sie selbst umstrickt worden sei. Armida fand sich ihrerseits in Rinaldos Fesseln, aber Rinaldo folgte ihr in die Zaubergärten, mehr aus Neugierde und Lust des Abenteuers als aus Liebe.

Es lag ein wesentlicher Gegensatz in ihren Lebensverhältnissen. Zu der vornehmen Gesellschaft im Hause des Banquiers paßte der wilde Jüngling durchaus nicht, dessen Gedanken der Natur und der schrankenlosen Freiheit zugewandt waren. „Wenn Sie sich, meine Liebe," schreibt er an Auguste von Stolberg, „einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe."

Das nachstehende Gedicht schildert Lilis Zauberkraft und sein eigenes Unbehagen.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen
Und ich dämmert' ein;

Digitized by Google

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Luft,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruft.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Der wahre Goethe wird von ihm selbst in seinem Briefe an die Stolberg ganz anders gezeichnet. „Aber nun giebt's noch einen, der im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maase auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will." Hier klingt die echte Saite an. Zur Poesie geboren, aber nicht dazu geschaffen, sein Leben in Ballsälen und in den Bemühungen um eine schöne Blondine hinzubringen, die mit ihm und Anderen kotettiert, fühlt er, seine Leidenschaft sei eine Thorheit. Wenn aber ein Mann das fühlt, dann „mag ihn wohl Cupido auf die Schulter geklopft haben, aber ich stehe dafür, das sein Herz noch gesund ist." Man lese das folgende Gedicht und sehe ihn darin mit sich kämpfen:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch' ein fremdes neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.

Digitized by Google

Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nur auf ihre Weise.
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

Lili kokettierte, und ihre Koketterie scheint seine Leidenschaft auf einige Zeit abgekühlt zu haben, obwohl sie sie wieder zu entflammen wußte. Sie behandelte ihn, wie er das arme Käthchen in Leipzig behandelt hatte; und wie er in Leipzig seine Erlebnisse in der „Laune des Verliebten" dramatisiert, so dramatisierte er hier die neue Erfahrung in einem Singspiel, Erwin und Elmire, worin die Gefallsucht einer Geliebten den Liebhaber zur Verzweiflung bringt, — eine Warnung für Lili, die wie es scheint nicht ganz ohne Wirkung blieb.

Nicht allein von ihrer Unüberlegtheit, sondern auch von den Ueberlegungen der beiderseitigen Eltern hatte er zu leiden. Die Heirat konnte keinem der beiden Häuser zusagen. Die Tochter des Banquiers, hoffte man, sollte in eine reiche oder adlige Familie heiraten; ein Dichter, der einem zwar wohlhabenden, doch keineswegs hervorragenden Hause angehörte, war nicht gerade der Bräutigam, den man sich wünschte. Auf der andern Seite war der stolze und steife alte Rat durchaus nicht glücklich in der Aussicht, eine elegante Weltdame zur Schwiegertochter zu bekommen.

Digitized by Google

Cornelia, die ihren Vater und sein pedantisches Wesen kannte, schrieb mit Heftigkeit gegen die Verlobung. Merck, Horn und andere Freunde waren einer so ungleichen Verbindung aufs Entschiedenste entgegen. Aber diese Versuche, die Liebenden zu trennen, dienten natürlich nur dazu, sie um so enger zu vereinigen.

Ein gewisses Fräulein Delf wußte die Einwände zum Schweigen zu bringen und die Zustimmung beider Familien zu erlangen. „Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, — genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. 'Gebt euch die Hände,' rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischem Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme." Eine förmliche Verlobung scheint nicht stattgefunden zu haben. Ueberhaupt veränderte, soviel man sieht, die erlangte Einwilligung die Ansichten der Freunde und Verwandten in keiner Weise. Je näher die Heirat rückte, desto unmöglicher erschien sie. Für Goethe genügte, nachdem die erste Aufwallung der Freude vorüber war, der bloße Gedanke der Heirat, um ihn unbehaglich zu machen und sein Gefühl für die Ungleichheit der Verhältnisse zu schärfen. Die Ankunft der beiden Grafen Stolberg, ihr Vorschlag, sie auf einer Reise durch die Schweiz zu begleiten, gab ihm eine Entschuldigung, um sich von seiner Braut loszureißen; „es kam darauf an, einen Versuch zu machen, ob er Lili entbehren könne."

Ehe wir ihn auf dieser Reise begleiten, müssen wir noch einen Blick zurückwerfen und einige Einzelheiten über seine Lebensweise nachholen, die bei der Darstellung des Verhältnisses mit Lili übergangen worden sind. Die Vormittage waren der Poesie geweiht, die Mittagsstunden der Rechtswissenschaft. Poesie war die Lebensluft für sein Herz. In ihr suchte er Zuflucht gegen die Last unerträglicher Widersprüche, „O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zu Grunde," schreibt er an Auguste von Stolberg. Unter diese Dramen gehört Stella, für die der Buchhändler, wie wir aus einem Briefe von Merck erfahren, zwanzig Thaler bot.

In Stella wird die alte Geschichte vom Grafen von Gleichen und seinen zwei Frauen behandelt. Fernando hat seine Gattin

Digitized by Google

verlassen und ein Verhältnis mit Stella angeknüpft; aber das Eigentümliche der Umstände liegt darin, daß er Cäcilie (seine Gattin) aus keinem begreiflichen Grunde, ja selbst ohne seine Liebe zu ihr aufzugeben, im Stiche läßt. Er hat jeden denkbaren Grund, sie als die Mutter seines Kindes und als ein reines, tugendhaftes Weib zu achten und hochzuhalten; aber er flieht von ihr hinweg, wie ein Feigling, und flüchtet sich zu einer leidenschaftlichern Natur, weil diese ihn statt der ruhigen Neigung seines Weibes die Entzückungen der Leidenschaft genießen läßt. Die beiden Frauen begegnen sich und entdecken ihre Liebe für denselben Mann.

Hier ist ein schöner dramatischer Konflikt gegeben. Auf der einen Seite sieht Fernando die Pflicht in der Gestalt eines edlen, leidenden Weibes und einer anziehenden Tochter; auf der andern die Leidenschaft in der Gestalt einer zauberisch reizenden Geliebten. Aber Goethe hat aus diesem reichen Vorwurf wenig gemacht. Er zeigt uns die verächtliche Schwäche des hin und her schwankenden Fernando, ohne den Gegenstand großartig zu entwickeln. Da ich Niemandem empfehlen kann, das Stück zu lesen, so führe ich die beiden meisterhaften Stellen an, die es enthält. Von großer Zartheit ist die Bemerkung:

„Wir Weiber glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst, warum sollen wir nicht betrogen werden!"

Auch das Folgende ist allerliebst. Fernando kehrt nach langer Abwesenheit zu Stella zurück, und sie sagt zwischen ihren Liebkosungen:

Stella. Daß man euch so lieb haben kann! Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verursachet.

Fernando (ihre Locken streichelnd). Ob du wohl graue Haare davon gekriegt hast? Es ist dein Glück, daß sie so blond ohne das sind. — Zwar ausgefallen scheinen dir keine zu sein. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren und sie rollen tief herunter. Seinen Arm drein wickelnd:) Rinaldo wieder in den alten Ketten!

Ursprünglich löste sich der Knoten in diesem „Schauspiel für Liebende", wie es betitelt war, durch eine romantische Doppelehe. Fernando steht auf dem Punkte, mit Cäcilien zu fliehen, zu seiner Pflicht zurückzukehren, da entschließt sich seine Frau aus Mitgefühl

Digitized by Google

für Stellas Lage, wenn Fernando sie verlassen sollte, ihre ehelichen Ansprüche aufzuopfern und — seinen Besitz mit Stella zu teilen. Der Vorhang fällt, indem Fernando beide umarmt und ausruft: „Mein, mein!", Stella sagt: „Ich bin dein," Cäcilie: „Wir sind dein."

Das rief nun lebhaften Widerspruch hervor. Das Stück ward als eine Verteidigungsschrift für die Bigamie verschrieen. Das Publikum fühlte dunkel, daß damit das Problem nicht gelöst und dieser Schluß ein wenig lächerlich sei. Noch weniger befriedigend erscheint indes, wenn man Alles erwägt, die Katastrophe, die bei der Aufführung des Stücks in Weimar hinzugefügt wurde und die sich jetzt an der Stelle der frühern in den gesammelten Werken vorfindet. Unfähig, Stella zu verlassen, und gleich unfähig, sein Weib zu verlassen, weint hier Fernando mit beiden und erschießt sich, während Stella sich vergiftet. Das heißt die Schwierigkeit nicht lösen, sondern ihr aus dem Wege gehen.

Das Stück hat, ähnlich wie Werther, eine eminent zeitgeschichtliche Bedeutung. Auch in anderen Stücken jener Zeit wird die Möglichkeit einer solchen Doppelverbindung vorgetragen, Dichter wie Göckingk und Bürger quälten sich in einer aufreibenden Doppelliebe und Ehe. Aber auch eine persönliche Beziehung ist bei „Stella" bemerkenswert. Es ist höchstwahrscheinlich, daß der Dichter bei Abfassung seines Dramas das seltsame Verhältnis im Auge hatte, in welchem Fritz Jacobi mit seiner Gattin, einer „recht lieben, braven Frau" und seiner geistig hervorragenden, an Jahren ihm fast gleichstehenden Tante, Johanna Fahlmer, lebte und daß er ein derartiges Verhältnis schildern und verklären wollte.

Neben Stella scheint er am Faust gearbeitet zu haben und schrieb die Oper Claudine von Villa Bella, einige Stücke für Lavaters Physiognomik, deren Drucklegung er besorgte, und verschiedene kleinere Gedichte.

Die Brüder Stolberg, mit denen er die Reise in die Schweiz unternahm, waren glühende Bewunderer Klopstocks und gehörten zu der Klasse der wilden Genies, die allen Regelzwang verachteten. Sie haßten eingebildete Tyrannen, beleidigten friedliche Bürger durch ihr fortwährendes Zurückgehen auf einen erträumten Naturzustand und setzten gefühlvolle Seelen durch ihre hochgespannten Ideen von Freundschaft in Erstaunen. Merck war

Digitized by Google

unbarmherzig in seinem Spott und seinen Warnungen; er konnte den Gedanken, daß Goethe mit diesen „Burschen“ reisen sollte, nicht ertragen. Aber Goethe hatte zu viel verwandte Teufelei in sich, die sich gelegentlich Luft machte, um das tolle Spiel seiner Genossen zu stören; nur als sie, nachdem sie über alle sonstigen Regeln der Gesellschaft sich hinweggesetzt, auf den Einfall kamen unter freiem Himmel zu baden, wurde auch ihm die Sache etwas bedenklich. Hatte „die Natur“ gegen nackte Jünglinge im hellen Sonnenschein nichts zu erinnern, was brauchte „der alte Zopf“ sich zimperlich wegzuwenden und sich entrüstet zu stellen? Indessen „der Zopf“ war so wenig ein Bewunderer des Nackten, daß die Kinder der Natur mit einem Steinhagel begrüßt wurden; eine Art von Kritik, die sie, wenn auch nicht zu einer Aenderung ihrer Ansichten, doch zu einer Aenderung ihres Betragens veranlaßte.

Als echte Kinder des Genius hausend, durchlebten sie eine wilde und fröhliche Zeit. Sie tranken die Gesundheit von Stolbergs Geliebten und zerschmetterten die Gläser an der Wand, damit sie nach einer so erhabenen Weihe von keinem Munde wieder berührt würden; eine Heldenthat, die bei der Aufführung in der Rechnung am nächsten Morgen bedeutend an ihrem Glanze verloren hatte. Die Reise braucht uns nicht länger aufzuhalten. Nur zwei Besuche Goethes verdienen Erwähnung; eine Zusammenkunft mit Karl August, der damals nach Karlsruhe kam, um die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise zu treffen, und ihn dringend nach Weimar einlud; und der Besuch bei seiner Schwester Cornelia, die ihm alle Bedenken gegen die Verbindung mit Lili aufs Ernstlichste vorhielt. „Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.“ Das Bild Lilis verfolgte ihn zwischen den reizenden Naturscenen der Schweiz:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Digitized by Google

Ihr Bild war es, das ihn an die Heimat fesselte. Sein Vater hatte immer gewünscht, er solle Italien sehen, und drang nun mit doppeltem Eifer darauf, um ihn von Lili zu trennen. Doch — „die Lombardie und Italien," sagt der Dichter, „lag als ein Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen einheimischen Aussichten, und sei es nur gestanden, das, was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bande, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es."

Bei der Rückkehr nach Frankfurt erfuhr er, daß Lilis Freunde seine Entfernung benutzt hatten, um ihre Treue zu erschüttern und sie zu einer Trennung zu bewegen, indem man nicht ohne Grund seine Abwesenheit als Beweis von Lauheit geltend machte. Doch Lili blieb fest; es hieß, sie habe sich bereit erklärt, mit ihm nach Amerika zu gehen. Eine Stelle der Lebensbeschreibung ist der Anführung wert als Probe jener Liebe, die, „so ganz anders als die Liebe in Romanen", seiner Erzählung eine besondere Färbung gegeben haben soll. Sie bezieht sich auf diese Bereitwilligkeit Lilis, ihm nach Amerika zu folgen. „Eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritt von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung."

Er war während dieser Monate unruhig und unglücklich, denn er war weder stark genug, sie aufzugeben, noch verliebt genug, um sie zu heiraten; eifersüchtig auf die, welche sie umgaben, durch ihre Kälte verletzt, ward er immer von Neuem durch ihre Zärtlichkeit hingerissen. Es gab Augenblicke, wo vergangene Tage noch einmal wiedergekehrt schienen, bis sie plötzlich wie Geister wieder versanken. Das Gedicht „Lilis Park" spricht seinen Ingrimm über die Gesichter aus, von denen er sie umgeben sah. Der Bär in der Menagerie ist er selbst.

Bei der Kunst Beruhigung suchend, begann er die Tragödie

Digitized by Google

Egmont, die er viele Jahre später in Italien vollendete. Es war ein Werk, das mehr Ruhe verlangte, als er in seinem damaligen Zustande finden konnte. Dieser Zustand war krankhaft; eilen wir daher zum Schluß einer Episode, die zwischen allen Schwankungen des Gefühls mit stetigem Gang einem Ende zustrebte, das sich unschwer voraussehen ließ. Die Verlobung ward zurückgenommen. Er war wieder frei. Frei, aber nicht glücklich. Sein Herz schmachtete noch immer nach ihr, mehr, weil in seiner Natur ein Bedürfnis nach Liebe lag, als weil sie das Weib gewesen wäre, das zu seiner Lebensgefährtin gepaßt hätte. Er streifte nachts um das Haus, in den Mantel gehüllt, zufrieden, wenn er ihren Schatten an den Vorhängen erkennen konnte, während sie sich im Zimmer bewegte. Eines Abends hörte er sie am Klavier singen. Das Herz schlug ihm, da er sein eigenes Lied vernahm:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?

das Lied, das er in der Morgenzeit ihres Glückes geschrieben hatte! Die Stimme schwieg. Sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab, nicht ahnend, daß der Geliebte von leidenschaftlicher Qual zerrissen unter ihrem Fenster stand.

Zur gelegensten Zeit erschien ein Besuch in Frankfurt, der seinen unstäten Gefühlen die entscheidende Richtung gab. Es war im September. Karl August, eben vermählt, auf dem Wege nach Weimar, drang nochmals in ihn, auf einige Wochen an seinen Hof zu kommen. Die rasche Zuneigung, die zwischen dem Fürsten und dem Dichter entsprungen war, das Verlangen, etwas von der großen Welt zu sehen, der Drang, Frankfurt zu verlassen, — Alles vereinigte sich, ihn zu eifriger Annahme der Einladung zu bestimmen. Sein Vater riet ihm ab; er fand es unpassend für den Bürgerlichen, mit Fürsten umzugehen, und die Erfahrung, die kurz vorher Voltaire mit Friedrich dem Großen gemacht hatte, schien ihm auf ein Ende mit Schimpf und Schande hinzuweisen, dem man höchstens durch knechtische Unterwerfung entgehen könne. Indessen seine Einwilligung ward zuletzt gewonnen, und Goethe verließ das väterliche Haus für immer.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Die Genieperiode in Weimar.

1775 bis 1779.

Welch' ein erhabener Fremdling erscheint auf unseren Fluren?
Welch' ein Gesicht! wie gewaltig die Brust! wie mächtig die Schultern!
Wahrlich ich täusche mich nicht, er gehört zum Stamme der Götter.

Virgil.

„Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot."

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Weimar im achtzehnten Jahrhundert.

Es war am 7. November 1775, als Goethe, sechsundzwanzig Jahre alt, in der Hauptstadt des kleinen Fürstentums eintraf, das sein langjähriger Aufenthalt mit unsterblichem Ruhm verherrlichen sollte. Man darf den äußern Umfang dieses Fürstentums nicht zum Maßstabe seines Ranges machen. War doch auch jenes Athen, mit dem sich Weimar so gern vergleichen läßt, nur ein Punkt auf der Oberfläche Europas, ein Fleckchen Erde, groß genug, um einige zwanzigtausend freie Männer zu ernähren, die nicht nur die Herrschaft ihrer Waffen von Euboea zum thrakischen Bosporus ausbreiteten, sondern auch ihre Schöpfungen in Litteratur, Kunst und Philosophie als ewige Muster für die gebildete Welt hinterließen. Die Einkünfte des Ländchens waren gering; aber um so staunenswerter ist es, welchen Einfluß sich ein Staat von so beschränkten Mitteln zu erwerben wußte. Nächst dem Hofe von Berlin gibt es keinen, auf den die deutsche Nation so stolz sein darf, wie auf den von Sachsen-Weimar.

Es ist vor allen Dingen notwendig, sich von der neuen Heimat des Dichters einen bestimmten Begriff zu bilden, wenn man sein Leben völlig verstehen will.

Weimar ist eine alte Stadt an der Ilm, einem kleinen Flüßchen, das im Thüringer Walde entspringt und sich einige Stunden unterhalb Jena in die Saale ergießt; einem Flüßchen, das sich friedlich durch liebliche Thalgründe hinwindet, außer in der Regenzeit, wo es von Gebirgswassern anschwillt und seine Ufer überflutet. Die Stadt liegt im Ilmthal höchst anmutig, etwa achthundert Fuß über dem Meeresspiegel.

Digitized by Google

Beim ersten Anblick erscheint Weimar mehr wie ein Dorf, das an einen Park stößt, als wie eine Hauptstadt mit einem Hofe und Zubehör. Es ist so still, so bescheiden und hat, obgleich von altertümlicher Bauart, doch nichts von dem Malerischen, woran sich das Auge in den meisten alten deutschen Städten entzückt. Die steinfarbigen, hellbraunen oder apfelgrünen Häuser haben spitzzulaufende Dächer, allein man sieht keine wundersamen Giebel, keine Spiele der architektonischen Phantasie, kein Gemisch verschiedener Stilarten, wie sie anderswo den Reisenden fesseln. Man lernt seine stillen, einfachen Straßen und freundlichen Fußwege lieben; sie sind ein passender Schauplatz für die einfachen Menschen, welche sich über die Scene bewegen; aber man muß erst einige Zeit dort gelebt haben, um den Reiz zu entdecken.

Der Anblick, den es darbot, als Goethe hinkam, war natürlich von dem jetzigen sehr verschieden; die Hauptzüge des Bildes lassen sich noch wiedergeben. Zunächst standen die Stadtmauern noch; Thore und Fallgatter erinnerten an die Zeiten der Fehden. Innerhalb dieser Mauern gab es sechs- bis siebenhundert Häuser, nicht mehr; die meisten davon sehr alt; darin lebten etwa siebentausend Einwohner, — die Mehrzahl davon nicht hübsch. Die Stadtthore wurden streng bewacht. Niemand durfte mit Karren oder Wagen hindurch, ohne seinen Namen in das Wachtbuch einzutragen. Sonntags während der Predigt ward eine Kette über sämtliche zur Kirche führende Straßen gezogen, um den Durchgang abzusperren. Nachts war es in diesen schweigenden Straßen sehr unsicher, denn man mußte in steter Besorgnis sein, in einem der vielen Löcher ein Bein zu brechen, da die Idee, die Straßen zu beleuchten, den Thüringern noch nicht in den Sinn gekommen war. Im Jahre 1685 wurden die Straßen von London zuerst mit Lampen versehen, und in Deutschland, zumal in dem kleinen Weimar, kannte man damals (1775) noch keine Straßenbeleuchtung.

Das Schloß, welches jetzt drei Seiten eines Rechtecks einnimmt und einen wahrhaft königlichen Anblick gewährt, lag bei Goethes Ankunft in Asche. Das herzogliche Paar bewohnte das gegenüberstehende Fürstenhaus. Der Park war noch nicht da. An seiner Stelle befand sich der „welsche Garten", ein Garten im Geschmack von Versailles, mit Bäumen, die in verschiedene Gestalten

Digitized by Google

ausgeschnitten waren, mit viereckigen Beeten, Kanälen, Brücken und einem babylonischen Wendelturm, die Schnecke genannt, wo man zusammenkam, um Musik zu hören, Punsch zu trinken und Kuchen zu essen. Links an diesen Garten stieß der Grundstamm des gegenwärtigen Parks und ein waldiges Gebiet, das sich bis nach Ober-Weimar erstreckte.

Die Poesie ist Weimars einziger Ruhm. Dementsprechend liegt seine Schönheit nicht in großartigen Kirchen, in malerischen alten Gebäuden, sprechenden Darstellungen des Mittelalters, sondern in der stillen Lieblichkeit seines reizenden Parks. Der Park steht im Vordergrunde des Gemäldes und steigt in jeder Erinnerung zuerst empor. Wer je das Glück genossen hat, seine sonnigen Wege und labyrinthischen Schatten zu durchwandern, seine tausendfachen Schönheiten in der Fülle des Sommers, die ergreifenden Gegensätze der Farben im Spätherbste zu beobachten, der wird es nicht mehr rätselhaft finden, wie Goethe zufrieden sein konnte, sein Dasein in diesem Städtchen hinzubringen. Der Park ist fast ganz seine Schöpfung und da er in seinem Leben eine wichtige Stellung einnimmt, so verdient er hier mehr als eine flüchtige Erwähnung.

Südwärts vom Schlosse fängt er an; weder Mauer noch Eisengitter, weder Schildwache noch Thürsteher, die uns möglicherweise den Eintritt verwehren könnten; treten wir ein und sehen uns um. Wir können ungestört lustwandeln, im Tau des Morgens und im Schweigen des Mondlichts, als wären wir in unserm eigenen Garten. Das Land streckt sich stundenweit ohne Abgrenzung hin; Park und Kornfelder bilden ein einziges freundliches Ganzes. Kommen wir durch das Schloßthor herein, so führt uns ein gewundener Pfad rechts zur Belvedere-Allee, einer prachtvollen Doppelreihe von Kastanien, die sich über eine halbe Stunde lang von der neuen Straße bis zum Sommerpalast Belvedere erstreckt. Sie bietet einen schattigen Spaziergang durch die ganze Länge des Parks, der im Sommer durch seine Kühle anzieht, im Herbst das schöne Ansehen eines Laubganges von Goldbäumen trägt. Sie endet in den Gärten von Belvedere, dessen Park gleichfalls vortrefflich angelegt ist und von den Weimaranern als Vergnügungsort benutzt wird.

Digitized by Google

Bleiben wir, statt in die Belvedere-Allee zu treten, innerhalb des Parks, so liegen so viele Wege vor uns, daß die Wahl schwer wird. Gehen wir über die Sternbrücke, die vom Schlosse hinüberführt. Wir wenden uns zur Rechten und schreiten unter mächtigen Bäumen, zwischen denen

Ein sanfter Bach die ganze Nacht
Im süßen Monat Mai
Den träumerischen Wipfeln singt
Die leise Melodei.

Wir erreichen die breite Straße, die nach Ober-Weimar führt. Auf dieser Straße, die eine von der Ilm bewässerte Wiese begrenzt, kommen wir an Goethes (später zu beschreibendem) Gartenhause vorbei, überschreiten, rund um die Wiese biegend, eine zweite Brücke und betreten einen Pfad, den malerisch gruppierte Bäume überschatten — die ernste Fichte, die Buche, deren silberweißer Stamm durch sein dunkles Moos noch glänzender erscheint, die Trauerbirke mit ihren zarten luftigen Formen, die Platane, die Ulme, die Kastanie, die Eberesche, deren schimmernde Beeren wie Korallengehänge gegen den tiefblauen Himmel abstechen. Die eine Seite dieses Weges ist steil und wird durch moosbedeckte Felsmassen gebildet; auf der andern fließt die Ilm. Wenige Schritte von der Brücke, die uns hergeführt, steht das Borkenhaus, eine Einsiedlerhütte, die Goethe zu einem Geburtstage der Herzogin aufgebaut hatte, und die später der Lieblingswohnsitz des Herzogs wurde. Sie ist nur zwanzig Fuß lang und vierzehn Fuß breit, völlig aus Holz gebaut und mit Baumrinde belegt; mitten unter Bäumen lehnt sie sich an einen Felsen; eine hölzerne Galerie, zu der man auf rohen Holzstufen hinaufsteigt, läuft rings um sie her. Wo ist der Fürst, der heutzutage in einer solchen Hütte leben möchte? Wo sind die Minister, die darin Staatsrat halten würden? Und doch, Karl August lebte hier allein, glücklich, dem Zwang der Etikette und den ermüdenden Festen eines kleinen Hofes zu entrinnen. Hier verhandelte er Staatsgeschäfte, die, wenn sie für die europäische Politik keine Bedeutung hatten, für ihn nicht weniger wichtig waren; hier badete er in der Ilm, die unter dem Hause hinfließt; hier konnte er das Haus seines Dichters sehen

Digitized by Google

und ihm über den Park hin telegraphieren. In diesem einzigen Zimmer, das zugleich Speisesaal, Konferenz-, Studier- und Schlafzimmer war, lebte der mannhafte Herzog ganze Monate lang allein.

Vom Borkenhause führt uns eine kleine steinerne Treppe zu einer künstlichen Ruine, und von da ein schmaler gewundener Fußsteig zu einem Steindenkmal, das als Veranlassung einer Sage von Interesse ist. Es ist eine antike Säule, vier Fuß hoch, um die sich eine Schlange windet, welche im Begriff steht, die oben hingestellten Opferkuchen zu verzehren; es trägt die Inschrift: „Dem Genius des Ortes."

Ich will den Leser nicht damit ermüden, daß ich ihn ganz durch den lieben Park schleppe, dessen Anschauung durch die Beschreibung doch nicht zu ersetzen ist; für den gegenwärtigen Zweck genügt es, hinzuzufügen, daß, wie der Sommerpalast Belvedere mit Weimar durch die Kastanienallee verbunden ist, so auch der Park des Sommerschlosses Tiefurt mit Weimar durch ein dichtbelaubtes Gehölz, das Webicht, zusammenhängt. Dies Tiefurt ist ein lilliputisch kleiner Ort, ein wahres Wunder von Kleinheit. Der Park, den ein Arm der Ilm durchfließt, ist klein, aber malerisch; der obere Stock des Schlosses ist ein Labyrinth von winzigen Zimmern, manche so eng, daß man, mit dem Rücken an die eine Wand gelehnt, die gegenüberstehende mit der Hand erreichen kann. Hier lebte die Herzogin Amalia.

„Ich bin seit funfzig Jahren hier," sagte Goethe zu Eckermann, „und wo bin ich nicht überall gewesen? aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt." Der Fremde mag sich wundern, worin der Zauber lag; aber wenn man in Weimar lebt, so entdeckt man das Geheimnis. Ein wesentlicher Reiz liegt in den Umgebungen. Da ist zuerst Ettersburg, mit seinem Schlosse, seinem Park und seinen Wäldern, kaum eine Stunde von der Stadt. Da ist Berka mit seinem reizenden Thal, ein paar Stunden entfernt, ein Lieblingsplätzchen für jeden Fußgänger. Ein wenig weiter ab liegt Jena und sein entzückendes Thal, von dessen Höhen man auf den düstern Ort herabsieht, der durch so manche hellklingende Namen berühmt geworden ist. Jena war für die Wissenschaft, was Weimar für die Poesie. Da waren im Laufe der Jahre Männer versammelt, wie Griesbach, Paulus, Baumgarten-Crusius,

Digitized by Google

Danz für die Theologie; Schelling, Fichte, Hegel, Reinhold, Fries für die Philosophie; Loder, Hufeland, Oken, Döbereiner für die Naturwissenschaften; Luden und Andere für die Geschichte. Auch die Schlegel und die Humboldt haben dem Städtchen ihren Glanz geliehen. Nächst Jena sind dann Ilmenau, Eisenach, die Höhen des Thüringer Waldes und sein Saalthal zu nennen: ein Kreis von Schönheiten, um auch den ruhelosesten Wanderer zu fesseln.

Nachdem wir so die Hauptzüge des Ortes aufgefaßt haben, wird es passend sein, auch dem Charakter der Zeit einige Aufmerksamkeit zu schenken, um die Welt, in welcher der Dichter lebte, ganz zu verstehen. Dies ist nicht ohne Mühe. Die Bücher über Goethe sind zahllos; aber es ist kein einziges darunter, das über die äußeren Verhältnisse, in denen er sich bewegte, den gewünschten Aufschluß gäbe.

Wir müssen daran erinnern, daß wir uns mitten im 18. Jahrhundert befinden. Die französische Revolution zieht erst ihre Kräfte zusammen; fast zwanzig Jahre müssen noch verfließen, ehe der Sturm zum Ausbruch kommt. Die Kluft zwischen dieser Zeit und der unsrigen ist weit und tief. Jede Einzelheit bestätigt das. Um mit der Wissenschaft — dem Leitsterne der allgemeinen Bildung — anzufangen, so genügt die Bemerkung, daß eine Chemie noch nicht vorhanden war. Hinreichender Stoff war allerdings da, aber das, was die Wissenschaft zur Wissenschaft macht, die Sicherheit der Berechnung, die sich auf genaue Messung gründet, fehlte, und die Alchimie behauptete noch ihren Platz unter den kämpfenden Theorien. Goethe beschäftigte sich in Frankfurt mit Forschungen nach der „jungfräulichen Erde". Nach dem Stein der Weisen ward noch vielfach und eifrig gesucht. Im Jahre 1787 sandte Semler der Akademie in Berlin seine Entdeckung ein, daß das Gold sich in einem gewissen flüchtigen Salze erzeuge, wenn man es feucht und warm halte. Klaproth prüfte dies im Auftrage der Akademie und fand in der That ein Goldblättchen darin, — welches Semlers Bedienter hineingesteckt hatte, um seinen gläubigen Herrn anzuspornen. Es war die Zeit, wo es trotz aller Bemühungen der Encyklopädisten, trotz der philosophischen und religiösen „Aufklärung", trotz Voltaire und la Mettrie einem Grafen St. Germain und Cagliostro möglich war, Tausende zu

Digitized by Google

betrügen, wo Casanova einer Herzogin einreden konnte, er vermöge ihre Jugend herzustellen und ihr vom Monde Kinder zu verschaffen. 1774 war es, wo Mesmer ganz Wien mit seinen magnetischen Wundern in Staunen setzte. Die geheimen Gesellschaften der Freimaurer und Illuminaten, mystisch in ihren Ceremonien und chimärisch in ihren Hoffnungen, bald mit dem Stein der Weisen, bald mit der Vervollkommnung der Menschheit beschäftigt, blühten in allen Gegenden Deutschlands und hatten Anhänger in allen Kreisen.

Wo die Wissenschaft in solchem Zustande war, mußte es mit den Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens dürftig genug bestellt sein. Landstraßen zum Beispiel gab es nur in einigen Teilen von Deutschland; Preußen hatte vor 1787 keine Chaussee. Meilensteine waren unbekannt, wenn auch Wegweiser vorkamen. Statt daß man das Reisen zu erleichtern gesucht hätte, galt es für volkswirtschaftliche Weisheit, es möglichst zu erschweren, denn je länger Jemand im Lande bleibe, desto mehr Geld verzehre er darin. In England kannte man Postkutschen schon ein Jahrhundert früher; in Deutschland waren die öffentlichen Fuhrwerke selten und erbärmlich: einfache offene Karren mit ungepolsterten Sitzen. Wagen mit Sprungfedern waren vor 1800 nicht bekannt, und was sie noch vor fünfzig Jahren zu sein pflegten, wird manchem Leser in harter Erinnerung sein. Was die Schnelligkeit der Beförderung betrifft, so hob man bei Postfahrten mit Stolz hervor, daß man wenigstens auf besuchten Straßen selten länger als eine Stunde auf die Pferde zu warten brauche. Eine deutsche Meile wurde von der Schnellpost in fünf Viertelstunden zurückgelegt. Ein Brief brauchte von Frankfurt a. M. nach Berlin neun Tage. Die Neuigkeiten verbreiteten sich so langsam, daß, wie wir aus dem Briefwechsel Goethes mit der Frau v. Stein ersehen, ein so gewichtiges Ereignis, wie der Tod Friedrichs des Großen, eine Woche nachher in Karlsbad nur als Gerücht bekannt war; „das müßt ihr in Weimar nun schon gewiß wissen," schreibt Goethe, „wenn es wahr sein sollte." Unter solchen Verhältnissen reiste man natürlich wenig. Die Beschaffenheit der Wirtshäuser bei der Seltenheit der Reisenden und den allgemeinen Unvollkommenheiten kann man sich denken.

Wie sehr es an allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten

Digitized by Google

des Lebens fehlte, sieht man aus den Memoiren der Zeit und solchen Schriften, wie Bertuchs Modejournal. So notwendige Dinge, wie gute Schlösser, schließende Thüren, leicht zu öffnende Schubladen, erträgliche Messer, Wagen auf Federn, Betten, worin man bequem schlafen kann, waren selten, Alles, was wir Komfort nennen, gehörte ins Gebiet der Fabel. Das Hausgerät war selbst in Palästen höchst einfach. In den Häusern reicher Bürger waren Stühle und Tische von gewöhnlichem Tannenholz; erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts kam Mahagoni in Aufnahme. Die Stühle waren häufig mit grobem grünem Tuch überzogen, ebenso die Tische, und Teppiche dämmern erst jetzt als ein möglicher Luxus im Nationalbewußtsein auf. Die Fenster waren mit wollenen Gardinen behängt, wenn man sich überhaupt auf solche Verschwendung einließ. Armstühle gab es nicht; der einzige Lehnstuhl, den man duldete, der sogenannte Großvaterstuhl, blieb der Würde oder Schwäche des grauen Alters vorbehalten.

Der Salon oder das Empfangszimmer für besonders geehrte Gäste hatte natürlich einen gewissen festlichen Anstrich. Da hingen Gardinen; die Wände waren mit Familienbildern oder sonstigen Schöpfungen provinzieller Talente geschmückt; die Tische erfreuten das Auge mit Porzellan in Form von Bechern, Vasen, unmöglichen Schäfern und höchst allegorischen Hunden. In dieses Zimmer ward der Ehrengast eingeführt und zu jeder Tageszeit mit Erfrischungen bewirtet.

Man gab damals für Essen und Trinken aus, was man jetzt auf äußere Eleganz verwendet. Niemand, als etwa ein Edelmann vom höchsten Range, besaß eine goldene Tabaksdose; selbst ein Stock mit goldenem Knopf gehörte zu den Seltenheiten. Der Stutzer begnügte sich mit einer silbernen Uhr. Die vornehme Dame prunkte allenfalls mit einer goldenen, die an schweren Ketten hing; aber es war ein Erbstück. Ein funkelndes Tischgerät unserer Tage von Silber, Glas und Porzellan neben dem Zinn, von dem damals selbst der Adel speiste, — der Gegensatz reicht hin, uns den Abstand der Zeiten lebendig fühlbar zu machen. Eine silberne Theekanne mit Präsentierbrett galt als ein fürstliches Prachtstück.

Die Sitten waren rauh und einfach. Die Dienstboten aßen an demselben Tisch mit der Herrschaft und nahmen Teil an den

Digitized by Google

plumpen Scherzen, die damals für Witz galten. Kindlicher Gehorsam ward mit aller Strenge eingeschärft, und Stock oder Rute mußten das väterliche Ansehen oft unterstützen. Die Brüder übten eine beinahe väterliche Gewalt über ihre Schwestern. Ueberhaupt war die Stellung der Frauen derart, daß unsere Damen schwerlich ohne Entrüstung davon hören dürften; sie waren nicht nur dem Joche der Väter, Gatten und Brüder unterworfen, sondern die Vorurteile der Gesellschaft beschränkten auch ihre Handlungen noch weit mehr als jetzt. Zum Beispiel konnte keine Frau der höhern Bürgerklasse allein ausgehen; das Dienstmädchen folgte ihr zur Kirche, in den Laden und selbst auf dem Spaziergange.

Die Derbheit der Sprache war groß. Die Roheit der Sitten zeigt sich in Scenen, wie die im Wilhelm Meister, wo die „schöne Seele" in ihren Bekenntnissen (sie spricht von feinen, vornehmen Kreisen) erzählt, wie in einer Abendgesellschaft Pfänderspiele vorgenommen werden; eine der Auslösungen besteht darin, daß ein Herr jeder Dame etwas Verbindliches sagen soll; er flüstert der einen Dame etwas zu, und deren Mann gibt ihm dafür eine Ohrfeige mit solcher Gewalt, daß der Puder seines Haares der „schönen Seele" in die Augen fliegt; als sie wieder sehen kann, erblickt sie den Ehemann, der seinen Degen gezogen und den Beleidiger verwundet hat, und ein Duell in Gegenwart der Frauen wird nur dadurch verhindert, daß man den einen der beiden Gegner aus dem Zimmer bringt.

Es wird nicht überflüssig sein, ein paar Bemerkungen über die Preise der Dinge hinzuzufügen. Wir werden bald hören, daß die Pension, die Schiller vom Herzoge erhielt, in jährlich 200 Thalern, daß Goethes Gehalt als Legationsrat in 1200 Thalern bestand. Diese Summen erhalten indes eine wesentlich andere Bedeutung, wenn man die niedrigen Preise der Lebensbedürfnisse in Anschlag bringt. So finden wir in Schillers Korrespondenz mit Körner, daß er ein Reitpferd auf den Tag für sechs Groschen mietet und die Abschrift eines Bogens Manuskript von sechzehn Seiten mit anderthalb Groschen bezahlt. Die Abschrift des ganzen Don Carlos kostete nur 1 Thaler 16 Groschen. Für eine möblierte Wohnung von zwei Zimmern und einem Schlafkabinett gibt

Digitized by Google

Schiller vierteljährlich 17½ Thaler. (Charlotte von Kalb schreibt 1796 an Jean Paul, seine Wohnung würde ihn das Vierteljahr nur 10 Thaler kosten.) Sein Bedienter, der im Notfall auch als Sekretär dienen kann, erhält vierteljährlich 6 Thaler. Bei einer Gesamtberechnung sagt er: „Wäsche, Friseur, Bedienung und dergleichen wird alles vierteljährlich bezahlt, und kein Artikel kostet über 2 Thaler: so daß ich nach einem gar nicht strengen Anschlag über 450 Thaler schwerlich brauchen werde." Auch als er bereits verheiratet ist und seine Kinder heranwachsen, meint er: „mit 800 Thalern kann ich hier in Jena recht artig leben." Es ergibt sich von selbst, daß es auch in Weimar keines großen Aufwandes bedurfte.

Das Leben einer kleinen Provinzialstadt, in der sich ein Hof befindet, ist natürlich der Ausdruck des Gegensatzes von Hof und Bürgertum. Im Theater hatte bis 1825 nur der Adel Zutritt zu den Logen, und wenn die Jenenser Studenten ins Parterre kamen und das Weimarsche Publikum hinausdrängten, so mußte dies entweder nach Hause gehn oder sich Parterre- und Galerieplätze von den Studenten erobern. Selbst als das Theater neu gebaut und die Logen den Bürgerlichen geöffnet wurden, blieben diese auf die linke Seite des Hauses beschränkt, und die rechte ward mit voller Energie für die Vons behauptet. Dies dauerte bis 1848; seitdem erhält Jeder den Platz, für den er bezahlen will.

Da die Adeligen das herrschende Element in Weimar bildeten, so sieht man mit einem Blick, wie es hier trotz des Einflusses des Fürsten und der ausgezeichneten Männer, die er um sich versammelte, kein wirkliches Publikum für einen Künstler geben konnte. Es gab wohl einige Hofleute, die mehr oder weniger mit der Kunst kokettierten, wenige, die wirkliches Gefühl dafür besaßen; allein die Mehrzahl stellte sich den „Schöngeistern" mit Entschiedenheit entgegen. Als die Herzogin Amalia 1778 mit Merck reiste, murrte man, „sie werde nun wieder einen schönen Geist, den sie unterwegs aufgegabelt, mit nach Weimar bringen". Und wenn man die Manieren dieser Schöngeister, ihre Art, ein „geniales Leben" zu führen (es wird später davon die Rede sein) in Betracht zieht, so wird man unparteiisch bekennen müssen, daß die geringe Herzlichkeit der Vons ihre guten Gründe hatte.

Digitized by Google

Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß der Dichter in Weimar einen Kreis, aber kein Publikum vorfand. Es fehlte nicht an Freunden und Bewunderern, seine Schöpfungen zu begrüßen, aber es fehlte an einer Nation. Deutschland hatte kein Publikum. Um durch den Gegensatz zu begreifen, was das heißt, müssen wir auf Griechenland und Rom blicken. Da sagt uns die Geschichte der Kunst dasselbe, was bei den sonstigen Entwickelungen menschlicher Kräfte überall zu Tage tritt. Sie lehrt uns, daß, wo der Gipfel der Vollendung erreicht werden soll, die Nation und das Genie des Einzelnen zusammenwirken müssen. So ist es notwendig für den Fortschritt der Wissenschaft, daß diese nicht die müßige Beschäftigung einiger Vereinzelter bleibt, sondern in den Dienst der Vielen tritt; dem steten Drucke des Bedürfnisses verdankt sie den lebendigen Reiz und die großartigen Belohnungen. Dasselbe Gesetz gilt für die Kunst. In Athen wirkte die ganze Nation mit den Künstlern zusammen, und dies ist ein Hauptgrund, weshalb die athenische Kunst zu unübertroffenem Glanze emporstieg. Die Kunst war nicht das Geschäft einiger Wenigen, sie diente nicht dem Luxus einiger Wenigen; sie war der Luxus für Alle. Ihre Triumphe blieben nicht in Museen und Galerien verschlossen; sie strahlten in vollem Sonnenlicht, wurden vom ganzen Volke bewundert und bekrittelt, und jeder freie Bürger war, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, von Jugend auf ein Kunstkritiker. Sophokles schrieb für das ganze Athen, und das ganze Athen klatschte ihm Beifall. Das Theater war sämtlichen freien Bürgern geöffnet. Phidias und Praxiteles, Skopas und Myron schufen ihre Wunder in Erz und Marmor als Ausdruck eines nationalen Glaubens und als höchste Befriedigung eines nationalen Geistes. Tempel und Märkte, öffentliche Spaziergänge und Lusthaine waren die Galerien, wo die Bildhauer ihre Werke aufstellten. Der Staatsschatz war freigebig in seinen Belohnungen, und die wetteifernde Verschwendung der Privatleute hatte nicht den Zweck, die Kunstwerke für Privatsammlungen zu erwerben, sondern den öffentlichen Besitz zu bereichern. Die Bürger von Gnidos bezahlten lieber fortwährend eine lästige Abgabe, als daß sie die Bildsäule der Venus von ihrer Insel entfernen ließen, und als sich in Athen ein Gemurre gegen die Ausgaben erhob, die Perikles bei der Erbauung des Parthenon

Digitized by Google

gemacht hatte, brachte er es mit der Drohung zum Schweigen, er werde das Geld aus seinem eigenen Vermögen hergeben und dann seinen Namen auf das majestätische Werk setzen.

Das ist noch nicht Alles. Die Wirkung der Kunst auf die Nationen zeigt sich in der auffallenden Thatsache, daß in Griechenland und Rom durchweg die wahrhaft großen Männer die Krone der Ehre empfingen und nicht zu Gunsten derer übergangen wurden, die mit dem Modegeschmack der Wenigen buhlten oder dem augenblicklichen Eindruck der Menge zu schmeicheln wußten. Die Namen, die in Griechenland und Italien bei den Zeitgenossen am Gefeiertsten waren, sind dieselben, welche die Nachwelt für die höchsten erklärt hat. Natürlich. Der Ausspruch des Publikums in Kunstsachen, wenn dieses Publikum die ganze Intelligenz der Nation in sich vereinigt, muß immer der Ausspruch der richtigen Einsicht sein.

Daß Goethe die Notwendigkeit des Zusammenwirkens der Nation mit dem Künstler empfunden hat, ergibt sich aus verschiedenen Stellen seiner Werke; die eine aus Tasso möge hier genügen:

> Ein edler Mensch kann einem engen Kreis
> Nicht seine Bildung danken. Vaterland
> Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
> Muß er ertragen lernen. Sich und andre
> Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
> Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
> Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen;
> Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
> Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Zweiter Abschnitt.

Weimarsche Berühmtheiten.

Nachdem wir versucht haben, ein allgemeines Bild von Weimar und seinen Einwohnern zu entwerfen, wenden wir uns zum Einzelnen und zeichnen in flüchtigen Zügen die Hauptpersonen, die sich

Digitized by Google

während der ersten Jahre des Goetheschen Aufenthalts auf dem Schauplatze bewegen.

Die Herzogin-Mutter Amalia ist eine höchst interessante Gestalt. Sie war nicht ohne Launenhaftigkeit, Vergnügungssucht und Leichtfertigkeit, allein sie besaß zugleich einen hochgebildeten Geist voll reicher Anlagen und war stets bereit, talentvollen Männern zu huldigen. Obwohl eine Nichte Friedrichs des Großen, verschmähte sie es doch, sich mit der übrigen vornehmen Welt von der deutschen Litteratur abzuwenden, um sich in die französische zu vergaffen. Sie bestimmte Wieland zum Erzieher ihres Sohnes und wählte ihn zu ihrem werten Freunde. Sie würdigte talentvolle Männer, die in ihrem Umgange Genuß fanden, lernte von Wieland Griechisch, las den Aristophanes, übersetzte den Properz, — komponierte, beurteilte Gemälde mit Geschmack, wußte mit dem Abbé Raynal über Politik, mit Villoison über griechische und italienische Litteratur zu reden und fand bei allen ihren litterarischen Beschäftigungen und sonstigen Genüssen Zeit, die Erziehung ihrer Söhne zu beaufsichtigen und ihr Fürstentum mit ungewöhnlich glücklichem Erfolge zu regieren.

Die sinnliche Grundlage, die Schiller bei einer sonst ungerechten Beurteilung der Herzogin erwähnt, war allerdings vorhanden. Man sieht es an ihrem Gesicht; man erkennt es auch in vielen Zügen, die uns aus ihrem heitern und lebensfrohen Dasein erhalten sind. Hier ist zum Beispiel eine Skizze von ihr, wie sie ein ungenannter Reisender mitteilt: „Sie ist klein von Statur, sieht wohl aus, hat eine spirituelle Physiognomie, eine braunschweigische Nase, schöne Hände und Füße, einen leichten und doch majestätischen Gang, spricht sehr schön, aber geschwind, und hat in ihrem ganzen Wesen viel Angenehmes und Einnehmendes .... Diesen selben Abend war Redoute auf dem Rathhause, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr um acht Uhr hin. Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Sie tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand; die jüngeren Prinzen, die en Zéphir und en Amour maskirt waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Maskerade war sehr voll, animirt und eine Menge artiger Masken. Es war auch ein Pharotisch da, der geringste Point war ein halber Gulden.

Digitized by Google

Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or, spielte sehr generös und verlor einige Louisd'or. Da sie aber sehr gern tanzte, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm, und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war." Derselbe Berichterstatter erzählt von einer andern Redoute: „Die Herzogin war en reine grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr wie Alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, und waren auch einige Studenten da von Jena. Zu der letzten Redoute schickte mir die Herzogin eine ihr eigene Savoyarden-Maske; ich wurde bei der Gräfin von Görtz angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Grafen G., der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute; sie dauerte bis sechs Uhr."

Die lebenslustige Herzogin, die ihr Land so gut zu verwalten wußte, kümmerte sich wenig um die äußere Würde ihrer Stellung. Nach Wielands Mitteilung lebte sie zuweilen „auf Studentenart", besonders in Belvedere, wo Studentenlieder — nicht immer die feinsten — fröhlich durch die mondbeglänzten Gärten klangen. Eines Tages, als sie mit Freunden auf einem Leiterwagen von Tiefurt kam und von einem Unwetter überrascht wurde, zog sie ohne weitere Umstände Wielands grünen Ueberrock über ihr leichtes Kleid und fuhr in diesem Aufzuge weiter.

Ihre Briefe (zusammen mit denen der Frl. v. Göchhausen, des Dichters selbst u. a.) an Frau Rat liegen gedruckt vor; man kann sagen, an Frische und Ungeniertheit, an heiterm Lebenssinn und liebenswürdiger Herzlichkeit wetteifern sie mit den kürzlich bekannt gewordenen der Frau Rat selbst. Einige Proben müssen genügen. Die Herzogin schreibt am 29. August 1778 (buchstabengetreu): „Liebe Frau Aja, Meine Freude über den empfang Ihres Briefes ist wohl schwerlich zu beschreiben, auch will ich es nicht unternehmen, den wahre Empfindungen sind zu heilig, um sie schwarz auf weiß zu setzen, Sie wißen Liebe Mutter was Sie mir sind, also können Sie leicht glauben wie unendlich mich ihr Andenken gefreut hat." — Am 4. November 1778 schreibt die Herzogin der Frau Rat eine dringende Einladung, zum Frühjahr mit Merck nach Weimar zu kommen: „ich denke Liebe Mutter daß Ihr Herz wohl selbst genug

Digitized by Google

für den Hätschel Hanz (d. h. Goethe) sprechen wird um zu wünschen Ihm einmal wiederzusehen; Sie können nicht glauben wie sehr ich mich darauf freue." — Am 18. Juli 1781: „.. schiecke ich Ihnen Liebe Mutter ein paar Strumfbänder, die ich auch selbst Fabricirt habe," zum Beweis „wie fleisig wir an Sie dencken."

Neben der Gestalt der Herzogin Amalia sehen wir die der ausgelassenen und boshaften, kleinen verwachsenen Göchhausen, ihrer Hofdame, von ihren Vertrauten Thusnelda genannt. Man sieht nicht ab, warum der kecke kleine „Dämon von gutem Ton" nach dem Weibe des Arminius den Namen erhielt. Sie war ein großer Günstling Amaliens, auch des Herzogs, der mit ihr beständig in Witzgefechte, nicht immer von der zartesten Art, verwickelt war. Sie belebte die Gesellschaft mit ihren Einfällen und unterhielt eine weitläufige Korrespondenz nach auswärts mit geistreichen und berühmten Personen. Für Goethe hatte sie in der ersten Zeit eine große Zuneigung und schrieb häufig an seine Mutter. Ihr eigentlicher Liebling aber war Karl August, vielleicht weil er sie unaufhörlich neckte. Als Probe davon, wie weit die Späße getrieben wurden, kann folgende Anekdote dienen, welche Frau von Goethe nach der Erzählung ihres Schwiegervaters, der selbst dabei beteiligt war, mir mitgeteilt hat. Eines Abends wie Thusnelda die Treppe hinaufgeht, die zu ihrem Schlafzimmer führt, wird ihr das Licht ausgeblasen. Sie kümmert sich nicht darum, steigt weiter, erreicht den Gang, an dem ihr Zimmer liegt, und tastet an der Wand entlang nach der Thür. Es hat eben keine Schwierigkeit, sein eigenes Zimmer im Dunkeln zu finden, allein Thusnelda fühlt und fühlt und fühlt, aber Alles vergebens; sie findet kein Schloß, ungehindert fahren ihre Hände auf einer glatten kahlen Wand hin und her, sie wird mit jedem Augenblick verwirrter. Wo ist die Thür? wo ist sie selbst? Nachdem sie eine Zeit lang umhergetastet hat, geht ihre Unruhe in ein unbestimmtes Entsetzen über, sie steigt hinab zum Zimmer der Herzogin, aber sie findet es verschlossen; die Herzogin ist zu Bett, und ihr leises Klopfen wird nicht beantwortet. Sie steigt noch einmal hinauf, fühlt noch einmal an der Wand entlang und findet abermals keine Thür. Die Nacht war kalt, und sie war halb tot vor Frost und Angst, ehe das Geheimnis enträtselt wurde; der Herzog

Digitized by Google

und Goethe hatten die Thür herausnehmen und die Stube vermauern lassen!

Wieland, von dem wir schon gesprochen haben, hatte eine Zeitschrift „Der deutsche Merkur" gegründet, die nicht ohne Einfluß blieb. Als er aufhörte, Erzieher des Prinzen zu sein, blieb er der geschätzte Freund der Herzogin. Er war bei jeder Lustpartie. Ebenso Einsiedel, der, früher Page, 1776 Kammerherr bei der Herzogin Amalia wurde. Ein heiterer, sorgloser Epikuräer, wegen seiner Gutmütigkeit und seiner Sonderbarkeit überall bekannt als „der Freund"; berufen wegen seiner lustigen Streiche; Dichter und Musiker in bescheidener Sphäre; Erfinder und Ausführer von Festen, dessen Name uns auf jeder Seite der weimarschen Hofgeschichte begegnet.

Die Erwähnung Einsiedels führt uns auf die berühmte Corona Schröter. Schon als Student hatte Goethe dieses schöne und hochbegabte Wesen kennen gelernt, und als er, bald nach seiner Ankunft in Weimar, mit dem Herzoge eine Reise nach Leipzig machte, sah er sie dort wieder und veranlaßte sie nach Weimar zu kommen. Sie war die Zierde des Liebhabertheaters und die ursprüngliche Darstellerin der Iphigenie.

Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,

sagt Goethe von ihr, in dem Gedicht („Miedings Tod"), worin er sie und das weimarsche Theaterleben verewigt hat. Corona malte, sang, spielte, war gründlich unterrichtet in der Musik und deklamierte mit eigentümlicher Anmut, —

Die Musen schmückten sie mit jeder Kunst.

Karl August nannte sie marmorschön und marmorkalt; Goethe besingt sie:

Und hoch erstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Ein anderer Kammerherr, Dichter und Musiker war Seckendorf, der ein Jahr nach Goethes Ankunft den Werther ins Französische übersetzte. Ferner schließen sich an diese muntere Gesellschaft Bode, der Uebersetzer des Smollett, Bertuch, der Schatzmeister und Uebersetzer des Cervantes, endlich Musäus, der

Digitized by Google

Sammler der Volksmärchen, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Gartenkunst, der Weimar seine freundliche „Erholung" gab, und den man täglich mit einer Tasse Kaffee in der einen, seinem Gartengerät in der andern Hand die ruhigen Straßen entlang wandeln sah, um seiner geliebten „Erholung" zuzuschlendern.

Das sind die Hauptpersonen am Hofe Amaliens. Wir können jetzt einen Blick auf den Hof des regierenden Herzogs und seiner Gemahlin, Karl Augusts und Luisens werfen.

Von der Herzogin Luise spricht Niemand anders als in Ausdrücken der Verehrung. Sie war eines jener seltenen Wesen, die ebenso in den erschütterndsten Lagen wie im alltäglichen Verlauf des Lebens einen hohen Charakter zeigen. Die Königin von Preußen und die Herzogin von Sachsen-Weimar sind zwei von den großen Gestalten der neuern deutschen Geschichte, die beide dem Beherrscher der Zeit, Napoleon, entgegentraten und beide gerade dieser Feindschaft wegen von ihm geachtet wurden. Luise war eine so erhabene Natur, daß wir immerhin beifügen können, sie war von kaltem Temperament, hielt ein wenig streng auf Etikette (ganz unähnlich der Herzogin-Mutter), und trug sich bis ans Ende in der altfränkischen Mode ihrer Jugendjahre. Sie war in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht selten geneigt, mit ihrem Gemahl zu zanken, doch bewies sie ihm bis an sein Ende eine wahre und edle Freundschaft.

Und er war dieser Freundschaft wert, wie oft auch sein eigenartiges und in vielen Beziehungen dem ihrigen ganz entgegengesetztes Wesen die Herzogin verletzt haben mag. Karl August, den Friedrich der Große als vierzehnjährigen Knaben den hoffnungsvollsten Prinzen nannte, den er je gesehen, war ein sehr gemischter, aber höchst großartiger Charakter. Er verliert nicht wie die meisten Fürsten bei genauerer Bekanntschaft. Er war ein Mann, dessen feines Verständnis für den Genius die vorzüglichsten Männer der Zeit nach Weimar zog und dessen innere Größe sie dort zu fesseln wußte. Es ist leicht für einen Fürsten, Männer von Talent zu versammeln. Aber es ist keineswegs leicht für ihn, sie in solcher Weise festzuhalten, daß sie alle ihre Fähigkeiten entfalten und zum vernünftigen Genuß ihres Daseins gelangen können. Karl August war der Fürst, der mit den kleinsten Mitteln in Deutsch-

Digitized by Google

land die größten Erfolge ins Werk setzte. Er war ein Mann von rastloser Thätigkeit. Sein Blick umfaßte alle Teile seiner Besitzungen; seine Bemühungen, die Lage des Volks zu verbessern, waren unablässig. In seinen persönlichen Bedürfnissen war Niemand in Deutschland so einfach, seinen Busenfreund Goethe ausgenommen, mit dem er in der That manche der wesentlichsten Züge gemein hat. Ich entsinne mich, daß ich, als ich zuerst ihre Büsten nebeneinander sah, von einer Art entfernter Familienähnlichkeit betroffen wurde. Karl August hätte Goethes jüngerer Bruder sein können; sein Gesicht ist bei weitem weniger ideal, aber doch aus demselben Geschlecht. Sie hatten beide von väterlicher Seite thüringisches Blut in den Adern, und Amalia und Frau Aja waren in mancher Beziehung verwandte Naturen. Aber während Karl August die thätige, gesunde, sinnliche, lebensfrohe Art seines Freundes teilte, mangelte ihm der Takt, mit dem sich Goethe selbst in seiner wildesten Zeit vor dem Ueberspringen der Schranken zu hüten wußte; ihm mangelte die Zartheit und der Adel des Wesens, womit Goethe überall die Frauen bezauberte. Er war witzig, allein seine Scherze gehörten meist zu denen, die man wohl unter Männern, aber nicht in Damengesellschaft wieder erzählt. Er ließ es sich viele Mühe kosten, eine erotische Bibliothek zu sammeln. Seine Manieren waren derb, soldatisch, herrisch und geradezu. Er fühlte sich zu Hause, wenn er mit preußischen Offizieren in Garnison lag, aber außer seinem Elemente an fremden Höfen und öfters unbehaglich an seinem eigenen. Goethe schildert ihn, wie er 1784 am Hofe von Braunschweig nach seiner Pfeife schmachtet: „Unser guter Herzog langweilt sich schrecklich; die abgemessene Haltung hier bei Hofe genirt ihn gewaltig; er muß auf seine liebe Tabackspfeife verzichten und eine gütige Fee könnte ihm keinen größeren Gefallen thun, als wenn sie dieses Schloß in eine Köhlerhütte verwandelte." Im Dezember 1775 schreibt er an Goethe, der gerade in Jena war: „Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier (in Gotha) alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes luftiges Wesen in Sammet

Digitized by Google

und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward." Konnte er nicht Soldaten exerzieren, so bestand sein Vergnügen im Umgange mit Hunden oder im Gespräch mit seinem Dichter in ihren einfachen Wohnungen, wo sie von Philosophie plauderten und von

den holden Mächten, die den Tod bezwingen.

Er mischte sich frei unter das Volk. In Ilmenau zogen er und Goethe Bergmannskleider an, fuhren in die Schachte ein und tanzten die ganze Nacht mit den Bauermädchen. Ueber Stock und Stein querfeldein reiten, mit offenbarer Gefahr, den Hals zu brechen, — die Hofdamen necken, zuweilen in einer Weise, daß seine fürstlichere Gemahlin dadurch verletzt ward, — allein mit seinen Hunden oder mit irgend einem lustigen Gesellschafter umherstreifen, — bald im Weine Begeisterung suchen, bald schönen Frauen den Hof machen, ohne Unterschied des Ranges und Standes, — seine Freunde durch ein schroffes und herrisches Wesen beleidigen, wenn auch nie bis zur Entfremdung, — das war Karl Augusts Leben; und so oft er auch seinen Bewunderern Kummer machte, blieb er doch mit allen Fehlern eine großartige naturwüchsige Persönlichkeit. Sein Geist war lebhaft, sein Urteil über Menschen und Dinge gesund und treffend. Einst stritt man darüber, ob Fichte nach Jena zu berufen sei, und einer der Gegner gab dem Herzog eine Schrift in die Hand, die zur Genüge beweisen sollte, daß ein solcher Mann nicht den Lehrstuhl besteigen dürfe. Karl August las das Buch und — berief Fichte. Er hatte große Entwürfe; er hatte auch den despotischen Willen, der seinen festen Beschlüssen die Umstände dienstbar macht. „Er war immer vorschreitend," sagte Goethe zu Eckermann, „und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte; allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los."

So war Karl August nach den Briefen jener Zeit und nach den Berichten derer, die ihn kannten. Acht Jahre jünger als

Digitized by Google

Goethe schloß er sich an diesen an wie ein Bruder. Wir werden das Verhältnis und seine Folgen für Beide zu betrachten haben; zuweilen sammeln sich Wolken, es fehlt nicht an Zwistigkeiten und Verstimmungen (in welcher langjährigen Freundschaft fehlt es daran?); aber fünfzig Jahre gegenseitiger Freundschaftsbezeugungen und gegenseitiger Liebe bewährten die Tüchtigkeit beider Naturen.

Eine ausgezeichnete Stelle unter den weimarschen Berühmtheiten gebührt der Frau von Stein. In einem folgenden Abschnitte werden wir mehr von ihr hören. Für jetzt nur so viel, daß sie Hofdame bei der Herzogin Amalia und viele Jahre hindurch die angebetete Geliebte Goethes war. Neben ihr tritt die Gräfin von Werther hervor, in der Karl August dasselbe fand, was Goethe in Frau von Stein gefunden hatte. Sie ist, wie man weiß, das Original der schönen Gräfin im Wilhelm Meister, und ihr Mann war noch excentrischer als der excentrische Graf. Man erzählt von ihm, daß er bei einem Besuch des Herzogs und anderer vornehmer Gäste auf seinem Schlosse zu Neuenheiligen einige Bauern herbeiholte, sie in Livreen steckte und mit geschwärzten Gesichtern als Mohren erscheinen ließ.

Wir beschließen die Reihe mit Knebel, dem Uebersetzer des Lukrez und Properz, einem offenen, biedern, satirischen Republikaner, dem vertrauten Freunde des Herzogs und Goethes, dem „philanthropischen Timon", wie ihn Herder nannte, der bei aller Strenge gegen Lüge und Falschheit doch die menschliche Natur liebte, gegen die er predigte. Wenn man sein derbes, geniales, sokratisches Gesicht ansieht, so glaubt man sein Jo! jo! zu hören; in seinen Briefen gibt das Durchklingen einer unabhängigen, durch und durch braven Natur seinen Ansichten Nachdruck.

Ich habe Herder nicht angeführt. Er kam erst später als Goethe nach Weimar und ward eigentlich durch diesen, dessen Bewunderung von Straßburg her unvermindert fortdauerte, dahin gezogen. Die auffallende Bitterkeit und Spottsucht in Herders Natur, die den jungen Studenten nicht abgeschreckt hatte, that auch der Zuneigung des Mannes keinen Eintrag. Wohl kam es, nach Beider Rückkehr aus Italien, zu Mißhelligkeiten, ja endlich, durch Schuld von Herders Frau, zum Bruche, aber selbst in diesen

Digitized by Google

Zwistigkeiten zeigte sich Goethes große gütige Natur, die den Merckschen Ausspruch verdient: „Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen!“

Dritter Abschnitt.

Die ersten wilden Wochen in Weimar.

In diesen Kreis trat Goethe im vollen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhms: der Jugend, die nach dem Ausdrucke der Griechen „der Herold der Venus“ ist; der Schönheit, welche die Griechen als das Abbild der Wahrheit vergötterten; des Ruhms, der die Augen der Sterblichen zu allen Zeiten wie ein überirdischer Glanz geblendet hat. So ausgerüstet zur Eroberung — können wir uns wundern, daß er eroberte? Selbst Amalia, so böse sie ihm war, weil er ihren lieben Wieland verspottet hatte, konnte dem Zauber seiner Gegenwart nicht widerstehen. Ihre Verehrung für den Genius ließ ihr keine Wahl. Sie war hingerissen von seiner Ausgelassenheit und seinen glänzenden Talenten. Jetzt entsetzte er sie mit einer unerhörten Behauptung, und im nächsten Augenblick sprang er auf und tanzte und tollte im Zimmer umher, mit Possen, über die sie vor Lachen ersticken wollte. Und Wieland? er ergab sich ohne Umstände. Ich lasse ihn für sich selbst sprechen; er schreibt nach der ersten Begegnung an Jacobi: „O bester Bruder, was soll ich Dir von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ Dies ist höchst ehrenvoll für Wieland; der greise Nestor blickt mit neidloser Freude auf den jungen Achill.

Nach Wieland und der Herzogin waren die Uebrigen leicht zu besiegen. „Goethe ging wie ein Stern in Weimar auf,“ sagt

Digitized by Google

Knebel, „Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen.“ In seinem Wertherkostüm, das sofort vom Herzoge angenommen wurde, erschien er als das Ideal eines Dichters. Für uns liegt eben nichts sehr Sentimentales in einem blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, Lederhosen und Stulpenstiefeln, gepudertem Haar und Zopf dazu; allein in jenen Tagen war diese Tracht eine Erinnerung an alles Zärtliche und Romantische.

Um die ganze Macht des Einflusses, den Goethe auf die Frauen übte, zu würdigen, müssen wir uns in die Gefühle und Meinungen der Zeit zurückversetzen. Es waren die Tage der Galanterie, die Tage

der Pflästerchen, des Puders und der Schminke.

Die Freiheit der deutschen Sitten unterschied sich nur dadurch von der frechern Zügellosigkeit Frankreichs, daß sie statt des Leichtsinns und der Ueppigkeit die Sentimentalität zur Grundlage hatte. Das Herz einer französischen Marquise ergab sich bei einem Souper, wo Champagner und Bonmots sprudelten; das Herz einer deutschen Gräfin ward eher durch eine Mondscheinschwärmerei und ein Blatt mit Versen gerührt. Witz und Verwegenheit waren die Batterien, womit die Französin, Sonette und die Drohung eines Selbstmordes die, womit die Deutsche gewonnen ward. Bei der Einen bedurfte Lothario der Munterkeit und des guten Tons; bei der Andern war die Hauptsache ein in leidenschaftlichen Ausrufungen schwelgender Haß gegen alle gesellschaftlichen Schranken und ein alle gesellschaftlichen Formen mit Füßen tretendes Betragen. Es versteht sich von selbst, daß die Ehe großenteils nichts anderes war, als was Sophie Arnould mit furchtbarem Witz „das Sakrament des Ehebruchs“ genannt hat, und daß die herrschenden Ansichten in geschlechtlichen Dingen dem Gewissen den weitesten Spielraum ließen. Der gute, ehrliche Schiller, dem Niemand Leichtfertigkeit vorwerfen wird, bewunderte die Liaisons dangereuses und sah nicht ab, warum Frauen sie nicht lesen sollten; und jetzt ist das Buch so verrufen, daß die ganze Gesellschaft, die es hervorbringen und hochschätzen konnte, dadurch gebrandmarkt wird. Indessen selbst Schiller, der dieses Buch bewunderte, war betroffen über die Frauen in Weimar. „Da ist beinahe keine

Digitized by Google

(schreibt er an Körner), die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle ... Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert."

Bei diesem Tone der Gesellschaft begreift es sich, daß Goethes erste Jahre in Weimar, wie er später gegen Eckermann bekannte, mit Liebeshändeln angefüllt waren. Ein großer Bewunderer und großer Günstling der Frauen, mußte er bald in ihre Netze fallen. „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte," schreibt er an Frau von Stein.

In den ersten Monaten gab er sich ganz der Aufregung dieses neuen Lebens hin. Unter Anderm führte er das Schlittschuhlaufen ein. Weimar hatte noch nie einen Edelmann auf dem Eise gesehen; aber wie Klopstock den Eislauf poetisch verherrlicht hatte, so brachte ihn Goethe jetzt durch seine Kühnheit und Grazie in die Mode. Das Schlittschuhlaufen auf dem Schwanenteich wurde „zur Wut". Zuweilen waren Nachts die Ufer mit Lampen und Fackeln erleuchtet, Musik und Feuerwerk belebte die Szene. Die Herzogin und die Damen, maskiert wie zur Fastnachtszeit, wurden in Schlitten auf dem Eise gefahren. „Ich treib's hier toll genug (schreibt Goethe an Merck), und wir machen des Teufels Zeug." Wielands Lieblingsbezeichnung für ihn war „wütig", und wütig war er. In wunderbaren Szenen erscheint er uns: jetzt über das Eis hinsausend; jetzt in Bertuchs Zimmer sein langes Haar auflösend und mit fliegenden Locken in bacchantischem Taumel umherwirbelnd; dann wieder, zum Entsetzen von ganz Weimar, brutalisiert er, wie Wieland sagt, die bestialische Natur, stellt sich mit dem Herzoge auf den Markt, und stundenlang knallen sie mit großen Hetzpeitschen um die Wette. Man denke sich einen Herzog und einen Dichter so auf offenem Markte!

Sein steter Genosse und fröhlichster Gefährte bei allen Teufeleien und Tollheiten war Karl August. Alles Formenwesen war zwischen ihnen aufgehoben. Sie aßen zusammen, schliefen oft in demselben Zimmer und nannten sich mit dem brüderlichen Du. „Goethe kommt nicht wieder von hier los (schreibt Wieland), Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.

Digitized by Google

Der Hof oder vielmehr seine Liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schad' ist. Und doch, bei diesem herrlichen Gottesmenschen ist nichts verloren." Die ernsteren und gesetzteren Kreise von Weimar waren außer sich über das Betragen der Beiden und ihrer Genossen; ein Betragen, das ganz dem Geiste der Genieperiode entsprach. Sie tranken bei ihren Orgien den Wein aus Schädeln (wie Byron und seine Freunde in ihrer wilden Zeit), und das Mein und Dein machte in ihrem Verkehr keinen Unterschied; sie entliehen Taschentücher und Westen voneinander, die sie niemals zurückgaben. Das Lieblingswort des Tages war „unendlich"; das Genie verschlang unendliche Würste, trank unendlich und liebte unendlich. Gleich in dem ersten Briefe Karl Augusts an Goethe, der sich erhalten, findet sich bezeichnenderweise dieser Ausdruck. „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich."

Das herzliche Verhältnis, in welchem die beiden Freunde zu einander standen, die freundlichst ungezwungene Art ihres Verkehrs läßt sich aus den leider sehr spärlichen Briefen erkennen, die sie in der ersten Zeit wechselten. Goethe schreibt (unterm 25. März 1776 zu Leipzig) ganz in der naiven Sprache, die dem Götz einen unverlöschlichen Zauber gibt, — schreibt, als hörte man Georg, den „goldenen Jungen", zu seinem ritterlichen Herrn sprechen: „Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degen-schwänzlichen Magisters, gegen die Feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende, kriesende, schnäbelnde und schwämelnde Mägdlein und gegen die strotzliche .... Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut entgegnet sind .... Ich bin seit vierundzwanzig Stunden (denn es ist netto Abends Achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken-Zwirn auf- und abgewickelt; diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade l. gn. Herr! Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe." — Aehnlich im Mai 1776 aus

Digitized by Google

Ilmenau: „Wie mir's gangen ist, müssen Sie gleich wissen; ... ich bin keine sechs Stunden geritten, also wie sich's gehört; des Husars Pferd wollte nicht mehr fort gegen das Ende und hinter Bücheloh auch meines nicht mehr. Da kam ich in ein sehr spitziges Nachtrieseln, das gerad vom Wald kam, und traf endlich glücklich bedreckt ein .... Von dem Raub haben Sie nun den Bericht gesehen. Man hat gestreift, nichts gefunden. Die sechs Husaren sind heut hergekommen .... Und wollen Morgen auf Frauenwalde, ich will mit." Auch klingen ernstere Mahnungen schon in dieser Zeit an. In demselben Briefe schreibt er dem Herzog frischweg: „Hiernach hab' ich noch eine Lektion für Sie! Da ich so auf dem Wege über Ihre allzugroße Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes, doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuflammen .... Seyen Sie hübsch ruhig, soviel's seyn kann, leben Sie als homme de lettres und Privatmann; schonen Sie die Hüfte bei dem Wetter."

Jenes wilden Treibens, mit welchem die „Genialität" ihren triumphierenden Einzug auf Gassen und Markt, in Hof und Palast feierte, wurde Goethes Dichternatur doch bald überdrüssig. Nach zwei Monaten der Zerstreuung, die er mit Maskeraden, Schlittschuhlaufen, Jagen, Trinken und Spielen hingebracht hatte, trieb ihn das Bedürfnis nach einfachen Menschen und schöner Natur von Weimar nach Waldeck. Im geräuschvollen Drange des Lebens hatte er seine Seele stets verschlossen gehalten und aus der erstickenden Luft der Gesellschaft eilte er mit Ungeduld in die reine Stille der Einsamkeit. Bei seiner Reise durch die fichtenbekränzten Gebirge überwehte ihn ein Gefühl der Vergangenheit, bei dem Lilis Bild mit schmerzlicher Gewalt hervortrat.

Das Verlangen des Herzogs, der über die Trennung ungeduldig ward, rief ihn zurück, und während er noch überlegte, ob er in Weimar bleiben oder nach Frankfurt zurückkehren sollte, fing er bereits an, zunächst als Gast, einen Platz im Geheimen Rate einzunehmen. Er hatte das Hofleben versucht und wollte nun auch das Regiment versuchen. „Ich bin hier wie unter den Meinigen," schreibt er, „und der Herzog wird mir täglich werther." In der That erwiesen sich die Prophezeiungen seines Vaters als

Digitized by Google

grundlos. Die Verbindung zwischen ihm und Karl August war von ganz anderer Art als die zwischen Friedrich und Voltaire. Im Stillen verachtete Voltaire die Verse seines Gönners, wie dieser im Stillen Voltaires Schwächen verachtete. Ein paar unbedachte Ausdrücke waren hinreichend, das Band zwischen ihnen zu zerreißen, während ein ganzes Leben die Beziehungen zwischen Goethe und dem Herzog nur enger knüpfte. Ihre Freundschaft war nicht bloß eine Verbindung guter Gesellen. Beide hatten große Zwecke und mächtigen Willen. Karl August und Goethe waren nicht gemacht, sich in flüchtigen Zerstreuungen zu verlieren, und noch in den letzten Augenblicken vor den lustigen Ausflügen wurden oft die ernsthaftesten und schwierigsten Geschäfte erledigt. Wohl konnte Goethe sagen:

Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.

Ja, sie lernten „in holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen"!

Der Herzog wußte, was er that, als er sich über jedes Herkommen hinwegsetzte und Goethe im Juni 1776 zum Range eines Geheimen Legationsrates mit Sitz und Stimme im Geheimen Rat und zwölfhundert Thalern Gehalt erhob. In einem Briefe an Goethes Vater erklärte er, sein Sohn könne den Dienst zu jeder Zeit wieder verlassen, und die ganze Anstellung sei eine bloße Form und dürfe nicht als Maßstab seiner Zuneigung gelten. „Goethe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes. Alle andern sind unter seinem Werth."

Der Posten eines Geheimen Legationsrats in Weimar ist eben nicht übermäßig beneidenswert, und die zwölfhundert Thaler Gehalt erscheinen um so weniger glänzend, wenn man bedenkt, daß der König von Preußen zu derselben Zeit einer italienischen Tänzerin, der Barberini, genau das Zehnfache gab. Trotzdem machte die Beförderung großes Aufsehen. Die alten Beamten fühlten sich durch die Einschiebung eines Neulings, durch das Uebergehen der Männer, die im Dienste ergraut und bewährt waren, verletzt.

Digitized by Google

Der Herzog hielt es der Mühe wert, sein Verfahren in einer wohlüberlegten Erklärung zu rechtfertigen, und bemerkte mit eigener Hand zu dem Bericht seines Ministeriums: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt.... Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen. Was den Punkt, daß dadurch vielen verdienten Leuten, die auf diesen Posten Anspruch machen, zu nahe getreten werde, anbetrifft, so kenne ich Niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urtheil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er vorher weder Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, dieses verändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber und Jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und sucht auch ohne den Beifall der Welt zu handeln."

Wir dürfen wohl sagen, daß der Fürst, der so etwas mit neunzehn Jahren schrieb, ein ungewöhnlicher Mensch sein mußte. Er hatte nicht nur den Blick, der das Große erkennt, sondern auch den festen Willen, nach seiner Einsicht zu handeln, unbekümmert um Geschäftsgang und Formeln. „Man sage, was man will," so äußerte sich später Goethe gegen Eckermann, „das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen."

Abgesehen von diesem Vorurteil einer Kaste, das durch Goethes Beförderung verletzt wurde, gab das Leben, welches die geniale Gesellschaft führte, nicht nur in Weimar Anstoß, sondern das Aergernis verbreitete sich auch mit immer wachsenden Uebertreibungen in alle Welt und kam entfernten Freunden zu Ohren. So sandte Klopstock nur einen Monat vor Goethes Anstellung diesem einen Brief, den die Lästerung von der Freundschaft erpreßt hatte:

Digitized by Google

„Hamburg, 8. Mai 1776. Hier einen Beweis meiner Freundschaft, liebster Goethe! Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben, als ich, streng beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg seyn, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art früh hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen seyn, was ich fühle, daß geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jezo noch niederhalten können; denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der dann auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts darwider. Im Gegentheil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören mag. Klopstock."

Goethes Antwort erfolgte vierzehn Tage später, am 21. Mai. „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock!

Digitized by Google

Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns gesehen hat."

Darauf erwiderte Klopstock mehrere Monate später, am 29. August, voll Entrüstung: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erklär' ich Ihnen hiemit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört."

Der Bruch wurde nie wieder geheilt. Stolberg kam nicht nach Weimar, und Klopstock schrieb nicht wieder.

Um zur Sache zurückzukommen: wie viel oder wie wenig thatsächlicher Gehalt den umlaufenden Klatschereien zu Grunde lag, gewiß ist es, daß der Herzog in diesen Orgien die Sorge für das Land nicht vergaß. Sowohl er als sein Freund waren mit dem gründlichsten Ernste thätig. Wenn Weimar, wie ein deutscher Geschichtschreiber bemerkt, als leuchtende Ausnahme unter den deutschen Höfen dasteht, so war es, weil Karl August unter dem Einflusse seines Freundes das Wort Friedrichs des Großen: „Der Fürst ist nur der Erste der Unterthanen" im vollsten Sinne verwirklichte. Die wohlthätige Wirksamkeit Goethes zeigt sich weniger in solchen allgemein bekannten Einzelheiten, wie die, daß er eine Subskription auf Bürgers Homer-Uebersetzung eröffnete und Jung Stilling in

Digitized by Google

seiner Armut Erleichterung schaffte, als in der stetigen Beförderung des Volkswohls, zu der er den Herzog veranlaßte; in dem Briefwechsel mit diesem erkennt man an hundert kleinen Zügen die Tiefe und Unwandelbarkeit seines Mitgefühls für die unteren Klassen.

Daß er freilich nicht die würdige Haltung eines Rates hatte, ist deutlich genug. Man höre nur, was der alte Gleim darüber erzählt. „Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, kam ich nach Weimar und wollte ihn gern kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalia eingeladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich.

Die Zephyr'n lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich Keiner darüber zu beschweren hatte.

Digitized by Google

Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuthes beim Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse, und wie es nur immer gehen mollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

„Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur eben so flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht, auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet; dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. — „Beides,“ gab mir dieser zur Antwort; „er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.“

Man muß im Auge behalten, was Goethe in seiner Jugend war, um ganz zu würdigen, was er wurde. Er hatte nicht sobald seine politische Laufbahn angetreten, so begann er die Ausgelassenheit seines Betragens herabzustimmen; ohne den Genüssen des Lebens zu entsagen, bemühte er sich, sein Wesen dem Geschmack der Leute anzupassen, deren würdevolle Haltung nur von der

Digitized by Google

stockenden Langsamkeit ihrer Lebenspulse zeugte. Einen Monat nach seiner Anstellung schreibt Wieland: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzoge und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadlicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt." Und an einer andern Stelle: „Er hat bei all seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire als alle Hofschranzen, Bonifaz-Schleichers und politische Kreuzspinnen zusammengenommen in Leib und Seele. So lange Karl August lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus."

Je mehr man mit den Einzelheiten dieser Epoche vertraut wird, desto grundloser erscheint der oft ausgesprochene Vorwurf gegen Goethe, „er habe sein Genie der Hofgunst aufgeopfert". Einen äußern Beruf mußte er wählen. Als bloßer Dichter zu leben, war damals noch weniger möglich als jetzt; mit Versen ließ sich wohl Ruhm erwerben, aber kein Geld; Ruhm und Hunger standen damals, wie zu allen Zeiten, in verhängnisvoller Beziehung. Sobald man die Notwendigkeit eines Lebensberufes zugibt, verliert der Tadel seinen Boden; denn wenn man dem Dichter ein Verbrechen daraus macht, seine Zeit mit Hoffesten und Regierungsgeschäften, die Andere ebensogut besorgt hätten, vergeudet zu haben, so muß man zunächst die Frage beantworten, ob er diese Zeit gespart haben würde, wenn er bei der Rechtswissenschaft geblieben wäre und am Frankfurter Gericht Prozesse geführt hätte. Oder hätte er lieber zu einer Lage herabsteigen sollen wie der arme Schiller, der einen Teil seines kostbaren Lebens in litterarischer Tagelöhnerarbeit opferte, indem er französische Bücher für einen jämmerlichen Preis übersetzte? Die Zeit hätte er jedenfalls auch verloren, und für die, welche er dem Herzoge opferte, empfing er, wie er in dem bekannten Gedichte sagt,

— — — was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.

Digitized by Google

Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt ....
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und er war mir Augustus und Mäcen.

In einem 1781 geschriebenen Briefe an seine Mutter, wo er die Klagen der Leute erwähnt, die seine Stellung so falsch beurteilen, bemerkt er, sie sähen nur, was er aufgebe, nicht, was er gewänne, sie begriffen nicht, wie er täglich reicher werden könne, da er täglich so viel verschwende. Er bekennt, daß der enge Kreis eines bürgerlichen Lebens seinem glühenden und hochfliegenden Geiste nicht zugesagt haben würde. Wäre er in Frankfurt geblieben, so hätte er die Welt nicht kennen gelernt. In Weimar hatte er das Schauspiel des Lebens vor sich, und seine Erfahrung bereicherte sich mit jedem Tage. Verbrachte nicht Lionardo da Vinci einen großen Teil seiner Zeit, indem er den Hof von Mailand mit seiner Poesie und seinem Lautenspiel entzückte? Vergeudete er nicht auch seine Zeit mit mechanischen und hydraulischen Arbeiten für den Staat? Kein Vorwurf erhebt sich gegen *seinen* ehrwürdigen Namen; Niemand nennt *ihn* treulos gegen den Genius; Niemand macht *ihm* einen Vorwurf daraus, daß er eine Zeitlang so wenig gemalt habe. Das „Abendmahl" spricht für ihn. Und sprechen nicht Tasso, Iphigenie, Egmont, Hermann und Dorothea, Faust, Wilhelm Meister und die lange Reihe der übrigen Werke für Goethe?

Ich habe nur von der Verschwendung seiner *Zeit* gesprochen, denn die Ansicht, daß das Hofleben seinen Geist herabgezogen und dadurch seinem Genie geschadet habe, ist abgeschmackt. Der Leser wird hoffentlich sehen, wie frei sein Verhältnis zum Herzoge von jedem Zwang, von jeder Hemmung einer lebendigen Regung war. Gehörte es doch nach Riemers vollkommen zuverlässiger Versicherung zu den Klagen der untergeordneten Personen gegen ihn, daß er die Hofetikette nicht genügend beobachte. Wer mit Niebuhr der Meinung ist, der Hof sei die Delila gewesen, der er seine Locken geopfert habe, der versteht weder seinen Genius noch sein Leben. Wäre sein Genie von der stürmischen Art gewesen, wie wir es bei großen Reformatoren und großen Märtyrern finden, — hätte er die Bestimmung gehabt, die Menschheit bis in ihre innersten

Digitized by Google

Tiefen zu erschüttern und durch erhabene Zukunftsvisionen zu den höchsten Opfern zu entzünden, dann dürften wir allerdings sagen, es ziemte sich nicht für ihn, sich in das bunte Gewühl zu mischen und den rasch hingleitenden Strom beim Klange der Musik und unter dem Jauchzen fröhlicher Stimmen hinabzufahren. Allein er war kein Reformator und kein Märtyrer. Er war ein Dichter, dessen Religion die Schönheit, dessen Heiligtum die Natur, dessen Zweck die Bildung war. Seine Sendung bestand darin, das Leben darzustellen, und dazu mußte er das Leben beobachten. Günstigere Verhältnisse hätten ihn emporheben und in eine großartige Sphäre versetzen können. Es wäre ganz etwas anderes gewesen (das fühlte er oft), wenn er eine Nation vor sich gehabt hätte und nicht eine bunte Masse kleiner Stämme, die genug vom Vaterlande *sprechen*, aber in keiner Weise vorbereitet sind, ein Volk zu *werden*. Es gibt noch manch ein Wenn, in welchem „ungemein viel Kraft steckt"; indessen, da er die Verhältnisse nicht machen konnte, so müssen wir seinem Beispiele folgen und mit dem vorlieb nehmen, was die Götter ihm gewährten. Ich wüßte nicht, in welcher andern Sphäre, die ihm offen stand, sein Genius sich reiner hätte entfalten können, und ich sehe dagegen, daß er sich aus den gegebenen Verhältnissen einen würdigen Tempel schuf, auf dessen Altar die Flamme mit unwandelbarer Klarheit loderte. Gönnen wir phantasiereicheren Lebensbeschreibern die Beschäftigung, zu untersuchen, was Goethe hätte sein können, und suchen wir annähernd zu verstehen, was er war.

„Poesie (sagt Carlyle tiefsinnig) ist der Versuch des Menschen, sein Dasein harmonisch zu gestalten." Sie ist die Blüte des Lebens, aber nicht das Leben selbst mit seinen täglichen Bedürfnissen, seinen täglichen Kämpfen, seiner täglichen Prosa. Der wahre Dichter schickt sich mit männlichem Geiste in die Lage, in die ihn das Schicksal versetzt, und sucht sich innerhalb derselben sein Dasein harmonisch zu gestalten; der eingebildete gleicht dem Handwerker, der mit seinem Arbeitszeuge hadert, und betäubt uns mit Versicherungen, was er geworden wäre, wenn er in anderen Verhältnissen gelebt hätte. Die Ereignisse führten Goethe an einen kleinen Hof, wo ihn Freundschaft, Liebe, Muße und die Aussicht auf ein freieres und edleres Leben, als die Frankfurter Gerichtshöfe dar-

Digitized by Google

boten, fesselten. Er wählte seine Bahn mit Ueberlegung; die folgende Darstellung wird zu zeigen suchen, daß er Mittel fand, seinem Genius treu zu bleiben.

Es ist kaum der Mühe wert, das Geschwätz von seinem Servilismus und seiner Fürstendienerei zu beantworten. Es ward ihm nicht zugemutet, servil zu sein, und er hatte von Natur den Stolz eines Königs. „Es heißt, ich sei ein Fürstendiener, ein Fürstenknecht," sagte er zu Eckermann. „Als ob damit etwas gesagt wäre. Diene ich denn etwa einem Tyrannen, einem Despoten? Diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte, und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden, als die seinigen .... Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

Um diese Frage mit eins zu erledigen, lese man den folgenden Brief von Merck — von demselben Merck, der nach Falck so bitter über Goethes Zeitvergeudung in Weimar geklagt haben soll. „Ich habe Goethen neulich auf der Wartburg besucht (schreibt er an Nicolai), und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut es, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut .... Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respectabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je

Digitized by Google

gesehen habe, — und überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren." Die langjährige und herzliche Korrespondenz, die Merck mit dem Herzoge unterhielt, ist der beste Beweis von der Aufrichtigkeit seines Urteils.

Vierter Abschnitt.

Frau von Stein.

Aus der großen Zahl der flüchtigen Neigungen, mit denen Goethe sich unterhielt, hebt sich eine empor, die, aus dem Funken zur Flamme aufschlagend, zu übermächtigem Einflusse erwächst und alle anderen verschlingt. Sie lodert nicht empor, um wieder zu verlöschen, sondern brennt zehn Jahre lang fort, so daß also keine der früheren Leidenschaften mit ihr zu vergleichen ist. Sie ist ein Silberfaden zwischen den mannigfachen Fäden, aus denen das bunte Gewebe seines Lebens zusammengesetzt ist. Ich will ihn ablösen, um ihn für sich zu betrachten.

Die Baronin von Stein, Hofdame und Gemahlin des Oberstallmeisters, war eine durch Geburt und Stellung hervorragende Frau. Sie war bereits Mutter von sieben Kindern und stand in einem Alter, das bei verführerischen Frauen besonders gefährlich ist; sie war dreiunddreißig. Wir können die Gewalt ihrer Persönlichkeit ahnen, wenn wir ihr Bild betrachten und uns diese feinen koketten Züge mit dem Reiz der Sinnlichkeit, der Heiterkeit und der Weltbildung beseelt denken. Sie konnte gut singen, spielen, zeichnen, sie sprach gut, wußte Poesie zu würdigen und behandelte Gefühlssachen mit dem zarten Takt einer Frau von Welt. Ihre schönen Finger hatten manches ernsthafte Buch durchblättert, und sie verstand es auch aus unscheinbaren Blumen Honig zu saugen. Sie übte auf alle ihre Bekannten einen eigentümlichen Zauber aus, und wie mehrfach versichert wird, behielt sie diesen Zauber selbst in höherm Alter. Zwölf Jahre nach ihrer ersten Bekanntschaft mit Goethe (1787) schreibt Schiller über sie an Körner:

Digitized by Google

„Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

In Straßburg (Juli 1775) hatte Goethe zuerst das Porträt der Frau von Stein erblickt und war in Folge von Zimmermanns Mitteilungen über sie drei Nächte lang schlaflos. Zimmermann schrieb ihr diese schmeichelhafte Neuigkeit und fügte hinzu, Goethe werde jedenfalls nach Weimar kommen, um sie zu sehen. Goethe schrieb unter ihr Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." In ihrer Antwort an Zimmermann bittet sie um weitere Nachrichten über Goethe und äußert den Wunsch, ihn zu sehen. Dies ruft von seiner Seite die Bemerkung hervor, „sie wisse nicht, in welchem Grade der bezaubernde Mann ihr gefährlich werden könne."

Noch blutend an der Trennung von Lili, noch bebend von der Aufregung des Sieges über seine Leidenschaft, fand er das reizende Weib. Die Erde bleibt lange warm, nachdem die Sonne unter den Horizont versunken ist; auch das Herz erkaltet nur allmählich nach dem Niedergange seiner Sonne. Goethe war also vorbereitet, sich sterblich in ein Wesen zu verlieben, welches „alles durch's Medium der Liebe sah". Und beachtenswert ist es, von welcher Art der Gegenstand der Anbetung ist, den er jetzt sich erwählte. Bisher haben ihn nur ganz junge Mädchen angezogen, deren Jugend und kindliche Schönheit seine unruhige Phantasie ergriffen; jetzt aber fesselt ihn ein Weib, ein Weib von Rang, von Welt, ein Weib von Bildung und Erfahrung, ein Weib, das statt sich dem Reize seiner Liebe hinzugeben, die Flamme lebendig zu erhalten weiß, ohne von ihrer Höhe herabzusteigen. Die Anderen liebten ihn, zeigten ihm ihre Liebe — und wurden vergessen. Sie wußte ihn in dem süßen Fieber der Hoffnung zu erhalten, machte sich ihm

Digitized by Google

notwendig, machte ihre Liebe zum Ziele seiner Sehnsucht und hielt ihn in der Aufregung eines Mannes,

der nie beglückt wird, doch es stündlich hofft.

Berücksichtigen wir die herrschenden Ansichten und gesellschaftlichen Zustände der Zeit, berücksichtigen wir, daß Herr von Stein nach der Mitteilung seines Sohnes kaum einmal die Woche zu Hause war und auf eheliche Zärtlichkeit nicht den mindesten Anspruch machte, so erscheint es uns begreiflich, daß Goethes offenkundige Leidenschaft in Weimar vielfache Teilnahme fand. Kein Wort des Tadels wurde darüber laut. Man sah einen Liebenden, dem seine Geliebte eben genug Aufmunterung gab, um ihn im Feuer zu erhalten, und den sie zu zügeln wußte, sobald sein Verlangen zu ungestüm ward. In seinen ersten Briefen an sie wechseln Ausbrüche der Glut und plötzliche Zurückhaltung; zuweilen entschlüpft ihm das zärtliche Du, und am nächsten Tage stellt sich wieder das vorgeschriebene Sie ein. Diese Briefe folgen ziemlich Tag für Tag. Schon im Januar 1776 entschlüpft ihm die bezeichnende Wendung: „Adieu, Engel, ich werde eben nie klüger und muß Gott danken dafür! Adieu, und mich verdrießt's doch auch, daß ich Dich so lieb habe und just Dich!"

Als Antwort, wie es scheint, auf etwas, das sie geschrieben hat (denn leider besitzen wir nichts von ihren Briefen aus den Jahren der Leidenschaft; sie war so klug, sie von ihm zurückzufordern und zu verbrennen, während sie die seinigen sorgfältig aufhob), schreibt er Folgendes:

„Warum soll ich Dich plagen! liebstes Geschöpf! — Warum mich betrügen und Dich plagen und so fort. — Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. — Glaub mir, wenn ich so klar wie Faden mit Dir redte, Du bist mit mir in Allem einig. — Aber eben weil ich die Sachen nur seh', wie sie sind, das macht mich rasend. Gute Nacht Engel und guten Morgen. Ich will Dich nicht wiedersehen — Nur — Du weißt Alles — Ich hab mein Herz — Es ist Alles dumm, was ich sagen könnte. — Ich seh Dich eben künftig, wie man Sterne sieht." Und wenige Tage später: „Adieu, liebe Schwester, weils denn so sein soll."

Ich wähle noch einige Briefe aus, die für den Ton dieses Verkehrs bezeichnend sind:

Digitized by Google

Den 1. Mai. „Heut will ich Sie nicht sehen. Ihre Gegenwart gestern hat so einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht weiß, ob mirs wohl oder weh bei der Sache ist. Leben Sie wohl, liebste Frau."

Den 1. Mai Abends. „Du hast recht, mich zum Heiligen zu machen, das heißt mich von Deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig Du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab nichts, als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will. Siehst Du die trefflichen Wortspiele. Also auch morgen. Gut, ich will Dich nicht sehen. — Gute Nacht."

Ein leidenschaftlicher Brief vom 24. Mai zeigt uns, daß sie mit ihm über die Rücksichten auf den Schein und die Meinung der Welt gesprochen hatte.

„Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Ich war drauf vorbereitet; ich litt nur unendlich für das Vergangene und das Zukünftige und für das arme Kind, das hinausging, das ich zu solchen Leiden in dem Augenblicke geweiht hatte. Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe eben so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet Alles, lindert Alles, kräftigt Alles, der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. — Sie wissen nicht, was sie thun. Die Hand des Einsamverschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart wo sie aufliegt. Adieu, Beste."

Den 25. Mai. „Sie sind sich immer gleich, immer die unendliche Lieb' und Güte .... Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache. Ich wills künftig suchen allein tragen zu lernen."

Den 4. Juni. „Hier, liebe Frau, den Tribut. Ich will sehen, ob ich aushalte nicht zu kommen. Ganz sind Sie nicht sicher vor mir. Gestern hatt' ich wieder einige Augenblicke, in denen ich recht fühlte, daß ich Sie lieb habe."

Den 26. (21.?) Juni. „Das konnten Sie mir also thun und

Digitized by Google

gestern von Tiefurt bleiben. Freilich was Sie thun, muß mir recht sein!! Es machte mich nur traurig."

Den 7. Juni. „Sie sind lieb, daß Sie mir Alles gesagt haben! — Man soll sich Alles sagen, wenn man sich liebt. Liebster Engel, und ich habe wieder drei Worte in der Hand, Sie über Alles zu beruhigen, aber auch nur Worte von mir zu Ihnen. — Ich komme heute noch. Adieu."

Sie mußte Weimar eine Zeitlang verlassen. „Liebste Frau (schreibt er), ich darf nicht dran denken, daß Sie Dienstag weggehn .... Denn was hilft Alles! Die Gegenwart ists allein, die wirkt, tröstet und erbaut! — Wenn sie auch wohl manchmal plagt — und das Plagen ist der Sommerregen der Liebe."

Merkwürdig ist das Briefchen vom 9. Juli. „Gestern Nachts lieg ich im Bett, schlafe schon halb. Philipp [sein Diener] bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. — — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt. So Alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht!"

Noch eine Aeußerung. „Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schicksal, man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es thut."

Nach kurzer Zeit wird der Ton gesetzter. Wie sich sein Betragen in Weimar überhaupt nach den ersten wilden Wochen zu gelasseneren Formen herabstimmte, so werden in diesen Briefen bald die Ausrufungen seltener und die Du's fallen ganz weg. Doch die Liebe durchglüht sie noch immer. Sie folgen ununterbrochen und zeugen von ununterbrochener Beschäftigung mit dem Gegenstande.

Fünfter Abschnitt.

Das Gartenhaus.

Noch jetzt kann der Besucher die Inschrift lesen — eine Huldigung und ein Andenken — durch welche Goethe die glücklichen Stunden der Liebe mit den glücklichen Stunden einsamer

Digitized by Google

Thätigkeit verknüpft hat, die er in seinem Gartenhause im Park verlebte. Mit Recht ist der Platz der Frau von Stein geweiht. Die ganze Umgebung spricht von ihr. Hier sind die Beete, von denen fast jeden Morgen Blumen, noch naß von Tau, begleitet von nicht minder frischen und reizenden Briefen, als Gruß der Liebe bei ihr eintrafen. Hier sind die Beete, wo der Spargel wuchs, den er so stolz war ihr senden zu können. Hier ist das Zimmer, wo er von ihr träumte; hier das Zimmer, wo er arbeitete, während ihr Bild ihn umschwebte. Das Haus ist nur zwanzig Minuten von ihrer Wohnung entfernt; ein Gehölz von mächtigen Bäumen lag dazwischen.

Die Lage des Gartenhauses wird dem Leser aus der Schilderung des Parks erinnerlich sein. Ursprünglich gehörte es dem Kammerdiener Börner. Von dessen Erben ließ es der Herzog durch Bertuch kaufen. Daraus hat sich denn die Sage gebildet, das Haus habe ursprünglich Bertuch gehört, sei von dem Herzog diesem weggenommen, der Genannte aber durch ein schöneres Besitztum entschädigt worden.

Es liegt allerliebst und ist, obwohl nicht groß, doch eins der beneidenswertesten Häuser in Weimar. Durch die Wiesen, die es umgeben, fließt die Ilm. Die Stadt, obgleich so nahe, wird durch die dichten Bäume durchaus verdeckt. Die Einsamkeit ist vollständig; nur gelegentlich durchbricht sie der Schall der Kirchenglocken, die Musik von der Kaserne her und der Schrei der Pfauen, die sich im Parke brüsten. So entzückt war Goethe von diesem Hause, daß er hier sieben Jahre lang Winter und Sommer hindurch wohnte; und als ihm der Herzog 1782 das Haus auf dem Frauenplan schenkte, konnte er sich nicht entschließen, es zu verkaufen, sondern zog sich nach wie vor mit Vergnügen dahin zurück. Oft, wenn er allein und ungestört sein wollte, verschloß er sämtliche Thüren der Brücken, die von der Stadt zu dem Hause hinführten, so daß man, wie Wieland klagte, nur mit Hilfe von Dietrichen und Brechstangen zu ihm dringen konnte.

In diesem kleinen Garten war es, wo er die Entwicklung der Pflanzen studierte und manche jener Beobachtungen und Untersuchungen anstellte, durch die er sich einen hohen Rang unter den Naturforschern erworben hat. Hier war es, wo der Dichter dem

Digitized by Google

Hofe entschlüpfte. Hier war es, wo der Liebende in seiner Liebe glücklich war. Wie bescheiden ist dieses Gartenhaus in der Wirklichkeit, wie entfernt von allen Vorstellungen, die man sich etwa davon gebildet hat! Die Lage ist allerdings von der Art, daß sie mancher reiche Kaufmann in England gern zu einer hübschen Villa annehmen würde: auf sanftem Abhange ein freundlicher Obst- und Blumengarten; gegenüber ein großer Fahrweg an der lieblichen Wiese entlang, die von den stattlichen Bäumen des Parks beschattet wird. Das Haus selbst dagegen würde ein englischer Hauptmann auf Halbsold als eine elende Hütte betrachten, und doch genügte es für den Hofmann und Minister. Hier war der Herzog beständig bei ihm; oft saß er bis tief in die Nacht in ernstem Gespräch und schlief auf dem Sofa, statt nach Hause zu gehen. Oft kam er mit seiner Gemahlin und speiste mit dem Dichter in der einfachsten und anspruchslosesten Weise; die ganze Mahlzeit bestand einmal, wie wir gelegentlich aus den Briefen an die Stein erfahren, aus einer Biersuppe und kaltem Braten.

Es hat etwas äußerst Anziehendes, solche Züge der Einfachheit des damaligen Lebens zu verfolgen. Die eigene Hütte des Herzogs, das Borkenhaus, ist bereits beschrieben. Die Hütte, worin Goethe bei Ilmenau lebte, und die mehr als bürgerliche Bescheidenheit des Gartenhauses sind redende Beweise dafür, daß er, wenn er sein Genie dem Hofe geopfert, es wenigstens sicher nicht gethan hat, um sich Sinnengenüsse oder äußern Prunk zu verschaffen. Seinem einfachen Geschmack war jede Art von Luxus völlig gleichgültig.

Die Liebe zur Natur war es, der er diese Einfachheit und Abhärtung verdankte. Er hatte kein Bedürfnis, als sie zu empfinden. In einer Zeit, wo ein großer Teil des deutschen Bürgerstandes, besonders der Gelehrten, gegen alle Bewegung im Freien einen förmlichen Widerwillen zu haben schien, waren freie Luft und kaltes Wasser für Goethe unentbehrlich. Beim Umbau seines Gartenhauses zog er trotz der rauhen Jahreszeit nicht aus, und mit Triumph erzählt er: „ich habe wieder Fenster und kann wieder Feuer anmachen, das mir bei der Witterung sehr zu Statten kommt.“ Am 3. Mai 1777 schreibt er an die Stein: „Guten Morgen mit Spargels. Wie ist's Ihnen gestern gegangen? Mir

Digitized by Google

hat Philipp noch einen Eierkuchen gebacken, und darauf hab' ich mich in blauen Mantel gehüllt und auf die Altan an den Boden in ein trocken Winkelchen gelegt und im Blitz, Donner und Regen herrlich geschlummert, daß mir sogar mein Bett nachher fatal war." Und am 19. Mai: „Danke für das Frühstück. Hier schick ich etwas dagegen. Heut Nacht hab' ich auf meinem Altan unterm blauen Mantel geschlafen, bin dreimal aufgewacht um 12, 2 und 4, und jedesmal neue Herrlichkeit des Himmels um mich." Zu allen Tageszeiten suchte er Kraft in der freien Himmelsluft:

Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh'.

Die Bäder in der Ilm erquickten ihn selbst in tiefer Nacht Mit Hilfe von Korkstücken (die er nachher so oft als dichterische Bilder benutzt hat) lernte er schwimmen, und keine Unfreundlichkeit des Wetters konnte ihn von diesem Genusse zurückhalten. Die Ballade vom Fischer spricht den zauberischen Reiz der Flut, der uns gewaltsam in die tückische Tiefe lockt, mit wundervoller Anmut aus.

Eine kleine Anekdote möge hier Platz finden. In einer Nacht, wo der Mond ruhig auf unsern poetischen Schwimmer schien, wollte ein Bauer aus Ober-Weimar auf dem Heimwege eben über das Gatter der Schloßbrücke steigen. Goethe bemerkte ihn, und in einem Anfalle der tollen Laune, die Weimar so oft in Bewegung gesetzt hatte, gab er wilde und wunderbare Töne von sich und tauchte mit seiner weißen Gestalt und seinem langen schwarzen Haar im Wasser auf und nieder, so daß der Bauer entsetzt davonfloh, als wäre ihm ein Heer von Teufeln im Nacken.

Sechster Abschnitt.

Liebhabertheater.

„In meinem jetzigen Leben (schrieb Goethe im Januar 1777 an Lavater) weichen alle entfernten Freunde im Nebel, es mag so lang währen als es will, so hab ich doch ein Musterstückchen

Digitized by Google

des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehnes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide uud Flitter ausstaffirt, es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich."

„Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar (schrieb Merck), lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man ausspreugt, sind Lügen der Hofschranzen. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen Herrn und Diener weit; allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt Alles, und jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemandem schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?"

Seine Gegenwart war bereits in geschäftlichen Verhältnissen fühlbar geworden; nicht nur, sofern sein fürstlicher Freund sich unter seinen Einflüssen bildete, sondern auch in praktischen Maßregeln. Er hatte den Herzog veranlaßt, Herder als Hofprediger und Generalsuperintendenten nach Weimar zu berufen; was in Weimar wieder Anlaß zu Mißstimmung und Klatschereien gab, indem man erzählte, Herder habe die Kanzel gestiefelt und gespornt bestiegen. Nicht zufrieden damit, auf die höheren Kreise einzuwirken, suchte Goethe auch die Lage des Volks zu verbessern und entwarf unter anderm einen Plan zur Wiedereröffnung der Bergwerke bei Ilmenau, an die man seit Jahren nicht gedacht hatte.

Die Vergnügungen gingen mit den Geschäften Hand in Hand. Von besonderm Interesse unter den ersteren ist das Liebhabertheater, welches bald nach seiner Ankunft eingerichtet wurde. Das weimarsche Schauspielhaus war 1774 durch einen Brand zerstört worden; Seyler war mit seiner Truppe weggezogen, und die Stadt befand sich ganz ohne Bühne. Gerade damals aber war die „Wut" der Liebhabertheater auf dem Gipfel. In Berlin, Dresden, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg und Fulda waren gefeierte Liebhabertruppen. In Würzburg trug eine hochadlige

Digitized by Google

Gesellschaft den Kothurn; auf Schulen und Universitäten wurden, wie schon seit dem 16. Jahrhundert theatralische Uebungen veranstaltet.

Die weimarsche Bühne überflügelte alle. Sie hatte ihre Dichter, wie Goethe und Einsiedel, ihre Komponisten, ihre Dekorationsmaler, ihre Kostümschneider. Wer irgend ein Talent für Gesang, Deklamation oder Tanz zeigte, ward herangezogen und mußte mitwirken, wie wenn er sich sein Brot damit verdienen sollte. Die fast täglich vorkommenden Proben der Schauspiele, Opern und Ballette unterhielten und erheiterten Männer und Frauen, die froh waren, auch einmal etwas zu thun zu haben. Die Truppe war ausgesucht: die Herzogin Amalia, Karl August, Prinz Konstantin, Bode, Knebel, Einsiedel, Musäus, Seckendorf, Bertuch und Goethe, nebst Corona Schröter, Kotzebues Schwester Amalie und Fräulein Göchhausen. Sie bildeten zusammen eine wunderbare wandernde Gesellschaft, die von Weimar aus nach allen Schlössern in der Umgegend — nach Ettersburg, Tiefurt, Belvedere, selbst nach Jena, Ilmenau und Dornburg zog. Wenn die Truppe sich in Bewegung setzten wollte, erhielt Bertuch, wie Falk berichtet, noch ganz spät den Befehl, mit Tagesanbruch die Packesel oder den Küchenwagen bereit zu halten. War nur ein kleiner Ausflug beabsichtigt, so genügten drei Küchenesel, ging's aber weiter über Berg und Thal, in die Ferne, da gab es die Nacht genug zu schaffen, und alle herzoglichen Töpfe und Pfannen waren in Bewegung. Welch ein Kochen und Sieden und Schmoren! welch ein Gemetzel unter den Hühnern, Tauben und Kapaunen! Die Ilmteiche wurden nach Fischen durchstöbert, die Felder nach Rebhühnern, die Keller mußten ihre Weine hergeben. Mit Sonnenaufgang ritt die lustige Schar fort, voll übermütiger Lebenslust und reizender Aussichten. Fort ging es, durch Einsamkeiten, deren uralte Riesenbäume nur den über ihren Wipfeln ruhenden Falken oder das scheu an der Hütte des Köhlers vorüberspringende Reh zu erblicken pflegten. Fort ging es: Jugend, Schönheit, Heiterkeit, Hoffnung, ein glänzender Zug, gleich dem im Ardennerwald, wo der ernste Herzog und seine Begleiter die Sorgen und den „gemalten Pomp" der Welt „im Schatten schwermutsvoller Wipfel" zu vergessen suchten.

Die Bühne war schnell genug hergestellt. Bei Ettersburg

Digitized by Google

sind noch die Spuren der Waldbühne zu sehen, wo bei günstigem Wetter gespielt wurde. Auch ein Flügel des Schlosses war zum Theater eingerichtet. Aber Vorstellungen unter freiem Himmel waren am Beliebtesten. Zu den Proben und Aufführungen in Ettersburg wurden die Schauspieler, oft nicht weniger als zwanzig an der Zahl, in herzoglichen Wagen befördert, und am Abend, nach einem fröhlichen Schmause, der oft durch Gesänge belebt ward, begleiteten die Husaren der herzoglichen Leibwache sie mit Fackeln zurück. Da gab man Einsiedels Oper „Die Zigeuner" mit überraschender Lebenswahrheit. Scenen aus dem Götz wurden eingeflochten. Die erleuchteten Bäume, die Zigeunergruppen im Gehölz, die Tänze und Gesänge unter dem Sternenhimmel, zu denen von fern das Waldhorn erklang, gaben ein Bild, dessen magische Wirkung unvergeßlich war. Auch an der Ilm bei Tiefurt, gerade an der Stelle, wo der Fluß eine anmutige Krümmung macht, hatte man ein förmliches Theater geschaffen. Natürliche Gegenstände, wie Bäume, Fischer, Nixen, Wassergeister, Mond und Sterne, wurden hier mit dem glücklichsten Erfolge zum Mitspielen verwendet.

Der Inhalt der Darstellungen war eben so verschieden wie die Schaubühnen: zuweilen gab man französische Lustspiele, manchmal ernste Kunstwerke, oft übermütige Possen. Gelegentlich spielte man Charaden, wobei der Plan vorher bestimmt war, der Dialog aber der Eingebung des Augenblicks überlassen blieb. Einst wurde ein Schauspieler, wie das beim Improvisieren vorkommt, zu wortreich und blieb nicht bei der Sache, da stürzten andere auf die Bühne, schleppten ihn mit Gewalt hinweg und benachrichtigten die Zuschauer (wie wenn es zum Stücke gehörte), er sei plötzlich unwohl geworden. Wir besitzen noch die Umrisse eines Zauberspiels „Minervas Geburt, Leben und Thaten", das zu Goethes Geburtstage verfaßt wurde. Es war ein großartiges Schaustück, mit Musik von Seckendorf. Die Charaktere wurden nicht, wie man glauben sollte, durch Puppen, sondern durch Herren und Damen dargestellt. Die Bühne war das sogenannte kleine Kolosseum bei Tiefurt, an dessen Stelle früher eine einsame Waldhütte stand. Bei der Aufführung ward jeder Kunstgriff angewandt, um die Wirkung zu erhöhen; die Gestalten bewegten sich als Silhouetten

Digitized by Google

hinter einem durchsichtigen weißen Vorhange. Es war dieselbe Art von Schauspiel, wie es Chiron seinem Zöglinge Achill zum besten gab; „zitternde Schatten" nennen es die Alten, die Neuern „chinesische Schattenspiele". Sie waren in dieser Zeit vom Herzoge Georg von Meiningen in Weimar eingeführt worden und standen außerordentlich in Gunst.

Der Inhalt des Tiefurter Stücks ist merkwürdig: Jupiter (Maler Kraus, mit kolossalem Pappenkopf) hat die Metis verschlungen, um die Weissagung zu vereiteln, daß ihr Kind ihn vom Throne stoßen werde. Infolgedessen hat er entsetzliche Kopfschmerzen; Ganymed, der hinter ihm auf einem Adler sitzt, reicht ihm die Nektarschale; indes, die Qualen des Donnerers nehmen sichtlich zu, und Ganymed erhebt sich in die Lüfte, um Aeskulap und Vulkan zu holen. Aeskulap versucht die Heilung vergebens. Ein herbeigerufener Cyklop bewirkt ein Nasenbluten, aber ohne Erfolg. Nun kommt der mächtige Vulkan (den der Herzog selbst darstellte); mit dem Schurzfell umgürtet, in der einen Hand seinen Hammer, in der andern eine große Eisenstange, tritt er an seinen leidenden Vater heran und zersplittert mit einem gewaltigen Hammerschlage den göttlichen Schädel, aus dem Minerva, die Göttin der Weisheit (Corona Schröter), hervortritt, zuerst ganz klein, aber durch künstliche Vorrichtung rasch heranwachsend, bis endlich ihre ganze hohe Gestalt, von leichter Gaze umhüllt, dasteht. Vater Zeus empfängt sie aufs Herzlichste, und alle Götter bringen ihr reiche Geschenke dar. Sie empfängt den Helm, die Aegis und den Speer, Ganymed setzt ihr die Eule zu Füßen, und unter Musik und Chorgesang fällt der Vorhang.

Im dritten und letzten Akt war der Dichter von der mythischen Ueberliefung abgewichen. Die neugeborne Göttin liest im Buche des Schicksals und findet da den 28. August als einen der glücklichsten Tage angezeichnet. Vor dreiunddreißig Jahren, sagt sie, ward an ihm ein Mann geboren, den die Welt als einen der Weisesten und Besten verehren wird. Darauf erscheint ein geflügelter Genius in den Wolken und trägt Goethes Namenszug. Minerva bekränzt ihn und verleiht ihrem Lieblinge unter anderen Geschenken die goldene Leier Apolls und den Blumenkranz der Musen. Nur die Peitsche des Momus, auf der das Wort „Vögel" steht, wird

Digitized by Google

von der Göttin weggeworfen, während die Namen Iphigenie und Faust in Transparentfeuer in den Wolken erscheinen. Zum Schluß tritt Momus wohlgemut vor und überreicht dem Dichter das verworfene Zeichen seiner Gunst.

Das war die Eröffnung und Einweihung des neuen Tiefurter Hoftheaters. Es ist klar, daß das Stück nur den Zweck hatte, den Geburtstag Goethes, als des Direktors der Gesellschaft, zu feiern; seine Anlage gibt uns keinen ungünstigen Begriff von dem Talent und der Sorgfalt, die auf diese Unterhaltungen verwandt wurden. Bezeichnend übrigens ist es, daß, wenn Goethe zum Geburtstag der Herzogin Feste veranstaltete, Weimar seinerseits den Geburtstag Goethes mit Festen verherrlichte.

Ein anderes beliebtes Zauberstück war König Midas, das in Amaliens Briefen an Knebel vom Jahre 1781 erwähnt wird. Doch am Bekanntesten unter den für Tiefurt bestimmten Dramen ist Goethes Singspiel, die Fischerin, aus dem Sommer 1782. Der allerliebste Text, den der Erlkönig eröffnet, ist in Goethes Werken enthalten. Das Stück ward im Tiefurter Parke gespielt, zum Teil am Ufer der Ilm in der Nähe der Brücke, zum Teil auf der Ilm selbst, die mit zahlreichen Fackeln und Lampen erhellt war. Unter hohen Erlen am Flusse standen Fischerhütten verstreut; dazwischen Netze, Boote und sonstiges Gerät. Auf dem Herde Dorotheas (es war Corona Schröter) brannte Feuer. In dem Augenblicke, wo die zusammenberufenen Fischer ihre Fackeln und Besen anzündeten und sich teils in die Boote, teils am Ufer entlang zerstreuten, um das verloren geglaubte Mädchen zu suchen, erschienen die Hügel, die sich zur Ilm hinabziehen, plötzlich in glänzender Beleuchtung, die alle nahen Gegenstände bestrahlte und sich im Wasser abspiegelte, während die entfernteren Baumgruppen und Höhen im tiefsten Dunkel lagen. Die Zuschauer hatten sich sehr zahlreich versammelt, und da sie sich auf der hölzernen Brücke zusammendrängten, um das magische Spiel der Lichter auf dem Wasser zu beobachten, so brach die Brücke unter der Last, und die eifrigen Bewunderer fielen in den Fluß. Es wurde indes Niemand beschädigt. Man lachte herzlich über das unfreiwillige Bad, und der Unfall ward als ein spaßhaftes Zwischenspiel angesehen.

Bei der Aufführung von Aristophanes' Vögeln in Etters-

Digitized by Google

burg waren alle Schauspieler in wirkliche Federn gekleidet und trugen vollständige bewegliche Vogelmasken. Sie schlugen mit den Flügeln, rollten mit den Augen und parodierten die Natur auf die lächerlichste Weise. Es gab indes neben diesen Tollheiten und Schattenspielen auch Aufführungen von völlig ernsthaftem Charakter; so stellte man Goethes „Mitschuldige" mit folgender Besetzung dar:

Alceſt	Goethe,
Söller	Bertuch,
Der Wirt	Musäus,
Sophie	Corona Schröter.

Als der Leipziger Student das Lustspiel schrieb, ließ er sich wohl schwerlich träumen, daß er es einst am Hofe zu Weimar spielen würde! Ebenso führte man „Die Geschwister" auf, die Goethe im Laufe dreier Abende, wie es heißt, aus Bewunderung für Amalie Kotzebue, die Schwester des damals ganz jungen Dramatikers, verfaßt hatte. Wie Kotzebue erzählt, übernahm Goethe den Wilhelm, seine Schwester die Marianne, und ihm selbst war die Rolle des Postillons zugefallen, in der er mit nicht geringem Stolze zum erstenmal vor dem Publikum auftrat. Noch ein anderes Stück war Cumberlands „Westindier", worin der Herzog den Major O'Flaherty, der große Ekhof den Vater und Goethe den Belcour gab; der Letztere sah, wie es heißt, im weißen Rock mit Silbertressen, blauseidener Weste und blauseidenen Hosen zum Entzücken aus.

Ich darf bei dieser Aufzählung die damals erst in Prosa vorhandene Iphigenie nicht übergehen. Hier war die Besetzung:

Oreſt	Goethe,
Pylades	Prinz Konstantin.
Thoas	Knebel,
Arkas	Seidler,
Iphigenie	Corona Schröter.

„Nie werde ich den Eindruck vergessen," schreibt Hufeland, „den Goethe als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe."

Digitized by Google

Sein Spiel hatte, soviel ich ersehe, die gewöhnlichen Fehler eines Dilettanten; es war ungestüm und doch steif, übertrieben und doch kalt; er entfaltete seine schöne, klangreiche Stimme ohne Rücksicht auf die Feinheiten der bewegten Empfindung. Dagegen scheint er in komischen Rollen vortrefflich gewesen zu sein; je derber der Spaß, je wohler fühlte er sich dabei; und man kann sich seinen ganzen behaglichen Uebermuth im „Neuesten von Plundersweilern" oder in der tollen Poesie „Die geflickte Braut" vorstellen*), in der er seinem Spott über die Empfindsamkeit des Zeitalters Luft machte, seinen eigenen Werther verhöhnte und Jacobis Woldemar unbarmherzig geißelte**).

Ich habe die vereinzelten Nachrichten über diese theatralischen Hergänge ohne Rücksicht auf die Jahreszahlen nebeneinander gestellt. Welche Fülle von Genuß gewährten sie! welche angenehme gesellige Beschäftigung! welch endlose Unterhaltung bei Tisch in späteren Zeiten! Auch blieben sie nicht ohne Gewinn. Wilhelm Meister ward in dieser Zeit entworfen und zum Teil geschrieben; und wenn man an Goethes Neigung denkt, überall seine eigenen Erlebnisse zu gestalten, so wird man sich weder über den Reichtum von theatralischen Erfahrungen, den das Werk enthält, noch über den Ernst verwundern, der unter der Leichtfertigkeit verborgen liegt und vermöge dessen sich eine Darstellung, die nur dem Geschmack der Masse zu schmeicheln scheint, als ein Entwicklungsgang zur vollendetsten Bildung offenbart.

Schweinsjagd am frühen Morgen, ministerielle und diplomatische Sitzungen gegen Mittag, Proben am Nachmittag, groteske Serenaden oder Schlittschuhlauf bei Fackelschein am Abend — so gingen viele Tage hin; noch abgesehen von Bällen, Maskeraden, Konzerten, Liebschaften und Gedichten. Die Muse war im Ganzen ziemlich schweigsam, obwohl Hans Sachsens poetische Sendung, Lila, einige reizende Lieder und die kleinen Gelegenheits-

*) Sie ward in gemilderter Form als „Triumph der Empfindsamkeit" veröffentlicht. Man sehe das nächste Kapitel.

**) Jacobi sowohl als Wieland waren über seine Verunglimpfung ihrer Schriften höchlich entrüstet; doch ließen sie sich bald wieder versöhnen.

Digitized by Google

dramen gegen die Anklage des Müßiggangs Einspruch erheben. Goethe speicherte Stoff für die Zukunft auf. Faust, Egmont, Tasso, Iphigenie und Wilhelm Meister wuchsen heran.

Die Muse schwieg; aber war des Dichters Geist darum unthätig? War er bei den wundersamen und mannigfachen Scenen, die sich um ihn bewegten, nur Mitspieler und nicht auch Zuschauer? Seine Werke müssen darauf Antwort geben. Allerdings hat es Manchem geschienen, daß Goethe, indem er seine mächtigen Fähigkeiten zu unbedeutenden Opern und Festspielen verwendete, seiner Sendung und seinem Genius ungetreu geworden sei. Es wiederholt sich darin der Vorwurf Mercks gegen den Clavigo, und die Erwiderung ist ebenfalls dieselbe, wie sie dort gegeben wurde. Herder meinte, der Auserwählte müsse sich auch nur mit großen Werken beschäftigen. Dies ist die pedantische Auffassung eines Schriftstellers, der nicht begreift, daß es auch noch andere Zwecke geben kann, als die Hervorbringung großer Werke. Goethe hatte das Bedürfnis zu leben und nicht bloß zu schreiben. Das Leben erweitert sich zur Unendlichkeit durch Gefühl und Erkenntnis. Er wollte fühlen und erkennen. Die großen Werke, die er seitdem vollendet hat, — Schöpfungen, gewaltig im Entwurf, von strenger Großheit in der Ausführung, die Früchte ernster Arbeit und einsamer Abschließung, — sollten ihn jetzt wohl gegen jeden Vorwurf schützen, als habe er seine Zeit mit Nichtigkeiten vergeudet, wenn auch Herder und Merck sich nicht zu diesem Gesichtspunkt erheben konnten.

Es war seine echte Künstlernatur, seine angeborene dichterische Beweglichkeit, die ihn mit so verschwenderischer Hand die Kleinigkeiten ausstreuen ließen, über welche seine Freunde klagten. Die Poesie war bei ihm die melodische Stimme, in der sich seine ganze Menschheit ausströmte, nicht ein Gewerbe, nicht eine Pflichterfüllung. Lebendige Empfindung war Alles; die Saiten seiner zartgestimmten Natur erklangen bei jeder Berührung, bald hehr und feierlich, bald süß und leidenschaftlich, bald launig und zierlich. Er schrieb nicht des Ruhmes wegen. Er schrieb nicht, um Geld zu verdienen. Er schrieb Poesie, weil er sie gelebt hatte; er sang wie der Vogel auf den Zweigen. Jedem Eindruck offen, von der Schönheit gewaltsam entzückt, sang er, wie es der Augenblick ihm eingab, jetzt ein leichtes sorgloses Liedchen, jetzt eine einfache Ballade,

Digitized by Google

bald ein ernstes ruhiges Gedicht voll tiefer und gewichtiger Gedanken, bald eine majestätische Hymne, die aus den Tiefen seines Innern wie von Weihrauchduft umwallt emporschwebt. Naturen von mächtiger schöpferischer Thätigkeit können nicht umhin, auch Kleinigkeiten auszustreuen, wie die Pflanze neben aufgeschlossenen Blüten zugleich Knospen abwirft. Michel Angelo schuf den Moses und das jüngste Gericht: aber hat er nicht seine Meisterhand auch gebraucht, um reizende Kameen zu schneiden?

Siebenter Abschnitt.

Bunte Fäden.

Bisher hat unsere Darstellung dieser weimarschen Zeit einen vorwiegend allgemeinen Charakter getragen; denn nur so konnte ein Bild von dem Leben Goethes entstehen. Jetzt aber wird es notwendig, sein persönliches Dasein von dem Treiben seiner Umgebungen abzusondern.

Daß er der Thorheiten und Ausgelassenheiten der ersten Monate bald überdrüssig war, ist schon bemerkt worden. Wir finden ihn 1777 ruhig in seinem Gartenhause beschäftigt mit Zeichnen, Poesie, Botanik und der steten Nahrung seines Herzens — der Liebe zu Frau von Stein. Liebe und Ehrgeiz waren die Führer, die ihn durch das Labyrinth des Hoflebens leiteten. Inmitten dieser buntfarbigen Scenen, dieser dichtgedrängten Vergnügungen, dieses rastlosen Lärms vernahm er schmerzlich ergreifende Stimmen der Vergangenheit, die ihn an die unsterblichen Hoffnungen mahnten, welche einst der Sporn seines Strebens gewesen waren; tief und langsam, wie feierliche Bässe, tönten die Nachklänge der so innig gehegten stolzen Träume durch die raschen und kecken Melodien der umgebenden Wirklichkeit. In ununterbrochener Lust und Aufregung kann Niemand leben. Leere Stunden der Ermattung stellen sich ein, welche gewöhnliche Menschen mit öder Langeweile ausfüllen, edle Seelen dagegen mit thatkräftiger Erhebung über die frühere Vergeudung von Zeit und Kräften.

Digitized by Google

Der stille Einfluß von Frau von Stein ist auf jeder Seite seiner Briefe zu lesen. Soviel sich in Ermangelung der ihrigen ersehen läßt, scheint sie mit ihm kokettiert zu haben; sobald er Lust zu haben schien, ihr Joch abzuwerfen, sobald sein Betragen ein wenig kühler war, lockte sie ihn durch Zärtlichkeit zurück, und sah sie ihn wieder zu ihren Füßen, so quälte sie ihn durch Kälte. „Sie werfen mir immer vor," schreibt er, „daß ich ab- und zunehme in Liebe; es ist nicht so, es ist nur gut, daß ich nicht alle Tage so ganz fühle, wie lieb ich Sie habe." Ein andermal: „Warum das Hauptingrediens Ihrer Empfindungen neuerdings Zweifel und Unglaube ist, begreif' ich nicht. Das ist aber wohl wahr, daß Sie einen, der nicht fest hielte in Treue und Liebe, von sich wegzweifeln und träumen könnten, wie man einem glauben machen kann, er sehe blaß aus und sei krank." Daß sie ihn mit solchen angeblichen Zweifeln peinigte, ist nur zu offenbar; und wenn er fort ist, schreibt sie ihm wieder, er werde ihr teurer in der Entfernung. „Ja, lieb Gold," erwidert er, „ich glaub' wohl, daß Ihre Lieb' zu mir mit dem Absein wächst. Denn wo ich weg bin können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben, wenn ich da bin wird sie oft gestört durch meine Thor- und Tollheit. Ich hab' Sie gegenwärtig lieber als abwesend, drum könnt ich mir anmaßen, daß meine Liebe wahrer sei. Adieu." Zu Zeiten scheint er gezweifelt zu haben, ob er sie wirklich liebe oder sich nur der Anmut ihrer Gegenwart freue.

Mit diesen Zweifeln vermischt sich noch ein anderes Element, — sein leidenschaftliches Streben, Etwas zu thun, um ihrer würdig zu werden. Trotz seines Genies und seines Ruhmes hat er ihr Herz noch nicht bezwungen, sondern nur erregt. Er versuchte es, sie durch Hingebung zu besiegen. Die strenge Zurückziehung, zu der ihn seine Leidenschaft veranlaßt, erfüllte seine Freunde, die mit wahrer Unersättlichkeit nach seiner Gesellschaft verlangten, mit schmerzlichem Erstaunen.

Im Juni dieses Jahres ward seine Einsamkeit von einer der Erschütterungen heimgesucht, denen er am Wenigsten widerstehen konnte. Es war der Tod seiner Schwester Cornelia. „Leiden und Träume" lautet seine Aufzeichnung an dem Tag, an welchem er die Nachricht erhalten hatte.

Digitized by Google

Um diese Zeit übernahm er die Fürsorge für einen Knaben aus der Schweiz, Peter im Baumgarten, der von seinem Freund, dem Baron Lindau, als Pflegling angenommen worden war und, nach dem Tode des Barons, von Goethe, der zum Vormund ernannt worden, erzogen wurde.

Das Rot und Gelb des herbstlichen Laubes begann zwischen den düsteren und ernsten Fichten der Ilmenauer Berge hervorzuleuchten, und Goethe und der Herzog konnten sich nicht länger enthalten, die vielgeliebte Gegend zu besuchen, wo die Tage mit geschäftlichen und dichterischen Planen hingebracht, die Nächte mit manchem tollen Streiche durchwacht wurden. Hier tanzten sie mit den Bauermädchen bis zum Morgen; der nächste Gewinn davon war ein geschwollenes Gesicht, welches Goethe zwang, im Bette zu bleiben.

Bei seiner Rückkehr nach Weimar machte ihn einer der zahlreichen Briefe unglücklich, die ihm der Werther auf den Hals zog. Er hatte die Empfindsamkeit dichterisch verherrlicht; bald ward sie zur Mode. Melancholische Jünglinge vertrauten ihm von allen Seiten ihre Leiden und baten um Teilnahme und Trost. Nichts konnte seiner klaren und gesunden Natur mehr zuwider sein. Er schämte sich seines Werther. Er wurde unbarmherzig gegen die Wertherei. Um sich von dem Verdruß zu befreien, schrieb er die satirische Posse „Der Triumph der Empfindsamkeit". Höchst bezeichnend aber ist es für die unwandelbar liebevolle Grundstimmung seines Wesens, daß er, obschon ihm alle diese Gefühlsergüsse nur einen lächerlichen oder peinlichen Eindruck machten, bei seinem Widerwillen gegen die Krankheit doch Mitgefühl für die Kranken behielt. Den besten Beweis dafür gibt die Erzählung seiner Harzreise, die er im November und Dezember dieses Jahres unternahm. Die Ode „Harzreise im Winter" ist bekannt; der Zweck der Reise war ein doppelter: er wollte die Bergwerke besuchen und einen unglücklichen Menschenfeind kennen lernen, mit dessen Empfindelei er Mitleid fühlte. Der Herzog hatte eine Jagdpartie zur Erlegung eines großen Ebers veranstaltet, der die Gegend um Eisenach verwüstete; Goethe zog mit ihm aus, allein auf dem Wege verließ er die Gesellschaft, um seinen eigenen Plan zu verfolgen.

Digitized by Google

In Regen und Schnee, auf grundlosen Pfaden, allein, von großen Gedanken begleitet, durchritt er die einsamen Gebirge und erreichte zuletzt den Brocken. Eine glänzende Sonne beschien den reinen Schnee, wie er hinanstieg und auf das in Wolken verhüllte Land herabblickte. Die Luft der Freiheit schwellte seine Brust. Die Welt mit ihren Aeußerlichkeiten lag unter ihm; der Hof mit seinen Zerstreuungen lag in unsichtbarer Ferne, und der Dichter stand in den schneeigen Einsamkeiten nur dem majestätischen Geiste der Schönheit gegenüber, der die Natur beseelt. Da, (nach Wordsworths Ausdrucke)

hoch erhaben über dem Gewölk
Des Dampfes und dem Tosen mächt'ger Städte

verlor er sich in Träume über seine Zukunft:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken,
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Der Geier über den Morgenwolken ist (nach seiner eigenen Erklärung) ein Bild des Dichters, der von den schneeigen Höhen auf die winterliche Landschaft hinabschaut und mit „seines Geistes Auge" zwischen den Verworrenheiten des Lebens nach einem Gegenstande sucht, um seine Muse zu beschäftigen.

In den Briefen an Frau von Stein erzählt er, wie günstig dieses Leben unter einfachen Menschen, die ihn nur unter angenommenem Namen als Landschaftsmaler Weber kennen, auf seine Einbildungskraft einwirkt. Es ist wie ein kaltes Bad, sagt er. Und bei Gelegenheit seiner Verkleidung macht er die Bemerkung, wie leicht es ist, ein Spitzbube zu sein, und welchen Vorteil es über gute, einfache Leute gewährt, einen fremden Charakter darzustellen.

Doch wenden wir uns zu dem andern Zwecke seiner Reise. Der Brief des eben erwähnten Menschenfeindes war aus Wernigerode datiert und Plessing unterzeichnet. Es lag etwas Interessantes in der krankhaften Reizbarkeit des Gefühls und dem entschiedenen Talent, das sich darin aussprach. Goethe antwortete nicht, da ihn solche Erwiderungen schon öfters in unangenehme Verhältnisse

Digitized by Google

verwickelt hatten. Ein zweiter, überaus leidenschaftlicher Brief beschwor ihn noch dringender, sein Schweigen zu brechen; auch darauf schrieb Goethe nicht. Er wollte sich persönlich unterrichten, welch ein Mensch der Briefsteller sei; und unter angenommenem Namen ließ er sich bei Plessing anmelden.

Sobald dieser hörte, daß sein Besuch aus Gotha käme, fragte er eifrig, ob er nicht in Weimar gewesen sei und die ausgezeichneten Männer kenne, die dort lebten. Mit vollkommener Unbefangenheit sagte Goethe Ja und begann von Kraus, Bertuch, Musäus, Jagemann u. s. w. zu sprechen, als er ungeduldig unterbrochen ward: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?" Er erwiderte, er habe auch Goethe gesehen; und nun mußte er eine Beschreibung des Dichters liefern, die er mit großer Gelassenheit und in einer Weise gab, die sein Inkognito für scharfsichtigere Augen genugsam verraten haben würde.

Plessing erzählte ihm dann in großer Bewegung, Goethe habe einen höchst dringenden und leidenschaftlichen Brief unbeantwortet gelassen, worin er ihm den Zustand seines Innern geschildert und um Zuspruch und Beistand gebeten habe. Goethe entschuldigte sich, so gut er konnte; aber Plessing bestand darauf, ihm die Briefe vorzulesen, damit er selbst beurteilen könne, ob er eine solche Behandlung verdiene.

„Indessen (so berichtet Goethe) war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach Innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

„Da ich an mir und Andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt' ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen

Digitized by Google

zu antworten. Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben, denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören: man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde.

„Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landschaftsmaler, sagte ich, mußte dies zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet. Damit ich mich nun aber nicht in's Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese nothgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumanns-

Digitized by Google

höhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleich gestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen; denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Eben so wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

„Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte. Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

„Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wieder zu sehen; in Gefolg dessen bestellt' ich mein Pferd auf den Tages-

Digitized by Google

anbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte, welches denn der gewandte Bursche mit eigener Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag."

Später hatte Goethe Gelegenheit, Plessing gefällig zu sein; dieser suchte ihn in Weimar auf und fand da seinen alten Bekannten, den Landschaftsmaler*). Indes das eigentlich Charakteristische an der Geschichte, um dessentwillen ich sie berichtet habe, ist der gründliche Realismus Goethes, der sich darin ausdrückt; ein Realismus, der in der Natur und in ernsthafter Thätigkeit die einzige Heilung für Empfindsamkeit, Selbstquälerei und Weltschmerz sieht. Wenn der Geist sich zur Wirklichkeit wendet, so verschwinden die selbstgeschaffenen Schreckbilder, die ihn umdunkeln, wie die Schatten der Nacht im Lichte des Tages.

Im Januar des folgenden Jahres (1778) sah Goethe zweimal dem Tode ins Angesicht. Das erste Mal auf einer Eberjagd; sein Speer zerbrach beim Anlauf des Tiers, und er war in der dringendsten Lebensgefahr, kam jedoch glücklich davon. Am folgenden Tage waren er und der Herzog beim Schlittschuhlaufen und plauderten vielleicht über das gestrige Ereignis, als ein Haufen von Menschen auf dem Eise erschien und die Leiche des unglücklichen Fräulein von Laßberg getragen brachte, die sich in der Verzweiflung unerwiderter Liebe in der Ilm ertränkt hatte, ganz nahe bei der Stelle, wo Goethe am Abend zu lustwandeln pflegte. Unter allen Umständen würde ihn ein solcher Vorfall schmerzlich ergriffen haben; diesmal ward er um so tiefer bewegt, als man in der Tasche des unglücklichen Mädchens den Werther fand. Wir

*) 1778 ward Plessing als Professor der Philosophie an der Universität Duisburg angestellt, wo Goethe ihn bei seiner Rückkehr von der Campagne in Frankreich 1792 besuchte. Vielleicht interessiert es den Leser, zu erfahren, daß Plessing seine krankhafte Melancholie vollkommen überwand und einen geachteten Namen in der Wissenschaft erlangte. Seine Hauptwerke sind: Osiris und Sokrates, 1783; historische und philosophische Untersuchungen über die Denkart, Philosophie und Theologie der ältesten Völker, 1785; und Memnonium, oder Versuche zur Enthüllung der Geheimnisse des Altertums, 1787. Er starb 1806.

Digitized by Google

unsererseits pflegen einen Schriftsteller in solchen Fällen freizusprechen. Kein Mensch von gereifter Einsicht hat einem Plato den Selbstmord des Kleombrotus oder einem Schiller die Verbrechen von Räubern zur Last gelegt. Treten indes wirklich tragische Ereignisse ein, so spricht der Schriftsteller sich selbst nicht so leicht frei, wie wir es thun. Wenn sein Werk auch, bei richtiger Auffassung, nicht zum Selbstmorde führt, so ist es doch, unrichtig aufgefaßt, dessen nächste Veranlassung, und der Verfasser kann die Last dieses Vorwurfs nicht ohne weiteres von sich abschütteln.

Die Leiche wurde in das Haus der Frau von Stein gebracht, das dem Orte zunächst stand; da blieb Goethe den ganzen Tag und bemühte sich, die jammernden Eltern zu trösten. Er selbst bedurfte des Trostes. Das Ereignis erschütterte ihn tief und leitete ihn auf Betrachtungen über verwandte schwermütige Gegenstände. „Diese einladende Trauer," bemerkt er schön, „hat was gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

Bald ward er indes wieder in theatralische Leichtfertigkeiten hineingezogen. Zum Geburtstage der Herzogin sollte ein Stück gegeben werden, das vielfache Proben erforderte. Es war der Triumph der Empfindsamkeit. Das Abenteuer mit Plessing und neuerdings der tragische Todesfall des Fräulein von Laßberg hatten seinen Widerwillen gegen Wertherſche Empfindelei geschärft, und er ließ jetzt dem Spotte schonungslos die Zügel. Der Held der Posse ist ein Prinz, dessen Seele nur für Mondscheinschwärmereien und zärtliche Poesien empfänglich ist. Er vergöttert die Natur: nicht die rauhe, wilde unvollkommene Natur, deren riesenmäßige Kraft jede feinfühlige Seele erschrecken muß, sondern die zarte, rosige Natur der Bühne. Er liebt die Natur, so wie man sie in der Oper sieht. Felsen sind freilich malerisch, allein sie sind oft mit Schneediademen gekrönt, zwischen denen man sich, so schön sie auch glänzen, leicht erkälten kann; durch ihre Klüfte und Spalten heulen unruhige Winde in einer Weise, die reizbare Nerven nicht ertragen können. Der Prinz liebt den Wind nicht; Sonnenaufgang und früher Morgen sind hübsch, aber feucht; und der Prinz ist geneigt zu Rheumatismen.

Digitized by Google

Um all diese Uebelstände zu vermeiden, hat er sich eine künstliche Nachahmung der Natur verfertigen lassen, die ihn auf allen Reisen begleitet; so daß er stets in wenigen Augenblicken und vor Erkältung gesichert eine Mondscheinscene, eine sonnige Landschaft oder eine düstere Grotte haben kann.

Er ist verliebt; aber seine Geliebte ist ein Werk der Kunst, wie seine Landschaften. Weiber sind reizend, aber eigensinnig; sie können zärtlich sein, machen aber Ansprüche; deshalb hat der Prinz eine Puppe bei sich, die ebenso gekleidet ist, wie seine frühere Geliebte. Mit dieser Puppe verlebt er Stunden des Entzückens; nach ihr seufzt er; ihr gelten seine Liebeslieder.

Die wirkliche Geliebte erscheint, das Original des angebeteten Bildes. Ist er nun glücklich? Keineswegs. Sein Herz schlägt nicht rascher in ihrer Gegenwart; er erkennt sie nicht wieder; er wirft sich abermals seiner Puppe in die Arme und so triumphiert die Empfindsamkeit.

Diese „ausgesuchte Narretei" hat fünf Akte. Ursprünglich war sie weit derber und persönlicher, als sie uns jetzt vorliegt. Wie Böttiger versichert, ist kaum ein Schatten von ihrem blitzenden Humor und ihrer satirischen Laune übrig. Die Geißel des Aristophanes wurde mit kräftiger Hand über jede Art von Modethorheit in Kleidung, Sitte und Litteratur geschwungen, und die Zuschauer sahen sich selbst wie in einem Zerrspiegel. Zum Schlusse ward die Puppe geöffnet, und heraus fielen eine Menge von Büchern, die damals an der Tagesordnung waren; über alle wurden strenge und übermütige Urteile gefällt — das strengste über Werther. Ballette, Musik und komische Scenenveränderungen belebten das Stück, so daß, was uns jetzt als eine langweilige Farce erscheint, damals als ein unwiderstehlicher Unsinn bewundert wurde.

Achter Abschnitt.

Der wahre Menschenfreund.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, das Goethes Leben in dieser Epoche bietet. Seine Beschäftigungen sind mannigfach, aber

Digitized by Google

jede von ihnen, sein Zeichnen, sein Radieren, seine Theaterproben, betreibt er, als wenn es die einzige wäre. In dieser unendlichen Thätigkeit und Hingebung an das Verschiedene zersplittert er die Kräfte, die ein großartiges Werk hätten schaffen können; allein er gewinnt dafür die Fülle des Stoffs, deren er so dringend bedarf. Er schreibt um diese Zeit am Wilhelm Meister und Egmont; auch Iphigenie gestaltet sich in seiner Seele. Sein Amt gibt ihm viel zu thun; und man ist ungerecht, wenn man den Vorwurf diplomatischer Grobheit gegen Goethe ausspricht, weil er einen Brief seines Schwagers durch seinen Sekretär beantworten ließ.

Der Mann, dessen diplomatische Kälte und aristokratischer Stolz den Stoff zu so manchen rednerischen Ergüssen geliefert haben, war von allen Deutschen am eifrigsten demokratisch gesinnt, bis ihn, wie Andere auch, die Schreckensregierung in Frankreich in strengere Ansichten hineintrieb. Er liebte es nicht allein, mit dem Volke zu verkehren und dessen einfaches Leben, mit dem sein eigener bescheidener Geschmack so viel Berührungspunkte hatte, zu teilen, sondern wir finden auch in seinen vertrautesten Aeußerungen seine Zuneigung für das Volk in den herzlichsten Worten ausgesprochen. Bei einem Besuche in den Bergwerken schreibt er an die Geliebte: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leiblichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, — Ausharren in un — — un . . . ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.“ Beim Schreiben der Iphigenie stört ihn das Elend der Arbeiter in Apolda. „Hier will das Drama gar nicht fort,“ schreibt er; „es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“

In schneidendem Gegensatze dazu steht der Ausdruck seiner Verachtung für die sogenannte große Welt, wie er sie bei Besuchen an den benachbarten Höfen kennen lernte. Wenn ihn dankbare Zuneigung an Karl August, den er bildete, und an die Herzogin Louise knüpfte, für die er eine zarte, begeisterte Verehrung empfand, so war er deshalb nicht blind für die innere Hohlheit anderer Fürsten und ihrer Umgebungen. „Gute Gesellschaft hab' ich gesehn,“ sagt er,

Digitized by Google

„— — man nennt sie die gute,
Weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt."

Die ungünstigsten Eindrücke empfing er auf einer Reise nach Berlin mit dem Herzoge, im Mai 1778. Er blieb nur wenige Tage, sah den König zwischen seinen Affen, Papageien und Hunden und lernte das Treiben dieser Welt verachten. Vor den Menschen in Berlin verschloß er sich ganz und verkehrte mit Niemandem. Er erzählt, er habe in Preußen kein Wort gesprochen, das nicht hätte veröffentlicht werden können; deshalb nenne man ihn stolz und so weiter. Die Verstimmung, die sein zurückhaltendes Wesen und die Versäumnis der Besuche bei den Schriftstellern gegen ihn erregten, war, wie Varnhagen bemerkt, so groß, daß er selbst sich noch in späten Jahren nur ungern an diese Reise erinnern ließ. Was hatte auch Goethe, fragt Varnhagen, mit einem Nicolai, Ramler, Engel, Zöllner und ihren Genossen gemein? Friedrich der Große würdigte ihn keiner Beachtung. Der Geschmack des Königs ging in anderer Richtung. Seine ganze Bildung war französisch; seine Ansichten über deutsche Litteratur sprach er wenige Jahre später (1780) mit großer Offenheit aus (de la littérature allemande) und führte dabei Götz von Berlichingen als ein Beispiel der herrschenden Geschmacklosigkeit an. Die Stelle ist zu merkwürdig, um sie nicht herzusetzen. „Man sieht auf der Bühne," sagt er, „die elenden Stücke von Shakespeare in deutschen Uebertragungen, und das ganze Publikum ist außer sich vor Vergnügen über diese lächerlichen Farcen, die der Wilden von Kanada würdig wären." Das findet er indes noch nicht am Schlimmsten. Man kann einem Shakespeare seine Fehler verzeihen, „denn die Künste sind nicht gleich bei ihrer Geburt auf dem Gipfel der Reife. Aber nun erscheint neuerdings ein Götz von Berlichingen auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und verlangt mit Enthusiasmus die Wiederholung dieser ekelhaften Plattheiten."

Die beiden deutschen Kaiser, Fritz und Wolfgang, haben also keine freundschaftliche Zusammenkunft gehalten; vielleicht hätte ihre Begegnung auch nichts wesentliches fruchten können. Sie blieben

Digitized by Google

Jeder in seiner Sphäre die herrschenden Naturen. Fritz förderte die Litteratur seines Volkes nicht unmittelbar; allein der Klang seiner Trommeln weckte Deutschland aus dem Schlafe und rief die Gelehrten von ihren Arbeitstischen ans Fenster; die Nation bekam eine Ahnung von der lebendigen Welt des Handelns, in die er so mächtig eingriff.

Nach Weimar zurückgekehrt, beschäftigte sich Goethe mit verschiedenen architektonischen Studien, die auf den Neubau des Schlosses Bezug hatten, und legte die erste Hand an die Umgestaltung des Parks, aus der dessen jetzige Schönheit hervorging. Ich übergehe indessen manche Einzelheiten seiner Thätigkeit, um eine Episode einzuschalten, die gewiß das Herz jedes Lesers gewinnen wird. Man wird bemerkt haben, daß ich in meiner Erzählung nie versucht habe, Mängel zu beschönigen oder Schwächen zu verdecken. Was die Quellen mir darboten, Gutes und Schlimmes, habe ich mitgeteilt. Mängel und Unvollkommenheiten, selbst beklagenswerte Irrtümer entfremden einem Freunde unser Herz nicht; wie sollten sie einen Helden in unseren Augen erniedrigen? Das Sprichwort, für Kammerdiener gibt es keine Helden, ist von Hegel tiefsinnig dahin erläutert worden: nicht darum, weil dieser kein Held, sondern weil jener ein Kammerdiener ist. Wer nicht mit den Augen des Kammerdieners sieht, wird keinen makellosen Helden verlangen. Ich habe den ganzen Goethe hinzustellen gesucht und in der Zuversicht, daß seine Persönlichkeit als Ganzes nicht weniger Liebe als Bewunderung einflößt, keine einzelnen Züge seiner Liebenswürdigkeit und Güte hervorgehoben.

Die in Rede stehende Episode jedoch ist so charakteristisch für die Zartheit, die Größe und den Adel seiner Natur, daß schwerlich Jemand, der sie gelesen hat, ihm seine Liebe versagen wird. Von edlen Handlungen im gewöhnlichern Sinne bietet sein Leben Beispiele genug, und Riemer hat einige davon zusammengestellt (Mitteilungen über Goethe I, 102—105); doch das sind Aeußerungen des Mitgefühls, wie man sie bei einem wohlhabenden Dichter nicht anders erwartet. Daß er wohlthätig, teilnehmend, uneigennützig war und seine Güte ganz ebenso in kleinen Zügen wie in großartiger Freigebigkeit zeigte, das weiß Jeder, der mit der deutschen Litteratur ein wenig bekannt ist. Allein ein Herz,

Digitized by Google

wie es dieſe eine Geſchichte offenbart, würden Wenige unter der würdevollen Klugheit und ruhigen Selbſtbeherrſchung des Mannes geſucht haben, den man ſo oft als gemütlos bezeichnet hat.

Die Geſchichte iſt folgende: Ein Mann von eigentümlich reizbarem und argwöhniſchem Charakter, deſſen wirklicher Name noch immer ein Geheimnis iſt, — Goethe nennt ihn Kraft — war teils durch unglückliche Umſtände, teils durch eigene Schuld ins Elend gekommen. Er wandte ſich, wie manche Andere, mit der Bitte um Beiſtand an Goethe und ſchilderte ſeine Lage mit der vollen Beredſamkeit der Verzweiflung. Goethe erwiderte:

„In der Vorſtellung, die ich mir von Ihnen aus den Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu betrügen, und was mir am wehſten thut, iſt, daß ich einem Mann, der ſo genügſam verlangt, weder Hülfe noch Hoffnung geben kann. Um dieſen Teich, den ein Engel nur ſelten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her, nur Wenige können geneſen, und ich bin der Mann nicht, zwiſchen der Zeit zu ſagen: Steh auf und wandle. Nehmen Sie das wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in der Jahrszeit, wo Sie ſind, ich will in der Folge gern für eine kleine Beihülfe ſorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Gelds und wie weit Sie damit zu reichen denken. Iſt Ihnen mit einem Kleid, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, ſo ſchreiben Sie, ich habe zu entbehren.

„Nehmen Sie dieſe Tropfen Balſams aus der kompendiöſen Reiſeapotheke des dienſtfertigen Samariters, wie ich ſie gebe."

Dieſe Antwort war vom 2. November 1778. Am 11. ſchreibt er ſchon wieder; wir erſehen aus ſeinem Brief, daß er ſich entſchloſſen hatte, dem armen Schiffbrüchigen nicht bloß ein Brett für den Augenblick zuzuwerfen; nein, er nahm es auf ſich, ihn dauernd zu erhalten. Goethe ſchreibt ihm:

„Einen Ueberrock, Stiefel und Strümpfe erhalten Sie in dieſem Pack und etwas Geld. Mein Plan für Sie dieſen Winter iſt folgender:

„In Jena iſt wohlfeil leben. Ich will mich umthun laſſen nach einem Quartier, Tiſch u. ſ. w., auf's genauſte eingerichtet für jemanden (will ich ſagen), der mit einer geringen Penſion, die er

Digitized by Google

zu genießen hat, in der Stille leben will. Wenn das geschehen ist, schreib ich's Ihnen und Sie gehen hin, ziehen ein und ich schicke Tuch und Futter und Geld zu einem Rocke, den lassen Sie sich machen, und ich will dem Rektor sagen lassen, Sie wären mir empfohlen, wünschten auf der Akademie in der Stille zu leben einige Zeit, und möchten eingeschrieben sein.

„Dann müssen Sie einen leidlichen Roman erfinden, allenfalls den Titel Sekretair behalten u. s. w., sich einschreiben lassen und dann fragt niemand mehr nach Ihnen, kein Bürgermeister und Amtmann. Einen Rock von mir habe ich Ihnen darum nicht geschickt, weil man den in Jena erkennen möchte. Schreiben Sie mir erst über die Idee und wofür Sie sich allenfalls ausgeben wollen."

Die hervorgehobenen Worte zeugen von großer Vorsorglichlichkeit. Ja, alle diese Briefe Goethes beweisen die zarteste Rücksicht für die Gefühle seines Schützlings. In der Nachschrift ruft er ihm zu: „Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen." Und am 23. schreibt er:

„Ihre Briefe vom 17. und 18. November habe ich heute den 23sten zusammen erhalten, und bin ihrem Inhalt soweit zuvorgekommen, daß ich mich für jemanden, der mir empfohlen sei, der in Jena eng und still unter dem Schutze der Akademie leben wolle, um das Genaueste erkundigt habe. Bis die Antwort kommt, bleiben Sie ja in Gera ruhig, übermorgen will ich ein Päckchen an Sie abschicken und Ihnen mehr sagen.

„Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich verändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht."

Edle Worte das! In dem Munde eines Pharisäers von

Digitized by Google

Philanthropen, der, statt zu geben, Worte macht, würde eine solche Sprache etwas Empörendes haben, aber nun da wir wissen, daß die Hand, welche so schrieb

hold wie der Tag sich öffnete der Liebe,

da wir wissen, daß Goethe, trotz aller sonstigen Ansprüche, auf mehrere Jahre einen bedeutenden Teil seines Gehaltes hingab, um diesen Unbekannten aus der Not zu retten, da aus den unwiderleglichen Beweisen von Schriftstücken feststeht, daß was er schrieb, nicht hohle Worte waren, sondern der tiefe und feierliche Ausbruch eines durch und durch menschlichen Herzens, nun, sage ich, machen diese Worte unsere Herzen lauter schlagen und rufen ein Gefühl liebender Verehrung für den hervor, der sie schrieb.

Wie weise und gütig sind auch Sätze wie diese: „Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können, denn nicht der Projektmacher und Versprecher, sondern der im Geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Gut's und Dauerhaftes thun möchte.

„Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Kautelen nicht, man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt."

Der nächste Brief spricht für sich selbst:

„Ihren Brief vom 7. Dez. erhalte heut Freitags den 11. früh. Und zuerst zu Ihrer Beruhigung, Sie sollen in nichts gezwungen sein, Sie sollen die hundert Thaler haben, wo Sie sich aufhalten, nun aber hören Sie mich.

„Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Aengstlichkeit wegräsonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursache für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter

Digitized by Google

recht hübsche Leute. Man ist das Auf- und Abgehen so mancher Menschen gewohnt, daß ein einzelner nicht merkwürdig ist. Es leben viele Leute kümmerlich daselbst, daß Armuth kein Merkzeichen und Verachtung ist. Es ist doch immer eine Stadt, wo das nothwendige eh zu haben ist. Der auf dem Lande im Winter krank würde ohne Wartung, wie elend wäre das. Ferner die Leute, zu denen ich Sie wies, sind gute Hausleute, die auch um meinetwillen Ihnen gut würden begegnet sein. Bei allem, was Ihnen vorkommen konnte, war ich im Stand, Ihnen durch diesen oder jenen zu helfen. Sodann saßen Sie gewiß fest. Ich konnte Ihnen bei Ihrer Einrichtung behülflich sein, brauchte jetzt nur für Wohnung und Tisch gut zu sagen und erst nachher zu bezahlen. Ich hätte Ihnen auf Neujahr ein Weniges gegeben, das Uebrige mit Credit gemacht. Sie wären mir näher gewesen. Jeden Markttag konnt ich was schicken, manchmal an Wein, Viktualien, Geräthe, das mich nicht mehr kostete und Ihnen leidlichers Leben machte, ich hätte Sie an meine Haushaltung näher anknüpfen können. Wie fatal ist die Communication mit Gera, nie kommt was zur rechten Zeit an und kostet Geld, das Niemand genießt. Sie wären vielleicht ein halb Jahr in Jena gewesen, ohne daß sie jemand bemerkt hätte. Dies ist die Lage, die mir Jena vor allem vorziehen ließ, Sie würden eben das thun, wenn sie das Verhältniß mit ungetrübten Augen sähen. Wie wär's, wenn Sie eine Probe machten? Doch ich weiß, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Mücke irren kann und daß dagegen kein Reden hilft.

„Ueberlegen Sie's, Sie würden sich's und mir erleichtern, ich verspreche, daß Sie in Jena gut aufgehoben sein sollen. Können Sie's aber nicht über sich gewinnen, so bleiben Sie in Gera. Auf Neujahr sollen Sie 25 Thaler haben und so die Vierteljahre jederzeit pränumerirt, Ostern, Johanni und Michael. Anders kann ich meine Einrichtung nicht machen; da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, muß ich desto strenger in meiner Wirthschaft sein. Auch das, was ich Ihnen bisher gegeben habe, da es am Ende des Jahrs und ganz unerwartet kam, hat mir eine Lücke gegeben, die ich wieder flicken muß. Schreiben Sie mir doch, wie viel's war? ich habe einen Posten nicht aufgeschrieben und finde einen Verstoß in meiner Rechnung.

Digitized by Google

„Wenn Sie in Jena wären, könnt ich auch eher einigen Auftrag und vielleicht einiges Geschäft Ihnen geben, Sie persönlich kennen lernen und so weiter.

„Handeln Sie aber ganz nach Ihrem Herzen, und wenn meine Gründe nicht in Ihr Herz übergehen, Ihnen mit der Ueberzeugung nicht auch Ruhe und getrosten Muth in Jena versprechen, so bleiben Sie in Ihrer jetzigen Stille. Fangen Sie bald an, Ihr Leben zu beschreiben und schicken mir's stückweise und sein Sie überzeugt, daß mir alles recht ist, was Sie beruhigen und zufriedenstellen kann, und daß ich Jena blos wählte, weil ich auf die bequemste und leichteste Art für mich, Ihnen das leidlichste Leben zu verschaffen hoffte."

Der arme Hypochonder konnte seiner eingebildeten Befürchtungen nicht Herr werden, und statt nach Jena ging er nach Ilmenau, wo Goethe ihm eine ruhige Stätte verschaffte und Bücher und Geld zugehen ließ. Nachdem er so für seine äußeren Bedürfnisse gesorgt, forderte er ihn auf, zu geistiger Beschäftigung seine Erlebnisse und was er auf seinen Reisen beobachtet habe, niederzuschreiben, und zugleich eines anderen Schützlings von Goethe, des Knaben Peter im Baumgarten, sich anzunehmen.

Am 18. Juli 1779 schreibt Goethe, er freue sich, daß Krafts Kontrakt mit seinen Wirthen geordnet sei, „diese verlangen hundert Thaler jährlich, und ich will diesen Leuten vierteljährlich die 25 Thaler garantiren, und auch sorgen, daß Sie mit Ende Juli ein bestimmtes Taschengeld empfangen. Was ich in natura schicken kann, als Papier, Federn, Siegellack u. s. w. will ich auch thun; hier sind indeß Bücher, die ich nach der Designation zurück erbitte.

„Für Ihre Nachrichten danke ich, fahren Sie fort. Der Wunsch, Gutes zu thun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Theil davon gewährt wird.

„Nun hab ich einen Vorschlag. Wenn Sie in Ihrem neuen Quartier sind, wünscht ich, daß Sie einem Knaben, für dessen Erziehung ich zu sorgen habe (es ist der ebengenannte Peter im Baumgarten, vergl. auch oben S. 258), und der in Ilmenau die Jägerei lernt, einige Aufmerksamkeit widmeten. Er hat einen Anfang im Französischen, wenn Sie ihm darin weiter hülfen! Er

Digitized by Google

zeichnet hübſch, wenn Sie ihn dazu anhielten! Ich wollte Zeiten beſtimmen, wenn er zu Ihnen kommen ſollte; Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundlichen Unterredungen ausforſchten, mir von ſeinen Geſinnungen Nachricht gäben und auf ſein Wachsthum ein Auge hätten. Alles kommt darauf an, ob Sie eine ſolche Beſchäftigung mögen. Wenn ich von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung. Wenn Sie mir darauf antworten, will ich Ihnen ſchon nähere Weiſung geben. Sie würden mir einen weſentlichen Dienſt erzeigen, und ich würde Ihnen von dem, was zu des Knaben Erziehung beſtimmt iſt, monatlich etwas zulegen können.

„Möchte ich doch im Stande ſein, Ihren trüben Zuſtand nach und nach auszuhellen und Ihnen eine beſtändige Heiterkeit zu erhalten."

Es verdient Beachtung, mit welcher Zartheit hier Goethe andeutet, daß er Krafts Zeit nicht in Anſpruch zu nehmen denke, ohne ihn dafür zu entſchädigen. Wenn man die betreffenden Worte gehörig erwägt, ſo ſprechen ſie laut für die hohe Herzensgüte Goethes. Nur Wenige würden ſich nicht für berechtigt gehalten haben, von Jemand, dem ſie die Exiſtenz geſichert, ſolch einen Dienſt geradezu zu fordern, und dafür zu bezahlen wäre ihnen kaum in den Sinn gekommen. Aber Goethe fühlte, daß einen vielleicht beſchwerlichen Dienſt verlangen, gewiſſermaßen Wohlthätigkeit verkaufen heiße, und daß, wenn er Krafts Zeit in Anſpruch nähme, er ihn auch ſo dafür bezahlen müſſe wie jeden andern Lehrer. Auf der andern Seite bewahrte ihn ſein natürlicher Takt vor der Unzartheit, eine wirkliche Lohnarbeit daraus zu machen. Daß die Stunden bezahlt werden würden, mußte er notwendig andeuten; aber zugleich gab er zu verſtehen, daß Kraft durch die Uebernahme jener Aufgabe ihm eine Verpflichtung auferlegen werde, und ſo konnte Kraft ſeine Dankbarkeit beweiſen, konnte ſeinem Wohlthäter wohlthun und doch auch ſeinerſeits wieder eine Wohlthat empfangen. Ja, nach Leſung ſolcher Worte hätte auch ich, wie Wieland, „Goethe vor Liebe freſſen können!"

Kraft unterzog ſich der ihm geſtellten Aufgabe, und Goethe, der ihm zunächſt „Leinwand zu ein halb Dutzend Hemden", „Tuch

Digitized by Google

zu einem Kleide" geschickt und dabei gebeten hatte, ihm „alles was ihm vorkomme ohne Furcht zu beleidigen" zu schreiben, sandte ihm am 9. September folgenden Dankbrief:

„Was Sie an Petern thun, dank ich Ihnen eilends, denn der Junge liegt mir am Herzen, es ist ein Vermächtniß des unglücklichen Lindaus. Thun Sie nur gelassen Gutes an ihm. Wie Sie ihm ankommen können! Ob er liest, ob er französisch treibt, zeichnet u. s. w., mir ist alles recht, nur daß er für die Zeit etwas thue und daß ich von ihm höre, wie Sie ihn finden und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein erstes und letztes betrachten und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminirt, wird bezahlt."

In dem nächsten Briefe, vom 13. Januar 1780, dankt ihm Goethe für die Besorgung einiger Aufträge mit den Worten: „Durch Ihre Aufmerksamkeit auf diese Dinge, und Ihre Bemühungen mit Petern, leisten Sie mir einen wahren Dienst und vergelten mir reichlich alles was ich etwa für Sie gethan habe. Sein Sie wegen der Zukunft ohne Sorgen, es werden sich gewiß Gelegenheiten finden, wo Sie nützlich sein können, indeß fahren Sie wie bisher fort." Und dies schrieb er an demselben Tage, wo er von seiner Schweizerreise nach Weimar zurückkehrte! Wenn das seine Aufmerksamkeit für den Schützling bezeugt, so lehrt uns einer der nächsten Briefe, daß Goethe selbst auf den Fall seines Todes für ihn Vorkehrungen traf; „ich will Sie," schreibt er, „unter diejenigen aufzeichnen, deren Versorgung ich nach meinem Tode meinen Freunden hinterlasse." Auch muß erwähnt werden, daß Goethe über das Gute, das er that, ein tiefes Geheimnis bewahrte; selbst in seinen vertrauten Briefen an Frau von Stein wird Krafts Name nur einmal genannt, ohne Andeutung der Teilnahme, die Goethe für ihn hegte. Kurz, es fehlt nichts, um seine wahrhafte Güte voll zu machen.

Digitized by Google

Zu Anfang 1781 erhöhte er den jährlichen Zuschuß für Kraft; er sicherte ihm 200 Thaler, dann aber sollte Kraft für Alles stehen. „So viel kann ich entbehren; Sie brauchen nicht bei jeder Kleinigkeit ängstlich zu sein und können eintheilen wie Sie wollen. . . . Leben Sie wohl und lassen mir bald wissen, daß Ihre Schmerzen Sie gänzlich verlassen haben.“ Diese Zulage scheint eine Forderung um weitere Erhöhung veranlaßt zu haben, auf die dann folgende charakteristische Antwort erging:

„Sie haben wohl gethan, mir den ganzen Zustand Ihrer Seele zu entdecken; ich lege gewiß alles zurechte, so wenig ich im Stande bin, Sie ganz zu beruhigen. Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahres nicht selbst Andern Verbindlichkeiten haben will, die sich für meinen Platz am wenigsten schicken, erlaubt mir nicht das mindeste über die 200 Thaler für Sie zu thun. Diese sollen Sie richtig erhalten, damit suchen Sie auszukommen und sich nach und nach das Nöthige zu schaffen.

„Ausdrücklich behalt ich mir vor, daß Sie ohne mein Wissen und Einwilligung nicht Ihr Quartier noch den Ort Ihres Aufenthalts verändern. Jeder Mensch hat seine Pflicht, machen Sie sich das zur Pflicht Ihrer Liebe zu mir und es wird Ihnen leicht werden.

„Wenn Sie von irgend jemand borgten, würde mir es sehr unangenehm sein; eben diese unselige Unruhe, die Sie jetzt martert, hat das Unglück Ihres ganzen Lebens gemacht, und Sie sind mit 1000 Thalern nie zufriedener gewesen, als jetzt mit den 200, weil Ihnen immer noch was zu wünschen übrig blieb, und Sie sich nie gewöhnt haben, Ihre Seele in den Gränzen der Nothwendigkeit zu halten. Ich mache Ihnen darüber keine Vorwürfe, ich weiß leider zu gut, wie es in Ihnen zusammenhängt, und fühle, wie das Unverhältniß Ihres jetzigen und vorigen Zustandes Sie plagen muß. Genug aber, Ein Wort für Tausend: am Ende jedes Vierteljahrs erhalten Sie Ihre fünfzig Thaler, für's gegenwärtige soll Ihnen Seidel [Goethes aus dem elterlichen Hause mitgebrachter vertrauter Schreiber und Diener] etwas voraus geben. Schränken Sie sich alsdann ein: das Muß ist hart, aber beim muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder.“

Digitized by Google

Der nächste Brief (vom 11. November 1781) bedarf keiner Erläuterung: „Wenn Sie meinen letzten Brief nochmals unbefangen ansehen wollen, so werden Sie deutlich sehen können, daß Sie ihn falsch gedeutet haben. Sie sind weder in meiner Achtung gesunken, noch hab ich einen schlechten Begriff von Ihnen, noch hab ich die gute Meinung fahren lassen, noch hat Ihre Denkungsart in meinen Augen einen Flecken bekommen; dies sind alles übertriebene Ausdrücke, die sich ein gesetzter Mann gar nicht erlauben sollte. Indem ich auch freimüthig meine Gedanken sage, indem ich einige Züge Ihrer Denk- und Handelsart anders wünsche, heißt das gleich Sie für einen schlechten Menschen halten und das bisherige Verhältniß aufheben?

„Eben diese hypochondrische allzuweiche und gleich aus dem Maas schreitende Sinnesart, die Ihnen den letzten Brief wieder eingegeben, ist's die ich table und bedaure. Ist's schicklich, daß Sie mir sagen: ich soll befehlen, in was für einem Ton Ihre Briefe künftig sein sollen? Befiehlt man das einem ehrlichen und verständigen Manne? Ist's artig, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß Sie mein Brod essen? Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich oben aus zu sein oder zu thun, als wenn ihm das Haus über dem Kopf einfiele?

„Verdenken Sie mir doch nicht, wenn ich Sie mit dem, freilich Wenigen, was ich für Sie thun kann, auch [gerne] vergnügt und zufrieden wüßte.

„Es bleibt also, wenn Sie wollen, beim alten; ich wenigstens werde in meinem Betragen gegen Sie nichts ändern."

Der Unglückliche scheint hierdurch zur Einsicht seines Unrechts gebracht zu sein; denn obgleich von weiteren Briefen nur noch einer, aus dem September 1783, vorliegt, so dauerte das Verhältnis doch sieben Jahre lang. Es löste sich erst durch den Tod Krafts, der im Frühling oder Sommer 1785 erfolgte. Goethe sorgte für sein Begräbnis. Als Goethe das Leben des Herzogs Bernhard zu schreiben beabsichtigte, ließ er durch Kraft Auszüge aus den Archiven machen; indes fand sie Luden, als er Einsicht von ihnen nahm, gänzlich wertlos. Die letzten Worte, die uns

Digitized by Google

von Goethe an Kraft erhalten sind, lauten: „Sie haben mir schon Dienste geleistet und es findet sich auch wohl noch Gelegenheit dazu. Keine Gnade habe ich auszutheilen und meine Gunst ist nicht so wandelbar. Leben Sie wohl und genießen des Wenigen in Frieden."

Ich beneide Niemanden um seine Philosophie, der diese Briefe ohne Bewegung lesen kann. Nach meinem Gefühl enthüllen sie uns eine Natur von so ausgesucht fürsorglichem Zartgefühl, von so innig menschlicher Teilnahme für das Unglück, von einer solchen Bereitwilligkeit, dem Leiden durch Opfer abzuhelfen, wie man sie selten für Freunde, geschweige denn für Fremde bringt, daß, wenn man sie gelesen hat, die Beinamen „kalt" und „herzlos", die so oft auf Goethe angewandt werden, wie Lästerungen gegen die edelsten Gefühle der Menschheit klingen. Man beachte wohl, dieser Kraft hatte kein romantisches Interesse für die Empfindung; er hatte keine Geschichte zu erzählen, die das Herz gewaltsam ergreifen konnte; man hatte keine Subskription für ihn eröffnet; er hatte keine Koterie für sich, die sein Schicksal beweint hätte. Freundlos und unbekannt, mit sich selbst und der Welt zerfallen, enthüllte er sein Elend insgeheim dem großen Dichter, und insgeheim drückt ihm dieser die Hand, trocknet ihm die Thränen und sorgt für seine Bedürfnisse. Und das ist nicht eine einzelne Handlung, eine vorübergehende Regung des Mitleids, sondern eine sieben Jahre lang wirksame Gutheit.

Es hat für mich etwas schmerzlich Erschütterndes, daß solch ein Mann so lange Jahre hindurch als kalt und herzlos bezeichnet, ja verschrieen worden ist. Ein etwas zurückhaltendes und förmliches Betragen, ein gewisser Mangel an politischem Enthusiasmus im höhern Alter und einige in verkehrtem Sinne gedeuteten Aussprüche — das sind die Thatsachen, auf die man die wunderbare Ansicht baut, er habe wie ein olympischer Jupiter über der Menschheit gethront und auf das Leben herabgeblickt, ohne es mitzuempfinden; sein Herz sei tot für jedes edle Gefühl, sein ganzes Leben berechnende Selbstsucht gewesen. Wie ein so herzloses Wesen der erste Dichter der neuern Zeit werden, wie ein blutloser, eisiger Diplomat in seinen Werken das ganze menschliche Leben vor uns ausbreiten konnte, dies Wunder zu deuten fiel

Digitized by Google

Niemandem ein, bis Menzel auftrat und mit beispielloser Frechheit die Behauptung aufstellte, Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent gewesen und die ganze Wirkung seiner Werke beruhe auf ihrem Stil — auf einem gewissen Geschick der Darstellung! Menzel ist ein Mann, an den es vielleicht überflüssig ist eine Zeile zu verschwenden; indes der kecke Ton seiner Schrift und der Schein einer gewissen männlichen Würde bei seinen Anklagen haben diesen eine von dem Buche unabhängige Verbreitung verschafft. Meinem Urteil nach ist er völlig unfähig, einen Dichter zu würdigen. Ich würde eben so gern den ersten besten Landjunker über seine Ansicht vom Parthenon fragen. Der Landjunker würde sicher einige Kraftausdrücke in Bereitschaft haben, um seine Verachtung gegen das Gebäude an den Tag zu legen, nur würde die Roheit seiner Sprache nicht Gefühl, Geschmack und Kenntnisse ersetzen können, und ebensowenig kann Menzels Roheit die Lücken in seiner Naturanlage und seiner Erziehung ausfüllen, die ihn zum Verständnis der Kunst ein für allemal unfähig machen.*)

Das Rätsel bleibt also stehen, dem Kritiker zum Trotz: ein großer Dichter, dem alle Empfindungen, welche die Dichtung darstellt, fremd sind; — ein mächtiger Geist ohne Seele; — ein Mensch, der den Werther, den Egmont, den Faust, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea schreibt und die Freuden und Schmerzen der Menschheit nicht kennt! Will Jemand im Ernste solche Lächerlichkeiten verteidigen? Noch ist es eigentümlich, daß Jeder, der Goethe kannte, ihn lieb hatte; Kinder, Frauen, Schriftsteller, Gelehrte, Dichter, Fürsten — Alle liebten ihn in einer Weise, wie nur ein Wesen, das der Liebe würdig ist, geliebt werden kann. Selbst Herder, der gegen alle Welt verbittert war, sprach mit einer Verehrung von ihm, die Schiller in Erstaunen setzte: „Goethe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder)

*) Ich erinnere mich eines Spaziergangs, wo ich mit Carlyle über das berüchtigte „Büchlein von Goethe" sprach. Carlyle blieb plötzlich stehen und sagte mit seinem eigentümlichen Nachdruck in Blick und Ton: „Ja, es ist der Schrei des Entsetzens aller Dummköpfe, daß der Titan nicht auch ein Dummkopf war! Ein göttliches Genie und keine Faser von einem Dummkopf!"

Digitized by Google

mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens." Man hätte das Alles aus seinen Werken entnehmen können, wenn nicht die vorgefaßte Meinung von seiner Kälte und Gleichgültigkeit den Blick getrübt hätte. „In keiner Zeile," sagt Carlyle, „spricht er mit Härte über einen Menschen, kaum über eine Sache. Er kennt das Gute und liebt es; er kennt das Schlechte und Gehässige und verwirft es, aber Beides ohne Heftigkeit. Seine Liebe ist ruhig und schöpferisch, seine Verwerfung mehr angedeutet als ausgesprochen." Ausnahmen, wie jenes rückhaltlose Wort über Kotzebue und Böttiger: „die gründlichsten Schufte, die Gott erschuf", beweisen eben nur, daß er auch rechtschaffen hassen konnte, wie es einer tüchtigen Natur zukommt.

Aber so ist es im Leben; ein Gerücht, das vielleicht aus Unkenntnis oder Gedankenlosigkeit entsprang, wird durch geschäftige Bosheit verbreitet und aller Gegengründe ungeachtet zuletzt geglaubt. Gewisse Namen umschwebt ein günstiges oder ungünstiges Vorurteil, dem man sich hingibt, ohne nach dem Ursprunge zu fragen. Vielleicht darf ich hoffen, daß die redenden Thatsachen, welche ich angeführt habe, allmählich eine richtigere Ansicht über Goethes Charakter verbreiten werden.

Digitized by Google

Geschlechtstafel der Familie Goethe.

Friedrich Georg Goethe,

geb. 7. September 1657 zu Artern in der Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater Hufschmied war, seit 1687 Bürger und Schneidermeister in Frankfurt a. M.; verheiratet zum erstenmal mit Anna Elisabeth Lutz, einer Schneiderstochter († 1700), zum zweitenmal seit 4. Mai 1705 mit Frau Cornelia Schellhorn, geb. Walter (geb. 27. September 1668, begr. 28. März 1754); † als Gasthalter zum Weidenhof in Frankfurt, begr. 13. Februar 1730.

5 Söhne aus erster Ehe, von denen nur einer, Hermann Jakob, Zinngießermeister (geb. 15. Mai 1697, verh. 30 Juni 1722 mit Sus. Elis. Hoppe, begr. 31. Dez. 1761), eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterläßt: 7 Kinder, von denen 4 früh starben, nur 3 Töchter sich verheirateten.

Johann Kaspar Goethe, geb. 31. Juli 1710, † 25. Mai 1782 als kaiserl. Rat zu Frankfurt, verh. seit 20. August 1748 mit **Catharina Elisabeth Textor** (13. Febr. 1731 bis 13. Sept. 1808). Von ihren 6 Kindern starben 4 in sehr jugendlichem Alter.

Johann Wolfgang von Goethe, geb. 28. August 1749, † 22. März 1832, verh. seit 13. Juli 1788 mit **Christiane Vulpius** († 6. Juli 1816), getraut 19. Oktober 1806.

Cornelia Friedr. Christiane, geb. 6. Dezember 1750, † 8. Juni 1777 zu Emmendingen; verh. seit 1. November 1773 mit Joh. Georg Schlosser (geb. 1739, † 1799 zu Frankfurt).

Julius August Walther von Goethe, geb. 25. Dezember 1789 in Weimar, † als Geh. Kammerrat 28. Oktober 1830 in Rom; verheiratet im April 1817 mit Ottilie von Pogwisch.

Maria Anna Luise Schlosser, geb. 28. Oktober 1774, † 28. September 1811, verh. 1795 an Nicolovius in Eutin.

Elisabeth Catharina Julie Schlosser, geb. 10. Mai 1777, † 5. Juli zu Emmendingen.

Walther Wolfgang von Goethe, geb. 9. April 1818, † 15. April 1885.

Wolfgang Max von Goethe, geb. 18. September 1820, † 20. Januar 1883.

Alma von Goethe, geb. im Oktober 1828, † 1844.

Digitized by Google

Geschlechtstafel der Familie Textor.

Georg Weber,
Bürger zu Weikersheim, einem Städtchen im Jaxtkreise bei Mergentheim.

|

Wolfgang Weber,
Hohenloheſcher Rat und Kanzleidirektor zu Neuenſtein, trug nach der gelehrten Unſitte ſeiner Zeit ſeinen Geſchlechtsnamen ins Lateiniſche über und nannte ſich Textor.

|

Johann Wolfgang Textor,
geb. zu Neuenſtein, bis 1690 Vizehofrichter und Präſes-Vikarius beim kurfürſtlichen Hof- und Ehrengericht in Heidelberg, von da Konſulent und erſter Syndikus in Frankfurt a. M., † daſelbſt 27. Dezember 1702.

Chriſtoph Heinrich Textor, kurpfälziſcher Hofgerichtsrat und Advokat, † 1717.	**Johann Nikolaus Textor,** Oberſt und Stadtkommandant, ſeit 1737 mit einer verwitweten v. Backhauſen, geb. v. Klettenberg, vermählt.

Johann Wolfgang Textor, geb. 12. Dezember 1693, † 8. Februar 1771 als kaiſerl. Rat und Stadtſchultheiß zu Frankfurt; vermählt mit Anna Margarete Lindheimer, Tochter des Dr. Cornelius Lindheimer, Prokurator des Kammergerichts zu Wetzlar (geb. 31. Juli 1711, † 18. April 1783).

Katharina Eliſabeth, geb. 13. Februar 1731, † 13. September 1808, verh. ſeit 20. Auguſt 1748 an des Dichters **Vater, Rat Goethe.**	**Johanna Maria,** geb. 1734, verh. ſeit 11. November 1751 an den Materialhändler Melber in Frankfurt.	**Anna Maria,** geb. 1738, verh. ſeit 2. November 1756 an den Prediger M. Stark in Frankfurt.	**Johann Joſt,** geb. 1739, † 19. September 1792 als Schöff zu Frankfurt.	**Anna Chriſtiane** geb. 24. Oktober 1743.

Digitized by Google

Anhang.

Ein lateiniſches Geſpräch, welches Goethe in ſeinem achten Jahre verfaßte

PATER et FILIUS. Jan. 1757.

F. Licetne tecum ire in cellam vinariam?

P. Immo licebit: utprimum dixeris, quid illic facturus sis.

F. Audio, quod vina replenda sint, cujus rei notionem veram habere cuperem.

P. Astute, latet sub hoc quid monstri: dic verum.

F. Ingenue fatear: volupe est tandem aliquando videre lapidem fundamentalem et clausularem.

P. Sequere me, voluntati tuae in utroque satis fiet.

F. Lubens sequar. Verum ecce sumus ad scalas. Quae tenebrae Cimmeriae, sepulcrum ipsum non potest esse obscurius.

P. Mitte hanc, hac vice, funestam imaginem: descende mi fili provide et mox infra lucem invenies.

F. Rectissime: jamjam omnes res circumjacentes video, ut, ahena, ollas, doliola, orcas, labra e. i. g. a.

P. Exspecta paulisper, plura adhuc eaque clariora hactenus tibi patefient.

F. Profecto, clarum illud perpausillum quod per cellae spiraculum intrat illuminat omnia.

P. Ubinam igitur opinaris, genio tuo satisfacere.

F. Lapidem quidem, quem dicunt, clausularem super caput meum optime cerno, at lapidem fundamentalem reperire non licet.

P. Ecce in isto angulo in murum inclusus eminet.

F. Video et recordor, illum multis solenitatibus adhibitis a me eo collocatum fuisse.

Digitized by Google

P. Potesne alia atque alia eodem tempora gesta, tibi revocare in memoriam.

F. Quidni: Me ipsum video scilicet in abisso ut murarium amictum spatulam manu tenentem magnoque murariorum sociorum agmine stipatum, lapicida latus meum claudente.

P. Nihilne amplius tunc eveniebat?

F. Quod sic. Primarius nempe eorum murariorum Ciceronem (ut solent) agere voluit, cui tamen concione vix coepta vox faucibus haesit, steteruntque comae quas prae pudore sisi evellere non cessavit spectatoribus interim eum deridentibus.

P. Quid boni nunc ad hunc lapidem cogitas, quem intueri adeo anhelasti?

F. Cogito mecum et opto, ut iste haut prius quam cum mundi ipsius interitu universali de loco suo moveatur.

P. Id soli Deo committendum esse certe scio. Tu vero progredere mecum ulterius.

F. Papae, quam commode nobis ex hac in majorem transire licet cellam multa sane opera multoque oleo constiterit usque dum haec apertura conficeretur.

P. Rem acu tetegisti: adde adhuc periculum, quod operarii iniverunt, inprimis in extruendis, quas hic vides, scalis primariis, ubi tota fere haec fornix fulcris innumeris sustinebatur.

F. Et tamen in tantis periculis habitationem ipsi non mutavimus. O salutarem inscitiam! etenim si ego hoc scivissem, non tam secure in utramvis aurem dormivissem.

P. An nescis, quam dulce sit, praeteritorum meminisse periculorum.

At, mi fili, respice nunc et alterum scopum, quomodo videlicet implentur dolia.

F. Hem, quid hoc sibi vult, quod tantum vini singulis doliis infundatur; quorsum igitur abit, cum in hac re teneamus modum.

P. Optime animadvertis, scito igitur, vina in dies etiam non utendo sese consumere, quae, nisi dicta ratione restituerentur, omnia tandem evanescerent.

F. Atqui, hoc pacto consultius esset, istam absumtionem utendo atque fruendo praevenire, quam ab illa praeveniri, nam quid prodest cella vinis plena, si in auram abirent.

P. Stulte! huic decremento minori, ut vides, sumtu, obviam eundum est.

F. Do manum: sed quae vina his in doliis asservantur.

Digitized by Google

P. Docta (!) quidem est haec ignorantia, hoc tamen habeto, quod multos annos computent propterea que rarissima sint, idque tibi dico, ut aliquando illis moderate utaris et in seram posteritatem illa transferri quoque studeas.

F. Curabo: sed pace tua scire velim, utrum id vini genus forsan sit, quod Theologicum vocari tribusque istis literis, C O S indicari solent (!).

P. Eia quam facete respondes. Boni isti Theologi multum in hac re pati debent, cum tamen plerique eorum ab illis bibendis abstinere cogantur.

F. Hoc quoque verum est, quare iidem illud dicterium in Jureconsultos referre amant.

P. Haec sufficiant.

Die Felicitationes novae (neue Glückwünſche), die, ebenſo wie das vorher mitgeteilte Geſpräch, aus Goethes Knabenzeit ſtammen, beweiſen nicht bloß des Knaben Fortſchritte im Lateiniſchen und Griechiſchen, ſondern laſſen auch einen Blick thun in den Gedankengang, der ſeine Studien leitete. 5 von den 7 lauten ſo (Schreibart und Accentuation ſind getreu beibehalten):

1. Optu ut sit hic dies benedictionis ac pacis.
   Εὔχομαι ἵνα αὐτὴ ἡ ἡμέρα τῆς εὐφρεσίας καὶ τῆς εἰρήνης ἦ.
   Ich wünſche, daß dieſer Tag ein Tag des Segens und des Friedens ſei.
2. Opto ut transigas hunc diem sanitate optima in pace et salute.
   Δέομαι, ἵνα διάγῃ αὐτὴν ἡμέραν ἐν ὑγεία κρατιστῃ εἰρήνῃ καὶ σοτηρία.
   Ich bitte, daß du dieſen Tag bei beſter Geſundheit in Frieden und Heil verbringeſt.
3. Precor ut hunc diem transmittas in spe et potentia Spiritus sancti.
   Εὔχομαι, ἵνα διάγῃ δότὴν ἡμεραν ἐν ἐλπίδα καὶ δονάμει τοῦ πνεύματος ἁγίου.
   Ich wünſche, daß du dieſen Tag in Hoffnung und Kraft des heiligen Geiſtes verlebeſt.
4. Hodie omnia juxta fatum fient.
   Σήμερον πάντα ἐπὶ Θεὸν γηνοιτο.
   Heute gehe Alles nach Gottes Führung.

Digitized by Google

5. Deus omnipotens animam cum corpore servet ut possis curis semper adesse tuis.

Θεὸς ὁ παντοκράτωρ τὴν ψοχὴν μετὰ σὸματι σώσει ἵνα δώνῃ ταῖς μερίμναις του παρεῖναι.

Der allmächtige Gott bewahre die Seele ſamt dem Körper, damit du immer deinen Sorgen obliegen könneſt.

POSITIONES JURIS

Quas auspice Deo inclyti jureconsultorum ordinis consensu pro licentia

Summos in utroque jure honores rite consequendi, in Alma Argentinensi die VI. Augusti M.DCC.LXXI,

h. l. q. c.

Publice defendet

JOANNES WOLFGANG GOETHE.

Moeno-Francofurtensis.

---

1. Jus naturae est, quod natura omnia animalia docuit.

2. Consuetudo abrogat et emendat legem scriptam.

3. Idonea cautio fit tam per pignora, quam per fidijussores.

4. Pactum contractibus bonae fidei adjectum parit actionem; sed stricti juris contractibus appositum actionem non producit.

5. Prodigus non ipso jure, sed Magistratus sententia bonorum administratione interdicitur, et post interdictionem promittendo, ne quidem naturaliter obligatur.

6. Illiterati et juris imperiti judices non esse possunt.

7. Transactio super re certa vel judicata fieri non potest.

8. Servitute imposita, ne luminibus officiatur, tam de futuris, quam de praesentibus luminibus cautum censetur.

9. Testator non potest usufructuario remittere cautionem fructuariam earum rerum, quae usu consumuntur, in praejudicium haeredis.

10. Publiciana actio cum rei vindicatione in eodem libello conjungi potest.

11. In stricti juris actionibus fructus non veniunt nisi a tempore litis contestatae.

12. Subscriptio instrumenti non continuo obligat scribentem.

Digitized by Google

13. Res hostium legari potest.

14. Creditor pignus naturaliter possidet.

15. Urbanum praedium distinguit a rustico, non locus, sed materia.

16. Remedium L. 2. Cod. de Rescind. Vendit. non habet locum in transactione.

17. Sola praestatio usurarum longo tempore facta non inducit obligationem usurarum in futurum.

18. Societas solvitur morte, heresque socii in societate non succedit.

19. Pro vino vel frumento mutuato reddi non potest pecunia invito creditore.

20. Reus non tenetur actori edere instrumenta vel rationes ad intentionem ejus fundandam; sed actor res ad probandam exceptionem edere tenetur.

21. Favorabiliores rei potius quam actores habentur.

22. Furti tenetur cujus ope vel consilio tantum furtum factum est.

23. Qui legat certam fructuum quantitatem, si non nascatur tantum, quantum legabit, haeres ad prestationem totius tenetur.

24. Testamentum, quo posthumus praeteritus vivo testatore decedit, valet.

25. Fructus et usurae legatorum a tempore morae debentur.

26. Liberi et liberti non restituuntur in integrum contra parentes et patronos.

27. Redditio chirographi facta a creditore debitori, inducit remissionem debiti, pignoris vero restitutio non idem.

28. Usufructus non dominii pars sed servitus est.

29. Quando nihil pactum est de distrahendo pignore, creditor nihilominus post unam denunciationem pignus vendere potest.

30. Suspectus tutor ob latam culpam remotus non fit infamis.

31. Dominium sine possessione acquiri non potest.

32. Actionis verbo non continetur exceptio.

33. Privilegia realia transeunt ad haeredes, non personalia.

34. Major annis XVII. potest esse procurator ad litem.

35. In contractibus nominatis non datur condictio ob rem dati.

36. Unica interpellatio constituit debitorem in mora.

37. Venditor etsi fundum simpliciter vendat, tamen eum liberum a servitute praestare tenetur.

38. In contractibus jus accrescendi non habet locum.

Digitized by Google

39. Etiam ob latam culpam juratur in litem, et lata culpa sub dolo continetur in civilibus causis.

40. Nec Urbanae nec rusticae servitutes oppignorari possunt.

41. Studium Juris longe praestantissimum est.

42. De omnibus quae palam fiunt judicat Jurisconsultus, de occultis Ecclesia.

43. Omnis legislatio ad principem pertinet.

44. Ut et legum interpretatio.

45. Consuetudo legi non derogat.

46. Salus reipublicae suprema lex esto.

47. Non usus sed utilitas gentium jus gentium constituit.

48. Judici sola applicatio legum ad casus competit.

49. Legum corpus nunquam colligendum.

50. Tabulae potius conscribendae, breves verbis, amplae argumento.

51. Interpretationes a principe factae separatim colligendae, neque cum tabulis fundamentalibus confundendae.

52. Sed qualibet generatione, vel novo quodam regnante ad summum imperium evecto, abrogandae, atque novae interpretationes a principe petendae videntur.

53. Poenae capitales non abrogandae.

54. Lex Saxonica, quae non nisi confessum et convictum condemnari vult, lex aequissima, effectu crudelissima evadit.

55. An foemina partum recenter editum trucidans capite plectenda sit? quaestio est inter Doctores controversa.

56. Servitus Juris naturalis est.

Digitized by Google

Goethes

Leben und Werke.

Siebzehnte Auflage.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethes
Leben und Werke.

Von

G. H. Lewes.

Autorisierte Uebersetzung von Dr. Julius Frese.

„Goethes Herz, das nur wenige kannten, war
„so groß wie sein Verstand, den alle kannten."
Jung Stilling.

Siebzehnte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1896.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

Fünftes Buch.

Krystalle.

1779 bis 1793.

Erster Abschnitt.

Wiedergeburt.

Seite

Uebergang vom Jüngling zum Mann. Die Iphigenie in Prosa. Die Prosawut 3

Zweiter Abschnitt.

Iphigenie.

Die Iphigenie für eine griechische Tragödie zu halten, ist eine falsche Auffassung. Die griechischen Dramatiker lassen die tiefsten und dunkelsten Leidenschaften spielen. Gegensatz zwischen Goethe und Euripides. Die Iphigenie ist kein griechisches, sondern ein deutsches Drama; kein Drama, sondern ein dramatisches Gedicht. Vergleichung der Goetheschen Iphigenie mit der des Euripides . . 7

Dritter Abschnitt.

Fortschritt.

Goethes amtliche Wirksamkeit. Erhebung zum Range eines Geheimen Rats. Reise nach Frankfurt und Straßburg mit Karl August. Wiedersehen mit Friederike, mit Lili. Reise nach der Schweiz. Rückkehr nach Weimar. Veränderte Lebensweise. Leidenschaftliches Betreiben naturwissenschaftlicher Studien. Goethe wendet sich allmählich einem ernsthaftern und bestimmtern Lebensplane zu. Wachsende Neigung zu Frau von Stein. Gelegentliche Zwistigkeiten mit Karl August. Goethe erkennt die Dichtkunst als seinen wahren Lebensberuf 20

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen für Italien. Seite

Geburt eines Erbprinzen. Goethes Gedicht „Ilmenau". Vermehrung seiner Amtsgeschäfte. Harzreise mit Fritz von Stein. Arbeitet am Planetentanz. Seine Rede bei Wiedereröffnung des Ilmenauer Bergbaues. Entdeckung des Zwischenknochens beim Menschen. Naturhistorische Studien. Ausgedehnte Wohlthätigkeit. Veränderungen in der weimarischen Gesellschaft. Trennung von Jacobi. Goethes Entrüstung über Lavaters Heuchelei. Verstärkte Sehnsucht nach Italien. Heimliche Abreise 31

Fünfter Abschnitt.

Italien.

Goethe in Italien unter falschem Namen. Die „italienische Reise". Seine Freude an der Gegenwart, nicht an der Vergangenheit. Aufenthalt in Venedig und Rom. Kunstenthusiasmus. Goethe sucht das Geheimnis der Pflanzenformen zu entdecken. Weimar murrt indessen. — Goethe in Neapel und Umgegend. Besucht Palermo; Cagliostros Verwandte. Rückkehr nach Rom. Schriftstellerei. Wirkung seiner italienischen Reise. Ergebnis seiner Kunststudien. Verliebt sich in eine junge Mailänderin. Rückkehr nach Weimar 50

Sechster Abschnitt.

Egmont.

Egmont ein allgemeiner Liebling, aber kein Meisterstück; eine dialogisierte Erzählung, kein Drama. Egmonts Charakter ein Typus reiner Menschlichkeit. Stoff, Bau und Inhalt des Stücks. Kritik desselben 62

Siebenter Abschnitt.

Heimkehr.

Trübe Stimmung bei der Rückkehr nach Weimar. Sein Brief aus Italien an Karl August. Erleichterung seiner Amtsgeschäfte. Rascher Fortgang der Krystallisation. Erkalten des Verhältnisses zu Frau von Stein. Erste Begegnung mit Schiller. Weiter Abstand zwischen den beiden. Verschiedenheit ihrer äußern Stellung 69

Achter Abschnitt.

Christiane Vulpius.

Christianens Gesuch an Goethe. Ihre Herkunft, Erziehung, bürgerliche Stellung; Aeußeres und Inneres. Ihr Verhältnis zu Goethe. Die römischen Elegien. Inwiefern ein Dichter über die

Digitized by Google

Seite

stehenden Rücksichten der Schicklichkeit seiner Zeit sich hinwegsetzen darf. Goethes Liebe zu Christiane. Die Gesellschaft in Weimar mißbilligt das Verhältnis. Bruch mit Frau von Stein. Goethes Briefe an sie. Spätere Aeußerungen 77

Neunter Abschnitt.

Tasso.

Der Tasso eine Reihe tadelloser Verse, kein Drama. Der Stoff rein psychologisch. Uebersicht über den Inhalt des Stücks . 89

Zehnter Abschnitt.

Goethe als Naturforscher.

Philosophische, wissenschaftliche und Kunststudien. Seine Abhandlung über die Metamorphose der Pflanzen; wird zuerst kalt aufgenommen. Anerkennung seiner Arbeiten durch St. Hilaire. Allgemeine Anerkennung seiner Entdeckung. Seine botanischen und anatomischen Studien sind im großen Stil. Seine Bemühungen in der Optik sind verfehlt. Er mißversteht Newtons Theorie. Veröffentlicht die „Beiträge zur Optik"; sie finden Widerspruch; Goethes Hartnäckigkeit und Reizbarkeit. Die „Farbenlehre". Seine Erklärungen der Erscheinungen der Strahlenbrechung. Sein Irrtum entspringt daher, daß er die Anwendung der Mathematik in der Optik verwarf; sucht sie durch Beobachtung und Geist zu ersetzen; hatte überhaupt von Natur für die konkrete Erscheinung Sinn, nicht für Abstraktionen. An einer Widerlegung Newtons versucht er sich nirgends. — Seine Erfolge in den organischen Wissenschaften. Kein Metaphysiker, aber ein Denker. Seine Entdeckung des Zwischenknochens. Anwendung der vergleichenden Methode. Die Morphologie; die Vertebraltheorie; die Metamorphose der Pflanzen. Die Theorie der Metamorphose ist später durch die Zellentheorie beschränkt. — Goethes Gedanke einer allgemeinen Grundform. Vergleichung seiner Entdeckung mit der von Kaspar Wolff. Goethe nimmt eine Verfeinerung der Pflanzensäfte, Wolff eine Verminderung derselben an. Das Gesetz des Wachstums und der Fortpflanzung hat Goethe klar erkannt. Einwurf gegen die morphologische Theorie. An die Stelle des Begriffs der Metamorphose tritt der der Ersetzung. Goethes Bemühungen um die vergleichende Anatomie. Die objektive Methode. Das Gesetz der Entwicklung hat Goethe erfaßt und angewendet. Auch das Gesetz der Teilung der Arbeit im tierischen Organismus liegt schon bei Goethe ausgesprochen. Seine „Einleitung in die vergleichende Anatomie". Das „allgemeine Bild". — Wiefern Goethe auf die Entdeckung der Vertebraltheorie für die Schädelbildung Anspruch hat. Okens Angriff. Goethe hat die Idee gehabt, aber Oken ist der eigentliche Entdecker 97

Digitized by Google

Elfter Abschnitt.

Die Campagne in Frankreich. Seite

Goethe zum zweitenmal in Italien. Die venetianischen Epigramme. Rückkehr nach Weimar. Seine Freitag-Abende. Der Großkoptha. Die Legitimität führt Krieg für Ludwig XVI. Goethe begleitet seinen Herzog zur Armee. Ist gegen Politik gänzlich gleichgültig, mit den Grundsätzen der Revolution im Widerspruch, ohne Teilnahme für die Royalisten. — Seine Schrift über diese Campagne 133

Zwölfter Abschnitt.

Wieder in der Heimat.

Sein Haus am Frauenplan. Einrichtung desselben. Das Arbeitszimmer, die Bibliothek, das Schlafzimmer. — Freundschaft mit Heinrich Meyer. — Der Bürgergeneral. Die Aufgeregten. Reineke Fuchs 144

Sechstes Buch.

Freundschaft mit Schiller.

1795 bis 1805.

Erster Abschnitt.

Die Dioskuren.

Die Freundschaft der beiden Dichter ein edles Schauspiel. Ihre gründliche Verschiedenheit; ihre äußere Erscheinung; Gemeinsames; Berührungspunkte. Beide nahmen es mit der Kunst gleich ernst. Aehnlichkeit ihres Entwicklungsganges. Goethe durch Schiller zur Poesie zurückgeführt. Wie Goethe seinen Nebenbuhler anerkannte, wie er Schiller lobte. — Allgemeine politische Indifferenz in Weimar. — Zustand der deutschen Litteratur. Schiller gibt die „Horen" heraus; Goethes Beteiligung; abermalige Begegnung; Schiller „zieht die Summe des Goetheschen Geistes"; rasches Erblühen ihrer Freundschaft. Wohlthätiger Einfluß Schillers auf Goethe. Neue dichterische Entwürfe. Die „Horen" haben keinen Erfolg. Die Xenien. Gewaltiges Aufsehen 151

Zweiter Abschnitt.

Wilhelm Meister.

Philosophische Kunstkritik in Deutschland und Protest des gesunden Menschenverstandes. — Goethes ursprünglicher Plan für

Digitized by Google

Seite

den Meister. Abänderungen desselben. Schillers Einwendungen. Zwiefache Beziehung des Romans auf das Schauspielerwesen und auf die Erziehung. Die Charaktere im Roman. „Künstlerischer Atheismus." Angebliche Unsittlichkeit des Wilhelm Meister; er hat im Gegenteil seine tiefe und gesunde Moral. — Die „Bekenntnisse einer schönen Seele". — Die Kritik über Hamlet. — Schillers hohes Lob 163

Dritter Abschnitt.

Die romantische Schule.

Gegenseitige Einwirkung der beiden Dichter aufeinander. Die Philosophie schadet der deutschen Litteratur. Charakter der romantischen Schule in Deutschland. Schlegel, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Solger. Die Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Uebersetzung. Hinneigung der Romantiker zum Katholicismus, seinen Legenden und Märtyrern; allgemeine Begeisterung für den Mysticismus; die Kunst soll der Religion dienen. — Theoretische Untersuchungen Goethes und Schillers. Goethes schriftstellerische Arbeiten. Er überläßt dem Freunde seinen Plan zum Wilhelm Tell 174

Vierter Abschnitt.

Hermann und Dorothea.

Die Geschichte, welche diesem Epos zu Grunde liegt. Inhalt und Charakter des Gedichts. Treue Schilderung des Landlebens. Objektive Zeichnung der Scenerie. Rein menschliches Dasein ist der Gegenstand der Darstellung. Schöne Klarheit des Stils. — Finessen deutscher Aesthetiker 180

Fünfter Abschnitt.

Goethe als Theaterdirektor.

Das weimarische Theater ein Hoftheater. Der dramatischen Kunst ist die Mitwirkung der Nation unentbehrlich. Goethes und Schillers Grundirrtum, sich nur an die kleine Zahl der Gebildeten zu wenden. Das Theater muß beides, unterhalten und belehren. Goethes Versuche mißlangen, weil er die öffentliche Meinung verachtete. Die Jenenser Studenten im Theater in Weimar. Goethe versucht das Publikum in den Aeußerungen seines Beifalls oder Tadels gewaltsam zu beschränken. Rücksichtslose Behandlung der Schauspieler. Diese verehren ihn dennoch. — Schwierigkeiten der Leitung. Wirkung der gemeinsamen Thätigkeit Goethes und Schillers. Aufführung des Wallenstein. Devrients Kritik über das weimarische Theater. Schwierigkeiten in der Aussprache der Worte und in der Deklamation des Verses. Wie weit man von

Digitized by Google

Seite

der Natur abkam. Wiederaufnahme der französischen Tragödie. Goethe kein Dramatiker. Seine Bearbeitung von Shakespeares Romeo und Julia, und was er daran verdarb. Nach Schillers Tode nimmt Goethes Interesse für das Theater ab. Der Hund des Aubry. Karl August entläßt den Dichter von der Leitung des Theaters in verletzender Form 194

Sechster Abschnitt.

Schillers letzte Jahre.

Goethes Lebensweise. Zahlreiche Besuche; ihre Aufnahme. Bürger und Heine. Jean Pauls Schilderung der beiden Dichter. Parteinahme im Publikum für den einen oder andern. Kotzebue sucht vergebens Unfrieden zwischen ihnen zu stiften. Herders Eifersucht auf Schiller; sein Tod. — Goethes „Natürliche Tochter". — Frau von Staël kommt nach Weimar. — Goethes und Schillers Krankheit. Schillers Tod. Goethes Trauer; herrlicher Nachruf an den Freund 208

Siebenter Abschnitt.

Faust.

Die allmähliche Entstehung des Faust. Das Problem unserer geistigen Existenz und das Bild unseres bürgerlichen Lebens. Aehnlichkeit zwischen Faust und Hamlet. Die Popularität des Hamlet hat eine zwiefache Ursache: geistige Größe und dramatische Mannigfaltigkeit. Popularität und verschwenderischer Reichtum des Faust. Die sogenannte „Idee" des Faust ist nicht so wichtig als die Mittel, durch die seine Wirkung erreicht wird. Inhalt des Stücks. Die beiden Vorspiele; ihre Notwendigkeit, ihr Zweck. Die Scenen des Faust im einzelnen. — Warum der Faust beim ersten Lesen nicht befriedigt, je länger je mehr fesselt und bezaubert. — Marlowes „Faustus" und Calderons „wunderthätiger Magus"; Maler Müllers „Faust". — Ein Beispiel verfehlter Kritik. Goethe selbst gibt den Schlüssel zum Faust. — Im Faust ist das Problem nur hingestellt, nicht gelöst 222

Achter Abschnitt.

Die lyrischen Gedichte.

Goethes Vielseitigkeit thut seinem Ruhm Eintrag. Seine Poesie ist vollendet, die Prosa bisweilen schwach. Der Zauber seiner lyrischen Gedichte; ihre ungekünstelt natürliche Sprache; ihre einfachen Bilder. Der Fischer, die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere, der Erlkönig. Sie tragen ihre Melodie in sich 263

Digitized by Google

Siebentes Buch.

Sonnenuntergang.

1805 bis 1832.

Erster Abschnitt.

Die Schlacht bei Jena.

Seite

Goethes Einsamkeit nach Schillers Tode. Besuch von Jacobi. Bekanntschaft mit Friedr. Aug. Wolff; mit Gall, dessen Schädellehre er zu schätzen weiß. — Die Schlacht bei Jena; Weimar wird geplündert; in Goethes Hause französische Einquartierung; eine Nacht voll Unruhe und Gefahr; Christiane beschützt ihn. Mutiges Benehmen der Herzogin Luise. Napoleons Wut gegen den Herzog. Ein patriotischer Ausbruch Goethes. Er heiratet Christiane. Was die Welt dazu sagte. Wie sich Frau von Goethe benahm . . . 271

Zweiter Abschnitt.

Bettina und Napoleon.

Weimar kommt wieder zur Ruhe. Bettina besucht Goethe. Ihr Charakter. Das wahre Sachverhältnis ihrer Beziehung zu Goethe. Er verbietet ihr sein Haus. Ihr „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" ist ein Roman. — Napoleon auf dem Erfurter Kongreß; empfängt Karl August, Goethe und Wieland. Seine Unterhaltungen mit Goethe. Schmeichelhafter Eindruck auf diesen. Beethovens gesuchte Unabhängigkeit und Goethes angebliche Servilität 277

Dritter Abschnitt.

Die Wahlverwandtschaften.

Goethes Leidenschaft für Minna Herzlieb in Jena. Die Wahlverwandtschaften; die Geschichte und der Charakter dieses Romans. Uebersichtliche Kritik. Minna Herzlieb verheiratet sich. Goethes Mutter stirbt 288

Vierter Abschnitt.

Politik und Religion.

Goethes Bekanntschaft mit Beethoven. Wieland stirbt. Deutschlands Erhebung gegen Napoleon. Goethes Gleichgültigkeit in politischen Dingen; sein künstlerischer Ernst. Vorwurf der Irreligiosität. Wechsel in seinen religiösen Ansichten. Abneigung gegen

Digitized by Google

Seite

alles Dogmatiſche. Bekehrungsverſuche von Auguſte Stolberg und Goethes ablehnende Antwort. Seine Theoſophie, Ethik und Religion. — Goethe im hohen Alter. Orientaliſche Studien. „Der Weſt-öſtliche Diwan". — Marianne-Suleika 297

Fünfter Abſchnitt.

Die Thätigkeit des Alters.

Goethe gibt die Zeitſchrift „Kunſt und Altertum" heraus. Wachſende Hinneigung zum Myſticismus. Sulpiz Boiſſerée. Beſuch von Lotte Keſtner. Goethes Frau ſtirbt. Sein Sohn heiratet Ottilie von Pogwiſch. Wie Goethe die Bibliothek in Jena erweitert. Sein Streit mit dem weimariſchen Landtage wegen verlangter Rechnungsablage. Vermiſchte litterariſche Arbeiten. Die „Wanderjahre"; was davon zu halten; Eckermanns Bericht über ihre Bearbeitung; in Deutſchland ſtoßen ſie auf Widerſpruch. Goethes Ruhm verbreitet ſich in Italien, England und Frankreich. Seine Lebenskraft ſelbſt im hohen Alter. Seine Leidenſchaft für Fräulein von Levezow. Feiert ſein fünfzigjähriges Jubiläum in Weimar. Erhält für Deutſchland den Schutz ſeiner Werke gegen Nachdruck. Karl Auguſt ſtirbt; Eindruck auf Goethe 320

Sechſter Abſchnitt.

Der zweite Teil des Fauſt.

Wahrhaft ſeine Meinung darüber zu ſagen, iſt ſchwierig. Vergleichung des Eindrucks des erſten und des zweiten Teils. Der Charakter des zweiten Teils. Unter welchen Bedingungen es erlaubt iſt zu ſymboliſieren. Der zweite Teil des Fauſt iſt verfehlt 340

Siebenter Abſchnitt.

„Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt."

Goethe in ſeinem einundachtzigſten Jahre. Die Juli-Revolution und der wiſſenſchaftliche Streit zwiſchen Cuvier und St. Hilaire. Goethes einziger Sohn ſtirbt. Neunzehn Engländer ſchicken Goethe ein Zeichen ihrer Huldigung. Aus Thackerays Jugenderinnerungen an Weimar und Goethe. Der Dichtergreis; Zeichen des Verfalls; Goethe ſtirbt 354

Regiſter 367

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Krystalle.

1779 bis 1793.

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Wiedergeburt.

Die Entwicklung des Charakters, wie er in langsamer Wandlung aus der Regellosigkeit der Jugend zur klaren Stetigkeit des Mannesalters übergeht, läßt sich dem wachsenden Glanz der Morgenröte vergleichen, die zuerst allmählich und dann in schweigender Schnelle die Finsternis der Nacht zurückscheucht und endlich mit einem Strom von Licht den Himmel ruhig in Besitz nimmt. Mit solchem Bilde sei es gestattet, den Anbruch einer neuen Epoche in Goethes Leben zu bezeichnen. Er tritt nun in eine Zeit, wo die Ausschreitungen einer erregbaren Natur immer mehr in dem Kreise der Regel sich halten, wo Ziele, unbestimmt bisher, klar werden, wo in den Tiefen seines Geistes Vieles, das noch flüssig war, durch den Ernst, der dem Leben eine feste Richtung gibt, sich kryſtallisiert. Alle genialen Männer machen diesen Kryſtallisationsprozeß durch; ihre Jugendzeit wird von dem Gewirr der Irrtümer und Leidenschaften getrübt, aber wenn sie diese Irrtümer überleben, so werden sie ihnen zu Gewinn. Wie die Abhänge großer Gebirgszüge von Spalten zerklüftet sind, die geschmolzene Felsmassen füllen, und wie diese Spalten voll erstarrter Lava den Dienst kolossaler Pfeiler leisten, welche die Gebirgsmassen stützen, so wirken bei genialen Männern die Leidenschaften: erst zerklüften, dann festigen sie das Leben. Der Diamant, wie man weiß, kann nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden: ist das nicht ein rechtes Bild für die Wahrheit, daß das Genie nur durch seine eigenen Abfälle wahrhaft belehrt werden kann?

„Geniale Menschen," sagt Kanzler von Müller, „schweifen leicht über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus; im Gefühl, Außerordentliches leisten zu können, verschmähen sie oftmals die eng

Digitized by Google

gezogene Schranke bürgerlicher Ordnung und, einer einseitigen Richtung aufs Ideelle hingegeben, das Studium der wirklichen Welt und ihrer Anforderungen. In Goethe dagegen finden wir von früh an zwei oft sich widerstrebende Eigenschaften innig verschwistert: eine überschwenglich produktive Phantasie und einen kindlich reinen Natursinn, dem überall ein Lebendiges begegnet und der überall thätig ins Leben einzugreifen strebt. Diese unvertilgbare Liebe zur Natur und zum praktischen Wirken schlingt sich das ganze Gewebe seines Lebens hindurch, sie schärft sein Auge für jede äußere Erscheinung, leitet die oft unruhige Thätigkeit seines Geistes zum Realen hin, wird ihm zum Gegengewicht und Heilmittel der Leidenschaften und bewahrt ihn, wie ein schützender Genius, mitten unter gefahrvollen Abwegen vor Verirrung, mitten unter Abenteuern vor abenteuerlicher Richtung."

Goethe trat jetzt (1779) in das dreißigste Jahr. Sein Leben erhob sich nun aus den träumerischen Nebeln, die es bisher umhüllten; an die Stelle jugendlicher Zerfahrenheit trat der feierliche Mannesernst und gipfelte sein Dasein zu imposanter Einheit. Er faßte den Entschluß,

sich vom Halben zu entwöhnen,
und im Ganzen, Guten, Schönen
resolut zu leben.

Die Ursache dieser Aenderung wird gewöhnlich in seinem Aufenthalte in Italien gesucht, aber der wahre Grund lag in der notwendigen Entwicklung seines Geistes. Daß er diesen Fortschritt lange vor der italienischen Reise gemacht hatte, das zu beweisen genügt die oberflächlichste Bekanntschaft mit der Zeit, die uns jetzt beschäftigt. Eine Stelle aus seinem Tagebuch (7. Aug. 1779) ist dafür besonders bezeichnend. „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alte Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, auf die Betriebsamkeit. Wißbegierde der Jugend wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen Imaginationen, Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine

Digitized by Google

Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie mir kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 15. Oktober, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen bis Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abende zu viel Wein zu sich nehmen."

Diese Worte haben viel wahrhaft Feierliches. Denselben Gedanken sprach er damals in einem Briefe an Lavater aus: „Die Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf auch nicht säumen; ich bin schon weit in den Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Und ähnlich in einem Briefe an Karl August: „Uebrigens laß ich mir von allerlei erzählen und alsdann steig ich in meine alte Burg der Poesie und koche an meinem Töchterchen (Iphigenie). Bei dieser Gelegenheit seh ich doch auch, daß ich diese gute Gabe der Himmlischen ein wenig zu cavalier behandle, und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will."

Für seinen damaligen Fortschritt kann kein besserer Zeuge angeführt werden, als die Iphigenie auf Tauris, die er zu der Zeit schrieb. Diese wundervolle Dichtung war, seltsam genug, ursprünglich in Prosa geschrieben, und erst in Italien setzte sie der

Digitized by Google

Dichter in Verse um. Prosa war damals die Mode des Tages. Götz, Egmont, Tasso und Iphigenie nicht weniger als Schillers Räuber, Fiesco und Kabale und Liebe waren in Prosa geschrieben, und als Iphigenie in poetischer Form erschien, waren die Freunde in Weimar höchlich unzufrieden; sie gaben der Prosa den Vorzug.

Diese Prosawut gehörte zu der Leidenschaft für die Rückkehr zur Natur. Verse erklärte man für unnatürlich, da sie doch, in Wahrheit, nicht unnatürlicher sind als Gesang. Wie der Gesang zur Rede, so steht die Poesie zur Prosa: er ist der Ausdruck für eine andere geistige Stimmung als die Rede. Leidenschaftliche Prosa kommt mit dem rhythmischen Triebe ihrer Bewegungen an die Poesie nahe heran, wie leidenschaftliche Rede mit ihrem wechselnden Falle dem Takte der Musik sich nähert. Die Araber geben in heftiger Erregung ihrer Sprache ein erkennbares Metrum und sprechen fast Poesie. Aber niemals ist Prosa Poesie, oder doch höchstens für einen Augenblick; und ebensowenig ist Rede Gesang.

Daß auch Goethe eine Zeitlang der Täuschung anheimfallen konnte, Prosa sei natürlicher als gebundene Rede, ist um so überraschender, da seine Gedanken von selbst melodisch flossen. Seine Seele war Gesang. Die Fähigkeit, melodisch zu singen, behielt er bis ans Ende, als schon seine Prosa in Schwäche entartet war. Auch diese Iphigenie in Prosa ist mit Versen förmlich gesättigt. Er wollte in Prosa schreiben, aber unwillkürlich nahmen seine Gedanken die poetische Form an. Eine Vergleichung der prosaischen mit der poetischen Bearbeitung ist von großem Interesse. Man sieht da nicht nur, wie häufig in jener schon die Verse sind, sondern auch, wie wenige Aenderungen nötig waren, um das prosaische Drama in ein Gedicht umzuschaffen. Es sind eben nur die kleinen Züge, welche die Poesie über die Prosa erheben. So, um ein Beispiel anzuführen, hieß es in der prosaischen Bearbeitung: „Unnütz sein ist todt sein"; jetzt ist daraus der Vers geworden:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod."

An einer andern Stelle, in der Rede des Orest (Akt 2, Sc. 1) ist eine schöne und schreckliche Hindeutung auf Klytämnestra:

Digitized by Google

— „Beſſer (zu ſterben) hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt."

In der proſaiſchen Bearbeitung iſt die Andeutung nicht klar; Oreſt ſpricht da nur von den „Netzen des Meuchelmörders".

Die Aenderungen in der Form treffen nicht das Weſen dieſes Dramas; wir müſſen es daher als ein Werk der Zeit anſehen, die uns jetzt beſchäftigt, und gehen ſofort darauf ein, es näher zu betrachten.

Zweiter Abſchnitt.

Iphigenie.

Es iſt ſehr charakteriſtiſch für Schlegel, daß er die Iphigenie ein „Echo griechiſchen Geſanges" nannte; er liebte ſolche rhetoriſche Zierlichkeiten. Kunſtkritiker folgten ihm, indem ſie die Iphigenie gewöhnlich mit einer Wendung charakteriſierten, die gerade hinreicht, ihre Kritik zu verurteilen. Iphigenie, heißt es, habe „die ganze Ruhe der griechiſchen Tragödie". Man überlege nur — Ruhe in einer Tragödie! Das wäre wie Friedensſtille in dem furchtbaren Aufſchwellen vulkaniſcher Leidenſchaften. Wie Ariſtoteles lehrt, wirkt die Tragödie durch Schrecken und Mitleid, indem ſie in unſerm Herzen Mitgefühl mit dem Leiden erweckt, und nun zu meinen, dies geſchehe durch die „nachdenkliche Ruhe, die jeder Vers atmet", das heißt doch nicht weniger als meinen, ein Kriegslied feure das Blut der Kämpfer am heißeſten an, wenn es im Ton eines Wiegenliedes gehalten ſei.

Die Gegenſtände, welche die griechiſchen Tragiker zu ihren Stücken gewählt, ſind faſt ohne Ausnahme ſolche, bei denen die tiefſten und dunkelſten Leidenſchaften wirken; im Agamemnon Wahnſinn, Ehebruch und Mord, in den Chosphoren Rache, Mord und Muttermord, im Oedipus Blutſchande, in der Medea Eiferſucht und Kindermord, im Hippolyt blutſchänderiſcher Ehebruch, im Ajax Wahnſinn, und ſo die ganze Reihe hindurch. Und dieſe

Digitized by Google

Leidenschaften wallen in steter Strömung, und erst mit dem Schlusse des Stücks endet auch der Wechsel von Schrecken und Mitleid. Mit anderen Worten: trotz der Langsamkeit der Bewegung ist das griechische Drama gerade durch den Mangel der Ruhe ausgezeichnet, die ihm eigentümlich sein soll.

Damit berühren wir den ersten tiefgehenden Unterschied zwischen Goethe und den griechischen Dramatikern. Die Ruhe, die durch äußere Umstände den Griechen aufgedrungen wurde, die für sie eines ihrer Hindernisse war, wie die Härte des Marmors den Bildhauer hemmt, die hat Goethe angenommen, ohne daß äußere Bedingungen ihn nötigten, und die Ruhe, welche die griechischen Dramatiker nur an der Oberfläche bewahrten, hat Goethe in das innerste Leben seiner Dichtung eindringen lassen. In dem, was nebensächlich, was ein Bedürfnis der Zeit war, hat Goethe die Griechen nachgeahmt, im Wesentlichen, Charakteristischen nicht. Goethes Iphigenie dürfen wir also nicht länger mit griechischem Maße messen. Deutsch ist das Stück. Tiefe sittliche Seelenkämpfe treten darin an die Stelle der leidenschaftlichen Kämpfe in den alten Mythen. Es ist nicht griechisch, weder an Gedanken noch an Empfindungen. Deutsch ist es und in das mythische Skythien trägt es das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts so gut und mit gleicher Berechtigung hinüber, wie Racine den Hof von Versailles in das Lager von Aulis versetzt hat. Worin die Iphigenie der griechischen Tragödie gleicht, ist nur zweierlei: einmal der langsame Fortschritt und die Einfachheit der Handlung, wodurch auch der Dialog eine entsprechende Ruhe erhält, und dann die Sättigung mit mythischem Stoff. Alles Uebrige ist durchaus deutsch. Schiller, der Dramatiker, erkannte das klar genug. Nachdem er (1802) die Iphigenie zum Behuf der Aufführung aufs neue mit Aufmerksamkeit gelesen, schreibt er an Körner: „Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem echten dramatischen specificirt, geht

Digitized by Google

ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherm Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt." Das klingt etwas anders als Herders Behauptung, das Stück sei so hoch über Euripides, wie Sophokles über Euripides.

Schiller fügt indes hinzu, das Stück werde „durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, welche ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, blos als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben". Das heißt die rechte Saite anschlagen. Ein Drama ist es nicht, aber ein wunderbares dramatisches Gedicht. Der große feierliche Fortgang seiner Entwicklung entspricht den ebenso umfassenden wie einfachen Gedanken, die es ausspricht. Seine Ruhe ist Majestät. In der spiegelhellen Klarheit der Sprache erscheint die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, die das Gedicht durchtönt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem heiligen Tempel. Und über allen Zauber im Einzelnen geht der eine große Zauber, der sonst griechischen Statuen vor allen anderen Schöpfungen von Menschenwitz und Menschenkunst eigentümlich angehört — die vollendete Einheit im Eindruck des Ganzen; da scheint Nichts gemacht, sondern Alles natürlich zu werden, da ist Nichts überflüssig, sondern Alles steht in organischer Zusammengehörigkeit, Nichts ist zu besonderer Wirkung da, sondern das Ganze ist Wirkung. Das Gedicht nimmt uns die Seele ein, aber so schön die einzelnen Stellen sind, in unserer Bewunderung denken wir selten an Einzelheiten, wir denken an das zauberische Ganze.

Ich für mein Teil kann meiner Bewunderung für dies Werk, an sich betrachtet, kaum in anderen als hyperbolischen Worten Ausdruck geben, aber als Drama stelle ich die Euripideische Iphigenie höher. Es ist sehr lehrreich, beide Stücke miteinander zu vergleichen. So hoch Goethe den Euripides an Geistesgröße überragt, als Dramatiker ist er kleiner. In rascher Skizzierung ziehe ich die Hauptlinien der Vergleichung.

Beim Euripides ist der Plan des Stücks dieser: Iphigenie

Digitized by Google

lebt als Priesterin der Artemis, die sie in einer Wolke dem Opfertode in Aulis entrückt hat, in Tauris und leitet da den blutigen Dienst ihrer Schutzgöttin, an deren Altar jeder Fremde fällt, der an die unwirtliche Küste verschlagen wird. Orest und Pylades kommen, einem Orakelspruche folgend, nach Tauris, um das Bild der Göttin zu rauben und so den Orest von den Furien zu erlösen; sie werden ergriffen und der Iphigenie als Opfer zugeführt; eine Erkennung erfolgt, und Iphigenie hilft ihnen bei Ausführung ihres Planes. Auf der Flucht mit dem geraubten Bilde werden sie von den Skythen verfolgt, aber Athene erscheint, löst die Verkettung und besänftigt die Wut des Königs Thoas.

Diese Geschichte hat Goethe moderniſiert. Die Charaktere, die sittlichen Motive, die Wirkung — Alles ist verändert. Seine Iphigenie, der griechischen Priesterin in allen Stücken überlegen, hat die hohe, edle, weiche, zarte Seele einer christlichen Jungfrau. Vor der Erfüllung der blutigen Pflichten, die ihr priesterliches Amt ihr auferlegt, bebt sie zurück; ihre Milde besiegt das grausame Vorurteil des Thoas und setzt dem barbarischen Brauche der Menschenopfer ein Ziel. Sie, die selbst zum Opfertode bestimmt war, wie könnte sie ihre Hand leihen, andere zu opfern? Diese menschliche Empfindung ist modern. Keine Griechin hätte ihr persönliches Gefühl sich empören lassen gegen einen religiösen Gebrauch. Damit ist der Grundton angeschlagen, der durch das ganze Gedicht fortklingt.

Iphigenie ist traurig, sie sehnt sich nach der Heimat, trotz der Ehre, die ihr, und trotz des Segens, der Anderen aus ihrem Einflusse auf den König Thoas erwächst. Das Schicksal der Ihrigen quält sie. Thoas ist von leidenschaftlicher Liebe zu ihr ergriffen. Aus einem Kampfe, den er zur Rache für seinen Sohn geführt, siegreich heimgekehrt, erneuert er seine Werbung:

So lang die Rache meinen Geist besaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerstört, mein Sohn gerochen ist,
Bleibt mir zu Hause nichts, das mich ergötze —

er spricht die Hoffnung aus, sie „als Braut in seine Wohnung einzuführen". Sie sucht sanft auszuweichen; er tadelt das Ge-

Digitized by Google

heimnis, in das sie sich und ihre Abkunft hülle. Nicht aus Mißtrauen, antwortet sie, sei das geschehen;

— — denn vielleicht, ach! wüßtest du,
Wer vor dir steht, und welch verwünschtes Haupt
Du nährst und schützest, ein Entsetzen faßte
Dein großes Herz mit seltnem Schauer an,
Und statt die Seite deines Thrones mir
Zu bieten, triebest du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche — —

Thoas erwidert mit hochherziger Zusicherung seines unwandelbaren Schutzes:

Die Göttin übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warst, so warst du's mir.
Auch sei ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,
So sprech' ich dich von aller Ford'rung los.

Dies Versprechen wird für die spätere Lösung ein bedeutendes Motiv und ist sehr geschickt eingeleitet. So bedrängt, bricht Iphigenie ihr Schweigen, spricht das große Wort:

Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht.

Thoas stutzt, aber nachdem sie ihre Erzählung ganz beendet, wiederholt er abermals seinen Antrag und wieder weist sie ihn ab; dadurch gereizt, bricht er in die Drohung aus, sie möge Priesterin bleiben, aber er wolle der Göttin nicht länger die Opfer vorenthalten, die nach alter Sitte ihr gebühren und nur auf Iphigeniens Einfluß unterblieben seien —

Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.
. . . . . .
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, und die meinem Lande

Digitized by Google

Nichts Gutes bringen, sind in meiner Hand.
Mit diesen nehme deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hierher; du weißt den Dienst.

Damit schließt der erste Akt.

Bei dieser Auffassung des Thoas ist ein dramatischer Konflikt von vornherein unmöglich; eine so große und hochherzige Natur kann einer Berufung an ihren Edelsinn nicht widerstehen, und so sieht der Leser gleich voraus, daß es zu einem Kampfe nicht kommen wird. Beim Euripides dagegen blickt der wilde Skythe aus dunklem Hintergrunde drohend schrecklich wie das Schicksal herein, und sehr passend erscheint er auf der Bühne erst ganz am Schluß. Wie er besänftigt werden wird, ist nicht vorherzusehen. Freilich seine Besänftigung geschieht nur durch die schlechte Aushilfe eines deus ex machina, nicht durch eine wirklich dramatische Entwirrung der verschlungenen Fäden, aber durch die Wirkung des Konflikts und die bis zum Schluß anhaltende Aufregung der Spannung wird dieser Mangel, dramatisch betrachtet, mehr als ausgeglichen. Bei Goethe ist Thoas eine sittliche, keine dramatische Figur.

Im zweiten Akt treten Orest und Pylades auf. Die Scene zwischen ihnen ist sehr undramatisch, aber als poetische Darlegung ihrer verschiedenen Naturen von großer Schönheit. Orest fühlt, es sei der Weg des Todes, den sie treten; Pylades hält fest an Hoffnung und Leben, fühlt sich „immer noch voll Mut und Lust",

Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten.

Orest.

Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg und Thäler rannten, und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns aneinander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,

Digitized by Google

Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele bringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön was unsre Väter thaten,
Wenn es in stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!

Doch gelingt es Pylades nicht, dem Freunde seinen Mut mitzuteilen und ihm Hoffnung auf Rettung vor dem schmachvollen Tode einzuflößen, in den sich Orest vielmehr ruhig ergibt. Pylades hat den Wachen Einiges über Iphigenie entlockt; er freut sich, daß es ein Weib ist, die ihr Schicksal in Händen hält

— — denn ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit und macht sich auch zuletzt
Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz.

Er sieht die Priesterin kommen; um eine Unterredung mit ihr allein zu haben, läßt er den Orest sich entfernen; sie nimmt ihm die Ketten ab, und auf den Klang ihrer Sprache bricht er mit geschickter Wendung in die Worte aus:

O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen.

Dann erzählt er ihr von sich und dem Freunde eine, der Wahrheit ziemlich nahe kommende Geschichte, wobei er seiner listigen Art nach falsche Namen gebraucht. Sie fragt nach Griechenland,

Digitized by Google

nach den Ihrigen und erfährt nun die Geschichte von der Schuld ihrer Mutter. Ihre Bewegung bemerkend, fragt er, ob sie dem Hause Agamemnons befreundet sei; in finsterer Ruhe antwortet sie mit einer weitern Frage nach dem Morde:

Sag' an, wie ward die schwere That vollbracht.

Er erzählt es ihr. Was sie dann erwidert, sind nur wenige kurze Worte, furchtbar ergreifend; sie verhüllt sich —

„Es ist genug! Du wirst mich wiedersehn"

und so, sehr ausweichend, endet der Akt. Der dritte Akt beginnt mit einem Gespräch zwischen Iphigenie und Orestes; sie bittet ihn die Geschichte zu beenden, die sie von dem Anderen nur halb gehört, und er thut das ziemlich ausführlich. Die List verschmähend, welche den Pylades ihre wahren Namen zu verheimlichen getrieben, spricht er kühn:

„Ich bin Orest!"

Das ist nun eine Erkennungsscene in aller Form, und die Natur nicht weniger als die dramatische Wirkung verlangt einen Aufschrei des Herzens von der Iphigenie, die in des Bruders Arme stürzen, sich ihm als Schwester zu erkennen geben müßte. Statt dessen läßt sie ihn ruhig weiter reden, sich gar entfernen, und entdeckt sich erst, da er unmittelbar darauf zurückkehrt. Das ist eher in der Weise eines angehenden Dramatikers, als was wir von einem großen Dichter erwarten. Bei Iphigeniens Nachricht faßt den Orest wieder ein Anfall seiner Raserei; als er sich erholt, fühlt er sich durch der Schwester Reinheit mit gereinigt von seiner Schuld, und nun drängt Pylades zum Raube des heiligen Bildes und zu gemeinsamer Flucht.

Offenbar ist das tragische Moment in dieser Verwicklung die Opferung eines Bruders von der Hand einer Schwester, die beide ihr geschwisterliches Verhältnis nicht ahnen, während es die Zuschauer genau kennen. Aber weit entfernt, eine so tragische Situation zu entwickeln, hat Goethe sie kaum berührt, nie sorgende Furcht in uns wachgerufen: von Anfang bis zu Ende fühlen wir keine Spannung, keine Aufregung, nur unsere Neugierde verlangt danach, das Mittel zu sehen, wodurch das schreckliche Schicksal

Digitized by Google

umgangen werde. Bei Euripides dagegen drängt sich Alles zusammen, um die Schrecken dieses Konflikts zu steigern. Iphigenie, früher so sanft, daß sie mit ihren Opfern weinte, rast nun wie eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt. Sie hat geträumt, Oreſt sei tot, und in ihrer Verzweiflung beschließt sie, ihren Schmerz an Anderen auszulassen. Ihr Bruder und sein Freund werden vor sie gebracht. Sie fragt nach ihren Namen; Oreſt verweigert sie zu nennen. In raschem Austausch von Fragen und Antworten erkundet sie das Schicksal ihres väterlichen Hauses und erbietet sich nun, einem der beiden Gefangenen das Leben zu retten, wenn der Andere für sie einen Brief nach Argos, ihrer Heimat, trage. Ein großmütiger Wettstreit, wer der Ueberlebende sein solle, schließt endlich zu Gunsten des Pylades. Die gegenseitige Erkennung wird nun so eingeleitet: Pylades schwört, den Brief zu bestellen, aber wie, fragt er, könne er sein Versprechen erfüllen, wenn sein Schiff scheitere, der Brief verloren gehe; für diesen Fall macht ihn Iphigenie mit dem Inhalt des Briefes bekannt und dabei nennt sie ihren Namen; Oreſt, wie natürlich, stößt einen Freudenruf aus und schließt sie brüderlich in die Arme. Der dramatische Fortgang in dieser Scene ist bewundernswürdig. Aber von da an erlahmt bei Euripides das Interesse, bei Goethe steigert es sich, vertieft sich; bei jenem ist der Höhepunkt der Leidenschaft erreicht, bei diesem erhebt sich nun erst das sittliche Interesse höher und höher; der tragische Konflikt trifft hier mehr unser sittliches Bewußtsein als unsere menschlichen Empfindungen, ist weniger ein Konflikt von Leidenschaften, als der hohe Streit von Pflicht gegen Pflicht.

Im vierten Akt geht Iphigenie mit sich zu Rate: die beiden Männer, sagt sie,

— haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach! ich sehe wohl,
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,

Digitized by Google

Wie jedes andre, wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an.
Entdeckt man sie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete sich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit schnellem Schritt,
Es schlägt mein Herz, es trübt sich meine Seele,
Da ich des Mannes Angesicht erblicke,
Dem ich mit falschem Wort begegnen soll.

Mehr als ihres Bruders Leben, ihn selbst soll sie von den Furien retten, und nur durch List kann das geschehen, da Gewalt unter den Umständen unmöglich ist. Den Griechen war das durchaus nach dem Sinne; sie liebten Betrug mehr als Gewalt; aber christliche Gewissen scheuen den Betrug als etwas Feiges und tief Unsittliches. „Die Ehre spricht — genug! das ist uns Götterwort", so faßt Racine in einer Zeile die moderne Auffassung zusammen.

Auch die reine Seele dieser Goetheschen Iphigenie — die des Euripides vollführt den Betrug auf das Listigste — bebt vor der Verstellung zurück, die man ihr aufgezwungen hat; nur der Erinnerung an die Güte und Achtung, mit der Thoas sie immer behandelt, bedarf es, um sie unschlüssig zu machen: des Bruders und des Freundes Rat nur habe sie gehört; „nur sie zu retten drang die Seele vorwärts"; doch jetzt hat der Bote des Königs sie erinnert, daß sie auch in Tauris Menschen verlasse; „doppelt wird ihr der Betrug verhaßt". So tritt Pylades zu ihr, drängt von Neuem zur Flucht; sie enthüllt ihm ihre Bedenken:

Pyl.: Der deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst du.
Iphig.: Es ist derselbe, der mir Gutes that.
Pyl.: Das ist nicht Undank, was die Noth gebeut.
Iphig.: Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entschuldigt's.
Pyl.: Vor Göttern und vor Menschen dich gewiß.
Iphig.: Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt.

Digitized by Google

Pyl.: Zu ſtrenge Forderung iſt verborgner Stolz.
Iphig.: Ich unterſuche nicht, ich fühle nur.

Wie modern iſt Alles in dieſer Subjektivität, dieſer zart empfindenden Gefühlsanſchauung!

Noch einmal bringt Pylades mit ſeiner verſtändigen Weltklugheit in ſie:

Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern ſtrenge ſein; du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dies Geſchecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß Keiner in ſich ſelbſt noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.

Da alſo liegt der tragiſche Konflikt. Wird die reine Seele dieſer Iphigenie ihrem hohen Triebe untreu werden, ſelbſt zur Rettung ihres Bruders? Die Wahl iſt furchtbar, der Dichter zeigt uns die Verſuchung in ihrer ganzen Stärke, die menſchliche Schwäche in all ihrer Weichheit, und endlich auch menſchliche Größe, weibliche Größe in dem ſchönen Ausbruche des gepreßten Herzens: Den Göttern allein

— — leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeid, wie ihr geprieſen werdet,
So zeigt's durch euern Beiſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geſchmiedet;
Vergebens fragſt du den Gefangnen nach;
Sie ſind hinweg und ſuchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der Aeltſte, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlaſſen hat — es iſt Oreſt,
Mein Bruder, und der Andre ſein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll ſchickt ſie von Delphi dieſem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schweſter hinzubringen, und dafür
Verſpricht er dem von Furien Verfolgten,

Digitized by Google

Des Mutterblutes Schuldigen, Befreiung.
Uns Beide hab' ich nun, die Ueberbliebenen
Von Tantals Haus, in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfst.

Nach einer Stelle wie dieſe durchſuchen wir das ganze griechiſche Drama vergebens; ſo groß iſt ſie gedacht, daß ſie auf der Bühne, wenn der Vortrag an Tiefe und Würde dem Gedanken nur annähernd gleichkommt, von überwältigender Wirkung ſein muß.

Die ſchließliche Löſung des Konflikts entſpricht dem ſanften Gange des Stücks. Thoas iſt ſo wenig ein wilder Skythe, hat uns von ſeiner Hochherzigkeit ſchon ſo überzeugenden Beweis gegeben, daß wir an den Zorn nicht recht glauben, in den er zunächſt ausbricht. Schon hat er faſt nachgegeben, als Oreſt mit gezogenem Schwert hereinſtürzt, um Iphigenie zur Eile zu treiben, da ihr Plan verraten ſei. Thoas iſt entſchloſſen, das Bild der Diana nicht wegführen zu laſſen, und da Oreſt ſeinerſeits darauf beſteht, ſo ſcheint nur die Entſcheidung der Waffen übrig. Doch nun erkennt Oreſt ſeinen Irrtum; den Orakelſpruch Apollos, er ſolle die „Schweſter" von Tauris nach Griechenland zurückbringen, hat er bisher fälſchlich auf das heilige Bild Dianas gedeutet: aber auf die eigene Schweſter, auf Iphigenie ging das Wort des Gottes, in deren Armen er ſchon die Befreiung von den Furien gefunden. Dieſe Deutung löſt den Knoten. Iphigenie erinnert den Thoas an jenes Verſprechen, ſie ziehen zu laſſen, wenn zu den Ihrigen „je ihr Rückkehr zubereitet wäre"; widerſtrebend willigt er ein: „So geht"; aber Iphigenie will freundlichern Abſchied, und wie in ſchöner Harmonie klingen die letzten Worte:

Nicht ſo, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen ſcheid ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gaſtrecht walte
Von dir zu uns: ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Werth und theuer,
Wie mir mein Vater war, ſo biſt du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,

Digitized by Google

Und seh' ich an dem Aermsten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O, geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gieb
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!

Das ist ein rührend edler Abschluß und in vollem Einklang mit dem ganzen Drama.

Meine Bemerkungen über dieses Meisterstück unseres Dichters sind bereits zu solcher Ausdehnung angewachsen, daß ich es mir versagen muß, in eine Prüfung der Beurteilungen deutscher Kritiker einzugehen. Nur deute ich noch einige charakteristische Punkte für den Unterschied antiker und moderner Kunst an: beim Euripides sind die Furien furchtbare Erscheinungen, wirkliche Wesen, die von besonderen Schauspielern dargestellt wurden, bei Goethe sind sie geistige Gebilde, nur dem innern Auge sichtbar, nur ein leidendes Gemüt die Schaubühne, auf der sie auftreten; in gleicher Weise ist die Lösung in dem griechischen Stücke das Werk der wirklichen Dazwischenkunft der Göttin in Person, in dem Goetheschen die Wirkung einer tiefern Einsicht in die Absicht des Orakels, eine sittliche Lösung, deren Sinn Goethe in dem kurzen, schönen Worte ausgesprochen hat:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Fortschritt.

Zu dem historischen Lauf unserer Erzählung zurückkehrend, finden wir Goethe zu Anfang des Jahres 1779 sehr thätig in seiner neuen amtlichen Wirksamkeit. Er hat die Leitung der Kriegskommission übernommen, die infolge des gewaltsamen Einfalls preußischer Werber in einen weimarischen Bezirk eine vermehrte Bedeutung erhielt. Er ist viel zu Pferde, im Lande herum, und bemüht sich aus allen Kräften, die Lage des Volkes zu verbessern. „Das Elend (schreibt er in seinem Tagebuche) wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinem Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue, und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen."

Unter diesem Wenigen verdient die Verbesserung der Löschanstalten Erwähnung, die bei den vielen Bränden im Lande und dem großen Schaden, den sie bei gänzlich mangelnder Ordnung anrichteten, sehr dringendes Bedürfnis war. Schon in seiner letzten Frankfurter Zeit hatte Goethe bei einem Brande in der Judengasse thätige Hilfe geleistet, in die ratlose Masse der Neugierigen und Helfenden Ordnung gebracht, durch entschlossenes Beispiel zu gemeinsamer, systematischer Arbeit angefeuert; jetzt war er in Apolda und Ettersburg wiederholt thätiger Zeuge verderblicher Feuersbrünste und setzte sich dabei so aus, daß ihm „die Augenbrauen versengt wurden und das Wasser ihm die Zehen brühte"; er brachte es beim Herzoge dahin, daß regelmäßige Löschanstalten geschaffen wurden.

Am 6. September desselben Jahres erhob ihn der Herzog, in Anerkennung seiner geleisteten Dienste, zum Geheimen Rat, was er freilich, wie Wieland scherzend meinte, schon vorher allzeit gewesen. Der Frankfurter Bürgerssohn selbst bemerkte zu dieser neuen Ehre: „Es kommt mir wunderbar vor, daß ich so wie im Traum mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein

Digitized by Google

Bürger in Deutschland erreichen kann, betrete. On ne va jamais plus loin que quand on ne sait où l'on va, sagte ein großer Kletterer dieser Erde." Und wenn er selbst schon es wunderbar fand, Weimar fand es skandalös. „Der Haß der hiesigen Menschen gegen unsern Mann (schreibt Wieland), der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan, ist, seitdem er Geheimer Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt." Indes der Herzog, wenn er überhaupt dieses Wutgeschrei hörte, würdigte es keiner Beachtung. Mehr als je hielt er zu seinem Freunde. Gleich nachher, am 12. September, trat er mit ihm eine Reise nach der Schweiz an, im tiefsten Geheimnis, in ganz bürgerlicher Weise, mit geringem Gepäck; außer Goethe war nur der Oberforstmeister von Wedell in seiner Begleitung. Zunächst gingen sie nach Frankfurt. Frau Rat, von der Goethe schrieb: „Sie ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe," erzählt von diesem Besuch (18. September 1779) in einem neuerdings veröffentlichten Briefe an Anna Amalia (24. Sept.) folgendes:

„Ihro Durchlaucht unser gnädigster und Bester Fürst stiegen (:um uns recht zu überraschen:) eine strecke von unserm Hauße ab, kamen also gantz ohne geräusch an die Thür, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthür aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhanß ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint halb lacht, gar nicht weiß, was sie thun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst, er stürbe auf der stelle, noch an dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar besser — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorstellen, wie vergnügt und seelig Wir diese 5 tage über gewesen sind." Sie schließt ihren Bericht mit den Worten: „Wie dann ferner Frau Aja sich nicht mehr halten konte, sondern in ein Eckelgen ging und ihrem Hertzen Luft machen mußte, so weiß ich gantz gewiß, die Beste

Digitized by Google

Fürstin hätte Sich unserer Freuden gefreut. — Denn das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Hertzensgefühl. Dieses wäre nur so ein kleiner abriß von denen Tagen, wie sie Gott (: mit dem seeligen Werther zu reden :) seinen Heiligen aufspart; mann kan hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werckeltag-Welt durchtraben und sein Tagewerck mit Freuden thun, wenn einem solche erquickungsstunden zu theil worden sind."

Von Frankfurt ging die Reise nach Straßburg. Da zog den Dichter die Erinnerung an Friederike unwiderstehlich nach Sessenheim. Ueber diesen Besuch schreibt er an die Stein: „Den 25sten Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblicke da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mirs ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da mußt ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar der uns sonst hatte künsteln helfen wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestiftet hatte, eine Kutsche die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen

Digitized by Google

bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann."

Es liegt etwas durchaus Rührendes in diesem Wiedersehen und auch darin, daß er diese seine Erzählung an die Frau richtete, die er damals liebte und die ihm nicht mit einer Liebe wie einst Friederike erwiderte. Friederike ihrerseits erscheint hier wie immer als eine zarte und edle Natur, eines glücklichern Loses würdig. Ihr ganzes Leben war Liebe, Entsagung, Aufopferung. Nach Goethes erstem Abschied von Straßburg hatte sich Lenz in sie verliebt; auch Andere warben um sie, aber sie wies alle Anträge ab. Das Herz, das Goethe geliebt hatte, konnte keinem andern Manne angehören.

Den 26., Sonntags, traf er wieder mit seinen Reisegefährten in Straßburg zusammen, und des Nachmittags — schreibt er — „ging ich zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht glücklich verheurathet ist. Ihr Mann aus allem was ich höre scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang, alles was sie brauchte u. s. w. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster, Abends sahen wir ein Stück (im Theater)... Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondenschein weg. Die schöne Empfindung die mich begleitet kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht."

Digitized by Google

Von Straßburg ging die Reise über Emmendingen, wo er seiner Schwester Grab besuchte, in die Schweiz. In seinen „Briefen aus der Schweiz", einer Bearbeitung der Reiseberichte an Frau v. Stein, mag der Leser über den Eindruck sich unterrichten, den die Natur dieses Landes auf ihn machte. Litterarisch war die Reise sonst nicht sonderlich fruchtbar; im Umgange mit dem Musiker Kayser wurde der Plan zum Singspiel „Jeri und Bätely" gefaßt und bald vollendet. Auf der Rückreise machte man in Stuttgart Halt, wo Karl August und seine Begleiter trotz des Inkognitos ehrenvoll empfangen wurden. Sie wohnten den Neujahrsfestlichkeiten der berühmten Karlsschule bei, und bei dieser Gelegenheit zuerst sah der zwanzigjährige Schiller, dem schon die Räuber im Kopf lagen, den Dichter des Götz und Werther.

Der Glanzpunkt der Reise aber war der Verkehr mit Lavater in Zürich. Der Umgang mit ihm ward den Reisenden, wie Goethe schreibt, „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide am Himmelsbrod". Goethe hatte den Herzog aus Weimar entfernt, damit er sich auf sich selbst besinne in der gewaltigen Natur und im Umgange mit einfachen tüchtigen Menschen seine Kräfte fühlen und richtig verwenden lerne.

Nach viermonatlicher Abwesenheit kehrten sie am 14. Januar 1780 nach Weimar zurück. Der Herzog sowohl wie der Dichter, beide hatten sich sehr zu ihrem Vorteil verändert. Goethe schrieb damals in sein Tagebuch: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Er kristallisierte sich allmählich, gewann allmählich die volle Herrschaft über sich selbst. „Ich will Herr über mich selbst sein; Niemand als wer sich selbst verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen."

Seine Leidenschaft für Frau v. Stein dauert zwar fort, aber sie kühlt sich etwas ab. Zu lieben war ihm Bedürfnis, aber hier liebte er vergebens, und allmählich beruhigte er sich zu stiller Neigung. Auch kam er nun mit Corona Schröter in ein immer näheres Verhältnis, und seine eifrige Beteiligung an theatralischen

Digitized by Google

Aufführungen war nicht nur eine angenehme Erholung von dem schweren Druck seiner Amtsgeschäfte, sondern er machte dabei auch Vorstudien zum Wilhelm Meister, dessen erste nicht erhaltene Ausarbeitung in jene Zeit fällt. Das Theatralische, meinte er, sei noch eins von den wenigen Dingen, an denen er noch Kinder- und Künstlerfreude habe.

Von wesentlicher Bedeutung für die damalige Wandlung Goethes ist es, daß zu gleicher Zeit der leidenschaftliche Betrieb seiner naturwissenschaftlichen Studien eintrat. Schon früher hatte er sich zu wiederholten Malen, aber ohne Ausdauer ihnen zugewandt, doch jetzt nahm er sie mit einem Ernst auf, der sie für den Rest seines Lebens zu einer bewußten und steten Thätigkeit erhob. Er suchte nach einer sichern Grundlage für seine Ziele, es war natürlich, daß ihn nach einer sichern Grundlage für seine Kunst verlangte, und die konnte ein Geist wie der seine nur im Studium der Natur finden. Als Dichter und als Denker war die Natur Ausgangs- und Endpunkt seiner Strebungen. Ein bloßer Dichter konnte er nicht sein, denn er war ein Deutscher und zwar ein Deutscher des achtzehnten Jahrhunderts, und wie Schiller die Ergänzung seiner dichterischen Thätigkeit in der Philosophie, so suchte sie Goethe in den Naturwissenschaften. Wenn es wahr ist, wie Männer von Fach wohl mit verächtlichem Spott erklären, daß Goethe in der Naturwissenschaft ein Dichter gewesen — was übrigens gegen die Thatsache, daß er in der Wissenschaft groß war und große Entdeckungen machte, nicht das Mindeste beweist — so ist es auch nicht minder wahr, daß er ein wissenschaftlicher Dichter ist. Seine Stellung in der Wissenschaft genau darzulegen, bleibe einem spätern (dem zehnten) Abschnitt vorbehalten; hier deuten wir nur den äußern Fortgang seiner Studien an. Büffons wundervolles Werk, die „Epochen der Natur", heute zwar durch die Fortschritte der Geologie veraltet, aber an Stil und hohem Gedankengehalt immer noch anziehend, machte auf Goethe den tiefsten Eindruck. Bei Büffon wie bei Spinoza und später bei Geoffroy St. Hilaire fand er eine Weise der Naturbetrachtung, die der seinigen völlig entsprach — die nämlich, das Einzelne zu poetischer Synthese zusammenzufassen. Saussüre, den er auf seiner letzten Reise in Genf kennen gelernt hatte, veranlaßte ihn zum Studium der Mineralogie,

Digitized by Google

und da seine Amtsgeschäfte ihn oft in Verkehr mit Bergleuten brachten, so knüpfte sich ein praktisches Interesse daran, und dies Studium wurde bald zu einer wahren Leidenschaft, sehr zu Herders Aerger, der in seinem Schriftstellereifer ihn fortwährend aufzog, daß er sich an dem tauben Gestein abquäle. Außerdem trieb er Anatomie und besonders Osteologie, die ihn schon in früherer Zeit angezogen hatten, als er für Lavaters Physiognomik die Tierköpfe zeichnete; jetzt studierte er sie in Jena, wohin er zeitweise ging, unter Professor Loder systematisch*). Bei diesen Studien mußte er auch sein Zeichentalent oder vielmehr dies ihm fehlende Talent wieder üben. Und so wußte er mitten unter ernsten Geschäften und vielfachen Zerstreuungen, Hoffestlichkeiten, Bällen, Maskeraden und Aufführungen doch Zeit zu finden zu den umfassendsten Studien. Wie er das fertig brachte, ist ein Rätsel. Er war wie Napoleon ein Riesenarbeiter und nie glücklicher als bei der Arbeit. Noch in späteren Jahren sagte sein Sekretär Kräuter von ihm, er sei „der fleißigste Mensch unter der Sonne".

Damals entwarf er auch den Plan zum Tasso und fing an, ihn in Prosa auszuarbeiten; Wilhelm Meister rückte langsam vor; kleinere Sachen entstanden in großer Zahl. Aber veröffentlicht wurde nichts. Goethe lebte nur für sich und einen kleinen Kreis von Freunden, ohne das Publikum zu bedenken. Auch kümmerte sich das Publikum damals weniger um ihn; es war mit Schillers Räubern vollauf beschäftigt, und Küttner konnte 1781 in seinen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten" nicht mit Unrecht sagen, daß die Lobpreisungen, welche trunkene Bewunderer einst für Goethe erhoben hätten, verstummt seien. Inzwischen wuchs auch Egmont heran und nahm eine von der ursprünglichen Anlage ganz verschiedene Gestalt an.

---

*) Brief an Karl August vom 4. November 1781: „Loder hat mir in diesen acht Tagen Osteologie und Myologie demonstrirt. Zwei Unglückliche waren uns eben zum Glück gestorben, die wir denn auch ziemlich abgeschält, und ihnen von dem sündigen Fleische geholfen haben. . . . Auf den Mittwoch fang ich auf der Akademie Abends an, das Skelet den jungen Leuten zu erklären und sie zur Kenntniß des menschlichen Körpers anzuführen. Ich thue es zugleich um meinet- und ihretwillen."

Digitized by Google

In alle Einzelheiten seines damaligen Lebens, wie sie in den Briefen, namentlich an die Stein, so reichlich vorliegen, ist es nicht nötig einzugehen. Nur vielen Raum würden sie wegnehmen, das nähere Verständnis des Mannes wenig fördern. Ein langsamer Fortschritt zu einem ernstern und entschiedenern Lebensplan ist in allen gleichmäßig zu erkennen. Am 27. Mai 1782 starb sein Vater, nicht eben betrauert; der Herzog z. B. meldete den Todesfall an Merck mit den Worten, der alte Goethe sei „ja nun abgestrichen und die Mutter könne endlich Luft schöpfen". Auch dem Dichter kam die Erbschaft aus des Vaters Nachlaß zu statten. Am 1. Juni vertauschte er nach langem Widerstreben und mit tiefem Bedauern sein Gartenhaus, sein liebes Gartenhaus, das freilich für glücklich einsame Stunden immer sein Zufluchtsort blieb, mit einer städtischen Wohnung, die zu seiner Stellung und seinen Berufsgeschäften besser paßte. Die Herzogin Amalia schenkte ihm einen Teil der Möbel. Bald darauf wurde er durch ein kaiserliches Diplom geadelt, und von nun an ist er Herr von Goethe. Mehr Aufsehen als diese Erhebung, die er „nur so hinnahm", machte die plötzliche Entlassung des Kammerpräsidenten von Kalb, dessen Geschäftsführung nicht ganz in Ordnung befunden worden, und die, wie es hieß, einstweilige Uebertragung seines Postens an Goethe, der indes seine Stelle im geheimen Rat zugleich beibehielt.

Für uns ist sein Verhältnis zum Herzog und zu Frau v. Stein von größerer Wichtigkeit. In den Briefen an diese aus den Jahren 1781 und 1782 zeigt sich ein bemerkenswerther Wechsel. Der ruhiger gewordene Ton erhebt sich wieder zu Wärme und Leidenschaft. Der außerordentliche Zauber, mit dem die Geliebte ihn gefesselt hielt, die tiefe und unabläßige Verehrung, die er ihr widmete, die vollständige Identifizierung aller seiner Gedanken und Strebungen mit ihrem geistigen Dasein, das Alles läßt sich nur nach sorgfältiger Lesung seiner Briefe würdigen. Hier müssen wenige Stellen genügen: „O Du Beste. Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht; nun, da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ichs nie verlieren kann" (20. März 1782). — „Liebste was bin ich Dir nicht schuldig. Wenn Du

Digitized by Google

mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben Anderen duldetest, so wär ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich wohl ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen! Doch könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehn, so glücklich mich drinne betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe?" (9. April.) — „Wie eine süße Melodie uns in die Höhe hebt, unsern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbaut, so ist mir Dein Wesen und Deine Liebe. Ich gehe überall herum bei allen Freunden und Bekannten als wenn ich Dich suchte; ich finde Dich nicht und kehre in die Einsamkeit zurück." (25. August.)

Während er so selbst glücklich war und sich mehr und mehr abklärte, trübte sich ab und zu sein Verhältnis zu dem jungen Herzog, der noch nicht durch den wirren Drang der Jugend sich durchgearbeitet hatte. Aus dem Briefwechsel zwischen Beiden kann man sich überzeugen, daß Goethe, der in der ersten Zeit ihres Zusammenseins zu ihm wie zu einem jungen Freunde völlig auf gleichem Fuße gestanden hatte, sich mit ihm duzte und auf alle Tollheiten augenblicklicher Einfälle einging, nun allmählich einen respektvollern Ton anschlug und die ernste Haltung eines ältern Freundes und Führers annahm. Karl August behielt das brüderliche Du gegen Goethe sein Leben lang bei, aber dieser zog sich mit den Jahren immer mehr in die Weise des Rates und Ministers zurück. Nicht daß seine Neigung für den fürstlichen Freund abgenommen hätte, aber je ernster er im Leben wurde, desto mehr hielt er auf die Formen des Lebens. Auch mochte die Rücksicht auf die Herzogin Luise dabei mitwirken, für die er eine zärtliche Bewunderung, wie Tasso für die Prinzessin, hegte. Ihre edle, würdevolle, nur etwas kalte Natur, ihre Seelengröße und die Grazie ihres Geistes rührten ihn gewiß um so mehr, als er das Unglück ihres Lebens kannte und mitfühlte. Oft war er zu seinem Schmerz Zeuge von kleinen häuslichen Zwistigkeiten und mußte dem Herzog wegen seiner gelegentlichen Derbheit Vorstellungen machen.

Aus den Briefen an Frau v. Stein ergibt sich, daß Goethen bisweilen die Geduld ausging über den Herzog, dessen Unarten er beklagen muß, obwohl er seine guten Seiten zu schätzen weiß.

Digitized by Google

Die „Knoten in dem Strange seines Wesens", meint er mit einem bezeichnenden Bilde, seien einer „ruhigen gleichen Aufwicklung des Fadens" sehr hinderlich. „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind; nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, ehe man sich's versieht, wieder hervor. Das größte Uebel hab ich auch bemerkt. So passionirt er fürs Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinnen wohl als im Unschicklichen; es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch für's Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeit lang sich auf der Erde befinden kann." Eine andere Stelle zeigt uns, daß der „feile Fürstenknecht", der „servile Hofmann" dem Herzoge mit den ernstesten Vorstellungen zu Leibe geht. „Hierbei ist eine Epistel (schreibt er der Stein 27. April 1781). Wenn Sie meinen, so schicken Sie das Blatt dem Herzog, reden Sie mit ihm und schonen Sie ihn nicht. Ich will nichts als Ruhe und daß er auch weiß, woran er ist. Sie können ihm auch sagen, daß ich Ihnen erklärt hätte, keine Reise mehr mit ihm zu thun. Mach es nach Deiner Klugheit und Sanftheit." Die nächste kleine Reise machte der Herzog auch wirklich ohne Goethe, doch verständigten sie sich nachher wieder und die Drohung ging weiter nicht in Erfüllung. Von der Aussöhnung schreibt Goethe einige Wochen darauf (1. Juni): „Mit dem Herzog habe ich eine sehr sinnige Unterredung gehabt. In dieser Welt, meine Beste, hat niemand eine reichere Erndte, als der dramatische Schriftsteller. Und die Weisen sagen: Beurtheile niemand bis du an seiner Stelle gestanden hast." Später klagt er wieder, daß der Herzog selbst das Rechte auf unrechte Weise thue. „Der Herzog ist vergnügt und gut, nur sind ich den Spaß zu theuer; er füttert achtzig Menschen in der Wildniß (bei Eisenach auf einer Jagd), ... plagt und ennuyirt die seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die

Digitized by Google

es ihm nicht danken. Und das Alles mit dem besten Willen sich und Andere zu vergnügen. Gott weiß ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein, und die andern fragt er weder um Rath noch spricht er mit ihnen was er thun will." Auch im folgenden Jahre (1782) fehlt es nicht an ähnlichen Ergüssen: „Die Herzogin ist so angenehm als man sein kann, der Herzog ist wacker und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nöthigte, über sein Wohl und Wehe gleichgültig zu werden. Es ist eine kuriose Empfindung, seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen ohne gleichgültig zu werden." Und zwei Tage darauf: „Der Herzog geht auf Dresden, er hat mich gar gut eingeladen, mit zu gehn oder zu folgen, ich werde aber wohl bleiben ...." „Die Anstalten zur Dresdner Reise sind mir zuwider. Der Herzog macht sie auf seine Art, d. h. nicht immer die nächsten und disgustirt einen nach dem andern .... Ich bin ganz ruhig, denn es ist nicht zu ändern, und es freut mich nur, daß es keine Fürstenthümer gilt, um welche oft mit dergleichen Karten gespielt wird."

Durch dergleichen gelegentliche Ausbrüche kleinen Zwistes litt indes die wirkliche Achtung nicht, welche er vor dem Herzog hatte. Er verzeihe ihm seine Thorheiten, schreibt er, weil er sich seiner eignen erinnere. In dem Bewußtsein, daß er jeden Augenblick Freiheit habe, anspannen zu lassen und von Weimar wegzugehen, fühlt er sich zufrieden und sicher, obwohl er immer deutlicher erkennt, daß ihn die Natur zum Schriftsteller und nur dazu bestimmt habe. Eine „reinere Freude als jemals" gewährt ihm, wenn er „etwas nach seinem Gedanken gut geschrieben" hat; er fühlt sich „recht zu einem Privatmenschen geschaffen" und begreift nicht, wie ihn „das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einflicken mögen". Je klarer er sich über die wahre Aufgabe seines Lebens wird, desto glücklicher wird er. Man kann sich denken, mit wie eigener Empfindung er in solcher Stimmung den Werther neu herauszugeben unternahm und nach

Digitized by Google

zehn Jahren zum erstenmale wieder dies Jugendwerk las. Einiges änderte er darin, namentlich in dem Verhältnisse von Albert zu Lotte; auch schaltete er damals die Ergänzung von dem Bauernknechte ein, der aus Eifersucht einen Totschlag begeht. Bemerkenswert ist bei dieser Bearbeitung noch ein Umstand, den Schöll in seinen vortrefflichen Anmerkungen zu den Briefen an die Stein hervorgehoben hat. Herder, den Goethe zu Rate zog, machte ihn auf einen angeblichen Fehler in der Komposition aufmerksam, und zwar auf denselben, den zweiundzwanzig Jahre nachher Napoleon tadelte, daß nämlich Werthers Selbstmord teils die Folge vergeblichen Ehrgeizes, teils unerwiderter Liebe sei — ein Fehler übrigens, den ich trotz Herder und Napoleon, trotz Goethes eigener Zustimmung nicht für einen Fehler zu halten mir erlaube, wie ich bei Gelegenheit der Zusammenkunft Goethes mit Napoleon (Buch 7, Abschn. 4) genauer darthun werde.

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen auf Italien.

Mit dem Jahre 1783 treten ernste Arbeiten immer mehr in den Vordergrund. Goethe hatte aufgehört, „der Großmeister der Affen" bei Hofe zu sein; er vertiefte sich in alte Bücher und Akten. Die Geburt eines Erbprinzen (8. Februar), die ganz Weimar mit Freude erfüllte, stimmte den Herzog zu plötzlichem Ernst. Die Taufe, welche am 15. Februar stattfand, war für Stadt und Land ein wahres Ereignis. Herder predigte „wie ein Gott", sagte Wieland, von dem selbst eine Cantate bei dieser Gelegenheit gesungen wurde. In Fackelzügen, Festlichkeiten aller Art, Gedichten von allen Poeten, unter denen auch Goethe sich mit einigen ziemlich unbedeutenden Versen eingestellt hatte, gab sich die allgemeine Freude kund.

Der Herzog war ganz stolz auf seine Vaterschaft; an Merck, der ihm gratuliert hatte, erwiderte er: „Sie haben Recht, daß

Digitized by Google

Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethens und des guten Glücks will ich, sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: auch Er war ein Maler!" Und von da ab scheint ein entschiedener Wechsel in ihm vorgegangen zu sein, obgleich er wohl noch über die „Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten" sich beklagt, die „gelegentlich zu entrunzeln" ihm nur durch das Geschenk eines Kupferstiches gelinge. In Wahrheit ist aber dieser Kammerpräsident mit Arbeiten schwer überhäuft und lebt glücklich in seiner Liebe, fleißig in seinen Studien, in tiefster Abgeschlossenheit. Die amtlichen Geschäfte, die er früher so leicht und heiter übernahm — ein Stück des Reichs nach dem andern, hatte er gegen Merck gescherzt, lasse er sich beim Spazierengehen übertragen — werden ihm jetzt sichtlich zur Last; „vom Rade Ixions" datiert er nicht lange nach dieser Zeit einen Brief an die Herder. Aus den Briefen an den Herzog von 1782 sieht man recht deutlich, wie sehr er mit den kleinsten Einzelheiten der Verwaltung geplagt war. Die klarere Einsicht in seinen hohen Beruf vermehrte den Widerwillen. Die alte Sehnsucht nach Italien begann ihn zu quälen. „Das glücklichste ist (schreibt er im Oktober 1783 an die Stein), daß ich nun sagen kann, ich bin auf dem rechten Wege, und es geht mir von nun an nichts verloren."

Was er bei der Geburt des prinzlichen Knaben nur schwach angedeutet, führte er zum Geburtstage des Vaters mit dem Gedichte „Ilmenau" aus. Mit lebhaften Farben schildert er darin den Charakter des Herzogs und die Gewißheit seiner Umwandlung, und auch was er an seinem Fürsten auszusetzen hatte, verschweigt er nicht; mit Freuden erkennt man, daß er die vorhin mitgeteilten Bemerkungen an die Stein nicht etwa hinter dem Rücken gemacht hat. „Das Ilmenauer Gedicht (äußerte er später gegen Eckermann) enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte.

Digitized by Google

Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsen kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabackspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits, in einer ähnlichen kleinen Hütte, lag der Herzog in tiefem Schlaf. Ich selber saß davor bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt (1828) gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht, in dem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahrs." Diese Zeichnung verdient hier eine Stelle:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll nun auf der rechten Spur,
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt;
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Indes, wie der Schmetterlingspuppe die zarte Schale zu durchbrechen mit der Zeit gelingt, so hofft der Dichter auch für seinen Fürsten:

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite

Digitized by Google

Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus. —
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Von dem Traum erwachend, in dem der Dichter dies Alles gesehen zu haben sich darstellt, blickt er freudig in den stillen Fleiß, die Ordnung und das Gedeihen der Ilmenauer Umgegend hinein, und schließt mit dem herrlichen Zuruf:

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.
So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn: Die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

Bei solch einem Gedichte mit längerm Auszuge zu verweilen, wird nicht nur durch den bedeutenden Inhalt an sich gerechtfertigt; das Gedicht ist wie das schönste Denkmal dieser Freundschaft ohnegleichen, so im besondern für Goethe eines der glänzendsten Ehrenerzeugnisse: wer mit so edler Anerkennung und zugleich so freimütig zurechtweisendem, männlich ernstem Zuspruch offen vor aller Welt zu seinem Fürsten redet, der hat, wenn Einer, auf die Würde eines freien Mannes volles Anrecht, und es muß billig

Digitized by Google

als seltsam bezeichnet werden, daß ihn gegen den niedrigen Vorwurf höfischer Servilität zu verteidigen, noch jetzt Anlaß ist. In dem Briefwechsel mit Karl August liegt nun vollends ein Kommentar zu dem eben besprochenen Gedichte vor, der sein ganzes Verhältnis zum Herzog als freundlicher Mahner und Rater in einem so hellen und schönen Lichte zeigt, daß das Wesentlichste hier eine Stelle verdient. Im Dezember 1784 machte Goethe dem Herzog über die (auch in jenem Gedichte erwähnten) wilden Schweine am Ettersberge (in der Nähe von Weimar) die ernstesten Vorstellungen: „Ungern erwähne ich dieser Thiere, weil ich gleich Anfangs gegen deren Einquartirung protestirt und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fast gelobtes Stillschweigen zu brechen .. Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Heerde zu unsrer Gegend sag ich nichts, ich rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme .... Die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, Andere gleichsam nur ungern und Alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelnsart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht .. Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur ohne Jagdgeräusch in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersberges wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten. Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich und er ist's gewiß; mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! Ich habe Sie so manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen und bitte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechts aus, um ihn

Digitized by Google

in meinem Cabinet mit doppelter Freude aufzustellen." Das genügt wohl, um die Fabeln von Goethes Fürstendienerei für immer tot zu machen. — —

Kehren wir noch einmal nach Ilmenau zurück; wir haben da etwas Reizendes nachzuholen, das schöne kleine Gedicht nämlich (verfaßt 1780), welches Goethe dort im September jenes Jahres (1783) mit Bleistift an die Wand einer Bretterhütte auf dem Gickelhahn, einem bei dem Städtchen belegenen Berge, schrieb, das so lautet:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Die sanfte Wehmut eines Gemüts, das sich in die Stille der Natur auflöst, spricht zart und rührend aus diesen Zeilen; sie haben uns das Wunder erleben lassen, daß ein Lied des Heiden Goethe zu einem Abendliede christlicher Kreise geworden ist.

Die Leitung der Finanzsachen machte Goethen manche böse Stunde, namentlich dem Herzog persönlich gegenüber, der sich nie recht an ein festes Maß von Ausgaben gewöhnen wollte, wie denn Ordnung und Regelmäßigkeit seinem Sinn überhaupt am meisten widerstrebte. Wieland schreibt darüber an Merck (1784): „Goethe schickt sich überaus gut in das was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzusichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem Allen Contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er so viel wie möglich, auch hat er sie sehr vonnöthen." Aehnliche Berichte scheinen auch seiner Mutter zu Ohren gekommen zu sein; wenigstens drückt er ihr in einem Briefe aus jener Zeit sein Bedauern aus, daß

Digitized by Google

man ihr „mit solcher Klatscherei nur einen Augenblick verdorben“ habe. „Sie haben mich (schreibt er) nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will ... Lassen Sie uns hübsch diese Jahre daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehn, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andre Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie, an Ihrer Seite, vergnügen Sie sich an meinem Dasein jetzt, und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde, und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe. Indessen leben Sie ruhig, vielleicht giebt uns das Schicksal noch ein anmuthiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen.“

So beruhigend diese Worte klingen, so liest sich doch eine gewisse Beklommenheit zwischen den Zeilen heraus, welche Wielands Andeutungen bestätigt. Auch der Herzog wurde wegen Goethes Gesundheit besorgt und trieb ihn im September dieses Jahres zu einer Reise nach dem Harz. Er machte den Ausflug in Begleitung des zehnjährigen Fritz von Stein, des dritten Sohnes seiner Geliebten, den er liebte und hegte wie sein eigenes Kind. „Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er mich behandelte,“ schrieb Stein noch in späten Jahren in dankbarer Erinnerung an diese glückliche Zeit. Monatelang hatte Goethe den Knaben bei sich im Hause, unterrichtete und bildete ihn, teilte seine Spiele. Von Natur schon ein Kinderfreund, hielt er diesen Knaben aus Liebe zu seiner Mutter doppelt wert. Wie der vielbeschäftigte Minister und fleißige Forscher in der Sorge für das Pfand von seiner Geliebten die reine Freude der Vaterschaft kostete, welche das Geschick ihm bis dahin versagt hatte, ist ein wahrhaft rührendes Bild im bunten Wechsel seines weimarischen Lebens.

Digitized by Google

Die Harzreise gab ihm bessere Gesundheit und Stimmung, besonders war ihm der Verkehr mit Sömmering in Kassel, dem großen Anatomen, und anderen Männern der Wissenschaft angenehm. Nach Weimar zurückgekehrt, arbeitete er an Wilhelm Meister, der damals bis zum vierten Buche vorgerückt war, betrieb seine Amtsgeschäfte, verkehrte viel mit Herder, der seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit schrieb, und sonnte sich in dem Lächeln seiner Geliebten.

Das Jahr 1784 brachte eine Aenderung im weimarischen Theaterwesen: eine stehende Gesellschaft unter Bellomos Leitung wurde engagiert. Gelegentlich wurde aber weiter Liebhabertheater gespielt, so veranstaltete Goethe zum Geburtstage der Herzogin einen Maskenzug, den Planetentanz, in welchem der Dichter die Fürstin als glückliche Mutter feierte, und zu gleicher Zeit hatte er mit der Festrede zur Wiedereröffnung des Ilmenauer Bergbaus zu thun, womit für ihn ein langjähriger Wunsch in Erfüllung ging. Von der ersten Zeit seines weimarischen Aufenthaltes an hatte er sich für die Ilmenauer Gruben interessiert und war für ihre Wiedereröffnung thätig gewesen. Nach manchen Schwierigkeiten fand endlich am 24. Februar die Feierlichkeit statt. Goethe hielt seine Festrede zuerst in bestem Fluß; aber mitten darin verlor er plötzlich den Faden und schien sich auf kein Wort mehr besinnen zu können. „Dies hätte jeden Andern (sagt Eckermann, der uns diese Anekdote aufbewahrt hat) in große Verlegenheit gebracht, ihn aber keineswegs. Er blickte vielmehr wenigstens zehn Minuten lang fest und ruhig in dem Kreise seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause Jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstandes geworden zu sein, er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr geschickt ohne Anstoß bis zu Ende, und zwar so frei und heiter, als ob gar nichts passirt wäre."

Seine osteologischen Studien brachten ihm in diesem Jahre die wichtige Entdeckung, daß auch der Mensch einen Zwischenknochen der obern Kinnlade (os intermaxillare) habe. Die weitere Ausführung über die Bedeutung dieser Entdeckung wird im neunten Abschnitt dieses Buches gegeben werden; hier beschäftigt sie uns

Digitized by Google

nur von ihrer persönlichen Seite als biographisches Moment. Bis zu Goethes Entdeckung hatte man den Knochenbau des Menschen von dem des Tieres selbst auf seiner höchsten Entwicklungsstufe um den Mangel dieses Zwischenknochens verschieden gehalten. Goethe aber glaubte an die Einheit der Natur, suchte diese Einheit überall und hielt an dem Gedanken fest, „daß alle Abtheilungen des Geschöpfes im Einzelnen wie im Ganzen bei allen Thieren aufzufinden seien, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruhe". Seine Nachforschungen bestätigten die Richtigkeit dieser Ansicht; es gelang ihm, den Zwischenknochen beim Menschen nachzuweisen. Sein Triumph war groß. „Ich habe eine solche Freude," schrieb er an die Stein, „daß sich mir alle Eingeweide bewegen." An Herder, damals einen halben Genossen seiner Studien, schrieb er: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht,

das os intermaxillare am Menschen!

Ich verglich mit Lodern Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur, und siehe da ist es. Nun bitt' ich Dich, laß Dich nichts merken; denn es muß geheim gehalten werden. Es soll Dich auch recht herzlich freuen; denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da!" Ja, mit Herders Philosophie der Geschichte der Menschheit denkt er sich diesen Knochen in Verbindung. In demselben Sinne äußerte er sich gegen Knebel: „Der Mensch ist auf's nächste mit dem Thiere verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleiner Zehe, Mensch. Und so ist wieder jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist die kleine Schrift (die betreffende Abhandlung) geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinne verborgen liegt."

Die Entdeckung ist also bedeutsam als ein Beweis für sein

Digitized by Google

Streben, die Natur in ihrer Einheit zu erfassen. Sie war das Vorspiel für seine Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen und der Entstehung des Schädels aus fortgebildeten Rückenwirbeln; alle drei ruhen auf derselben Art von Naturbetrachtung. Damals kam auch in seine botanischen Studien frischer Trieb. Linné's Schriften begleiteten ihn auf allen Exkursionen, und mit Eifer machte er sich die Beobachtungen und Sammlungen anderer Kenner der Pflanzenwelt zu Nutzen, von gelehrten Professoren herab bis zu dem Gärtnerburschen Dietrich aus dem bekannten Ziegenhayn bei Jena, dessen „Spürsinn" und gute Laune bei allen Streifereien in Thüringen und in den böhmischen Gebirgen er noch in der Geschichte seiner botanischen Studien (ein halbes Jahrhundert später) dankend erwähnte. An Frau von Stein schrieb er im Sommer 1784: „Meine Felsenspekulationen gehen sehr gut. Ich sehe gar viel mehr als Andre, die mich manchmal begleiten und auch auf diese Sachen aufmerksam sind, weil ich einige Grundgesetze der Bildung entdeckt habe, die ich als ein Geheimniß behalte und deswegen die Gegenstände leichter beurtheilen kann . . . Jedermann beruft mich über meine Einsamkeit, sie ist jedermann ein Räthsel und niemand weiß, mit welcher köstlichen Unsichtbaren ich mich unterhalte." Ein Zebra, welches er um dieselbe Zeit sah — ganz etwas Neues in dem damaligen Deutschland — gewährte ihm großen Genuß, und an einem Elephantenschädel, den ihm Sömmering aus Kassel zugeschickt hatte, fand er für seine Untersuchung „unschätzbaren" Stoff. Von diesen Naturstudien Goethes haben stubenhockende Schriftsteller, deren Gedanken kaum jemals über den engen Kreis der schöngeistigen Litteratur sich hinauswagen, halb mit Mitleid, halb mit Hohn als einer Zeitverschwendung gesprochen. Aber — Tiergerippe gegen Totenbein! im Studium eines Elephantenschädels liegt ebensoviel Poesie wie im Studium jener Gerippe der Vergangenheit, der Geschichte und der alten Sprachen. Auf den Sinn des Forschers kommt es an: in dem Einen regen ein paar alte Knochen Gedanken über die großen organischen Naturprozesse auf, die an Tragweite und Erhabenheit denen nicht nachstehen, welche die Reste vergangener Zeiten in dem Geist eines Historikers aufrufen. Goethe seinerseits ließ sich durch die Ausstellungen seiner Bekannten nicht irre machen. Im Sommer

Digitized by Google

1786, kurz vor der italienischen Reise, schrieb er an die Stein: „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken, mein langes Buchstabiren hat mir geholfen, jetzt rückt's auf einmal und meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes, es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen. Wie sich das nun vermehren wird, daran denk ich mit Freuden." Zur Beihilfe bei diesem Buchstabieren der Natur nahm er Stunden in der Algebra, aber sein Geist war so gänzlich unmathematisch, daß er es bald wieder aufgab.

Wissenschaft und Liebe waren in jener Zeit die Säulen seiner Existenz. Aus zahllosen Stellen seiner Briefe an die Stein, die das beweisen, seien hier einige besonders bedeutsame angeführt: „Meine Nähe zu Dir fühl' ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich habe ich einen Maasstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maasstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar, ich sehe recht deutlich wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen, ich gönne jedem das seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen" (17. Juni 1784). — „Ja liebe Lotte jetzt wird es mir erst deutlich wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo Du mir Schild und Schirm bist. Wie freu ich mich Dir ganz anzugehören .... Alles lieb ich an Dir und alles macht mich Dich mehr lieben. Der Eifer wie Du in Kochberg Deine Haushaltung angreifst, von dem mir Stein mit Vergnügen erzählt, vermehrt meine Neigung zu Dir, läßt mich Deine innerlich thätige und köstliche Seele sehn." (28. Juni 1784). Seiner Liebe sie zu versichern ist er unerschöpflich in den liebenswürdigsten Wendungen: „Du lieber Inbegriff

Digitized by Google

aller meiner Freuden und Schmerzen", „Du liebe Begleiterin aller meiner Gedanken", den „Anker an dem sein Schifflein festhält", nennt er sie; von ihr getrennt, ist er „krank vor Sehnsucht"; ja, seine Liebe, sagt er, sei schon nicht mehr eine Leidenschaft, sondern eine Krankheit, nur daß er davon nicht geheilt zu werden wünsche, und an einer Stelle spricht sich das Bewußtsein des gefährlichen Uebermaßes in den rührenden Worten aus: „Recht feierlich, liebe Lotte, möcht ich Dich bitten, vermehre nicht durch Dein süßes Betragen täglich meine Liebe zu Dir." In einen Liebesfrühling, der im reichsten Blütenschmucke prangt, lassen uns die Briefe jener Jahre blicken. Auch die bescheideneren Zugaben kleiner, an sich unbedeutender Zettelchen haben da ihren Wert, und gerade in der Stetigkeit dieses täglichen Verkehrs mit seinem harmlosen „Guten Morgen mit Spargels", seinen Erkundigungen wie die Liebste geschlafen, seinen Aufforderungen zum Spazierengehen, seinen Einladungen und Anmeldungen zum Essen, liegt ein ganz besonderer Reiz. Aus den poetischen Gedanken, die der Dichter wahrhaft verschwenderisch auf der Liebsten Pfade streut, könnten ganze Scharen moderner Lyriker reiche Kränze winden; es fehlt manchen Einfällen und Wendungen eben nichts als die Versifikation, um sie zu den schönsten Gedichten zu machen. Auch erhebt sich der Schwung der Liebe wohl zu voller Poesie. Wie Goethe schon 1782 bei einer kurzen Trennung seiner Geliebten die herrlichen Verse zusandte: „Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst" u. s. w., wie er an sie die reizende Klage um eine gesprungene Lippe mit der Bitte um ein Tröpfchen von dem Balsam der Liebe geschrieben hatte, so richtet er auch jetzt (August 1784) von einer Reise nach Braunschweig, die er mit dem Herzog unternahm, einige Stanzen an sie, die für seine „Geheimnisse" bestimmt, ihm doch gestatteten, ihr „von seiner Liebe zu sprechen, ohne daß andere es verständen". Eine davon wahrscheinlich ist die, welche er später unter seine Gedichte mit der Aufschrift „Für ewig" aufnahm; als Denkmal dieser glücklichen Tage verdient sie hier eine Stelle:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt:
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,

Digitized by Google

Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt —
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Die liebe Begleiterin aller seiner Gedanken war auch bei seinen Naturstudien die stete Vertraute; auf Reisen freut er sich im voraus, ihr mündlich von neuen Ideen und erweiterten Kenntnissen sagen zu können, da sie ja für Alles sich interessiere; „auf Höhen und in Tiefen" schickt er ihr seine Gedanken zu, und so ist der Briefwechsel an sie zugleich ein fortlaufendes Zeugnis für die ununterbrochene Beschäftigung mit Anatomie, Mineralogie, Botanik, Geologie; bald schreibt er, wie er sich „auf gut bergmännisch wacker erlustigt" und wie ihn „der einfache Faden, den er sich gesponnen, durch alle unterirdische Labyrinthe gar schön durchführe"; aus Ilmenau schickte er Moos und Schwämme als Proben der Vegetation, mit der er sich beschäftige; in Jena bei Loder gerät er so tief in die Studien, daß er sich einen „aparten Kopf für die Wissenschaften" wünscht; dann „rast einmal wieder das Pflanzenreich in seinem Gemüthe" und „das ungeheure Reich simplificirt sich ihm in der Seele", daß er „bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann". Ueberall tritt ihm zu seinem Entzücken die Natur in ihrer Einheit entgegen. „Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte, es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie: es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätte ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraute ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen."

Von diesen Einblicken in das Gemüts- und Geistesleben des Dichters wenden wir uns zu seiner äußern Stellung zurück.

Im Jahre 1785 erhöhte der Herzog seinen Gehalt um 200 Thaler, so daß nunmehr mit den 1800 Thalern aus der Erbschaft von seinem Vater sein jährliches Einkommen 3200 Thaler betrug. Er konnte das gebrauchen; seine Studien und seine Wohlthätigkeit erforderten viel Geld. Die Großmut, die er an jenem Kraft bewiesen, kam auch Anderen noch zu gut: „Ich bitte Gott

Digitized by Google

(schreibt er an die Stein), daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod", und der Leser weiß schon, daß das kein hohles Wort ist. Andere leiden zu sehen, machte ihn mit leiden; das Elend der unteren Klassen ging ihm tief zu Herzen. „Die Welt ist eng und nicht jeder Boden trägt jeden Baum, der Menschen Wesen ist kümmerlich, und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist. Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und ärmer wird, theils denkt man es sich nicht richtig, theils schlägt man es sich aus dem Sinn; wenn man dann einmal die Sache mit offenen Augen sieht, und sieht das unheilbare, und wie doch immer gepfuscht wird!!" Daß er Alles aufbot, um die Lage des Volkes verbessern zu helfen, und kleinere Uebel im Einzelnen aus eigenen Mitteln zu lindern suchte, ist nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller derer, die von seinem Thun und Treiben wußten, unbestreitbar. Wenn er also keine Freiheitslieder schrieb und für das Vaterland sich nicht gerade enthusiasmierte, so ist die Ursache davon eher in allem Andern zu suchen, als darin, daß er kein Herz gehabt hätte.

Die Stille und der Ernst seiner Lebensweise scheint den Ton der Gesellschaft in Weimar etwas herabgestimmt zu haben. Der Herzog selbst wandelte sich unter dem Einflusse seines Lieblings mählich um; Goethe führte ihn auf ruhigere Pfade und verstand es, ihn in naturwissenschaftliche Studien hineinzuziehen; man erkennt des Dichters Geist, wenn der Fürst an Knebel schreibt: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt. Sie beweist und lehrt wie das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht. Sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt." Auch Herder, wie bereits erwähnt, teilte diese Studien und trat Goethen immer

Digitized by Google

näher. Sein alter Freund Jacobi dagegen, der ihn damals in Weimar besuchte, schied nur mit bekümmertem Herzen von ihm. In den Streit über Lessings Spinozismus, in den er gerade verwickelt war, wollte er auch Goethen hineinziehen; der erwiderte ihm aber sehr charakteristisch: „Ehe ich eine Silbe Metaphysik schreibe, muß ich nothwendig die Physik besser absolvirt haben." Alle litterarischen Händel widerstrebten seiner Natur so sehr, daß, wie er sagte, „Raphael ihm einen malen und Shakespeare ihn dramatisiren könnte und er würde sich kaum daran ergötzen". Und sicher war Jacobis Art von Polemik nicht danach angethan, diese Abneigung zu beseitigen. Goethe tadelte seine Form nicht weniger als seine Ansichten. „Wenn (schrieb er ihm) Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten ausläßt, muß es widrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andere zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal Preis giebt. Wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere gering zu schätzen. Und was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen." Jacobis metaphysischen Tick sah er als eine Ausgleichung für sonstigen reichen Himmelssegen an. „An Dir ist überhaupt Vieles zu beneiden, Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes u. s. w. Dagegen hat Dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und Dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde." Das Folgende ist recht charakteristisch: „Wenn Du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich Dir: ich halte viel aufs schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht und sagt: „Diese Erkenntnißart (die intuitive) erhebt sich von der übereinstimmenden Denkvorstellung des begrifflichen Wesens gewisser Attribute Gottes zur übereinstimmenden Erkenntniß des Wesens der Dinge," so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich erreichen und von deren „begrifflichem Wesen" ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeschnitten ist." Ueber Spinozas angeblichen Atheismus war er, und mit Recht, anderer Ansicht als Jacobi und die Seinigen;

Digitized by Google

wenn dieſe ihn einen Athe[illegible], ſo nannte und
pries er ihn vielmehr „th[illegible]nissimum“, den
theiſtiſchſten und chriſtlichſ[illegible]

Trotz dieſer Meinung[illegible]indes mit Jacobi
in teilnehmender Freundſc[illegible]Lavater kam es
zu einem tiefern Bruche.[illegible]aut miteinander
geweſen; keine Meinung[illegible]re Freundſchaft
geſtört, bis endlich der P[illegible]Widerwärtigſte
durchbrach. Nun umwölk[illegible]Verſtand; er
warf ſich zum Propheten [illegible]gläubigkeit ließ
er ſich von Caglioſtro und[illegible]. „O daß er
einfältig und demüthig w[illegible]r Sinn hätte
für die Einfalt des Evan[illegible]t des Herrn!
wer wäre größer als er![illegible]ſt, kein Un-
chriſt, aber ein decidirter[illegible]elbſt nannte,
fing an, gegen Lavaters G[illegible]einer Ueber-
tragung der Fülle des G[illegible]m ſetzte er
ſeinen und ſeiner Freunde[illegible]e wir uns
einer jeden durch Menſc[illegible]ffenbarten
Weisheit zu Schülern[illegible]ne Gottes
ihn in uns ſelbſt und[illegible]anbeten“,
und da jener ſeinen Glaube[illegible]hrt er fort,
„finde auch ich es nöti[illegible]n ehernen
beſtehenden Fels der[illegible]
du und deine ganze[illegible]
Meeres vielleicht e[illegible]
überſtrömen noch in[illegible]
Dieſer Gegenſatz der An[illegible]
liche und Perſönliche.[illegible]
verwachſen, er ſelbſt wa[illegible]
pfäffiſche Herrſchſucht[illegible]
perſonifiziert. Wenn[illegible]
Natur; gegen jeden[illegible]
fühl; die „größten [illegible]
Erde vor ihrem Bli[illegible]
er 1781 gegen Lavat[illegible]
ſchärfer enthüllte,[illegible]

Digitized by Google

ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel . . .
meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenve
und der grasseste Aberglaube durch das feinste und unauflösli
Band zusammen." Rasch vollzog sich die Scheidung; bei ein
Besuche, den Lavater im Sommer 1786 in Weimar machte, lie
ihn Goethe zwar noch bei sich wohnen, aber gleich nach seiner
Abreise schrieb er der mehr als zwanzigjährigen Freundschaft den
Scheidebrief für immer, mit den kurzen, an die Stein gerichteten
Worten: „Kein herzlich, vertrauliches Wort ist unter uns ge-
wechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los; ich
habe unter seine Existenz einen großen Strich gemacht." Als das
Strafgericht der Xenien erging, erhielt Lavater sein gut Teil; ihm
galt der Vers:

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein. —

und das Epigramm „der Prophet":

Schade daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Auch im Faust (Walpurgisnachtstraum, Intermezzo) ist der
„Kranich" (In dem Klaren möcht' ich gern und auch im Trüben
fischen) auf Lavater, der den Gang eines Kranich hatte, gemünzt,
und selbst nach dessen Tode (1801) konnte sich Goethe nicht
schließen, diese Verse zu unterdrücken.

Unter all den naturwissenschaftlichen Studien und den
Logisch-philosophischen Kontroversen behauptete die Poesie, so
sie vergessen zu sein scheint, doch ihr Recht: Wilhelm
rückte bis zum Ende des sechsten Buches vor, das große
„Scherz, List und Rache" wurde gedichtet, das
wissenschaftliche Gedicht „Die Geheimnisse" wurde entworfen
beiden Akte des Fragments Elpenor geschrieben, daneben
standen auch manche kleinere Gedichte. Darunter sind die
im Wilhelm Meister „Kennst du das Land?" und „Nur
Sehnsucht kennt" hervorzuheben, tief empfundene Ausdrücke
Sehnsucht nach Italien, wohin er zu reisen sich damals im
vorbereitete. Er trieb Italienisch und unterzog zum Beh

Digitized by Google

neuen Ausgabe seine Schriften mit Herders und Wielands Hilfe einer genauen Durchsicht.

Glücklich in Liebe, Freundschaft, Thätigkeit, durch das Zusammenwohnen mit dem jungen Fritz Stein zum erstenmale im Besitz einer Art Häuslichkeit, von Jahr zu Jahr wachsend an Klarheit seiner geistigen Existenz — da fragen wir wohl mit Recht, was doch trieb ihn so mächtig hinweg aus diesem behaglichen Kreise einsam über die Alpen? Nicht bloß ein innerer Drang, wie man bisher ziemlich allgemein annahm. Wohl war Italien der Traum seiner Jugend gewesen; Italien war das Land, wo seine Kultur reichen Stoff und feste Grundlage finden sollte. Es war noch immer zweifelhaft, ob er zum Dichter oder Künstler geboren sei und wollte diese Zweifel lösen. Aber daß er überhaupt auf längere Zeit von Weimar sich löste, dazu hatte er noch andere Gründe. Er wollte damit — das fühlt sich durch — sein Verhältnis zu Frau von Stein, welches doch den Abschluß einer Ehe nicht finden konnte, aus der Leidenschaft hinüberleiten in ruhigeres Empfinden, und vor Allem, er löste und erlöste sich damit aus einer amtlichen Stellung, deren Vielgeschäftigkeit ihn jetzt ebenso schwer drückte, wie er sich früher „einen Teil des Reichs nach dem andern" leicht hatte aufbürden lassen. Die Briefe an Karl August beweisen deutlich, wie sorgfältig er Alles darauf vorbereitet hatte, entbehrlich zu werden, und mit welcher Pflichttreue zugleich er im Voraus die Ersatzmänner so gewählt und die Arbeit so verteilt hatte, daß Eins in das Andere sich fügte, daß Alles im besten Zuge blieb und bei seiner Rückkehr, die er dann weiter und weiter hinausschob, so im Zuge war, um für ihn selbst keinen Platz mehr zu bieten. Gleich der erste Brief nach seiner Abreise, den wir weiter unten mitteilen, läßt das durchblicken; die folgenden gehen noch klarer und genauer ins Einzelne; wie sein Wunsch, unter verständig freundlichem Entgegenkommen des Herzogs, noch während der Reise in Erfüllung ging, werden wir später sehen. Hier nur noch das bezeichnende Wort (aus Rom, 27. Mai 1787), er möchte „weniger von Detail überhäuft" werden, zu dem er „nicht geboren" sei.

Im Juli 1786 begleitete er den Herzog, Herder und die Frau von Stein nach Karlsbad; seine Schriften nahm er zur

Digitized by Google

Durchsicht mit. Schon der Anblick dieser Schriften muß seinen Entschluß befestigt haben. Sobald Herder und die Stein wieder abgereist waren traf er die letzten Vorbereitungen. Sorgfältig hatte er seinen Plan vor Jedermann verborgen, selbst vor Frau von Stein und, soweit es ging, sogar vor dem Herzog. An jene gibt er am 23. August aus Karlsbad nur die mysteriöse Andeutung: „Noch eine Woche muß ich bleiben, dann wird aber auch alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Dem Herzog, von dem er Urlaub haben mußte, hatte er nur so viel mitgeteilt, daß er auf längere Zeit verreise, aber nicht wohin. Die Briefe beweisen das. „Verzeihen Sie (schreibt er am 2. September nach Karlsbad), daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt sprach; selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll. Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke, ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können, ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Constellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub .... Ich hoffe auch für die Elastizität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann .... Dieses Alles und noch viele zusammentreffende Umstände bringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt ich lassen Sie niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle, die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche ... Leben Sie wohl, das wünsch ich herzlich, behalten Sie mich lieb und glauben Sie: daß,

Digitized by Google

wenn ich wünsche, meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und in dem Ihrigen besser als bisher zu genießen."

Am folgenden Tage (3. Septemper 1786) verließ er Karlsbad ganz still und inkognito. In dem nächsten Briefe an Karl August schreibt er: „Noch ein freundliches, frohes Wort aus der Ferne, ohne Ort und Zeit. Bald darf ich den Mund öffnen und sagen, wie wohl mir's geht. Wie wird mich's freuen, auch wieder ein Wort von Ihnen zu sehen," und am Schluß: „Es versteht sich, daß man glaubt, Sie wissen, wo ich sei." Sogar noch im folgenden Briefe setzt er das Versteckspiel fort: „Wo ich bin, verschweige ich noch eine kleine Zeit;" ja, er bereitet den Herzog auf ein weiteres Geheimwissen vor: „Es wäre möglich, daß der Fall käme, da ich Sie unter frembem Namen etwas zu bitten hätte. Erhalten Sie einen Brief von meiner Hand, auch mit fremder Unterschrift, so gewähren Sie die Bitte, die er enthält."

Fünfter Abschnitt.

Italien.

Endlich war die Sehnsucht seines Lebens erfüllt: er war in Italien. Allein und unter dem angenommenen Namen Möller von allen Störungen sicher, womit den Verfasser des Werther die Neugier seiner Bewunderer heimgesucht hätte, zog er vorüber an Orangenhainen und Weingärten, Städten, Bildsäulen, Gemälden und Gebäuden, und fühlte sich in dieser neuen Welt „zu Hause und nicht wie im Exil". Mignons leidenschaftliches Sehnen war mit ihm gewachsen und hatte sich, wie seine Kraft sich steigerte, so gesteigert, daß die Begierde endlich zur Krankheit geworden war. Die letzten Jahre vor der Reise konnte er kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend, so daß Herder über ihn spotten durfte, er lerne all sein Latein nur noch aus Spinoza. Das Bedürfnis wuchs und wuchs zu einem geistigen

Digitized by Google

Heimweh, welches nur „der Anblick und die Gegenwart heilen konnte".

Und nun wurde diese tiefe Unruhe gestillt. Die Klänge Italiens ertönten um ihn, Italiens Himmel umfing ihn, italienische Kunst erglänzte lockend auf allen Seiten. Er fühlte, seine Reise sei für ihn eine Wiedergeburt. Sein ganzes Wesen füllte sich mit Wärme und Licht. Ruhig, leuchtend, tüchtig lag nun das Leben vor ihm. Er sah die Größe seiner Ziele und fühlte die Mächte in seinem Innern ihnen gewachsen.

Er hat seine „italienische Reise" beschrieben. Niemand wohl hätte etwas Bedeutenderes darüber schreiben können, als gerade Goethe, wenn er sich ernstlich daran gemacht hätte; auch gehören einige Stellen seiner „Reise" zu dem Herrlichsten, was je über Italien geschrieben ist, aber als Ganzes genommen täuscht diese Schrift unsere Erwartungen. Näher betrachtet ist das eben nicht zu verwundern. Er schrieb sie nicht sogleich nach seiner Rückkehr, wo ihm noch Alles frisch im Gedächtnis war und wo sein Stil noch die volle Wärme und Kraft hatte; sondern erst später, als seine großen Kräfte schon abnahmen, sammelte er die Briefe, die er aus Italien an Herder, Frau v. Stein und Andere gerichtet hatte, nahm daraus die Stellen, die ihm passend schienen, und verwebte sie ohne besondere Sorgfalt und Begeisterung ineinander. Hätte er einfach diese Briefe selbst veröffentlicht, so hätten sie unzweifelhaft ein lebendigeres und interessanteres Bild gegeben; wie jetzt die Reise vorliegt, ermüden uns in umständlicher Erzählung kleine Tagesgeschichten, die in Briefen gar wohl an ihrem Platze sein mochten, hier aber der angenehmen, leichten Form vertraulicher Plauderei entbehren. Mit einem Worte, die „Italienische Reise" hat weder den Reiz brieflicher Mitteilungen, noch die solide Tüchtigkeit einer fleißigen Arbeit. Das Hauptinteresse derselben liegt in dem Nachweis der Wirkung, welche Italien auf den Geist des Dichters hatte, und diese Wirkung war offenbar zu tiefgehend, um sofort Ausdruck finden zu können. Das neue Leben, das ihn durchströmte, beherrschte ihn so ganz, daß er nicht Zeit hatte, seine Eindrücke im Einzelnen sich zu entwickeln und Anderen darzulegen.

Auch auf dieser Reise nahm er, seltsam genug, an allen geologischen und meteorologischen Erscheinungen das vollste Inter-

Digitized by Google

esse. Darüber haben denn Leute, nach deren Ansicht ein Dichter nichts Besseres zu thun hat, als zu reimen, wiederum gespottet. Seine Begeisterung für Palladio lassen sie ihm noch hingehen, weil die Baukunst doch eben eine Kunst ist, und wirklich riß ihn der Anblick der Bauten dieses Meisters in Vicenza zu einem so leidenschaftlichen Studium seiner Werke hin, als wolle er sich zum praktischen Baumeister ausbilden, aber daß er sich in Padua abermals mit Kräutern abmühte, dieser gründlichen Antipathie Herders, und mit der unbestimmten Idee einer Urpflanze sich unablässig plagte, das macht sie ganz unglücklich. Gestehe ich indes, ganz ungegründet ist die Unzufriedenheit dieser Herren nicht. Des Dichters Sehnen ist erfüllt, und doch wie wenig litterarische Begeisterung verrät er! Italien ist das Land der Geschichte, der Litteratur, der Malerei, der Musik; Plätze und Straßen sind dort durch Erinnerungen an die Vergangenheit geweiht; in Gassen und Winkeln drängt sich biographischer und künstlerischer Stoff. Goethe aber, vor lauter Entzücken über Klima und Naturschönheiten, schweigt über Litteratur fast ganz, hat für Musik keinen Sinn, für Geschichte kein Gefühl. Er besucht Verona, ohne Romeos und Julias zu gedenken, in Ferrara hat er kaum ein Wort für Ariost und Tasso. In diesem Lande der Vergangenheit lockt ihn fast nur die unmittelbare Gegenwart. Von den Heiligenbildern mit ihren Kreuzigungen, ihren Büßungen, ihren asketisch hageren Mönchen und sonstigen widrigen Lazarettscenen wendet er sich mit Abscheu weg; nur an Raphaels gesunder Schönheit und menschlicher Auffassung entzückt er sich. Für das Verständnis der schrecklichen religiösen Kämpfe, die in ihrer Entwicklung so abergläubische Formen annahmen, fehlt ihm der historische Sinn; nur als Dinge der Gegenwart betrachtet er jene Bilder, und da ihre Motive häßlich sind, ekeln sie ihn an; ein Mann von geschichtlicher Auffassung dagegen hätte, bei allem Widerwillen gegen dergleichen Darstellungen, ihnen den richtigen Platz in der Reihe kunsthistorischer Entwicklung zu geben verstanden.

Nicht also nach Litteratur, nicht nach Geschichte, nicht nach dichterischem Enthusiasmus müssen wir in der italienischen Reise suchen. Es ist keine Beredtsamkeit darin; selbst nicht als er in Venedig zum erstenmal das Meer sieht, erhebt sich die Darstellung

Digitized by Google

zu höherm Schwunge. Man vergegenwärtige ſich, wie der erſte Anblick des Meeres auf eines Dichters Geiſt wirken muß, und man wird dieſe kühle Mäßigung wunderbar genug finden. Aber durchzuckt die italieniſche Reiſe auch kein Blitz von Beredtheit, ſie iſt überall durchwärmt von der tief innern Glückſeligkeit des Verfaſſers. In Venedig z. B. ſcheint ſeine Freude geradezu fabelhaft geweſen zu ſein, da ihm dieſe Stadt von Stunde zu Stunde aufhörte ein Ort zu ſein und mehr und mehr ein Bild wurde. Die Kanäle, Lagunen, Gäßchen, die ſtattliche Architektur, das bewegte Treiben des Volks waren ihm ein unerſchöpfliches Entzücken. Iphigenie begleitete ihn; in Gedanken an die heilige Agathe von Raphael, die ihm Vorbild und Schutzgeiſt ſein ſollte, wollte er ihr die poetiſche Form geben. Von Venedig ging er in raſchem Zuge über Ferrara, Bologna, Florenz, Perugia und Spoleto nach Rom, wo er am 29. Oktober eintraf.

In Rom, wo ſein erſter Aufenthalt vier Monate dauerte, ging Genuß und Bildung Hand in Hand. „Alle Träume meiner Jugend (ſchreibt er) ſeh' ich nun lebendig ... Wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt alles wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können.“ Rom iſt ſo reich, daß es zuerſt verwirrt; erſt bei längerm Aufenthalt kann das Einzelne zu gebührender Wirkung kommen. Goethe lebte da unter deutſchen Künſtlern und Kunſtfreunden, Angelika Kaufmann (die er hoch verehrte), Tiſchbein, Rat Reiffenſtein, Moritz und Anderen. Sein Inkognito wurde ſo gut es ging bewahrt, und obwohl ſeine Anweſenheit in Rom natürlich nicht ganz verborgen bleiben konnte, ſo erreichte er doch die Hauptabſicht, daß er nicht Parade mit ſich machen ließ. Nicht um ſeine Eitelkeit kitzeln zu laſſen, war er nach Italien gekommen; Bildung war ſein Zweck, und den verfolgte er mit allem Ernſt.

Unter den Herrlichkeiten der Vergangenheit, auf dem Boden der ewigen Stadt, mußte ihm jeder Luftzug von den ſieben Hügeln einen Hauch der Weltgeſchichte zuführen. „Auch die römiſchen

Digitized by Google

Altertümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier: denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an. Geschichte liest sich von hier aus ganz anders als an jedem Ort der Welt. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte." Doch finde ich nicht, daß er in Rom besonders viel Geschichte trieb. Die Kunst nahm ihn völlig hin, und für die Malerei namentlich hatte er eine Leidenschaft, neben der sein Mangel an eigenem Talent um so auffallender erscheint. Mit ausdauerndem Eifer besuchte er Kirchen und Galerien, studierte Winckelmann und trieb mit den deutschen Freunden Kunstkritik. Leider verschwendete er auch viel kostbare Zeit mit fruchtlosen Uebungen im Zeichnen. Daneben vollendete er Iphigenie; aber als er sie dem Kreise seiner römischen Bekannten vorlas, ging es ihm nicht besser als, wie wir bereits erwähnten, mit seinen weimarischen Freunden: sie hatten etwas Berlichingensches erwartet, und nur „die zarte Seele Angelika nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf".

Während ihn so die Kunst mit vielfachen Lockungen umschlang, fand seine vielseitige Thätigkeit noch zu naturwissenschaftlichen Studien Raum. Seine Betrachtungsweise lehrte ihn neue und wundersame Dinge in der Natur lesen, und der stete Drang, das Geheimnis der Pflanzenformen zu entdecken, trieb ihn auch in den Gärten der römischen Villen nachdenklich umher. Er fühlte sich einem Gesetze auf der Spur, welches, einmal entdeckt, die ganze Mannigfaltigkeit der Naturformen zur Einheit zurückführen würde. Wer niemals die Leidenschaft des Forschungstriebs gefühlt hat, mag Goethe ausspotten, daß er in Rom die Verhandlungen des Senats und die Reden Ciceros so über botanischen Studien vergaß, aber wen jemals ein großer Gedanke gepackt hielt, der wird mit ihm zu fühlen wissen, wird es verstehen, wie nichtssagend tausend Ciceros sind neben einem Naturgesetze.

Unter den wenigen neuen Bekanntschaften, die Goethe in Rom machte, verdient die des Dichters Monti erwähnt zu werden, dessen Tragödie Aristodemo er aufführen sah. Durch ihn ließ er sich auch, obschon widerstrebend, in die litterarische Gesellschaft Arcadia

Digitized by Google

aufnehmen, wobei er den Namen Megalio (der Großartige) erhielt, „wegen der Größe oder Großartigkeit seiner Schriften, wie sich die Herren auszudrücken beliebten (per causa della grandezza oder grandiosita delle mie opere)".

Was aber meinte Weimar zu dieser langen Abwesenheit seines Dichters? Statt an seiner Freude sich mitzufreuen, statt sein Streben zu billigen, murrte und klatschte dies Weimar und tadelte ihn so laut, daß er unter Ruinen und Bildsäulen seine amtlichen Pflichten in der Heimat versäume. Selbst in Schillers Briefen, der gerade damals seinen ersten Besuch in Weimar machte, fand diese Mißstimmung ein Echo. „Armes Weimar!" schrieb er im Dezember 1787 an Körner, „Goethens Zukunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen."

Während Weimar murrte, fühlte der Herzog richtiger und edler. In einem Briefe voll zärtlicher Freundschaft entband er Goethe von allen seinen Amtspflichten und stellte die Dauer des Urlaubs völlig in sein eigenes Belieben. Zwar ohne Goethe war Weimar für Karl August gewiß ein ganz anderes, aber ihn konnte keine Selbstsucht bestimmen, des Freundes Aufenthalt in Italien zu verkürzen.

Am 22. Februar ging Goethe von Rom nach Neapel und verlebte da fünf Wochen in herrlichem Genuß. Sein Inkognito nicht länger bewahrend, gab er sich frei dem geselligen Verkehr hin und noch freier verkehrte er mit dem Volke, dessen selig leichtsinniges far niente ihn entzückte. Damals lebte in Neapel der englische Gesandte Ritter Hamilton mit seiner reizenden Frau. Goethe war ganz bezaubert von ihrer Anmut und Schönheit und schildert voll Bewunderung den Genuß, sie in griechischem Gewande die abwechselndsten Stellungen machen zu sehen. In einer ganz andern Weise zogen ihn die Schriften Vicos an, mit denen ihn Filangieri, der von dem großen Denker mit aller Wärme eines Südländers sprach, bekannt gemacht hatte.

„Wenn man in Rom gern studiren mag," schrieb er damals,

Digitized by Google

„so will man hier in Neapel nur leben.“ Und er lebte ein reiches Leben: am Gestade des Meeres, unter Fischern, unter dem Volke, mit der guten Gesellschaft, Adel und Prinzen, am Vesuv, auf der mondbeglänzten Zauberpracht des Wassers, in der Gräberstadt Pompeji, am Posilippo — überall sog er sich frisches Entzücken, überall nährte er Geist und Phantasie mit neuen Bildern. Den Vesuv bestieg er dreimal, und wie er später auf dem Feldzuge in Frankreich während einer heftigen Kanonade ruhig seinen wissenschaftlichen Beobachtungen nachging, so sehen wir ihn auch hier vor keiner Gefahr zurückbeben, um die vulkanischen Erscheinungen in aller Nähe zu betrachten. Auch ist das nicht der einzige auffallende Zug. Seine persönliche Sicherheit konnte ihn wissenschaftliche Neugierde vergessen machen, aber der Vulkan regte nicht einen poetischen Gedanken in ihm an. Er schildert denselben so ruhig, als wäre es der Ettersberg bei Weimar.

Indes, ab und zu machte sich seine Begeisterung doch Luft. Im Paestum war er über die herrlichen Ruinen des antiken Tempels, die noch heute von der Größe griechischer Kunst so beredtes Zeugnis geben, vor Entzücken ganz außer sich, und bei ihrem Anblick fühlte er sich von den „kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, den Tabackspfeifensäulen, spitzen Thürmlein und Blumenzacken, Gott sei Dank auf immer los.“ Schon vorher diesen Kunstformen allmählich entfremdet, vollzog sich nun in Italien seine Bekehrung vom Christentum zum Hellenentum vollständig.

Pompeji, Herkulanum und Capua zogen ihn weniger an, als man erwarten sollte. „Die Natur,“ sagt er, „ist doch das einzige Buch, das auf allen Seiten großen Gehalt bietet.“ Sie war das Buch, das ihn fesselte, wie Märchenbücher Kinder fesseln. Das Meer in ewig wechselnder Schöne und die Ufer mit ihren reichen Schätzen boten unerschöpflichen Stoff für Genuß und Studium. Auf diesen einsamen Wanderungen, wo die Musik der Wogen, diese ewige Polyphonie des Meeres, seine Gedanken beflügelte, enthüllte sich in ihm das Geheimnis der Pflanzenformen, das ihn so lange verfolgt, so oft seiner Mühe gespottet hatte, in vollem Lichte, und die Urpflanze war nicht länger ein flüchtiger Gedanke, sondern ein klar erfaßtes Gesetz.

Am 2. April kam er in Palermo an. Vierzehn Tage ver-

Digitized by Google

weilte er dort unter frisch grünenden Maulbeerbäumen, immer grünendem Oleander, Citronenhecken, ganz verloren in die entzückenden Freuden dieser Umgebung, die ihn traumhaft süß in Vergessenheit einwiegten gegen Alles, was nicht Augenblick und Gegenwart war. „Mit keinen Worten," schrieb er, „ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebt. Die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde — wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben." Die vergnügtesten Stunden brachte er im Stillen in einem öffentlichen Garten unmittelbar am Meere zu; üppigster Pflanzenwuchs umgab ihn da, der feine Duft der südlichen Atmosphäre verlieh jeder Ansicht nah und fern die wundersamste Anmut; „er sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren auseinander gestuft hätte". Dazu „die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne, sowie ins Gedächtniß". Sogleich eilte er einen Homer zu kaufen und übersetzte seinem Reisegefährten, dem Maler Kniep, aus dem Stegreife den betreffenden Gesang der Odyssee. In Sicilien zuerst wurde ihm „die Odyssee ein lebendiges Wort". Ihre Lektüre gab ihm den Plan zu der Nausikaa ein, worin er das homerische Gedicht dramatisch zu behandeln gedachte. Aber es blieb beim Plane. Nur ein Entwurf und wenige Scenen sind übrig geblieben, die es sehr bedauern lassen, daß Goethe sich so bald von dem Plane abwandte. Seine poetischen Vorsätze wurden von den botanischen Studien verdrängt, der Garten des Alcinous verschwand vor dem Weltgarten der Natur; die Urpflanze beherrschte seine Gedanken.

Palermo war der Geburtsort Cagliostros, jenes verwegenen Abenteurers, der drei Jahre zuvor in der Pariser Halsbandgeschichte eine so hervorragende Rolle gespielt hatte. Neugierig, die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen, suchte Goethe sie auf; er gab sich für einen Engländer aus, der ihnen von dem kürzlich nach London entflohenen Cagliostro Nachrichten zu bringen habe. Diesen Besuch hat er selbst mit behaglicher Breite erzählt; da sich aber weiter kein biographisches Interesse

Digitized by Google

daran knüpft, so sei es mit dieser Hinweisung genug, und nur das sei noch hervorgehoben, daß auch dieses Mal seine immer thätige Menschenliebe der armen Familie sich annahm und ihr zweimal eine Unterstützung an Gelde zuwandte.

Nach einem Ausfluge durch Sicilien kehrte er am 14. Mai nach Neapel zurück, nahe dem Lande noch mit Schiffbruch bedroht. Die beiden ersten Akte des Tasso, damals noch in Prosa, hatten ihn auf der Reise begleitet: als er sie zu poetischer Umarbeitung vornahm, fand er sie „etwas weichlich nebelhaft"; doch verlor sich das, sobald er nach seinen neugefaßten Ansichten „die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten" ließ. Nach vierzehntägigem Aufenthalt ging er nach Rom zurück. Vom 6. Juni 1787 bis zum 22. April 1788 verlebte er dort zehn arbeitsvolle Monate, die nur eine so außerordentliche Thätigkeit wie die seine so fruchtbringend machen konnte. Viel Zeit freilich verbrachte er mit nutzlosen Liebhabereien, indem er aus sich etwas zu machen suchte, was die Natur ihm versagt hatte. Und doch ist es wohl eine bedenkliche Behauptung, bei solch einem Geiste sei irgend eine Bemühung verloren gewesen. Machten ihn seine Studien auch nicht zum Maler, so förderten sie ihn ohne Zweifel in anderen Beziehungen. Kunst und Altertümer studierte er mit Kunstfreunden gemeinsam. Rom ist bildend an sich und er seinerseits war eifrig, zu lernen. Die praktischen Kunstübungen schärften seine Auffassung. Er lernte Perspektive, zeichnete nach dem Modell, betrieb Landschaftsmalerei mit Leidenschaft und fing sogar an in Thon zu modellieren. Angelika Kaufmann versicherte ihn, sie kenne in Rom Wenige, die in der Kunst besser sähen als er, und die Anderen meinten, bei fortgesetzter Uebung werde er noch mehr leisten können, als bloß zu sehen. Indes Studium und Uebung halfen doch nichts; er brachte es nicht einmal zu einem tüchtigen Dilettanten.

Doch ging nicht alle Zeit mit diesen vergeblichen Bemühungen hin. Abgesehen von seinen naturwissenschaftlichen Forschungen war er auch litterarisch ausnehmend thätig. Zunächst arbeitete er den Egmont um. Die ersten zwei Akte waren schon 1775 in Frankfurt flüchtig entworfen und 1782 hatte er in Weimar das ganze Stück aus dem Rohen gearbeitet und einzelnen Freunden mitgeteilt. Die neue in Italien vorgenommene Bearbeitung machte

Digitized by Google

ihm viel Mühe, aber auch viel Freude, und als er sie beendet, war er ganz stolz darauf und hoffte sicher auf den Beifall seiner weimarischen Freunde. Herder schlug diese Hoffnung etwas nieder; nie sehr freigebig mit Lob fand er an Klärchen Manches auszusetzen, während Goethe mit Recht gerade diese Figur besonders glücklich gezeichnet zu haben glaubte. Neben dem Egmont arbeitete er auch die beiden Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" für die neue Ausgabe seiner Schriften um, schrieb einige Scenen vom Faust, so die Hexenküche (im Garten Borgheſe), und die Gedichte: Amor als Landschaftsmaler, Kupido, und einzelnes Andere. Doch war es ihm nicht möglich, die achtbändige Ausgabe seiner Schriften, wie er gewollt, in Italien zu Ende zu führen; noch die beiden folgenden Jahre war er redigierend, und neu arbeitend, vollauf damit beschäftigt.

Die Wirkung seiner italienischen Reise, namentlich des Aufenthaltes in Rom, war vielseitig und tief. Goethe kam über sich und seine Bestimmung zu größerer Klarheit; von allen Fesseln des gewohnten alltäglichen Lebens frei, die ihn in Weimar beengten, lernte er in Italien einen andern und weitern Blick über seine Stellung nehmen. Ein anderer Mann kehrte er heim. Der Kryſtallisationsprozeß, der in Weimar schon begonnen, vollendete sich in Rom. Als eine entscheidende Probe erwähnen wir, daß er dort seinem Streben, ein Maler zu werden, endlich und für immer entsagte. Täglich wurde es ihm deutlicher, daß er eigentlich zur Dichtkunst geboren sei, und er beschloß, die nächsten zehn Jahre, „die er höchstens noch arbeiten dürfe, nur dieses Talent zu üben".

Eine Frucht seiner Kunststudien war die Aussöhnung seiner Theorie mit der eigenen Dichtung. Die objektive Richtung seines Geistes haben wir bereits wiederholt hervorgehoben, und nun lernte er diese Richtung auch in der antiken Kunst als vorherrschend erkennen. „Laß mich," schreibt er an Herder, „meinen Gedanken kurz so ausdrücken: die Alten stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt, sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst, denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können."

Digitized by Google

Dieſer glänzende Satz iſt äſthetiſch ſo zutreffend, wie hiſtoriſch ungenau, wenn wir nämlich unter den Alten nicht bloß den Homer und einige Skulpturen verſtehen. Bei Aeſchylus, Sophokles, Euripides, Pindar, Theokrit, Horaz, Ovid oder Catull geht er weit von der Wahrheit ab, und überhaupt iſt er nur der Ausdruck jenes althergebrachten Wahns über antike Kunſt, der vor dem ſichern Blick ruhiger Betrachtung verſchwindet; aber ungenau wie jenes Wort ſein mag, es verdeutlicht ſo recht Goethes Anſicht. Wenn er das in Italien fand, ſo war es, weil es am Beſten zu ſeiner eigenen, in eminentem Sinne konkreten Richtung ſtimmte. „Man ſpricht immer vom Studium der Alten," äußerte er gegen Eckermann, „allein was will das anders ſagen als: richte Dich auf die wirkliche Welt und ſuche ſie auszuſprechen; denn das thaten die Alten auch, da ſie lebten." Und im unmittelbaren Anſchluß daran: „Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjektiv, dagegen aber haben alle vorſchreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive." In Rom ließ er's mit ſtillem Lächeln geſchehen, wenn die Kunſtfreunde ihn „in metaphyſiſchen Geſprächen nicht für voll anſahen"; da er ein Künſtler ſei, meinte er, ſo könne es ihm gleich ſein; vielmehr ſei ihm daran gelegen, daß „das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das er arbeite". Wie wenige Deutſche könnten das ohne Erröten ſagen! wie wenige mit Goethe in das Wort einſtimmen: „Ich habe nie über das Denken gedacht."

Zu den Vorgängen des äußern Lebens uns zurückwendend finden wir Goethe abermals in einer unglücklichen Leidenſchaft befangen. Wie er Frau von Stein verlaſſen, haben wir geſehen. Ihr Bild begleitete ihn auf allen Wegen, auf das Treulichſte unterhielt er den Briefwechſel mit ihr. Aber die lange Dauer der Abweſenheit ſcheint ſeine Leidenſchaft abgekühlt zu haben. Ein Jahr war er von ihr getrennt, und kalt, faſt abſtoßend hart hatte er ſich von weiblichen Bekanntſchaften zurückgehalten, als die Reize einer jungen Mailänderin, die er in Caſtel Gandolfo bei Rom kennen lernte, ihn gefangen nahmen. Mit der Raſchheit der Jugend verliebte er ſich in ſie — um zu erfahren, daß die Schöne bereits verlobt ſei. Nur wenig iſt von dieſer Liebesgeſchichte bekannt; wir

Digitized by Google

haben keine andere Quelle als die niedliche, aber wenig bestimmte Erzählung in der italienischen Reise, und die schrieb er erst in spätem Alter. Genug, er liebte, erfuhr, daß die Geliebte verlobt sei, und zog sich zurück, um seinen Schmerz zu bekämpfen. Während einer Krankheit, die sie nach einem nicht ganz verständlichen Streit mit ihrem Bräutigam befiel, erschöpfte er sich in stillen Aufmerksamkeiten, aber, obwohl er sie nach der Genesung wiedersah und sie nun frei war, that er doch, soviel ich sehe, keine Schritte, um ihr den verlornen Bräutigam zu ersetzen. Wie sich vermuten läßt, ging in den Briefen an die Stein eine sichtliche Aenderung vor; sie wurden weniger vertraulich und mitteilsam, und sie bemerkte diesen Wechsel wohl.

Zu Herder blieben seine Beziehungen, auch brieflich, sehr herzlich. Mit Freuden sieht man den lebhaften Anteil, mit dem er Herders Ideen aufnimmt, und die warme Bewunderung, mit der er sie in Rom liest — einigermaßen abweichend von der Aufnahme, die dieser seinen römischen Sendungen gibt!

Am 22. April 1788 verließ er Rom, mit unsagbarem Schmerz, aber in dem Bewußtsein, zu neuem Lebenslauf gerüstet zu sein. Unterwegs mit der Bearbeitung des Tasso beschäftigt, nahm er den Heimweg über Florenz, Mailand, den Bodensee, Stuttgart und Nürnberg und traf am 18. Juni abends zehn Uhr wieder in Weimar ein.*)

---

*) Diese Reiseroute widerlegt die vielfach ausgesprochene Ansicht, daß die Stellen im Schiller-Körnerschen Briefwechsel (Bd. 4 S. 59 ff.), worin von dem Verhältnis eines „G." zu einer jungen Mailänderin die Rede ist, sich auf Goethe beziehen. Nach dem ganzen Zusammenhang der betreffenden Briefe ist es unzweifelhaft, daß dieser G. kein anderer ist, als Graf Geßler, der Freund Körners und durch diesen auch dem Schillerschen Kreise bekannt.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Egmont.

Es gibt Menschen, deren Betragen wir nicht billigen können, die wir aber doch mehr lieben als viele Andere von musterhaftem Benehmen. Wenn strenge Sittenrichter die Sünden unserer Lieblinge ans Licht zu stellen wissen, so mag unser Verstand ihnen recht geben, aber unser Herz empört sich. Wir protestieren nicht laut, aber im Stillen halten wir unsere Liebe unwandelbar fest. Wie mit Menschen, so ist es mit Gedichten. Die Lieblingswerke des Publikums sind durchaus nicht tadellos vor der Kritik und die Günstlinge der Kritik sind nicht die Lieblinge des Publikums. Damit widerfährt der Kritik kein Unrecht, so wenig wie der Moral mit unserer Neigung für liebenswürdige Sünder. In beiden Fällen treten nur eingestandene Fehler vor einem hervorstechenden Vorzuge zurück.

Solch ein Werk ist Egmont. Weit, sehr weit entfernt, ein Meisterstück zu sein, ist es der allgemeine Liebling. Als eine Tragödie hat es vor der Kritik einen schweren Stand, aber was der Kritiker auch sage, der Leser denkt an Egmont und Klärchen und heißt ihn seiner Wege gehen. Diese beiden Gestalten haften im Gedächtnis, glänzende, lichte, herrliche Geschöpfe der Dichtung, ebenbürtig jedem andern in der langen Reihe der Kunstwerke.

Als ein Drama, d. h. als ein für die Darstellung angelegtes Werk, entbehrt es der beiden Grundbedingungen: eines Konflikts elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entspringt, und der Verarbeitung seines Stoffes in dramatische Form. Jenes ist ein Fehler der Anlage, dies der Ausführung; jenes ein Irrtum des dramatischen Dichters, dies des Dramatikers. Shakespeare würde Beides vermieden haben, aber Egmont und Klärchen hätte er, glaube ich, nicht übertroffen. Das Stück hat einen langsam schleppenden Gang und bei der Aufführung ermüdet es einigermaßen; weniger durch die Länge der Reden und Scenen als wegen der undramatischen Behandlung

Digitized by Google

der nebensächlichen Einzelheiten. Das Stück ist ein dialogisierter Roman, kein Drama.

Schiller, in seiner berühmten Recension, preist die Kunst in der getreuen Anwendung der geschichtlichen Lokalfarben; ich meinerseits gäbe gern die ganze geschichtliche Treue für etwas mehr dramatisches Leben. Das Verdienst, so viel dessen ist, ist ein Verdienst der Gelehrsamkeit, nicht der Kunst des Dichters; denn nicht wie im Götz und in Walter Scotts Romanen sind die Lokalfarben so glänzend frisch, um jene Epoche in vollem Leben uns zu vergegenwärtigen. Andererseits aber tadelt es Schiller, daß Goethe gegen die Geschichte den Egmont unverheiratet und gegen die Würde eines Helden ihn verliebt sein lasse. Daß der wirkliche Egmont Frau und Kinder hatte, wußte Goethe natürlich; seine abweichende Darstellung war durchaus absichtlich, und obgleich er sich dadurch, wie Schiller mit Recht bemerkt, um einige höchst wirkungsvolle dramatische Situationen brachte, hat er im Ganzen doch recht daran gethan. Aus jenen wirkungsvollen Situationen hätte er wenig zu machen gewußt, dazu war sein Genius nicht leidenschaftlich noch dramatisch genug. Und vor Allem, wir hätten sonst kein Klärchen.

Egmont ist ein Typus der Menschlichkeit. Nicht große Handlungen gibt er uns, aber eine glückliche Natur. Der Held — denn ein Held ist er — erscheint vor uns in seiner ruhigen Kraft, seiner glänzenden Begabung, in der Heiterkeit und Gesundheit seiner geistigen Freiheit, seine ganze Art liebreich und hochherzig; nicht in den Stunden ernsten Kampfes, nicht in der Anspannung seiner Kraft, nicht in der Höhe augenblicklicher Erregung, sondern in der stets gleichen Haltung seiner Natur. Solch ein Charakter schließt den dramatischen Konflikt aus. Die Richtung des Goetheschen Geistes, die Menschen mehr als Naturforscher denn als Dramatiker zu betrachten, ließ ihn die Darstellung eines Typus der Darstellung einer Leidenschaft vorziehen, und immer auf die Gestaltung von Selbsterlebtem gerichtet, machte er den Egmont so ziemlich zu dem, was unter gleichen Verhältnissen Goethe gewesen sein würde. Aus demselben Drange auch schuf er Klärchen, die man mit Unrecht so auffaßt, daß die Liebe Egmonts zu ihr zugleich seine Neigung für das Volk andeute.

Digitized by Google

Einen düster tragischen Vorgang behandelt dies Stück. Der Aufstand der Niederlande war eine geschichtliche Notwendigkeit; es war eine Erhebung des Bürgertums gegen schmachvolle Bedrückung, des Gewissens gegen kirchliche Tyrannei, des Volkes gegen Fremdherrschaft. An der Spitze der Feinde stand der blutige, bigotte Alba, der mit Schwert und Henkerbeil die aufständischen Ketzer zu züchtigen kam und an Stelle der Herzogin Margarete von Parma Regent wurde. Die schroffen Gegensätze der Spanier und Holländer, des Katholizismus und Protestantismus, der Tyrannei und Freiheit, die in diesem Stoffe liegen, hat Goethe sämtlich angedeutet, aber zu mächtigen dramatischen Hebeln hat er sie nicht benutzt. Die Personen des Stücks reden, reden gut, reden weitläufig — aber sie handeln nicht. Aus ihren Gesprächen erfahren wir, wie die Sachen stehen, aber dramatisch hinein versetzt werden wir nicht.

Das Stück beginnt nach einer Volksscene; Bürger und Soldaten schießen nach der Scheibe. Eine lange Unterhaltung läßt die unruhige Lage des Landes und das Spiel der streitenden Meinungen erkennen. Man vergleiche diese Scene mit ähnlichen im Shakespeare, und der Unterschied zwischen dramatischer und nicht dramatischer Behandlung springt sofort in die Augen. Hier im Egmont ist bei den Leuten aus dem Volke in jedem Worte die Absicht des Dichters herauszumerken; bei Shakespeare zeigen sie sich selbst in ihrer eigenen Natur, jeder in seiner Besonderheit. Die nächste Scene ist noch schwächer. Die Herzogin-Regentin berät sich mit ihrem Geheimschreiber Machiavelli, ob sie den schon ausgebrochenen religiösen Unruhen mit Gewalt oder mit schonender Duldung entgegentreten solle. Von einer einzigen gleich mitzuteilenden Stelle abgesehen, ist die ganze Scene überflüssig, und Schiller hat denn auch bei seiner Bearbeitung des Egmont für die Bühne die Regentin ganz weggelassen. Jene Stelle führt uns den Charakter von Egmont und Oranien in den Hauptzügen vor:

Regentin. Soll ich aufrichtig reden: ich fürchte Oranien und ich fürchte für Egmont. Oranien sinnt nichts Gutes, seine Gedanken reichen in die Ferne, er ist heimlich, scheint alles anzunehmen, widerspricht nie und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er, was ihm beliebt.

Digitized by Google

Machiavelli. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavelli. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden, als wenn niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn sich nennen zu hören, als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren. Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloschne Rechte wieder geltend machen?"

Die freie, sorglose, vertrauensvolle Natur Egmonts ist hier dem argwöhnischen Oranien trefflich gegenübergestellt, mehrere lebendige Züge zeichnen uns seinen Charakter, und wir lernen die Gefahr ahnen, die ihn bedroht. Aber die Scene endet, wie sie begonnen, mit Reden.

Der folgende Auftritt bringt Klärchen und ihren unglücklichen Liebhaber Brackenburg; seine geduldig harrende Liebe und ihr Mitleid für diese Liebe, die sie zu teilen nicht vermag, sind sehr hübsch aufgefaßt:

Mutter. Du schickst ihn schon wieder weg.

Klare. Ich bin neugierig, und auch, verdenkt mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Klare. Ich kann's auch nicht lassen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unversehens zu, wenn die seine mich so leise, so liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in seinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

Ist das nicht aus dem Leben gegriffen und vorzüglich gezeichnet?

Klare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube, ich war nie in ihn verliebt.

Digitized by Google

Mutter. Glücklich wärst du immer mit ihm gewesen.

Klare. Wäre versorgt und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das ist alles durch deine Schuld verscherzt.

Klare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke, wie es gegangen ist, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir alles sehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt sein?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Klare. Ach, ich frage nur, ob er mich liebt, und ob er mich liebt, ist das eine Frage?

Es sind Anklänge an Friederike in diesem naiven, liebenden Klärchen und in der Schilderung ihrer Hingebung an den Mann, der so hoch über ihr steht. Aber so reizend diese Scene ist, dramatischer Fortgang ist durchaus nicht darin. Es ist bloße Rede, keine Handlung, und die spätere Rückkehr Brackenburgs samt seinem verzweiflungsvollen Monolog macht nur einen sehr dürftigen Aktschluß.

Im zweiten Akt treten die Bürger wieder auf; wie die Dinge sich entwickeln, werden auch sie unbändiger. Vansen tritt unter sie, um ihre aufrührerische Stimmung zu reizen; ein Streit entspinnt sich, aber die Menge beruhigt sich wieder, als Egmont erscheint und auf ihre Klagen sie zur Ruhe ermahnt; allen Beistand verspricht er ihnen, es seien Maßregeln getroffen, dem Uebel kräftig zu begegnen; nur sollen sie fest stehen gegen die fremde Lehre und nicht meinen, durch Aufruhr befestige man Privilegien. Der Volksheld ist kein Demagog; dem wilden Treiben der Menge stellt er sich so gut entgegen wie der Tyrannei des Königs. In der nächsten Scene finden wir ihn zu Hause mit seinem Sekretär, und da offenbart sich uns die ganze sorglose Heiterkeit seiner Natur. „Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück, und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern, nicht Lust meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu mustern. Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und

Digitized by Google

dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?“ Das iſt nicht die Sprache eines Staatsmannes, ſondern eines glücklichen Menſchen. „Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt, iſt's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was geſtern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden iſt, das Schickſal eines kommenden Tages?“ Ihm iſt der Augenblick Alles. „Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum woher er kam.“

Sehr poetiſch, und tragiſch auch, iſt der Gegenſatz dieſes Charakters zu den äußeren Verhältniſſen. Wir kennen die Gefahr, die ihm droht; wir fühlen, daß dieſe Sorgloſigkeit an ſich die Urſache ſeines gewiſſen Verderbens iſt, und ſie berührt uns ſo ſchmerzlich, wie die freudig bewegte Stimmung Romeos, der gerade vor der ſchrecklichen Botſchaft von Julias Tode ein „nahes Glück“ hofft und von „frohen Gedanken ſich emporgehoben fühlt“. Dieſe Anſchauung vermögen auch die Warnungen Oraniens nicht in Egmont zu erſchüttern; er verſchmäht ſich zu retten, da ſeine Flucht den Ausbruch des Bürgerkrieges beſchleunigen werde.

Im dritten Akt, wo uns zunächſt die bevorſtehende Ankunft Albas angekündigt wird, ſind wir Zeugen jener reizenden Scene zwiſchen Egmont und Klärchen. So ſchön ſie iſt, für einen Akt, noch dazu für den dritten Akt, reicht ſie nicht aus; denn es geſchieht darin nichts, und für die Entwicklung fehlt es ſelbſt an dem kleinſten neuen Zuge; die Handlung ſteht ſtill, damit wir Zeugen ſind von kindlichem Entzücken, weiblicher Liebe und männlicher Zärtlichkeit.

Der vierte Akt bringt die Kataſtrophe. Eine Volksſcene voll Gewitterſchwüle leitet ihn ein. Dann erſcheint der finſtre Alba; ſein Plan iſt fertig; Oranien und Egmont Beide ſollen verhaftet werden. Aber Oranien hält ſich fern, nur Egmont kommt. Eine

Digitized by Google

lange Unterredung zwischen ihm und Alba, sehr inhaltreich aber sehr undramatisch, schließt mit seiner Verhaftung.

Im fünften Akt versucht Klärchen die Bürger zum Aufstand und zur Befreiung Egmonts aufzustacheln. Es ist viel Leben in dieser Scene; die Liebe erhebt das einfache Bürgermädchen zur Heldin, aber die Bürger sind voll feiger Angst und wollen den Namen Egmont nicht mehr nennen hören.

Klärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor seinem Namen weg, dem ihr euch sonst so froh entgegendrängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!" da hielten die Bewohner der Straßen sich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr seine Pferde schallen hörtet, warf jeder seine Arbeit hin, und über die bekümmerten Gesichter, die ihr durch's Fenster stecktet, fuhr wie ein Sonnenstrahl von seinem Angesichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das ist Egmont der größte da! Er ist's! Er ist's, von dem ihr bessere Zeiten, als eure armen Väter lebten, einst zu erwarten habt." Laßt eure Kinder nicht dereinst euch fragen: „Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin, die ihr verspracht?" —

Nach der Scene mit den Bürgern, von der Klärchen mit gebrochener Hoffnung sich von Brackenburg nach Hause geleiten läßt, führt uns der Dichter in raschem Scenenwechsel erst in den Kerker zu Egmont, der über sein Verhängnis Betrachtungen anstellt, dann in Klärchens Haus, die auf die Nachricht Brackenburgs, ihr Geliebter müsse sterben, Gift nimmt, endlich wieder ins Gefängnis, wo der Held sein Schicksal erfährt. Diese Schlußscene ist sehr lang und dramatisch schwach. Egmont bittet Albas Sohn, der Abschied von ihm zu nehmen gekommen ist, ihm zur Flucht zu helfen, aber Flucht ist unmöglich; dann überläßt er sich dem Schlaf; im Traum erscheint ihm Klärchen als Genius der Freiheit und winkt ihm mit dem Lorbeerkranze die Hoffnung des Sieges zu; er erwacht und — vor ihm stehen die Soldaten, die ihn zur Hinrichtung führen.

Der Egmont ist sehr ungleich gearbeitet, und auch der Stil ist nicht ganz durchgängig derselbe. Goethe schrieb das Stück in drei verschiedenen Lebenszeiten, und bei so stückweisem Schaffen bleibt der Fortschritt der geistigen Entwicklung an der Verschiedenartig-

Digitized by Google

keit der einzelnen Teile immer bemerkbar. Entworfen wurde Egmont zu der Zeit, da Goethe unter Shakespeares Einfluß ſtand; ausgeführt wurde er der Hauptſache nach, als der Dichter in ſeine klaſſiſche Richtung eingetreten war. So hat das Stück weder das friſch bewegte Leben des Götz noch die ruhige Schönheit der Iphigenie. Der Egmont zeugt von einem entſchiedenen Mangel an dramatiſcher Geſtaltung, ſo gut wie alle ſpäteren Stücke, und daß Goethe wirklich nicht wußte, das Drama müſſe nicht bloß ein Gedicht, ſondern eben ein Drama ſein, werde ich bei Gelegenheit ſpäter zeigen. Trotz alledem aber ſchließe ich wie ich begonnen: was man auch am Egmont ausſetzen mag, er bleibt immer einer jener allgemeinen Lieblinge, gegen welche die Kritik machtlos iſt.

Siebenter Abſchnitt.

Heimkehr.

Sehr bereichert zwar, aber keineswegs befriedigt kam Goethe aus Italien zurück. Die Größe der Schätze, die er angeſammelt, ſetzte ihn in Verlegenheit; ſeine neue Erfahrung brachte auch neue Rätſel mit ſich, erweiterte ſeinen Horizont zu neuen bisher ungeahnten Fernen. In Rom hatte er erkannt, daß das Studium eines ganzen Lebens kaum ausreichen würde, ſeinen Heißhunger nach Wiſſen zu ſtillen, und mit tiefem Schmerz war er von Italien geſchieden. Die Hauptſtadt der Welt ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, gab ihm ein Gefühl, das er durch Worte wiederzugeben verzweifelte. Die Verſe, in denen Ovid ſein ähnliches Schickſal beſungen, wälzten ſich zwiſchen ſeinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor der Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römiſchen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſo viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.

War ſo die Heimkehr an ſich tief ſchmerzlich, die Ankunft zu Haus war noch peinlicher. Wer je längere Zeit von dem Kreiſe alter

Digitized by Google

Gewohnheiten, alter Bekanntſchaften entfernt geweſen, in einer neuen Welt ein höheres Daſein, ſeiner Natur und ſeinen Strebungen entſprechend, gelebt hat, dann wieder in den gewohnten Kreis zurückkehrt, dort Alles unverändert findet, Alles die altgewohnten Pfade fortwandeln ſieht, dieſelben alten Triebe wirkſam, dieſelben alten Anſichten maßgebend — wer da ein Fremder in der eigenen Heimat ſich gefühlt, der wird es verſtehen, was es für Goethe hieß, aus Italien nach Weimar zurückzukehren. Selbſt in einer großen, an Intereſſen reichen Stadt fühlen wir uns nach langer Abweſenheit unbehaglich: die nämlichen Fragen beſchäftigen unſere Freunde, wie da wir gingen, die nämlichen Bücher werden noch beſprochen, die Straßen ſind immer noch die alten, die Anzeigen die alten, die Welt der Heimat ſcheint ſtill geſtanden zu ſein, während wir ſo Vieles durchlebten. Was muß erſt Goethe empfunden haben, als er, mit neuen Anſchauungen und neuen Gedanken den Geiſt erfüllt, von Italien in das ruhige alte Weimar wiederkehrte? Niemand ſchien ihn zu verſtehen, Niemand teilte die Begeiſterung noch die Schmerzen ſeiner Erinnerungen. Er ſei verändert, klagten die Freunde, und was war's? — ſie ſelbſt bewegten ſich in dem alten ausgetretenen Kreis herum, wie blinde Gäule in einer Mühle.

Beachten wir zunächſt, daß er mit dem Entſchluſſe heimkehrte, ſein Leben hinfort ganz der Kunſt und Wiſſenſchaft zu widmen und nicht länger mit Amtsgeſchäften nutzlos ſich abzumühen. Schon von Rom hatte er in dieſem Sinne an Karl Auguſt geſchrieben: „Geben Sie mich mir ſelbſt, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich ſelbſt wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange .... Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag.“ An einer andern Stelle: „Die Hauptabſicht meiner Reiſe war, mich von den phyſiſch-moraliſchen Uebeln zu heilen, die mich in Deutſchland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten, ſodann den heißen Durſt nach wahrer Kunſt zu ſtillen. Das Erſte iſt mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt.“ Und endlich: „Ich darf wohl ſagen, ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wieder gefunden. Aber als was? — als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden

Digitized by Google

Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauernder wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maaß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein ... Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht was du willst."

Der weise Fürst gab eine edle Antwort. Er entband seinen Freund von der Stelle als Kammerpräsident und von der Leitung der Kriegskommission, ließ ihm aber das Recht, den Sitzungen, wenn es ihm seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei, bezeichnend genug, „seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle zu nehmen". Aber nur die Last der Geschäfte wurde dem Dichter abgenommen; der Rat seines fürstlichen Freundes blieb er nach wie vor.

Seit der italienischen Reise fand man ihn allgemein in seiner Haltung kälter und ernster geworden. Der Kristallisationsprozeß hatte sich rasch entwickelt. Das Gefühl, wie so weit ab sein jetziger Standpunkt von dem seiner Umgebung sei, vermehrte diesen Schein von Kälte. Je weniger er sich verstanden sah, desto mehr zog er sich auf sich selbst zurück. Die ihn verstanden — Herder, der Herzog und H. Meyer, der bald von Rom dauernd nach Weimar übersiedelte — fanden keinen Grund über ihn zu klagen.

Die ersten Wochen nach seiner Rückkehr war er natürlich stets bei Hofe. Gleich den ersten Tag (19. Juni), wie das Hof-Fourier-Buch ausweist, war er dort zur Tafel; dann bis zum Schluß des Monats noch sechsmal, im Juli am 1., 2., 4.—8., 11., 12., 14.—21. und so fast täglich bis in den September hinein. Bei der größern Freiheit seiner amtlichen Stellung knüpfte sich das Band der Freundschaft mit dem Herzog nur um so fester. Natürlich verlangte Jeder von seinen Reisen zu hören, und er seinerseits war entzückt, davon zu erzählen.

Digitized by Google

Wenn aber Weimar an den Wechsel, über den es klagte, sich bald gewöhnte, Eine gab es in Weimar, die tiefern Grund zur Klage hatte und deren Natur nicht stark genug war, ihn zu tragen und sich daran zu gewöhnen — das war Frau von Stein. Die lange Abwesenheit hatte Goethes Leidenschaft abgekühlt. In Rom hatte er sich überdies in eine Andere verliebt, und bei der Rückkehr war er zwar immer noch dankbar für das Glück, das sie ihm gegeben, fühlte er für sie zwar immer noch die Neigung, die keine Aenderung ihres Betragens zerstören konnte und die er bis ans Ende warm im Herzen trug, aber von der Leidenschaft, die sie ihm zehn Jahre lang eingeflößt, war doch nur wenig übrig; er fühlte klar, sie habe sich ausgelebt. Auch ihre Nähe konnte die glimmenden Kohlen nicht wieder zur Flamme anfachen. Charlotte von Stein war jetzt fünfundvierzig Jahre alt! Es begreift sich leicht, welchen Eindruck es auf ihn machen mußte, sie mit eins um zwei Jahre älter, um zwei Jahre verändert zu finden. Was im täglichen Verkehr unmerklich und unbemerkt geblieben wäre, das trat ihm nun plötzlich vor die Augen. Und sehen hatte er ja in Italien gelernt! Charlotte von Stein war fünfundvierzig Jahre alt, — für ihn so gut wie für alle Anderen. In dieser bedenklichen Lage schlug sie noch dazu den allerschlimmsten Weg ein. Sie fand ihn verändert und sagte ihm das, sagte es ihm in einer Weise, die ihn nur um so schärfer fühlen machte, wie sie selbst sich verändert hatte. Sie fand ihn kalt und — griff zu Vorwürfen. Das war mehr ein Frauenmittel als ein glückliches. Statt seinen Schmerz um die Trennung von Italien mitzufühlen, fühlte sie nur, daß für sie kein Kompliment darin liege, und darin hatte sie wohl nicht unrecht, aber eine entsagendere Natur hätte den eigenen Schmerz in Mitgefühl um die Trauer des Geliebten aufgehen lassen. Er trauerte um Italien; sie konnte ihm das nicht ersetzen; das fühlte sie, und ihre Eigenliebe war verletzt. Die Lage war peinlich genug. Indes, kam es auch zum Schlimmsten, eins blieb ihr, worin eine edle Natur nicht geringen Trost gefunden hätte: seine liebste Freundin konnte sie auch jetzt noch sein, und solch eines Mannes *Freundschaft* war mehr wert als eines Andern *Liebe*. Aber auch das sollte nicht sein.

Vor dem entscheidenden Bruche reiste er mit ihr nach Rudol-

Digitized by Google

ſtadt. Dort traf er zum erſtenmale mit Schiller zuſammen, wie dieſer (12. September 1788) an Körner berichtet: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, ſehr begierig warteteſt .... Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können .... Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt, er iſt mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwicklung) ſoweit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden, und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeß ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Hätte er Goethen ins Herz blicken können, ſo würde er den Abſtand zwiſchen ihnen beiden noch weiter gefunden haben, als er dachte. Kaum gibt es ein anderes Beiſpiel, daß eine ſo große Freundſchaft zwiſchen zwei Männern entſtand, die zuerſt einander ſo entgegengeſetzt ſchienen. Damals war Goethe noch beſonders ſchlecht auf Schiller zu ſprechen, weil er in ihm den einflußreichen

Digitized by Google

Sophiſten ſah, der die Nation verderbe und irreführe. Aus ſeinen eigenen Worten wiſſen wir, wie es ihn anwiderte, bei der Rückkehr aus Italien Werke, wie Heinſes Ardinghello und Schillers Räuber, in Deutſchland in hohem Anſehen zu finden; er ſeinerſeits hatte ſich ſchon längſt völlig und für immer von dem Geiſt der Sturm- und Drangperiode losgeſagt, hatte gegen ſeine eigenen Werke aus dieſer Zeit einen wahren Haß, und nun, mit den reinſten Anſchauungen geläutert heimgekehrt aus Italien, fand er die Nation ſtatt wie früher bereit ihm zu folgen, in Bewunderung befangen, für jene „wunderlichen Ausgeburten“ von freilich „genialem Wert“, aber wildeſter Form. Mit der ruhigen idealen Schönheit einer Iphigenie und der ſonnigen Menſchlichkeit eines Helden wie Egmont hoffte er die deutſche Welt zu entzücken, und nun fand er die Nation und ſich ſelbſt „eingeklemmt zwiſchen Ardinghello und Franz Moor“. Sein Verleger klagte, die neue Ausgabe ſeiner Werke, die er ſo lange und mit ſo ſorgſamem Fleiß vorbereitet hatte, verkaufe ſich ſehr langſam, während die ſtark gepfefferten Schriften ſeiner Nebenbuhler zu Tauſenden abgingen.

Bei ſolcher Stimmung erklärt es ſich, daß er von Schiller ſich etwas fern hielt und verſchiedene Verſuche, ſie einander näher zu bringen, abwies. Auch Schiller ſeinerſeits fühlte ſich damals nicht ſehr zu ihm hingezogen. „Oefters um Goethe zu ſein (ſo ſchreibt er unterm 2. Februar 1789 an Körner), würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen; ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichen Grade. Er beſitzt das Talent die Menſchen zu feſſeln, und durch kleine ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen, aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zn geben — dies ſcheint mir eine konſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe calculirt iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke .... Eine ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich

Digitized by Google

ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." Solche Ausbrüche machen uns, die wir wissen, wie Schiller den Mann lieben und verehren lernte, den er hier so gründlich verkennt und obenhin beurteilt, einen seltsamen Eindruck, aber sie haben auch heute noch ein vielfaches Interesse, vor Allem in der Beziehung, daß sie ein schlagendes Beispiel bieten, was es mit den absprechenden Urteilen über Goethe auf sich hat. Wenn Schiller, der zuerst so hart aburteilte, bei näherer Bekanntschaft die edle Natur seines großen Rivalen lieben lernte, so dürfen wir auch wohl an Goethes heutige Tadler die Frage stellen, ob sie sich das nicht zur Lehre dienen lassen und ihre Ansicht einer nähern Prüfung unterwerfen wollen.

In einem fernern Briefe Schillers (25. Febr.) heißt es: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn." Aber neben dieser Anerkennung von Goethes überlegener Genialität erhielt sich in Schiller ein bitterer Neid auf das so viel glücklichere Los, das seine äußere Stellung bezeichnete — und nur zu wohl konnte der arme Schiller neidisch sein! „Ich will mich gern von Dir kennen lassen wie ich bin", schreibt er (9. März). „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Das Schicksal hatte sie allerdings gar verschieden behandelt. Goethe war jener „Seligen" einer, „welche die Götter vor der Geburt schon liebten". Schiller dagegen hatte von früh auf mit der ganzen Not des Lebens zu kämpfen. Nun war er schon der Lieblingsdichter seiner Nation, aber noch immer von Not umlagert. In seinen Briefen an Körner sehen wir ihn mit Bedauern gegen kleinliche Sorgen um das bloße Leben ankämpfen. Seine Gesundheit ist schlecht, seine Verhältnisse drückend. Er ist genötigt, aus der Litteratur ein Gewerbe zu machen, und ein wie kümmer-

Digitized by Google

liches! Er bemüht sich um Lohnarbeit, macht Uebersetzungen den Bogen zu ein paar Thalern und ist seelenfroh, wenn sich ihm etwas derart bietet. Hoher Gedankenflug trägt ihn empor, aber niedrige Sorge drückt ihn zu Boden. Noch hat er den wilden Drang der Jugend nicht ganz durchgemacht, noch nicht die ruhige Klarheit des Mannes errungen, und keine Hilfe von außen erleichtert ihm den Kampf. Wie ganz anders steht daneben Goethe! Nie hat ihn Armut bedrückt, und nun hat er Muße, Wohlstand, Ruhm, gesellschaftliche Stellung; von außen kommt wenig, das ihn unglücklich machen könnte. Wenn Schiller das Alles überdachte, so durfte er wohl sagen, das Glück sei gegen ihn eine geizige Stiefmutter gewesen, während es Goethen vorgezogen habe.

Und doch hatte auch Goethe seine Sorgen, nur andrer Art. Die Flamme des Genius trug er in sich, aber diese Flamme strahlt nicht nur, sie verzehrt auch. Nicht Kämpfe mit den Verhältnissen, aber innere Kämpfe hatte er zu bestehen. Er fühlte sich ein Fremder im eigenen Lande. Seine Sprache verstanden Wenige, seine Ziele Niemand. Er zog sich in sich selbst zurück.

In dem damaligen Verhältnis der beiden Dichter muß ein Punkt besonders beachtet werden. So groß Schiller für die Gegenwart ist und so hoch ihn Goethe bald nachher schätzte, damals galt er doch nur für ein aufstrebendes junges Talent. Seine ersten Schriften freilich hatten eine weite Popularität, aber auch die Schriften der Klinger, Maler Müller, Lenz und Anderer hatten die, und galten doch bei bedeutenden Kritikern nie für was Großes; so unbekannt war Schiller damals noch in manchen litterarischen Kreisen, daß er bei seinem ersten Besuche in Weimar mit ebenso viel Ueberraschung als verletzter Eigenliebe sich beklagen mußte, Herder scheine ihn nur dem Namen nach zu kennen und habe augenscheinlich von seinen Schriften Nichts gelesen. In ähnlicher Weise sprach Goethe in der amtlichen Empfehlung Schillers zu seiner Jenaer Professur von ihm als von einem „Herrn Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht" habe. So war denn nicht bloß Schillers Richtung der damaligen Kunstanschauung Goethes durchaus entgegengesetzt, sondern er nahm auch nicht einmal eine Stellung ein, welche selbst dem Gegner Achtung abnötigt, und Goethe hielt

Digitized by Google

die Kunst für ein zu bedeutsames Moment in der Kulturgeschichte der Menschheit, als daß er die Verschiedenheit der Richtungen als unerheblich hätte übersehen können.

Achter Abschnitt.

Christiane Vulpius.

Im Juli 1788 wurde Goethe auf einem Spaziergange in seinem vielgeliebten Park von einem frischen, hübschen jungen Mädchen angesprochen, welches ihm ein Gesuch überreichte. Er sah der Bittstellerin in die glänzenden Augen und warf dann einen freundlichen Blick in ihre Bittschrift, in welcher der große Dichter gebeten wurde, durch seinen Einfluß einem jungen Schriftsteller eine Stelle zu verschaffen, der in Jena studiert, geschriftstellert, dann auswärts eine Sekretärstelle angenommen, dieselbe aber verloren hatte. Der junge Schriftsteller, der schon früher von Goethe unterstützt worden war, hieß Vulpius, und seinen Rinaldo Rinaldini wird mancher meiner Leser in jungen Jahren unter Herzklopfen gelesen haben. Seine Räuberromane waren eine Zeitlang sehr populär, aber heutzutage ist sein Name der Vergessenheit nur dadurch entrissen, daß er der Bruder jener Christiane Vulpius war, welche die Bittschrift für ihn an Goethe überreichte und damit den ersten Schritt that, des Dichters Frau zu werden. Christiane ist in vielen Beziehungen eine interessante Figur für die Goethefreunde, und die Liebe, die sie dem Dichter einflößte, nicht weniger als die treue Anhänglichkeit, mit der sie ihm achtundzwanzig Jahre zur Seite war, sind eines freundlichern Nachruhms wert, als man ihr gewöhnlich zu teil werden läßt.

Ihr Vater war Amtsarchivar gewesen, hatte aber seine Stelle aufgeben müssen und war 1786 gestorben; die Kinder mußten, sobald sie heranwuchsen, suchen sich selbst zu ernähren: der Sohn durch litterarische Thätigkeit, die Töchter durch Anfertigung künstlicher Blumen (in Bertuchs Fabrik), Handarbeiten u. dgl. Man

Digitized by Google

sagt gewöhnlich, Christiane sei äußerst ungebildet gewesen, und böswillige Federn berichten leichtfertig, Goethe habe sein Dienstmädchen geheiratet. Sie ist nie sein Dienstmädchen gewesen, noch auch war sie ungebildet. Allerdings war, wie die vorstehenden Anführungen beweisen, ihre Stellung in der Gesellschaft eine sehr bescheidene; aber daß sie nicht ungebildet war, geht aus den unzweifelhaften Thatsachen, daß Goethe für sie die römischen Elegien und die „Metamorphose der Pflanzen" dichtete und in ihrer Gesellschaft seine optischen und botanischen Forschungen betrieb, deutlich genug hervor. Wieviel sie davon verstand, können wir freilich nicht wissen, aber das läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß er solche Unterhaltungen aufgegeben haben würde, wenn sie nicht ein lebendiges Verständnis gezeigt hätte.

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen —

so heißt's in den Elegien, und das ist entscheidend. In seiner vielseitigen Korrespondenz sehen wir ihn durchgängig je nach der Verschiedenheit seiner Freunde mit verschiedenen Gegenständen sich beschäftigen und Fragen behandeln, die nicht bloß ihn selbst, sondern auch jene interessierten, und in dem weiten Umkreis der Dinge, die er beherrschte, gab es gar Vieles, worüber er sich mit Christiane hätte unterhalten können, wenn er bei ihr Mangel an Verständnis für naturwissenschaftliche Erscheinungen wahrgenommen hätte. In einer der Elegien, der achten, geben uns wenige Zeilen ein klares Bild, von welcher Art ihr Verstand und ihre Schönheit war; ein Verstand nämlich, wie er freilich von Schulmeistern nicht gewürdigt wird, weil er zum regelrechten Lernen nicht befähigt ist, und eine Schönheit, welche der gewöhnliche Geschmack nicht schätzt, weil sie die gewöhnliche Regelmäßigkeit der Züge entbehrt. Die Verse lauten:

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt — ich glaub' es;
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

Und in einer solchen Frage muß doch gewiß des Dichters Zeugnis gelten!

Digitized by Google

Falle ich indes, bei der Berichtigung eines allgemeinen Irrtums, nicht in den entgegengesetzten Fehler. Christiane hatte ihre Reize, aber sie war nicht hochbegabt, war keine Frau von Stein, war nicht befähigt, die höchsten Flüge des Dichtergeistes zu teilen. Einen behenden Mutterwitz, einen lebhaften Sinn, ein liebendes Herz und große Anstelligkeit zu häuslichen Dingen, das Alles besaß sie unzweifelhaft; sie war heiter, lustig, vergnügungssüchtig, selbst bis zum Uebermaß, und, wie die Gedichte beweisen, zu denen sie Goethen begeisterte, sie war weniger die Geliebte seines Geistes als seiner Neigungen. Den Kopf von einer Fülle heller, goldbrauner Locken umgeben, die Gestalt klein und zierlich von reizender Fülle, mit lachenden Augen, schwellenden Lippen, die Wangen strahlend von rosiger Gesundheit — so erschien sie, nach der Mitteilung von Adele Schopenhauer, einer völlig unbefangenen Zeugin, als ein „jugendlicher Dionysos". Gleich bei der ersten Begegnung war Goethe von ihrer Naivetät und ihrer kindlichen Heiterkeit vollständig bezaubert; er erkannte in ihr eine jener freien, gesunden Naturen, welche die Bildung der Welt nicht verkünstelt hat. Sie war ihm wie ein Kind des sinnlich-schönen Italiens, welches er eben mit so tiefem Schmerz verlassen hatte, und in allen Sprachen der Welt gibt es nur wenige Gedichte von so leidenschaftlich bewegtem Ausdruck wie die, in denen er das Glück das sie ihm gegeben, verewigt hat.

Warum heiratete er sie nicht sofort? Seine Abneigung gegen die Ehe ist uns schon bekannt, und zu dieser allgemeinen Abneigung kam dieses Mal noch die Rücksicht auf die große Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Stellung. In der That war der Abstand so groß, daß nicht nur das Verhältnis deshalb zum öffentlichen Aergernis wurde, sondern auch Christiane selbst den Heiratsantrag ablehnte. Wenigstens erzählt Stahr, daß, wie es noch Lebende aus ihrem eigenen Munde vernommen, die lange Verzögerung der förmlichen Heirat (bis 1806) nur ihre Schuld gewesen sei; ihre große Bescheidenheit und Demut habe sich, wie diese Zeugen ihn versichert, „mit jeder Existenz neben Goethe begnügt". Gewiß ist es, daß er um Weihnachten 1789 nach der Geburt seines ersten Kindes (August von Goethe, bei dem der Herzog zu Gevatter stand) die Geliebte samt ihrer Schwester und

Digitized by Google

Tante ganz in sein Haus nahm. Auf diese Umsiedelung bezieht sich das zierliche (freilich erst 1813 als „Reiseepistel“ gedichtete) Gedicht „Gefunden“:

Ich ging im Walde
So für mich hin.
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah' ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Goethe sah das Verhältnis immer als eine Ehe an. „Sie ist immer meine Frau gewesen,“ sagte er, als er sie endlich wirklich geheiratet hatte. Aber wie er auch die Sache ansehen mochte, die öffentliche Meinung vergab ihm seinen Verstoß gegen die Gesetze der Gesellschaft nicht. Die Welt tadelte ihn laut, selbst seine Verehrer können an dies Verhältnis nicht ohne Schmerz denken. „Die Nation,“ sagt Schäfer, „hat ihrem größten Dichter die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen; Nichts hat der richtigen Würdigung von Goethes sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, Nichts so sehr zu falschen Urteilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet, als diese Halb-Ehe.“

Seien wir indes gerecht. Kann sich auch Niemand des Bedauerns enthalten, daß Goethe, der einer reinen Häuslichkeit so

Digitized by Google

besonders bedurfte, keine Frau gefunden hat, die ihm in jedem Sinne des Wortes sein Weib, die Herrin seines Hauses, die Gefährtin seines Lebens gewesen wäre, so wird doch bei allseitiger Erwägung der Umstände das Geständnis Niemand zurückhalten können, daß bei dem tiefdunkeln Schatten auch helles Licht war. Von der Schattenseite dieses Verhältnisses, namentlich in gesellschaftlicher Beziehung, haben wir bereits gesprochen; sehen wir nun auch, welches Glück es ihm brachte zu einer Zeit, da er höchst einsam, höchst unglücklich war. Die Vaterfreuden, nach denen sein Herz sich sehnte, eine treue und hingebende Neigung, eine liebende Hand, die für seine Häuslichkeit sorgte, und in dieser Häuslichkeit einen Frieden, den er bisher vergebens gesucht hatte — das Alles fand er in dieser Ehe ohne Priestersegen.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

Goethes Briefe an sie sind sämtlich, außer denen aus der Zeit des ersten Liebesfrühlings, erhalten, sie harren noch der Veröffentlichung. Sie sind immer gleich in Wärme und Innigkeit des Tons und erst sie nebst Christianes Briefen, von denen gleichfalls viele erhalten sind, werden imstande sein, ein rechtes Bild von dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden Gatten zu geben. Auch die Briefe Goethes an Herder und seine Frau, gegen die er über sein Verhältnis mit ungenierteſter Naivetät sich ausspricht, enthalten zahlreiche Beweise, wie leidenschaftlich er damals an „seinem Mädchen" hing. Endlich sei noch erwähnt, daß auch seine Mutter mit der Wahl ganz zufrieden war, Christiane als Schwiegertochter bei sich empfing, zärtliche Briefe an sie schrieb und alle Einmischung unberufener Schwätzer wiederholt abwies.

Die römischen Elegien haben ein zweifaches Interesse: einmal als Ausdruck der Empfindungen des Dichters, und dann als die vollendetsten Gedichte dieser Art in der gesamten Litteratur. Es zeigt sich darin, wie tief sich Goethe in Italien mit dem Geiste der alten Kunst gesättigt hatte. Und doch, während er den Geist vergangener Zeiten mit unvergleichlichem Glück wiedergibt, ist er

Digitized by Google

zugleich durchaus originell. Nirgends in der griechischen oder römischen Litteratur finde ich diese Vereinigung von weltumfassenden Gedanken, welche dem Verse Größe geben, und von individueller Leidenschaft, die ihm Tiefe gibt. Es sind nicht einfache Elegien, Ergüsse persönlicher Empfindungen, es sind römische Elegien, und eine Welt spiegeln sie wieder. In modernen Gedichten sind sonst alle klassischen Anspielungen meistens kalt und tragen die Spuren mühsamen Studiums, sind nicht die unmittelbar natürlichen Formen des poetischen Ausdrucks; hier in den römischen Elegien lebt die klassische Welt, ja bisweilen kann man fast sagen, der Dichter sei antiker als die Alten. Schlegel sagt von ihnen mit glücklichster Wendung, sie bereicherten die römische Dichtkunst mit deutschen Gedichten. Die dreizehnte Elegie z. B. („Amor bleibet ein Schalk") ist ganz in Anakreons Weise, steht aber weit über Allem, was wir von Anakreon haben. Antik auch ist die unverhüllte Sinnlichkeit des Dichters und der durch Nichts beirrte Ernst seiner Leidenschaft, ein Ernst, der die sonstige Thätigkeit seiner Natur nicht verschlingt, sondern sich mit ihr verbindet. So zeigt uns die wunderbare fünfte Elegie ein Bild der lebendigsten Sinnlichkeit, welche die poetische Thätigkeit nicht stört, sondern fördert. Welch ein Gedicht! welch eine Welt von Empfindungen und Gedanken eröffnen Verse wie diese:

Ueberfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.

Das ist ein rechtes Bild von Goethes Liebesgeschichte: die Leidenschaft nährte die Flamme seines Genius und erstickte sie nie; er genoß in vollen Zügen, aber dazwischen in Augenblicken der Ruhe waren ihm seine hohen Ziele lebhaft gegenwärtig.

Als Beispiel von der Verschmelzung individueller Leidenschaft mit klassischer Form, welche gleichsam die Vergangenheit in der Empfindung der Gegenwart wieder aufleben läßt, mögen die folgenden Zeilen gelten:

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.

Digitized by Google

Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.

Manche der schönsten Stellen wage ich gar nicht anzuführen, da sie ebenso antik in der Gradheit des Ausdrucks sind, wie in anderen Beziehungen. Goethe hat mit Recht gegen Eckermann bemerkt, die poetische Form sei ein eigentümlicher Schleier, welcher die Nacktheit des Ausdrucks verhülle; es lägen, sagt er, in den verschiedenen poetischen Formen geheimnisvolle große Wirkungen, und wenn man den Inhalt seiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das „ganz verrucht" ausnehmen.

Zur Beantwortung der Frage, wie weit ein Dichter berechtigt ist, über die herkömmlichen Begriffe seiner Zeitgenossen von Schicklichkeit und Anstand sich hinwegzusetzen, mag ein Wort von Schiller angeführt sein. „Die Gesetze des Anstandes," sagt dieser, „sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er auch eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig und, was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn lieseſt oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst

Digitized by Google

du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine: du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen."

Hätte Goethe nichts geschrieben als die römischen Elegien, so stände er doch unter den deutschen Dichtern in erster Reihe. Sie sind außerdem als Beiträge zu seiner Lebensgeschichte kaum weniger interessant. Sie reden laut von der geistigen Einwirkung Italiens; sie sind beredtes Zeugnis von seiner Liebe für Christiane. Wohl hat er ihren Reizen und dem Glück, welches sie ihm gab, noch andere Huldigungen dargebracht, aber diese allein würden hinreichender Beweis sein, wie ungerecht das Urteil ist, welches die bösen Zungen von Weimar über sie in Umlauf gesetzt haben, ein Urteil freilich, welches durch ihr späteres Leben einige Unterstützung erhielt, als Jugend und Schönheit dahin waren und die Fehler ihrer Natur bös hervortraten. Wie Goethe selbst das Unglück hat, daß er in der Erinnerung der Nachwelt fast nur als der ruhige alte Herr fortlebt, selten dagegen als der herrliche Jüngling und Mann, wie die Büsten, Bilder und Anekdoten, die wir von ihm haben, überwiegend aus der letzten Hälfte seines Lebens stammen, so hat auch seine Frau das Unglück gehabt, daß die Berichte über sie meist von denen herrühren, welche sie erst kennen lernten, als die Anmut und der Reiz ihrer Jugend den ungeschickten und breiten Formen des Alters Platz gemacht hatten. Ein Biograph aber hat die Aufgabe, durch fleißige Nachforschung die verschiedenen Zeiten eines Lebens in ihrer Wahrheit zu erfassen, und wie ich sorgsam bestrebt gewesen bin, den jungen Goethe in seinem Treiben, Leben und Lieben darzustellen, so habe ich auch versucht, die junge Christiane von der Nachrede falschen Geschwätzes zu retten und ihre Jugend gegen das spätere Alter in das rechte Licht zu setzen.

Daß man in Weimar das neue Verhältnis Goethes laut mißbilligte, obgleich man gegen seine Beziehung zu Frau v. Stein nicht ein Wort geäußert hatte, ist bereits erwähnt. Das Hauptärgernis scheint gewesen zu sein, daß die Geliebte an Rang so tief unter ihm stand. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich. Endlich kam es zum völligen Bruch zwischen ihm und Frau v. Stein. Hier mag ein Brief folgen, in welchem er auf die Vorwürfe

Digitized by Google

antwortet, die sie ihm gemacht hatte. „Wenn Du es hören magst, so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch Liebe einander nachsehen. Lebe wohl und liebe mich. Gelegentlich sollst Du wieder etwas von den schönen Geheimnissen hören."

Mit diesen Geheimnissen meinte er die römischen Elegien, die er auch gegen Herder so bezeichnete. Eine solche Hindeutung auf die beiden Rivalinnen der Stein, die Schöne in Rom und Christiane in Weimar, war natürlich am Wenigsten geeignet, sie in eine versöhnliche Stimmung zu setzen. Ihre Antwort muß nicht zu freundlich gewesen sein, nach dem folgenden Briefe Goethes zu schließen: „Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen ... Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du als ich ankam in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblicke hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit

Digitized by Google

ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, jeden der mir näher ist ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen. Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest. Ich möchte gern noch manches beifügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könne. Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält manche Eindrücke moralisch zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehn und das Du, aus Liebe zu mir, auch eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wiedererkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleißig."

Ueber diesen Brief schrieb sie ein großes O!!! Es muß ihr schrecklich gewesen sein, so etwas zu lesen, und ohne Zweifel war sie über seine Ungerechtigkeit, wie sie es ansah, sehr entrüstet. Sie war mißverstanden worden. In solchen Fällen finden die Menschen ja immer, sie seien mißverstanden; sie fühlen sich frei von Tadel, man hat ihr Benehmen falsch aufgefaßt; sie sind sich bewußt, genau das Gegenteil von dem gedacht zu haben, was man ihnen schuld gibt, und sie „wundern sich sehr", daß man sie „so schlecht" kenne.

Digitized by Google

Nehmen wir aber einen andern Standpunkt ein und lesen den Brief weniger mit den Augen der Frau v. Stein als mit den Augen unparteiischer Prüfung, so haben wir darin die vollste Rechtfertigung dessen, der ihn geschrieben. Wir sehen, wie höchst unliebenswürdig die Art gewesen sein muß, mit der sie ihn bei der Rückkehr aus Italien empfing. Ihr späteres Benehmen bestätigt diesen Eindruck nur zu sehr. Sie zeigte sich schlimmer als unliebenswürdig. Zwar klingt jener Brief an manchen Stellen hart genug, aber aus wie schmerzlich bewegtem Herzen er geflossen ist, läßt sich doch nicht verkennen, und eine Woche später schrieb Goethe ihr folgendes:

„Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an Dich und wahrscheinlich war er Dir so unangenehm zu lesen, als mir zu schreiben. Indeß ist doch wenigstens die Lippe eröffnet und ich wünsche, daß wir sie nie gegeneinander wieder schließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern. Ich klage nicht über meine hiesige Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte feuchte Sommerzeit, die strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und durch andere Combinationen alles bei uns inkonsistent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre, so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach auflösen könnte; wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den Nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in Deinem als meinem Sinne und versichere Dich, daß es mich unendlich schmerzt, Dich unter diesen Umständen noch so tief zu betrüben. Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe wie es steht. Schenke mir Dein

Digitized by Google

Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelaßnes wahres Wort darüber zu sagen und ich kann hoffen es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen. Du hast meine Mutter gesehen und ihr viel Freude gemacht. Laß auch mir Deine Wiederkunft freundlich sein."

So bot er ihr seine Freundschaft, aber vergebens; er hatte die Eigenliebe einer Frau verletzt, und Frauenliebe in Haß verwandelt ist der schlimmste Haß. Für Frau v. Stein war es nicht genug, daß er sie so viele Jahre mit seltener Hingebung geliebt hatte, nicht genug, daß er ihrem Sohne mehr gewesen war als dessen eigener Vater, nicht genug, daß er auch jetzt, wo der unvermeidliche Wechsel eingetreten war, noch immer zärtliche Neigung für sie hegte, in dankbarer Erinnerung an das, was sie ihm gewesen, — er hatte aufgehört, sie zu lieben, dies Eine löschte die ganze Vergangenheit aus. Ein reines, edles Herz vergißt nie, daß es geliebt und in der Liebe glücklich gewesen; ein großes Herz ist dankbar in seiner Erinnerung. Das Herz der Frau v. Stein hatte nur ein Gedächtnis für seine Wunden. Mit kleinlicher Bosheit sprach sie von der „niedrigen Person", die ihren Platz eingenommen; Goethes Freundschaft wies sie zurück, gab sich die Miene als bedaure sie ihn und setzte böses Gerede über seine Frau in Umlauf. Er seinerseits fühlte und sprach von ihr zärtlich bis ans Ende. Eine Anzahl Briefe Goethes an Frau v. Stein und von ihr an ihn, die letzteren bisher ungedruckt, sind erhalten; sie beweisen, daß das Verhältnis allmählich leidlich, fast freundschaftlich wurde, ohne jemals wieder die alte Herzlichkeit und Vertraulichkeit zu erlangen.

Von ihr ist uns z. B. ein Brief erhalten, der uns zeigt, wie sie, nach einem Zwischenraum von 12 Jahren, fühlte. Derselbe ist an ihren Sohn gerichtet und mag hier eine Stelle finden, um die Geschichte dieses Verhältnisses abzuschließen.

„Weimar, 12. Januar 1801. Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose, er kann in kein Bett und muß in einer immer stehenden Stellung erhalten werden, sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen,

Digitized by Google

sowie das Gesicht, und voller Blasen inwendig, sein linkes Auge ist ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus, oft phantasirt er, man fürchtete vor eine Entzündung im Gehirn, ließ ihm stark zur Ader, gab ihm Senf-Fußbäder, darauf bekam er geschwollene Füße und schien etwas besser, doch ist diese Nacht der Krampfhusten wiedergekommen, ich fürchte, weil er sich gestern hat rasiren lassen; entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, ehe lasse ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen; sehr leid thut mir's jetzt, daß, als er mich am Neujahr besuchen wollte, ich leider, weil ich an Kopfweh krank lag, absagen ließ, und nun werde ich ihn vielleicht nicht wiedersehen."

„Den 14ten. Mit Goethe geht es besser, doch muß der 21ste Tag vorüber sein, bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwerchfell geschadet hat. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe; mit seinem Auge soll es auch besser gehen, nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben, besonders weint er, wenn er den August sieht."

„Den 15ten. Goethe schickte heute zu mir, ließ mir danken für meine Theilnahme und er hoffte, er würde bald wieder ausgehen können; die Doktors halten ihn außer Gefahr, aber seine Genesung werde noch lange werden."

Noch kurz vor ihrem Tode, der am 6. Januar 1827 eintrat, soll sie angeordnet haben, daß man ihre Leiche nicht vor Goethes Haus vorübertragen solle, weil es ihn angreifen könnte.

Neunter Abschnitt.

Tasso.

Tasso ist eine Reihe tadelloser Verse, kein Drama. Um dies ausgezeichnete Werk recht zu genießen, müssen wir nicht mit der

Digitized by Google

Erwartung daran gehen, die Eigenschaften darin zu finden, die man von einem Drama verlangt. Der Tasso hat seinen Reiz, dem kaum Jemand widerstehen wird, aber neben der „natürlichen Tochter" ist er unter den dramatischen Versuchen Goethes der schwächste. Ein ruhiger, breiter Lichtstrom durchzieht das Stück, aber es fehlt ganz an den scharfen Lichteffekten, die nun einmal zu der modernen dramatischen Form gehören. Es hat die Klarheit, Einheit und unvergleichliche Anmut eines Raphael, nicht die strahlende Wärme eines Tizian oder die stattliche Pracht Paul Veroneses.

Handlung ist kaum in dem Stück, und was da ist, ist nur der Träger des innern Kampfes in Tassos Seele, dessen Liebe und Wirrheit sich unaufhörlich durchfühlen lassen, aber niemals zu dramatischer Wirkung emporflammen. Die Tragödie ist rein psychologisch, eine Darstellung wogender Gefühle, ein ruhiges Charaktergemälde, und zwar nur in der Form des Dialogs, nicht der Handlung. Die Schönheit des Tasso liegt lediglich in seiner Poesie, und wenn wir nicht den Zauber der Form fühlen, so wird es uns so wenig rühren, wie ein schlechter Abguß einer schönen Statue. Aus diesem Grunde ist es sehr schwierig, in den Inhalt des Stücks kritisch einzugehen, und doch legt mir die Bedeutung des Werkes diese Pflicht auf.

Goethe hat den Augenblick gewählt, wo Tasso, nachdem er eben sein „befreites Jerusalem" vollendet, unverkennbare Zeichen der unglücklichen Leidenschaft und der unglücklichen Krankheit gibt, die sein Leben zu einem der traurigsten machen in der langen traurigen Reihe

Gewalt'ger Dichtergeister, die im Elend starben.

Ich bin in diesem Abschnitt der Litteraturgeschichte nicht genug bewandert, um zu einem Urteil berechtigt zu sein, inwiefern Goethe geschichtliche Thatsachen in sein Stück zu verarbeiten verstanden hat; nach dem Ausspruch deutscher Kritiker hat er es mit Geschichte gesättigt. Sicher ist indes, daß er die strenge geschichtliche Wahrheit sowohl in dem Charakter des Alfonso als in dem Tone des ganzen Dramas verletzt hat. War doch zwischen der Stellung Tassos am Hofe zu Ferrara und der Goethes am weimarischen

Digitized by Google

Hofe eine zu große Aehnlichkeit, als daß diese Abweichung von der Geschichte nicht durch den Wunsch, persönliche Erlebnisse darzustellen und dabei doch den Schein des Spottes gegen Hofgunst zu vermeiden, geboten gewesen wäre. Hätte Goethe das Verhältnis Tassos zu Alfonso treu dargestellt, so würde das Publikum zwischen den Zeilen übelwollende Anspielungen gegen den weimarischen Hof herausgelesen haben. Indes auch so ist man mit sinnreichen Vermutungen sehr freigebig gewesen; Alfonso gilt für Karl August, die Prinzessin für die Herzogin Luise, Antonio ist Herder und Leonore Sanvitale die Frau von Stein. Bis zu welchem Grade diese Vermutungen wahr sind, ist schwer zu sagen; allerdings ist in manchem edlen Zuge Alfonsos der Herzog Karl August wieder zu erkennen, allerdings hegte Goethe für die Herzogin Luise zwar keine eigentliche Liebe, doch die zärtlichste Achtung, und kann auch Herder schwerlich für Antonio gelten, so trägt doch Leonore unzweifelhaft einige Züge der Frau von Stein. Auch hat er gegen Eckermann ausdrücklich zugegeben, daß Personen und Zustände am weimarischen Hofe reichlich in den Tasso hineinspielen. Doch wird es bei alledem vergebene Mühe sein und widerstrebt auch dem Geiste poetischer Darstellungen, die Grenze genau bestimmen zu wollen, wo die Wahrheit aufhört und die idealisierende Dichtung anfängt.

Tasso wurde im April 1780 begonnen, und um den leitenden Gedanken des Gedichts zu erfassen, müssen wir auf dieses Jahr zurückgehen. Tasso erscheint vor uns, ganz in poetisches Schaffen verloren, ruhelos, unbestimmt in seinem Streben. Er lebt in einer kleinen Stadt, die sich vor allen anderen durch die Größe ihrer Fürsten, nicht des Volkes auszeichnet. „Ferrara ward durch seine Fürsten groß“ und

> Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
> Und weiß sie festzuhalten.

Er zieht sich vom Hofe zurück und ist nur in der Einsamkeit glücklich. Antonio, der Diplomat und vielerfahrene Mann, kommt von Rom zurück zu seinem Fürsten, und was er von der großen Welt draußen erzählt, erfüllt die Seele des Poeten mit Neid über seine Tüchtigkeit und praktische Gewandtheit. Vergebens hat die Prin-

Digitized by Google

zessin den Lorbeerkranz von Virgils Büste genommen und auf Tassos Haupt gesetzt, vergebens hat Alfonso seine innige Freude über die Vollendung des befreiten Jerusalem ausgesprochen; Tasso hat Antonio gehört, der Idealist hat sich mit der Realität der Dinge berührt und staunt über ihre Größe:

Sein Wesen, seine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir selbst
Auf's Neu in streitender Verwirrung bin.

Die Prinzessin deutet sein Gefühl unrichtig als Neid gegen das Lob, welches Antonio dem Ariost gespendet; er weist das ab:

Nein, was das Herz im Tiefsten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer,
Um einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
Die sichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete
Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzessin.

Und schienst noch kurz vorher so rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter sich einander suchen,
Und keiner je den andern neiden soll?
Zwar herrlich ist die liebeswerthe That,
Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt
Wie von dem Ufer, ruhig zuzusehen.

Tasso.

Und sah ich hier mit Staunen nicht zuerst,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?

Digitized by Google

Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen schien. O! welcher Anblick war's
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit sich zeigen sollte,
Umschloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
Sobald zum zweitenmal bescheinen wird.
Es saßen hier gedrängt die schönsten Frauen,
Gedrängt die ersten Männer unsrer Zeit.
Erstaunt durchlief der Blick die edle Menge
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, schmale, meerumgebne Land,
Hieher geschickt. Zusammen bilden sie
Das herrlichste Gericht, das über Ehre,
Verdienst und Tugend je entschieden hat.
Gehst du sie einzeln durch, du findest Keinen,
Der seines Nachbarn sich zu schämen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken sich:
Da stampften Pferde, glänzten Helm' und Schilde,
Da drängten sich die Knappen, da erklang
Trompetenschall und Lanzen krachten splitternd,
Getroffen tönten Helm' und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Besiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauspiel ziehen, daß
In diesem schönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Antonio mag er nicht leiden; unmittelbar fühlt er den Gegensatz ihrer Naturen. Aber er bewundert ihn —

Er besitzt,
Ich mag wohl sagen, Alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen:
Die Grazien sind leider ausgeblieben;
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar Vieles nehmen, Vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.

Digitized by Google

„Doch läßt sich ihm vertraun, und das ist viel," antwortet die Prinzessin und leicht überredet sie ihn, Antonio um Freundschaft anzugehen. Aber die Weise, in der er es thut, ist wie die eines Kindes, formlos, aufdringlich. Der ernste verständige Antonio hat nichts von dieser überschwenglichen Freundlichkeit, er liebt Tasso nicht und weist sein Entgegenkommen mit verletzender Kälte zurück. Ein Streit entspinnt sich; Tasso vergißt sich so weit, im Palast seines Fürsten das Schwert zu ziehen. Alfonso kommt dazu, trennt die Gegner und verweist Tasso auf sein Zimmer.

Dieser Streit zwischen Antonio und Tasso stellt offenbar den innern Kampf Goethes zwischen politisch thätigem und poetisch beschaulichem Leben in seiner ersten weimarischen Zeit dar. Die höhnische Kälte Antonios ist die offene Kriegserklärung der Politik gegen die Poesie.

Die über Tasso verhängte Strafe, unbedeutend und eine bloße Form wie sie ist, reizt seine schon erregte Stimmung noch mehr und entwickelt die überspannte Richtung seines Geistes immer schärfer. Er stellt sich mit Antonio ausgesöhnt, während er ihn wie alle Anderen gegen sich verschworen glaubt, und bittet um seinen Abschied zu einer Reise nach Rom. Nachdem ihm der Fürst diese Bitte gewährt, hat er eine Unterredung mit der Prinzessin, in der seine lang verhaltene Leidenschaft zu heller Flamme emporlodert. Ich gebe den Schluß dieser Scene:

Tasso.

Du bist es selbst, wie du zum erstenmal,
Ein heil'ger Engel mir entgegen kamst!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet sich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt sich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie ist's, sie steht vor mir. Welch ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,

Digitized by Google

Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst —

Prinzessin.

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Gluth, die mich erschreckt.

Tasso.

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?
Mit jedem Wort erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr,
Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir,
Und unaufhaltsam bringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!

Er fällt ihr in die Arme; die Prinzessin stößt ihn von sich und eilt hinweg; Antonio tritt zu Tasso, der wie von Sinnen seinen Fürsten als Tyrannen verwünscht und auf den verständigen Zuspruch des Weltmannes mit gesteigerter Wut antwortet; er sieht den Staub des Wagens aufwirbeln, der die Prinzessin für immer von ihm entfernt, und sinkt ermattet zusammen. „Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach," ruft ihm Antonio zu; „vergleiche dich; erkenne was du bist." So „zur rechten Zeit erinnert" kommt Tasso zu sich und erkennt, daß Eines ihm bleibt:

Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über Alles —

Digitized by Google

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

Dem Walten der „mächtigen Natur" sich fügend, die dem Felsen seine Festigkeit, der Welle die Beweglichkeit gegeben und bald in ihr die Sonne sich spiegeln, an ihrer Brust die Gestirne ruhen, bald sie in wildem Sturme überschäumen lasse, gesteht er dem Antonio seine Schwäche und richtet sich in diesem Bekenntnis auf an der Stärke des besonnen-verständigen Freundes.

Selbst aus dieser wenig erschöpfenden Darstellung wird der Leser entnehmen können, daß Frau von Staël Grund hatte zu der Bemerkung, die Farben des Südens träten in Goethes Tasso nicht genug hervor (les couleurs du midi ne sont pas assez prononcées). Das Stück ist in der That durchaus deutsch, und wie viel wirkliche Geschichte der Dichter auch hinein verwebt haben mag, es weht ein ganz anderer Geist darin, als der Italiens zu Tassos Zeit. Die Prinzessin ist eine wahre Deutsche, die über ihre Gefühle mehr reflektiert als sich ihnen hingibt, und über diesen schwankenden Träumer Tasso würde sich Niemand mehr verwundert haben, als der wirkliche Torquato mit seinem leichtfertigen, leidenschaftlichen, stürmischen Wesen. Auch daß sein deutscher Namensvetter in der Poesie gleichsam die Aschenurne vergangener Leiden, die Vertraute stiller Schmerzen sah, würde der Italiener nicht verstanden haben.

Wie überwiegend vielmehr auch in diesem Drama persönliche Erlebnisse und Empfindungen des Dichters niedergelegt sind, machen nicht nur die sich unmittelbar aufdrängenden Beziehungen wahrscheinlich, die von Ferrara nach Weimar hinüberdeuten, sondern Goethe selbst hat es ausdrücklich bezeugt. An seine bereits früher angeführte ovidische Klage um den Abschied von Rom anknüpfend, sagt er am Schluß seiner italienischen Reise, jenen fremden Ausdruck eigener Empfindung habe er sich nicht lange wiederholen können, als er sich genötigt gefühlt, ihn seiner Persönlichkeit, seiner Lage im Besondersten anzueignen. Zuerst ganz der süßen Qual sich hingebend und besorgt, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte bei dem Versuch einer Darstellung verschwinden, habe er sich bald

Digitized by Google

zu einer freiern poetischen Thätigkeit ermannt und den Tasso wieder aufgenommen. „Wie mit Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück."

Zehnter Abschnitt.

Goethe als Naturforscher.

Nachdem er mit Frau von Stein gebrochen hatte und während er in der Arbeit am Tasso begriffen war, fing Goethe an, Kant zu studieren. „Goethe studiert," so schreibt Wieland an Reinhold 18. Februar 1789, „seit einiger Zeit Kants Kritik mit großer Application." Die Kritik der reinen Vernunft ist in einer philosophischen Schulsprache geschrieben, die Goethe zu fassen völlig außer stande war, und hätte er auch folgen können, so war doch der Inhalt mehr metaphysisch als ihm zusagte; indes las er in dem Buche, wie er im Spinoza las, und die Kritik der Urteilskraft interessierte ihn höchlich, namentlich in ihren ästhetischen Abschnitten. Durch das Studium Kants bereitete er sich vor, Schiller näher zu treten, obgleich dieser den Abstand zwischen ihnen beiden so groß ansah, daß er an Körner schrieb: „Seine Philosophie mag ich nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann."

Die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit war in der That staunenswert. Zur Zeit, da er am Tasso arbeitete, machte er die Beschreibung des römischen Karnevals, schrieb über Nachahmung der Natur und studierte mit wunderbarem Eifer die Geheimnisse der Botanik und Optik. Für seine poetische Produktivität genügt es an die römischen Elegien zu erinnern, und seine Thätigkeit auf

Digitized by Google

naturwissenschaftlichem Gebiete übertraf noch alle anderen. Er war gesellschaftlich in einer unangenehmen Lage und wie er nachher gestand, würde er es nicht haben aushalten können, wenn ihn nicht seine Kunst- und Naturstudien aufrecht erhalten hätten. Sie waren ihm zu allen Zeiten Zuflucht und Trost.

Ueber Kunst hörte ihn die Welt mit Aufmerksamkeit an; über Naturwissenschaften wollte sie nichts von ihm hören, sondern wandte sich schweigend, ja selbst mit spöttischem Lachen ab. Auf beiden Gebieten war er nur Dilettant. Wenn er über Malerei oder Bildhauerkunst sprach, so verlieh zwar keine praktische Befähigung seinem Urteil Nachdruck, und doch lauschte die Welt seinen Worten mit Ehrfurcht, oft mit Begeisterung*). Aber während die Künstler und das Publikum dem Urteile eines Mannes von Genie, obwohl er praktisch ein bloßer Dilettant war, Gewicht und Bedeutung zuerkannten, waren die Männer der Wissenschaft nicht geneigt, ihn auf ihrem Gebiete als Autorität gelten zu lassen, weil er nicht in ihrer Schule gebildet war und nicht ihre Examina durchgemacht hatte. Bis auf den heutigen Tag hält sich der ausgemachteste Dummkopf, wenn er nur Naturwissenschaften studiert und sein Examen gemacht hat, für vollauf berechtigt, verächtlich herabzublicken auf den „Poeten", der „in die vergleichende Anatomie hineinpfuschte".

Als Goethe seine ausgezeichnete Schrift über die Metamorphose der Pflanzen schrieb, hatte er ein doppeltes Hindernis zu überwinden: die Neuheit seiner Gedanken und seinen Ruhm als Dichter. Wäre ein unbekannter Professor der Verfasser gewesen, so hätte zwar die Neuheit der Sache an sich das Publikum abgeschreckt, aber der unbekannteste Name in Deutschland hätte auf diesem Gebiete noch größeres Ansehen gehabt als der Name des großen Dichters. Der Buchhändler Göschen, der Verleger der achtbändigen Ausgabe von Goethes Schriften, lehnte nach Erkundigungen bei Sachverständigen den Druck der Schrift ab, und ein anderer Verleger übernahm sie nur in der Hoffnung, durch eine dauernde

*) Rauch in Berlin sagte dem Verfasser, die Begeisterung, welche Goethes Bemerkungen über Kunst in ihm erregt hätten, sei für sein ganzes Leben von Einfluß gewesen.

Digitized by Google

Verbindung mit dem Dichter sich später schadlos zu halten. Als die Metamorphose der Pflanzen erschien, stutzte das Publikum; es sah darin einen hübschen poetischen Einfall, nichts weiter. Die Botaniker zuckten die Achseln und bedauerten, daß der Verfasser seine Einbildungskraft nicht auf seine Gedichte beschränke. Glauben fand seine Theorie bei Niemand, selbst nicht bei den nächsten Freunden. Goethe mußte erst viele Jahre warten, ehe sie zu allgemeiner Geltung kam, und auch diesen Erfolg hatte er nur der Unterstützung großer Botaniker zu verdanken. Ein Mann von bedeutender Autorität auf diesem Gebiete, August St. Hilaire*), hat bereits vor längerer Zeit (1838) erklärt, man habe Goethes Theorie sehr ungerecht vernachlässigt und doch sei in den letzten zehn Jahren kaum eine Schrift über beschreibende Botanik erschienen, die nicht den Stempel der Gedanken des berühmten Schriftstellers trage. Es war wirklich der Umstand, daß der Verfasser des Werther auch der Urheber dieser Theorie war, was ihre Anerkennung verzögerte; aber es darf nicht übersehen werden, daß die Theorie von damals dem Stande der Wissenschaft meilenweit voraus war. Denn merkwürdig genug war diese selbe Lehre bereits 1759 von Kaspar Friedrich Wolff in seiner heutzutage nach Verdienst gefeierten Theoria Generationis kurz, aber bestimmt angedeutet worden**). Ich werde auf diesen Mann zurückkommen; für jetzt genügt die Bemerkung, daß selbst seine Autorität der morphologischen Theorie nicht die geringste Beachtung seitens der Botaniker zuzuwenden vermochte — ein Beweis, daß das Zeitalter für diese Idee nicht reif war.

Da es bei der gegenwärtigen Auseinandersetzung meine Absicht ist zu zeigen, daß Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten statt des ersten Spottes endlich bei den größten Autoritäten Anerkennung gefunden haben, so würde ich meinen Zweck zu verfehlen fürchten, wenn ich nicht meine Angaben durch das Urteil von

---

*) Comptes rendus des Séances de l'Acad. VII, 437. Vgl. auch seine Morphologie végétale, vol. I, p. 15.

**) Die weitere Ausführung und populärere Darstellung gab Wolff 1764 in dem deutschen Werke „Theorie von der Generation." Das Nähere bei Goethe in der Geschichte seines botanischen Studiums.

Digitized by Google

Kennern unterstützte. August St. Hilaire sagt: „Linné hatte ein Wort hingeworfen, welches die Lehre von der Metamorphose in sich schloß: in Blüten und Blättern walte ein und dasselbe Princip (principium florum et foliorum idem est). Diesen Gedanken hat Goethe zu einem System entwickelt. Aber seine Schrift hatte dasselbe Schicksal wie das Wort Linné's, sie fand keine Beachtung. Die Gelehrten lasen sie nicht, weil sie meinten, da sie von einem Dichter herrühre, so könne Nichts daran sein als Phantasterei. Wie schlecht verstanden sie den Goethe'schen Geist! diesen vielseitigen Geist, der jede Form annahm und stets die wählte, welche dem Gegenstande am Angemessensten war. Schrieb er über wissenschaftliche Fragen, so war er ernst wie die Wissenschaft selbst. Schon hatte er für manche Art schriftstellerischer Darstellung Muster gegeben, und nun gab er ein Muster von wissenschaftlicher Arbeit, und wenn seine Schrift nicht gleich die verdiente Anerkennung fand, so war das nur, weil sie für seine Zeitgenossen zu früh erschien — er hatte in die Zukunft hinausgegriffen."*)

Nach Verlauf einiger Jahre begannen einige bedeutende Botaniker seine Entdeckung zu würdigen. So erklärte sie Kieser für das Umfassendste, was seit lange über die specielle Physiologie der Pflanzen gesagt worden sei. Nees von Esenbeck, einer der ersten Männer in der Wissenschaft, sagte im Jahre 1818: „Theophrastos war Schöpfer der neuern Botanik, Goethe ist ihr ein freundlicher milder Vater geworden, zu dem die Tochter menschlich empfindend und liebend, in wohlgebildeter Lieblichkeit immer zärtlicher die Augen aufschlagen wird, jemehr sie, den ersten Kinderjahren entwachsen, den Werth ihres eigenen schönen Daseins und der väterlichen Pflege erkennen lernt." Sprengel in seiner Geschichte der Botanik erwähnt die Goethesche Theorie sehr oft; an einer Stelle sagt er: „Goethes Metamorphose hatte einen zu tiefen Sinn, sprach durch Einfachheit zu sehr an, und war so fruchtbar in den nützlichen Folgerungen, daß man sich billig nicht wundert, wenn sie weitere Erörterungen veranlaßte, obwohl Mancher sich stellte,

*) Hilaire in der Morphol. vég. an der angeführten Stelle. In ähnlichem Sinne Oskar Schmidt in seiner kleinen Schrift „Goethes Verhältniß zu den organischen Wissenschaften" S. 10.

Digitized by Google

sie nicht zu achten." Gegenwärtig ist es bereits seit einer Reihe von Jahren allgemeiner Gebrauch, in jedem botanischen Werke, das auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, einen Abschnitt über die Metamorphose der Pflanzen zu geben; nach vollem Verdienst aber wird Goethe auch heute noch nur von den höchsten Autoritäten gewürdigt.

„Seit länger als einem halben Jahrhundert", sagt Goethe am Ende seines Aufsatzes, Geschichte meines botanischen Studiums, „kennt man mich im Vaterlande, und auch wohl auswärts, als Dichter und läßt mich allenfalls für einen solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im Stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden. Als daher mein seit vierzig Jahren in deutscher Sprache abgedruckter Versuch, wie man die Gesetze der Pflanzenbildung sich geistreich vorzustellen habe, nunmehr besonders in der Schweiz und Frankreich näher bekannt wurde, so konnte man sich nicht genug verwundern, wie ein Poet, der sich blos mit sittlichen, dem Gefühl und der Einbildungskraft anheimgegebenen Phänomenen gewöhnlich befasse, sich einen Augenblick von seinem Wege abwenden und, in flüchtigem Vorübergehen, eine solche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können. Diesem Vorurtheil zu begegnen, ist eigentlich vorstehender Aufsatz verfaßt; er soll anschaulich machen, wie ich Gelegenheit gefunden einen großen Theil meines Lebens mit Neigung und Leidenschaft auf Naturstudien zu verwenden. Nicht also durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermuthet und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt. Zwar hätte ich gar wohl der hohen Ehre, die man meiner Sagacität erweisen wollen, ruhig genießen und mich allenfalls damit brüsten können; da es aber im Verfolg wissenschaftlichen Bestrebens gleich schädlich ist, ausschließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen, so habe ich für meine Schuldigkeit gehalten, das Ereigniß, wie es mir begegnet, historisch treu, obgleich nicht in aller Ausführlichkeit ernsten Forschern darzulegen."

Digitized by Google

Die kühle Aufnahme seines Werkes verletzte ihn nicht sehr. Er wußte, daß das Publikum jedes Talent gern in seinem Kreise bleiben sieht und auf einem neuen Gebiete nur zögernd Beifall spendet. Auch fand er das ganz natürlich; nur freilich, setzte er so stolz wie treffend hinzu, „der lebhafte Mensch fühle sich um sein selbst willen und nicht für's Publikum da." So rechnete er denn fortwährend die Stunden seiner botanischen Studien zu den glücklichsten seines Lebens, und „unschätzbar", sagt er, „wurden mir diese vergnüglichen Bemühungen, indem sie Anlaß gaben zu einem der höchsten Verhältnisse, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete, die nähere Verbindung mit Schiller bin ich diesen erfreulichen Erscheinungen schuldig."

Neben den botanischen Studien stehen seine optischen. Die Geschichte seiner Forschungen in diesen beiden Richtungen zeigt den belehrendsten Gegensatz; sie stellt seine wissenschaftliche Methode ins Licht und seine wissenschaftlichen Vorzüge und Mängel ebenfalls. Wir werden ihn nun, statt wie bisher mit Teilnahme und Bewunderung, mit jenem Gefühl des Bedauerns begleiten, das uns der Anblick abnötigt, einen großen Mann in einer falschen Richtung befangen zu sehen. Seine botanischen und anatomischen Forschungen sind so tüchtig, daß man sich über die Kälte ärgert, mit der das Publikum sich dagegen verhielt; seinen optischen Studien gegenüber ist die Mißachtung der Fachgelehrsamkeit wohl erklärlich.

Auch die Geschichte dieser Studien hat er geschrieben. Von Jugend auf war er geneigt, über Malerei zu theoretisieren, und wie er sehr richtig bemerkt, fühlte er sich dazu um so mehr getrieben, je weniger er zur Ausübung der Kunst eine natürliche Anlage hatte. Ueber Dichtkunst zu theoretisieren hatte er keinen Anlaß; da trug er die schaffende Kraft in sich; bei der Malerei aber suchte er „durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen, was die Natur Lückenhaftes an ihm gelassen hatte". Der Aufenthalt in Italien wurde auch hierfür entscheidend; mit seinen Kunstfreunden verhandelte er über Farbe und Kolorit, aber vergebens sprach er die kühnsten Paradoxen aus, um ihnen die Wahrheit zu entlocken; seine Freunde waren alle höchst unsicher und schwankend in ihren Anschauungen. Ebensowenig halfen ihm die physikalischen Lehrbücher. Zuletzt sah er ein, daß man „den Farben erst von

Digitized by Google

Seiten der Natur beikommen müſſe, wenn man in Abſicht auf Kunſt etwas über ſie gewinnen wolle". Man verwies ihn an Newton, aber das hergebrachte Kapitel darüber in einem Kompendium brachte ihn nicht weiter. Da er die Verſuche, durch welche die Newtonſche Theorie bewieſen werden ſollte, niemals geſehen hatte, ſo beſchloß er jetzt dieſe Phänomene ſelbſt zu ſtudieren. Profeſſor Büttner in Jena lieh ihm dazu den Apparat, aber es fehlte ihm an einer dunklen Kammer mit der kleinen Oeffnung im wohlverſchloſſenen Fenſterladen; noch andere Hinderniſſe kamen dazu und die Prismen lagen ungebraucht in ihrem Kaſten. Büttner wurde ungeduldig; er bat wiederholt um Zurückſendung ſeines Apparats und ſchickte endlich einen Boten, um ihn abholen zu laſſen. Da fiel es Goethen ein, er wolle doch noch geſchwind durch ein Prisma ſehen, was er ſeit ſeiner früheſten Jugend nicht gethan. Laſſen wir ihn ſelbſt erzählen: „Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newton'ſchen Theorie, die ganze weiße Wand nach verſchiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in ſo viel farbige Lichter zerſplittert zu ſehen. Aber wie verwundert war ich, als die durchs Prisma angeſchaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran ſtieß, ſich eine mehr oder weniger entſchiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fenſterſtäbe am allerlebhafteſten farbig erſchienen, indeſſen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu ſehen war. Es bedurfte keiner langen Ueberlegung, ſo erkannte ich, daß eine Grenze notwendig ſei, um Farben hervorzubringen, und ich ſprach wie durch einen Inſtinkt ſogleich für mich laut aus, daß die Newton'ſche Lehre falſch ſei!" An eine Zurückſendung der Prismen war nicht zu denken; er behielt ſie und wußte den Eigentümer zu beruhigen.

Das war denn freilich ein unglücklicher Anfang. Er begann mit einer falſchen Auffaſſung der Newton'ſchen Lehre und glaubte ſie dann ſiegreich zu widerlegen, während er doch nur ſeinen eigenen Irrtum bekämpfte. Newton behauptet nicht, daß eine weiße Fläche durch ein Prisma gefärbt erſcheint, ſondern daß ſie weiß bleibt und nur die Ränder gefärbt erſcheinen. Seine vermeintliche Entdeckung ließ dem Dichter nicht Raſt noch Ruhe. „Ein ent-

Digitized by Google

schiedenes Aperçü", sagt er, „ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen, man wird sie nicht los bis sie durchgekämpft ist." Er häufte Versuche auf Versuche, trug die Sache unaufhörlich mit sich herum und betrachtete sie von allen Seiten, aber es fiel ihm nicht ein, den einfachsten Weg zu gehen und das ABC der Optik zu lernen. Auf einen schwarzen Grund hatte er eine weiße Scheibe gebracht, welche, durch das Prisma angesehen, das bekannte Spectrum ganz nach der Newtonschen Lehre vorstellte; aber an einer schwarzen Scheibe auf hellem Grund zeigte sich dieselbe Erscheinung. „Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst, sagte er zu sich selbst, so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden." Und so kam er zu dem Schlusse, nicht das Licht enthalte die Farbe, sondern durch eine Mischung von Licht und Finsternis, von Hell und Dunkel werde sie erzeugt.

„Da ich", erzählte er, „in solchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte sicher fortwandeln können, so ersuchte ich einen benachbarten Physiker, die Resultate dieser Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken lassen, daß sie mir Zweifel in Absicht auf die Newton'sche Theorie erregt hätten, und hoffte sicher, daß der erste Blick auch in ihm die Ueberzeugung, von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erscheinungen in der Ordnung, wie sie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich versicherte, daß diese Phänomene bekannt und aus der Newton'schen Theorie vollkommen erklärt seien! Diese Farben gehörten keineswegs der Grenze, sondern dem Licht ganz allein an; die Grenze sei nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorschein kämen. Das Weiße in der Mitte sei aber noch ein zusammengesetztes, durch Brechung nicht separirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber stufenweise über einander geschobener Lichter entspringe. Ich mochte dagegen nun einwenden was ich wollte, immer vernahm ich nur das erste Credo und mußte mir sagen lassen, daß die Versuche in der dunklen Kammer weit mehr geeignet seien, die wahre Ansicht der Phänomene zu verschaffen."

Statt ihn auf den rechten Weg zu bringen, trennte ihn diese

Digitized by Google

Zurechtweisung nur für immer von den Physikern, das heißt von den Männern, welche die Sache gründlich kannten; „ich war nunmehr auf mich selbst zurückgewiesen," so fährt nach den eben angeführten Worten sein Bericht ruhig und trocken fort. Seine Freunde sahen die Phänomene gern, die Ununterrichteten amüsierten sich damit, die Unterrichteten sprachen von Brechung und Brechbarkeit und glaubten sich dadurch aller weitern Prüfung überhoben. Besondern Anteil nahm die Herzogin Luise, der er auch später seine Farbenlehre gewidmet hat. Karl August stimmte in den Eifer des Freundes mit ein; der Herzog von Gotha stellte ihm sein ganzes physikalisches Kabinett zur Verfügung; Prinz August von Gotha verschrieb ihm aus England prachtvolle Prismen. Fürsten und Dichterlinge wähnten schon, er würde Newton vom Throne stürzen, aber die Männer der Wissenschaft lachten nur über seine Anmaßung und würdigten seine Theorie nicht einmal der Ehre einer Widerlegung. Er selbst faßt das Schicksal seiner Entdeckung in einem einzigen Satze zusammen: „unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beistand leisteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Litteratoren, Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling; hingegen keinen Physiker." Keinen Physiker — da liegt's! — und doch scheint er nicht eingesehen zu haben, wie diese einzige Thatsache seiner ganzen Lehre den Boden ausschlug. Welches Gewicht konnte das Urteil von Anatomen, Litteratoren und Philosophen in einer solchen Streitfrage haben? Was würde man zu einem Mathematiker sagen, der gegen die gesamte Genossenschaft aller Mathematiker der Vergangenheit und Gegenwart sich auf das Zeugnis von Zoologen beriefe? Indes läßt sich für Goethe Eines sagen und ein Bedeutendes: auch bei der Entdeckung des Zwischenknochens und bei der Metamorphose der Pflanzen hatten sich die Kenner vom Fach gegen ihn erklärt, und doch war er im Rechte gewesen. Es war daher erklärlich, daß er nun bei seinen optischen Studien den Widerspruch der Schule nicht hoch anschlug. Die Newtonianer, glaubte er, betrachteten ihn als ihren natürlichen Feind, seien hartnäckig entschlossen, althergebrachte Vorurteile aufrecht zu erhalten; nur die Beschränktheit einer wissenschaftlichen Gilde und den Handwerkssinn, der wohl „etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern"

Digitized by Google

könne, sah er bei ihnen. Darum hielt ihn ihr Widerspruch nie auf, darum machten ihre Gründe ihn niemals wankend. Während er wohl einsah, die Optik sei zum größten Teil mathematisch, hielt er es doch für einen gründlichen Irrtum, daß man, wie jene meinten, ohne Mathematik in der Optik gar nichts ausrichten könne, und da er Mathematik so gut wie nicht verstand, so konnte er auch ihre Gründe nicht würdigen.

Seine „Beiträge zur Optik," die er 1791 herausgab, waren gleichsam ein Fühler auf die öffentliche Meinung des großen Publikums. Man muß dem Publikum die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es die Schrift durchaus teilnahmlos aufnahm. Die Unwissenden hatten überhaupt kein Interesse an dergleichen Fragen und liebten es gewiß nicht, sich an einen Dichter um Belehrung zu wenden; die Unterrichteten erkannten, daß er rettungslos auf dem Irrwege war. „Ueberall," gesteht Goethe, „fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache, überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte."

Jahrelang setzte er seine Untersuchungen mit leidenschaftlicher, staunenswerter Ausdauer fort. Der Widerspruch erschütterte ihn nicht, ja machte ihn nur um so hartnäckiger und entlockte ihm polemische Aeußerungen, die so gereizt und von so schlechtem Geschmack waren, daß es uns bei seinem sonst so ruhigen Gleichmut wunder nimmt. Vielleicht war das eben ein Zeichen, daß er sich im Unrecht fühlte. Sonst, wenn er mit seiner Ansicht im Recht war, war er ruhig. Die kühle Aufnahme seiner Metamorphose, die Abweisung seiner Entdeckung des Zwischenknochens, die Gleichgiltigkeit gegen seine Schriften über vergleichende Anatomie — das Alles ertrug er mit der heitern Ruhe eines Philosophen. Aber bei der Farbenlehre war und blieb er empfindlich und im spätern Alter ging das gar ins Komische. Eckermann erzählt davon eine bezeichnende Geschichte; er brachte im Gespräch eine Thatsache vor, welche der Farbenlehre widersprach; Goethe wurde darüber nicht bloß ärgerlich, sondern wies auch die Thatsache selbst als unbegründet zurück. Ueberhaupt war er auf diesem Punkt der Farbenlehre moralisch und geistig schwach. „Auf alles was ich als Poet

Digitized by Google

geleistet habe," sagte er wohl im Alter, „bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu gute."

Unzweifelhaft werden meine Leser begierig sein, von dieser Farbenlehre etwas zu erfahren, und obgleich die auszügliche Darstellung, für die allein ich hier Platz habe, sie natürlich in etwas ungünstigem Lichte erscheinen lassen wird, da die zahlreichen Erläuterungen und Versuche, die ihr ein leidliches Ansehen geben, wegfallen, so wird doch der Kern der Sache ans Licht kommen.

Nach der Newtonschen Theorie ist das weiße Licht aus den drei oder sieben Farben zusammengesetzt. Statt dessen ist die Lehre Goethes diese: Licht ist überhaupt nicht zusammengesetzt, sondern das einfachste und gleichartigste Ding was es gibt. Das Licht aus Farben zusammengesetzt zu nennen ist abgeschmackt, denn jedes farbige Licht ist dunkler als farbloses; das Licht kann also nicht ein Zusammengesetztes des Dunklen sein. Nur zwei reine Farben gibt es, Blau und Gelb, beide spielen ins Rötliche, das eine durch Violett, das andere durch Orange; auch zwei Mischfarben gibt es, Grün und Purpur. Jede andre Farbe ist entweder eine Abstufung von einer von diesen oder unrein. Die Farben haben ihren Ursprung in Veränderungen, die das Licht durch äußere Einflüsse erleidet; sie werden nicht aus dem Lichte, sondern durch das Licht entwickelt. Für die Erscheinung der Farbe bedarf es des Hellen und des Dunklen. Zunächst dem Hellen erscheint eine Farbe, die wir Gelb nennen, zunächst dem Dunklen erscheint Blau, die Mischung beider gibt Grün.

Von dem Grundirrtum der Einfachheit des Lichts ausgehend, unternimmt es Goethe, alle Farbenerscheinungen durch die „trüben Mittel" zu erklären; er behauptet, einerseits gebe es Licht, andrerseits Dunkelheit; wenn ein halb durchsichtiges Medium zwischen die beiden gebracht werde, so entstehen aus diesen Gegensätzen mit Hilfe des Mediums Farben, die in ähnlichem Gegensatze stehen, aber bald „durch einen Wechselbezug unmittelbar auf ein Gemeinsames zurückdeuten." Das hellste Licht, durch ein sehr wenig

Digitized by Google

dichtes Medium gesehen, erscheint gelb. „Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich zum Rubinrothen steigert. Wird hingegen der höchste Grad von Dunkelheit durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Mittel gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blasser wird, jemehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindesten Grade der reinsten Trübe als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird."

Zur Erläuterung dieser Theorie führt Goethe eine Menge interessanter Thatsachen an. So z. B. ist aufsteigender Rauch als ein trübes Mittel anzusehen, das vor einem hellen Grunde gelb oder rötlich, vor einem dunklen blau erscheint; auch die blaue Farbe am untern Ende einer Lichtflamme gehört zu den Fällen, wo wir das Blaue gegen einen dunklen Grund sehen. Licht erscheint in der Luft, je nach der Dichtigkeit derselben, gelb, orange oder rot, Dunkelheit erscheint in der Luft blau, z. B. beim Himmel oder entfernten Bergen.

Zur Erläuterung dieser blauen Farbe der Dunkelheit erzählt er eine merkwürdige Anekdote. Ein Maler hatte ein altes Porträt eines Geistlichen zu reinigen; als er mit einem feuchten Schwamm über den schwarzen Sammetrock fuhr, verwandelte sich dieser plötzlich in einen hellblauen Plüschrock. Natürlich überraschte die merkwürdige Erscheinung den Maler sehr; er begriff nicht, wie ein Hellblau zum Grunde des tiefsten Schwarz liegen könne, und glaubte schon das Bild verdorben zu haben. Am andern Morgen erblickte er zu seiner Freude den schwarzen Sammetrock wieder in völligem Glanze; er konnte sich nicht enthalten, denselben an einem Ende abermals zu benetzen, wo denn die blaue Farbe abermals erschien und nach einiger Zeit wieder verschwand. Als Goethe Nachricht von diesem Phänomen erhielt, begab er sich sogleich zu dem Wunderbilde; eine wiederholte Benetzung zeigte denselben Erfolg. Er erklärte sich das Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. „Der Künstler mochte seine schon gemalte schwarze Farbe, um sie recht tief zu machen, mit einem besonderen Firniß

Digitized by Google

lasiren, welcher beim Waschen einige Feuchtigkeit in sich sog und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz sogleich als Blau erschien." Die Erklärung ist sehr sinnreich, aber das Experiment zu wiederholen hat Goethen, wie er selbst hinzufügte, nicht gelingen wollen. Sachlich richtiger ist vermutlich eine andere Erklärung eines englischen Naturforschers. Dieser nimmt an, es sei gar kein Firniß da gewesen und die Körperteilchen, welche schwarz reflektieren — nach der allgemeinen Ansicht die kleinsten — seien durch die Feuchtigkeit des Schwammes zu der Größe derer angeschwellt, welche Blau geben.

So auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt, bleibt die Theorie nicht mehr so verführerisch plausibel. Führen wir nun auch die Newtonsche Theorie auf den einfachsten Ausdruck zurück und vergleichen wir dann ihren Wert. Newton nimmt an, das weiße Licht ist zusammengesetzt, und er beweist es, indem er einen Lichtstrahl in seine Elemente zerlegt. Diese Elemente sind Strahlen von verschiedener Brechbarkeit und durch verschiedene Mittel von einander trennbar. Jeder Strahl bringt seine eigene Farbe hervor. Und ebenso wie in die einzelnen Strahlen zerlegen, läßt sich aus ihnen auch das weiße Licht wiederherstellen, wenn man sie in einer Sammellinse vereinigt. Selten findet sich Theorie und Experiment so in Uebereinstimmung wie gerade hier bei dieser Newtonschen Theorie.

Auch Goethes Theorie, das ist nicht zu leugnen, ist sehr plausibel, und er hat sie mit so vielen genauen Experimenten und vorzüglichen Beobachtungen unterstützt, daß er nicht nur bis auf den heutigen Tag noch eifrige Anhänger zählt, sondern auch die Newtonianer schwer geärgert hat; sie haben Goethes Ansicht verächtlich abgewiesen, nicht siegreich widerlegt. Für uns Laien muß der bloß theoretische Streit wohl mit der Thatsache abgethan sein, daß die überwiegende Mehrheit der Physiker überhaupt nicht auf eine Widerlegung der Goetheschen Theorie sich eingelassen hat. Ganz unbefangen die Frage angesehen, hat nicht nur Goethe die Newtonsche Lehre offenbar mißverstanden, sondern seine eigene Theorie beruht auch auf gründlichem Irrtum. Der Irrtum ist, daß er das Dunkel als ein Positives hinstellt, statt als die einfache Abwesenheit des Lichts. Durch dieses Dunkel als ein mitwirkendes

Digitized by Google

zu dem Lichte sollen Farben entstehen; das Licht selbst soll ganz farblos sein, und erst mit verschiedenen Abstufungen des Dunkel, also eines Nichts, gemischt, oder mit anderen Worten: je mehr es sich vermindert, gibt es Farben, und um so dunklere, je weniger es wird. Daß sich das in sich widerlegt, ist klar: wenn Licht farblos ist, so kann keine Abschwächung, Verminderung des Farblosen Farben geben. Im Licht selbst müssen wir die Elemente der Farben suchen, und genau da findet sie die Newtonsche Theorie.

Daß Goethe diese Lehre des englischen Physikers mißverstand, haben wir gesehen; es ist nun noch kurz anzugeben, wie er die Erscheinung der Strahlenbrechung erklärt. Er stellt eine helle Scheibe, ein rundes Stück Papier etwa, auf einen dunklen Grund und sieht sie durch ein Prisma an. Durch die Brechung des Lichts findet eine Verrückung der Scheibe statt; sie erhält nach dem ursprünglichen weißen Mittelpunkte zu einen gelben, nach der entgegengesetzten Seite einen blauen Rand. Diese beiden Erscheinungen, die blaue und gelbe, zeigen sich an und über dem Weißen; soweit sie über das Schwarze reichen, nehmen sie einen rötlichen Schein an. Damit sind die „Grundphänomene aller Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraktion ausgesprochen;" sie können auf mancherlei Weise variiert und verwickelt werden, immer aber lassen sie sich „auf ihre ursprüngliche Einfalt" zurückführen. Untersuchen wir die Operation, so zeigt sich, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunklen Rand gegen die helle Fläche scheinbar geführt, eins durch das andere verdrängt, eins über das andere weggeschoben haben. An die bekannte Erscheinung erinnernd, daß ein dunkler Gegenstand kleiner aussieht als ein heller von derselben Größe, erklärt Goethe sie daher, daß ein helles Bild mit einem dunklen Grunde, ein dunkles mit einem hellen Grunde schon in Bezug auf unsere Netzhaut in Konflikt stehe. Bei genauer Beobachtung dieses Phänomens zeigt sich, daß die Bilder nicht scharf vom Grunde abgeschnitten, sondern mit einer Art von grauem, einigermaßen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erscheinen. Die prismatische Farbenerscheinung — so ist nun die entscheidende Schlußfolgerung — ist ein Nebenbild, das genau nach der Form des Hauptbildes entsteht und auch andere Bestimmungen desselben,

Digitized by Google

Helle und Dunkelheit, teilt, so zwar, daß wenn z. B. das Hauptbild sich scharf vom Grunde abhebt, wie Schwarz auf Weiß, dann auch das farbige Nebenbild in seiner höchsten Energie erscheint.

Goethe hatte seine Theorie mit so vielen vortrefflichen Beobachtungen und geistreichen Erklärungen unterstützt, daß wir uns nicht wundern dürfen, unter seinen Jüngern so bedeutende Männer wie Hegel und Schelling zu finden. Aber der Grund seiner Lehre war falsch. Er leugnete die Thatsache, daß das Licht aus verschiedenen ursprünglichen Farben von ungleicher Brechbarkeit zusammengesetzt ist, und doch wird diese Thatsache nicht nur durch die prismatische Zerteilung und Wiederherstellung eines Lichtstrahls bewiesen, sondern sie ist auch die notwendige Ergänzung des unbestreitbaren Gesetzes der Refraktion, wie es Snellius und Descartes entdeckt haben. Die daraus gezogene Schlußfolgerung, daß nämlich das Verhältnis des Sinus des Einfallswinkels für jede einzelne Farbe konstant, für die verschiedenen Farben ein wechselndes ist, verlegt die Frage der Optik ganz auf das mathematische Gebiet. Damit ist der Punkt erreicht, wo nicht bloß Goethes Farbenlehre widerlegt, sondern auch die wahre Quelle seines Irrtums aufgezeigt werden kann. Von Mathematik wollte er in der Optik nichts hören; jede mathematische Darlegung der Refraktion wies er als ein verderbliches Vorurteil ab. „Hierdurch," sagt er, „regte ich die ganze Schule gegen mich auf und man verwunderte sich höchlich, wie jemand, ohne höhere Einsicht in die Mathematik, wagen könne, Newton zu widersprechen; denn daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existiere, davon schien man keinen Begriff mehr zu haben." Nun mag es zwar zu manchen Zeiten sehr nötig gewesen sein, gegen eine zu ausschließliche Anwendung der Mathematik in der Physik Verwahrung einzulegen, aber von der Ansicht, wie sie Goethe in den eben angeführten Worten ausspricht, hat auch seitdem kein Physiker einen „Begriff" bekommen. Für einen Dichter freilich, der nie Mathematik getrieben und nie Experimente zu machen gelernt hatte, war es natürlich genug, daß er die Mathematik nicht als das große Instrument der Physik zu erkennen vermochte. In seinem Aufsatze „über Mathematik und deren Mißbrauch" nennt er seine mathematischen Gegner „Personen, welche mit verwickelten Mitteln

Digitized by Google

einfache Zwecke zu erlangen suchen", und vergleicht sie „dem Mechaniker, der eine umständliche Maschine erfand, um den Pfropf aus einer Bouteille zu ziehen, welches denn freilich durch zwei Menschenarme und Hände gar leicht zu bewirken ist." Von der Umständlichkeit der Maschine abgesehen, hätte er den Nutzen der Mathematik nicht besser deutlich machen können, als durch diesen Vergleich mit einem so brauchbaren Instrument wie ein Pfropfenzieher. Setzen wir, um seinen Irrtum vollends handgreiflich zu machen, einen andern Vergleich dem entgegen: denken wir uns einen Chemiker ohne das einfache, aber unentbehrliche Instrument — einer Wagschale. Er mag die merkwürdigsten Beobachtungen anstellen, mag neue Entdeckungen machen, mag anregend wirken in weiten Kreisen, aber alle seine Experimente werden unzuverlässig, alle seine Beobachtungen ungenau sein: kein geistig Gewicht kann ihm das fehlende der Lote und Unzen ersetzen; das zarte Zünglein der Wage spricht das entscheidende Wort und dies entscheidende Wort fehlt ihm. Genau was dieser Chemiker ohne Wage, war Goethe in der Optik. Er strengte sich an, durch Beobachtungen und Geist die regelrechten Experimente und die Gesetze der Mathematik zu ersetzen. „Das Prisma heruntergebracht zu haben," erklärt Hegel kühn für das wahre Verdienst Goethes und preist den „reinen Natursinn" des Dichters, der sich gegen die Newtonsche „Barbarei der Reflexion" empört habe. In demselben Sinne findet Schelling die Ueberlegenheit Goethes über die Newtonsche Schule darin, daß er statt ihrer künstlich verwirrten und entstellenden Experimente die reinsten, einfachsten Offenbarungen der Natur selbst uns vorführe.

Prüfen wir diese Frage der Methode genau, so erhalten wir über Goethes naturwissenschaftliche Befähigung überhaupt vortreffliches Licht. Ja, für seine ganze geistige Beurteilung ist sie ein unterrichtender Beitrag. Die natürliche Richtung seines Geistes tritt in diesen optischen Studien ebenso scharf hervor wie in seiner Dichtung. Auf die konkrete Erscheinung ging diese Richtung, nicht auf gedankliche Abstraktionen. Er wollte die Erscheinungen der Farben begreifen und erklären, und in der Mathematik verschwanden ihm diese Erscheinungen als solche, oder mit anderen Worten: gerade die Sache selbst, um die es sich handelte, entzog sich bei

Digitized by Google

der mathematischen Behandlung seinem Blicke und wurde von Abstraktionen verdeckt; aus dem Lichtstrahl wurde eine Linie, aus dem Farbenspiel ein geometrisches Verhältnis. Das widerstrebte der Weise seiner Naturbetrachtung auf das Aeußerste. Aus demselben Grunde erregte auch die wunderbare Erscheinung der Polarisation des Lichts in den Händen der Mathematiker seine unbegrenzte Verachtung. Er klagte über die endlosen „Zauberformeln, womit der Grundsatz der Polarisation dünenartig zugedeckt werde, so daß niemand mehr unterscheiden könne, ob ein Körper oder ein Wrack darunter begraben liege". Der Name Biot versetzte ihn förmlich in Wut, und unablässig verspottete er die Newtonianer mit ihren Prismen und prismatischen Farbenbildern, als wenn sie so pedantisch wären, ihre dunklen Zimmer der freien Gottesluft vorzuziehen. Von seinen eigenen Beobachtungen, die er im Garten und mit einem einfachen Prisma im Sonnenlichte anstellte, sprach er so warm und poetisch, daß er darüber ganz die Frage vergaß, ob denn die natürliche und einfache Methode auch wirklich so viel sicherer sei als die künstliche der wissenschaftlichen Beobachtung. Dadurch verriet er nur sein Mißtrauen gegen die Methode überhaupt. Dem geduldig ausharrenden Beobachter, glaubte er, würde sich die Natur enthüllen, aber

— was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Er suchte durch die Beobachtungen der Farben in das „offene Geheimnis" einzudringen. Darum scheiterte er mit seinen Bemühungen, und darum hatte er nach einer andern Seite hin Erfolg. Denn von so zweifelhaftem Werte seine Farbenlehre als ein Beitrag zur Optik ist, so sehr wertvoll ist sie für die Kenntnis der Farben, deren die Künstler bedürfen. Schon oft haben Maler anerkannt, wie nützlich sie ihnen gewesen sei, und der berühmte englische Kunstkenner Sir Charles Eastlake fand sie so wertvoll und reich an bedeutenden Winken, daß er den didaktischen Teil derselben übersetzt und mit vorzüglichen Anmerkungen begleitet hat.

Abschließend dürfen wir sagen: in seinen optischen Forschungen zeigt sich der Dichter als Dichter, mit anderen Worten als ein Mann außer seinem natürlichen Kreise. Weder die ursprüngliche

Digitized by Google

Anlage seines Geistes noch der Gang seiner Bildung befähigten ihn zu den experimentierenden Naturwissenschaften. Zwar verdienen seine Bemühungen in dieser Richtung mit mehr Achtung behandelt zu werden, als ihnen gewöhnlich zu teil wird, denn es sind Strebungen eines Riesengeistes, aber das treffende Wort Bacos, eine Schnecke auf dem rechten Wege komme eher zum Ziele als ein Renner auf dem falschen, gilt doch auch hier: Goethe war auf dem falschen Wege.

Ganz anders ist dagegen die Stellung, die er in den organischen Naturwissenschaften einnimmt. Da befähigten ihn seine natürliche Anlage und sein Bildungsgang gleichmäßig zu Erfolgen; da konnte er das große Instrument Kombination handhaben, die für die Biologie das ist, was das Experiment für die Physik, da führte ihm die Beobachtung das nötige Material zu. Der Dichter hatte ein scharfes Auge und eine rasche Kombinationsgabe, und Beides war hier Vorbedingung.

Lassen es sich meine Leser mit aller Bestimmtheit gesagt sein, und gesagt zwar nicht auf das bloße Zeugnis des Biographen und Verehrers, sondern der höchsten wissenschaftlichen Autoritäten, daß Goethe in den organischen Naturwissenschaften einen bedeutenden Platz einnimmt, nicht weil, sondern trotzdem er ein bedeutender Dichter war. Lassen sie es sich gesagt sein, daß er in diesen Wissenschaften nicht ein Dichter, ein oberflächlicher Dilettant, sondern ein Denker ist, der mit ausreichender Kenntnis zu sicherm Fortschritt ausgerüstet seinen Zeitgenossen und Nachfolgern einen Anstoß gab, der noch heute fortwirkt.*)

---

*) Die Belege für diese steigende Anerkennung Goethes als Naturforscher s. bei Aug. St. Hilaire: Morphologie végétale I. p. 15; Oskar Schmidt: Goethes Verhältnis zu den organischen Wissenschaften S. 10; Joh. Müller: Ueber phantastische Gesichtserscheinungen S. 104; Cuvier: hist. des sciences nat. IV, p. 316; Isidore Geoffroy St. Hilaire: Essais de Zoologie générale p. 139; Owen: Archetype and Homologies of the Skeleton p. 3; Helmholtz: Populäre wissenschaftliche Vorträge, 1. Heft; Virchow: Goethe als Naturforscher. In neuester Zeit Häckel, der Goethe als Vorgänger Darwins bezeichnet hat, Kalischer und Steiner in ihren Ausgaben von Goethes naturwissenschaftlichen

Digitized by Google

Einen Denker in den Naturwissenschaften habe ich Goethe genannt. Er war keiner von jenen fleißigen und verdienstvollen Arbeitern, die mit dem Mikroskop und dem Seciermesser mühsam das Material zusammenbringen, aus dem sich die Wissenschaft aufbaut. Er arbeitete auch, aber auf seine Weise; überall in der Ordnung der Natur suchte er nach Bestätigung für die Ideen, die er sich nach innerer Anschauung entwickelt hatte. Ihn darum für einen abstrakten Naturphilosophen zu halten, wäre falsch. Bei seiner Naturbetrachtung stand er der Wirklichkeit nicht feindlich entgegen, seine aprioriſche Methode widersprach nicht dem Positiven; er begnügte sich nicht bei seinen bloßen Voraussetzungen, noch auch prüfte er sie an den Thatsachen nur obenhin; seine innere Anschauung nahm nur die Thatsachen vorweg, zu denen die Beobachtung auf ihrem Wege langsamer kam. Er schaute, so zu sagen, von den Höhen der Natur auf sie herab, aber wenn er unten im Thale etwas Neues gewahrte, stieg er sofort hinunter, um sich zu vergewissern, ob er recht gesehen. Am Klarsten erläutert sich seine naturwissenschaftliche Methode durch ein Beispiel, welches er selbst in den Abhandlungen zur Osteologie anführt: „Die untere Kinnlade betrachtete ich von dem Schädel ganz getrennt und zu den Hilfsorganen gehörig, sie ward auch deshalb den Armen und Beinen gleichgestellt. Nun, ob sie schon bei den Mammalien nur aus zwei Theilen zu bestehen schien, führte doch ihre Gestalt, ihre merkwürdige Beugung, die Verbindung mit dem Oberhaupt, die aus ihr sich entwickelnden Zähne, auf die Vermuthung, daß auch hier ein Komplex einzelner Knochen zu finden sei, welche, zusammengewachsen, die merkwürdige Bildung erzeugen, die einen so wundervollen Mechanismus ausübt. Diese Vermuthung ward bestätigt durch Zergliederung eines jungen Krokodils, wobei sich zeigte, daß jede Seite aus fünf in und über einander geschobenen Knochentheilen, das Ganze also aus zehn Theilen zusammengesetzt sei. Es war belehrend und erfreulich, nach den Spuren dieser Abtheilungen auch bei Mammalien zu forschen und, wie man sie

---

Schriften. — Wichtig ist ferner Goethes „Naturwissenschaftliche Correspondenz“ 2 Bände, Leipzig 1874, und Briefwechsel mit Ernst Meyer, Goethe-Jahrbuch Bd. V.

Digitized by Google

mit den Augen des Geistes zu entdecken glaubte, auf manche Kinnladen in- und auswendig aufzuzeichnen und so bestimmt den Sinnen darzubringen, was vorher die Einbildungskraft zu bezeichnen und festzuhalten kaum im Stande war."

Ueberblicken wir seine Erfolge auf diesem Gebiete. Um den Zwischenknochen in der obern Kinnlade hatten sich die Anatomen lange gestritten. Vesalius (in der ersten Hälfte des 16. Jahrh.), einer der bedeutendsten und kühnsten Gegner der alten Ueberlieferungen Galens, hatte mit Recht erklärt, Galens Anatomie stütze sich nicht auf eine Kenntnis des menschlichen, sondern des tierischen Knochenbaues, und er bewies dies damit, daß Galen den Zwischenknochen gekannt habe, der doch, wie jeder Anatom wisse, nur bei Tieren sich finde. Die Anhänger Galens wußten sich dagegen nicht zu helfen; einer von ihnen, Sylvius, behauptete kühn, vor Alters hätten auch die Menschen den Zwischenknochen gehabt, ihn aber im Laufe der Zeit durch Verweichlichung und schlechten Lebenswandel verloren. Woran die Verweichlichung nicht alles schuld sein soll! Mehrere Jahrhunderte hindurch dauerte der Streit fort; das Dasein des fraglichen Knochens anatomisch nachzuweisen, versuchte Niemand. Der berühmte Camper ging gar so weit, ihn als ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Affen und Menschen hinzustellen — eine zwiefach unglückliche Annahme, da der Knochen sowohl beim Menschen sich findet als auch, wenn er ihm fehlte, der höchsten Affenart, dem Chimpanse, gerade so weit und so gut fehlt.

Wie dieser kurze geschichtliche Rückblick zeigt, war die Entdeckung Goethes, auch wenn sie nicht von Wichtigkeit gewesen wäre, doch zum Wenigsten durchaus nicht leicht; ja, sie lag so wenig in der Richtung der allgemeinen Kenntnis, daß selbst Männer wie Blumenbach sie zuerst mit verächtlichem Unglauben aufnahmen, und obgleich Loder, Spix und Sömmering ihr sofort zustimmten, dauerte es doch vierzig Jahre, ehe sie allgemein anerkannt wurde. Camper, dem Goethe seine Abhandlung im Manuskript zuschickte, fand sie sehr elegant, sehr schön geschrieben, hielt aber einen bessern lateinischen Stil für wünschenswert! Goethe fing an, die Pedanterei der Fachgelehrten zu verachten, die einer alten Ueberlieferung zu-

Digitized by Google

liebe ihren eigenen fünf Sinnen widersprechen, und klagte mit treffendem Ausdruck, daß „immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Ueberzeugung verknöcherten und die Organe des Anschauens völlig verstumpften".

Das Bedeutendste an dieser Entdeckung ist weniger die Entdeckung selbst als die Methode, welche zu ihr führte. Der Zwischenknochen bei Tieren enthält die Schneidezähne; auch der Mensch hat Schneidezähne, und in dem festen Glauben an die Einheit der Natur erklärte Goethe kühn, so gut wie die Zähne müsse der Mensch auch den Knochen mit den Tieren gemein haben. Die Anatomen, ganz in die Einzelheiten der Forschung verloren und der allgemeinen Auffassung entbehrend, die heutzutage der vergleichenden Anatomie zu Grunde liegt, sahen für eine solche Uebereinstimmung des Baues keine zwingende Notwendigkeit, und zwar um so weniger als der Augenschein völlig dagegen sprach. Goethe aber wurde nicht nur von der richtigen naturphilosophischen Auffassung geleitet, sondern ergriff auch instinktiv die richtige Methode der Beweisführung, indem er die verschiedenen Formen, in denen der Knochen in der Tierwelt erscheint, miteinander verglich — eine Methode, welche jetzt in der Wissenschaft die einzige und allgemein giltige ist. Durch diese Vergleichung fand er, daß der Zwischenknochen je nach der Nahrung der Tiere und der Größe ihrer Zähne sich anders bildet, daß er bei manchen Tieren nicht von dem Oberkiefer getrennt ist und daß bei Kindern die Nähte sich nachweisen lassen. Er gab zu, daß von vorn gesehen keine Spur der Nähte sich zeige, auf der innern Seite dagegen seien sie unverkennbar. Seitdem hat die Prüfung der Schädel von Embryonen die Sache über allen Zweifel erhoben. Ich selbst habe einen solchen Schädel gesehen, wo der Knochen deutlich getrennt war, und an einem andern, den ich besitze, ist zwar die Verknöcherung an den seitlichen Nähten weit vorgeschritten, aber im Innern sind die Spuren des Zwischenknochens sichtbar.

Goethe machte seine Entdeckung im Jahre 1784 und teilte sie verschiedenen Anatomen mit. Loder erwähnt sie 1787 in seinem Handbuche. Diese Zeitbestimmung ist von Wichtigkeit, da sie das Eigentumsrecht Goethes schützt und den Beweis gibt, wie gleichzeitig oft Entdeckungen sind. Der große französische Anatom Vicq

Digitized by Google

d'Azyr deutete in seiner, 1786 gedruckten, aber bereits 1779 in der Akademie gelesenen Abhandlung über Anatomie und Physiologie (Traité d'anatomie et de physiologie) nicht nur ganz bestimmt (freilich ohne allen Beweis) auf den Zwischenknochen beim Menschen hin, sondern berief sich auch auf die Thatsache, daß er wirklich vorhanden sei, zur Unterstützung seiner allgemeinen Idee einer Grundform. Da haben wir dieselbe Lehre, dieselbe Entdeckung, und die Frage der Priorität ist damit zu Gunsten des französischen Forschers entschieden. Daß Goethe die seine nicht von diesem entlehnte, wird unter anderm durch folgende Stelle in einem Briefe Sömmerings an Merck bewiesen: „Mein Urtheil über Vicq d'Azyr hab' ich in den Göttinger Gelehrten Anzeigen gesagt. Es ist doch immer noch das Beste. Bis jetzt wenigstens hat er Goethen nicht genannt." Die Verbindungen zwischen den verschiedenen Ländern der Welt waren damals langsam, und neue Entdeckungen fanden nicht sobald Widerhall. Von Vicq d'Azyrs Entdeckung wußten drei der berühmtesten Anatomen von damals, Camper, Blumenbach und Sömmering, kein Wort, als Goethe mit seiner Entdeckung hervortrat. Goethes Verdienst schmälern wir also nicht, indem wir dem Franzosen die Priorität zusprechen. Er führte die Entdeckung durch, er gab ihr einen festen Platz in der Wissenschaft, er gilt immer als der Entdecker.

Die eigentliche Bedeutung dieser Entdeckung liegt in der wissenschaftlichen Methode, für die sie ein Zeugnis ist, in der einheitlichen Auffassung aller Organismen, die sich darin ausspricht. Heutzutage ist uns eine solche Auffassung gäng und gebe. Daß sie aber nicht so ohne Weiteres auf der Hand lag und ihre Anwendung nicht so leicht war, das zeigt sich an zwei glänzenden Beispielen, in denen sie Goethe verwertete — an der Metamorphose der Pflanzen und an der Vertebraltheorie der Schädelbildung.

Geben wir dem gescheitesten Manne unserer Bekanntschaft — der nur nicht ein modernes naturwissenschaftliches Werk gelesen haben darf — eine Blume in die Hand, versichern wir ihn, Blatt, Kelch, Blumenkrone, Knospe, Stempel und Staubfäden, wie verschieden auch an Form und Farbe, seien doch alle nur gewandelte Blätter, und ebenso seien Blüten und Frucht nur verschiedene

Digitized by Google

Gestalten derselben einen Grundform, des Blattes nämlich, — und er wird zwar im Vertrauen auf unsere bessere Kenntnis sich diese Behauptung vielleicht gefallen lassen, aber im Stillen sie eben so unbegreiflich wie unwahrscheinlich finden. Stellen wir ihn vor ein menschliches Skelett, machen wir ihn auf die mannigfachen Formen desselben aufmerksam, und versichern wir ihn, jeder einzelne Knochen sei entweder ein Teil oder Zubehör eines Wirbels und der Schädel sei eine Häufung von vier verschiedenartig umgebildeten Wirbelknochen — und vielleicht nimmt er das wieder auf Treu und Glauben hin, hält es aber bei sich doch nur für eine übertriebene Feinheit naturphilosophischer Spekulation. Indes, diese beiden wunderbaren Behauptungen sind die beiden ersten Grundsätze der Morphologie und werden in der Geschichte der Naturwissenschaft auf keinen Andern zurückgeführt als auf Goethe. Natürlich haben Botaniker und Anatomen den von ihm ausgesprochenen Ansichten eine bedeutend andere Gestalt gegeben und sind immer näher und näher an die Wahrheit hinangedrungen, ohne freilich ganz einig geworden zu sein; aber der den Anstoß zu ihren Forschungen gegeben, ist Goethe.

Ich habe hier die Lehre von den Wirbelknochen (die Vertebral-Theorie) unmittelbar neben die Theorie von der Metamorphose der Pflanzen gestellt, weil seitdem der Fortschritt der Wissenschaft in die letztere eine tiefe Bresche gemacht hat. Ein viel einfacheres und viel allgemeineres Organ ist entdeckt und als Grundform anerkannt worden — die Zelle. Es gibt manche Pflanze ohne Blätter oder Spuren eines Blattes; es gibt keine Pflanze, die nicht aus einer Zelle entstammte oder aus Gruppen von verschiedenartig gestalteten Zellen zusammengesetzt wäre. Die eine allgemeine Grundform der vegetabilischen Welt ist offenbar nicht das Blatt, sondern die Zelle; das Blatt ist selbst erst eine zweite, zusammengesetzte Form. Zu Goethes Zeit hatte man von einem Organ wie die Zelle keine Ahnung, und seit Schleiden diese wichtige Entdeckung gemacht hat, glaubt man über Goethes Theorie ziemlich allgemein hinaus zu sein. Darf ich indes als Laie ein Bedenken in einer so feinen Frage mir erlauben, so scheint mir die Theorie von den Zellen die Goethesche Lehre von der Metamorphose nur zu beschränken, nicht aufzuheben. Indem sie das Blatt nicht mehr

Digitized by Google

als die unbedingt allgemeine Grundform gelten läßt, erkennt sie es doch bei den Pflanzen, die Blätter haben, noch als die Grundform an, aus der die übrigen hervorgehen.

Die ungeheure Bedeutung der Entdeckung einer Grundform für die vegetabilische Welt wird selbst die oberflächlichste Kenntnis der Lehre vom organischen Naturleben zu begreifen imstande sein. Lassen wir uns von einem Kenner wie Helmholtz das Sachverhältnis noch deutlicher vergegenwärtigen. „Der eigenthümliche Charakter der beschreibenden Naturwissenschaften (Botanik, Zoologie, Anatomie u. s. w.) wird dadurch bedingt, daß sie ein ungeheures Material von einzelnen Thatsachen zu sammeln, zu sichten und zunächst in eine logische Ordnung, ein System zu bringen haben. Soweit ist ihre Arbeit nur die trockene eines Lexikographen, ihr System ein Repositorium, in welchem die Masse der Akten so geordnet ist, daß Jeder in jedem Augenblicke das Verlangte finden kann. Der geistigere Theil ihrer Arbeit und ihr eigentliches Interesse beginnt erst, wenn sie versuchen, den zerstreuten Zügen von Gesetzmäßigkeit in der unzusammenhängenden Masse nachzuspüren und sich daraus ein übersichtliches Gesammtbild herzustellen, in welchem jedes Einzelne seine Stelle und sein Recht behält und durch den Zusammenhang mit dem Ganzen an Interesse noch gewinnt. Hier fand der ordnende und ahnende Geist unseres Dichters ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit und zugleich war die Zeit ihm günstig. Er fand schon genug Material in der Botanik und vergleichenden Anatomie gesammelt und logisch geordnet vor, um eine umfassende Rundschau zu erlauben und auf richtige Ahnungen einer durchgehenden Gesetzmäßigkeit hinzulenken; dagegen irrten die Bestrebungen seiner Zeitgenossen in dieser Beziehung meist ohne Leitfäden umher, oder sie waren noch so von der Mühe des trockenen Einregistrirens in Anspruch genommen, daß sie an weitere Aussichten kaum zu denken wagten. Hier war es Goethe vorbehalten, zwei bedeutende Gedanken von ungemeiner Fruchtbarkeit in die Wissenschaft hineinzuwerfen."

Ist nun Goethe auch der Entdecker der vegetabilischen Grundform und gilt er mit Recht für den Begründer der Wissenschaft der Morphologie, so drängt es mich doch, seinem Vorarbeiter Wolff volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einem der größten Denker

Digitized by Google

in der Biologie, dessen Anschauungen indes seiner Zeit zu weit voraus waren, um sogleich Anerkennung zu finden. Goethe selbst wies im Jahre 1817 mit sichtlichem Stolz auf die Entdeckung dieses „trefflichen Vorarbeiters" hin, dessen Schriften er erst einige Zeit nach Veröffentlichung seiner eigenen Theorie kennen gelernt hatte. Daß er dieselbe nicht von Wolff entlehnt hat, geht aus der Verschiedenheit der Ansichten und der Behandlung klar hervor; auch hat er ihn, wie ich glaube, nicht ganz verstanden. Die Identität aller Pflanzenteile, sagt er, erkenne Wolff ausdrücklich an, aber „den letzten, den Hauptschritt" thue er doch nicht. „Bei der Pflanzenverwandlung sah er dasselbige Organ sich immerfort zusammenziehen, sich verkleinern; daß aber dieses Zusammenziehen mit einer Ausdehnung abwechsele, sah er nicht. Er sah, daß es sich an Volumen verringere, und bemerkte nicht, daß es sich zugleich veredele, und schrieb daher den Weg zur Vollendung widersinnig einer Verkümmerung zu." Diese Ausstellungen erklären sich aus den verschiedenen Standpunkten der beiden Forscher. Goethe hatte den rein morphologischen, Wolff den physiologischen. Goethe irrte daher auch, wenn er Wolff vorwarf, er habe sich selbst den Weg abgeschnitten, auf welchem er unmittelbar zur Metamorphose der Tiere habe gelangen können; Wolff erkannte die Identität der Entwicklung in Pflanzen und Tieren gar wohl und sagt am Schluß des betreffenden Abschnitts seiner Schrift ausdrücklich: „Kurz, die Fledermaus ist ein vollkommnes Blatt! Das hätten Sie ihr wohl nicht angesehen. Allein die Aehnlichkeit ist nicht chimärisch, denn die Entstehungsart der beiden Dinge ist einerlei."

Durch den Nachweis, daß schon Wolff die Identität der Pflanzenteile erkannt hatte, setzen wir den Wert von Goethes naturwissenschaftlichen Verdiensten so wenig herab, wie es dem Ruhme des Columbus Eintrag thut, daß schon fünfhundert Jahre vor seiner Entdeckung der neuen Welt normännische Seefahrer dieselben Küsten oft berührt haben. Weder hatten die Letzteren die bewußte Absicht, die neue Welt aufzufinden, noch auch ging ihre Entdeckung in den Besitz der Menschheit über; Columbus aber ging mit bewußter Ueberlegung ans Werk und machte seine Entdeckung zu einer menschheitlichen Errungenschaft für ewige Zeiten. Aehnlich steht es mit Wolff und Goethe. Jener entdeckte zufällig einen

Digitized by Google

Naturprozeß und benutzte ihn bei seinen Forschungen nach der Theorie von der Generation nur nebenher als Beispiel, dieser dagegen war von einem bestimmten Plane geleitet, und die Botaniker erklären daher mit Recht, daß wir ihm die Idee von der Metamorphose der Pflanzen verdanken. Die Schrift, in der er (1790) diesen Gedanken darlegte, ist sehr schön und kann ohne besondere wissenschaftliche Vorbereitung gelesen und verstanden werden. Er verfolgt darin den Fortschritt der Entwicklung vom Samenkorn zum Blatt und von da zur Blüte und Frucht. Der morphologische Teil ist vollendet, aber er hält sich bei einer physiologischen Voraussetzung sehr unnötig auf. „Jeder obere Blattknoten," sagt er, „indem er aus dem vorhergehenden entsteht und die Säfte mittelbar durch ihn empfängt, muß solche feiner und filtrirter erhalten, auch von der inzwischen geschehenen Einwirkung der Blätter genießen, sich selbst feiner ausbilden und seinen Blättern und Augen feinere Säfte zubringen. Indem auf diese Weise die roheren Flüssigkeiten immer abgeleitet, reinere herbeigeführt werden und die Pflanze sich stufenweise feiner ausarbeitet, erreicht sie den von der Natur vorgeschriebenen Punkt, tritt sie in die neue Epoche der Blüthe."

Diese Annahme steht mit der Ansicht Wolffs in geradestem Widerspruch. Auch er hält die Blüte für umgebildete Blätter, aber umgebildet, weil sie unvollkommen und in ihrer Entwicklung aufgehalten seien; sie seien kleiner, haben weniger Saft, der Saft habe seinen Grünstoff verloren und die Farbe der Blüte sei ein Beweis ihrer Unvollkommenheit. Bei den sinnreichen Gründen, mit denen Wolff zu erweisen sucht, daß in Blüte und Frucht die Entwicklung aufgehalten sei, kann ich nicht näher verweilen; ich muß mich darauf beschränken, den Gegensatz zwischen seiner und Goethes Ansicht hervorgehoben zu haben, daß nämlich jener den Grund der fraglichen Erscheinung in einer Verringerung, dieser in einer Verfeinerung der Säfte findet.

In Bezug auf den Uebergang des Blattes zur Blüte und die Abhängigkeit desselben von der Beschleunigung oder Verzögerung der Säfte stimmt Goethe mit Wolff überein. Daß häufige, reichliche Nahrung den Blütenstand einer Pflanze verhindert, die Blattentwicklung dagegen befördert, während mäßige, ja kärgliche Nahrung jenen beschleunigt, die Zahl der Blätter dagegen ver-

Digitized by Google

mindert, hatte bereits Linné bemerkt. Wolff erklärt dies einfach daraus, daß bei reichlicher Nahrung auch reichliches Wachstum stattfinde und die unvollkommnere Blattform, in welcher die Entwicklung aufgehalten erscheint, — die der Blüte nämlich — sich nicht zeigen könne, während bei kärglicher Nahrung die Entwicklung sofort aufgehalten werde. Unglücklicherweise aber ward diese Annahme (wie die Ansicht überhaupt, daß die Blüten unvollkommene Blätter seien) durch die Thatsache widerlegt, daß es Pflanzen gibt, welche Blüten tragen, ehe sie Blätter treiben. Goethes Erklärung ist besser: „So lange noch rohere Säfte abzuführen sind," sagt er, „so lange müssen sich die möglichen Organe der Pflanze zu Werkzeugen dieses Bedürfnisses ausbilden. Dringt übermäßige Nahrung zu, so muß jene Operation immer wiederholt werden, und der Blütenstand wird gleichsam unmöglich. Entzieht man der Pflanze die Nahrung, so erleichtert und verkürzt man dagegen jene Wirkung der Natur; die Organe der Knoten werden verfeinert, die Wirkung der unverfälschten Säfte reiner und kräftiger, die Umwandlung der Theile wird möglich und geschieht unaufhaltsam."

Damit berühren wir das große Gesetz des Gegensatzes zwischen Wachstum und Entwicklung, welches so innig mit dem Gesetze der Fortpflanzung zusammenhängt. Das ist jedoch eine so umfassende Frage, daß wir sie bei unserer raschen Uebersicht eben nur andeuten können. Beachten wir indes, daß Goethe, obgleich er durch die ohne weitere Begründung hingestellte Annahme einer Verfeinerung der Pflanzensäfte seine ursprüngliche Stellung selbst gefährdet, doch mit klarem Blick eine physiologische Wahrheit erkennt, die Manchem entgeht, daß nämlich die Fortpflanzung nur eine andere Form des Wachstums ist. „Betrachten wir," sagt er, „eine Pflanze, insofern sie ihre Lebenskraft äußert, so sehen wir dieses auf eine doppelte Art geschehen, zuerst durch das Wachsthum, indem sie Stengel und Blätter hervorbringt, und sodann durch die Fortpflanzung, welche in dem Blüthen- und Fruchtbau vollendet wird. Beschauen wir das Wachsthum näher, so sehen wir, daß, indem die Pflanze sich von Knoten zu Knoten, von Blatt zu Blatt fortsetzt, indem sie sproßt, gleichfalls eine Fortpflanzung geschehe, die sich von der Fortpflanzung durch Blüthe und Frucht.

Digitized by Google

welche auf einmal geschieht, darin unterscheidet, daß sie successiv ist, daß sie sich in einer Folge einzelner Entwicklungen zeigt. Diese sprossende, nach und nach sich äußernde Kraft ist mit jener, welche auf einmal eine große Fortpflanzung entwickelt, auf das Genauste verwandt. Man kann unter verschiedenen Umständen eine Pflanze nöthigen, daß sie immerfort sprosse, man kann dagegen den Blüthenstand beschleunigen. Jenes geschieht, wenn rohere Säfte der Pflanze in einem größeren Maße zudringen, dieses, wenn die geistigeren Kräfte in derselben überwiegen. Schon dadurch, daß wir das Sprossen eine successive, den Blüthen- und Fruchtstand aber eine simultane Fortpflanzung genannt haben, ist auch die Art, wie sich beide äußern, bezeichnet worden. Es mag nun die Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, so sind es doch nur immer dieselbigen Organe, welche, in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten, die Vorschrift der Natur erfüllen. Dasselbe Organ, welches am Stengel als Blatt sich ausgedehnt und eine höchst mannigfaltige Gestalt angenommen hat, zieht sich nun im Kelche zusammen, dehnt sich im Blumenblatte wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letztenmal auszudehnen."

Was auch schließlich über seine Theorie von der Metamorphose der Pflanzen erkannt werden mag, immer bleibt es der große und einzige Ruhm eines Dichters, einen neuen Zweig der Naturwissenschaft geschaffen zu haben und zwar auf streng wissenschaftlichem Wege. Heute zählt die Morphologie berühmte Namen zu ihren Jüngern und ganze Scharen zu ihren Anhängern. Und diese Wissenschaft verdanken wir dem Dichter des Faust.

Mehr als das: wir verdanken ihm einige der lichtvollsten und umfassendsten Gedanken über die Wissenschaft des Lebens, welche der naturphilosophischen Forschung ihre Richtung gegeben haben. Eine solche Behauptung würde auf mein Wort allein keine Geltung haben; ich gebe ihr daher, zu den schon angeführten, einen weitern Rückhalt von Zeugnissen, deren Autorität Niemand zu bestreiten wagt. Carus schreibt in seiner vergleichenden Anatomie Goethen das Verdienst zu, die richtige Methode geschaffen zu haben: „der erste Gedanke einer Metamorphose der Knochenformen — daß nämlich alle Formen nur mehr oder weniger nachweisbare

Digitized by Google

Umbildungen einer und derselben Grundform sind — dieser Gedanke gehört Goethen. Die Idee der Einheit, welche die Mannigfaltigkeit der Knochentheile beherrscht, klarer auszudrücken als er es gethan, ist unmöglich. Ihre erste große Anwendung war der Nachweis, daß das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut sei."

Damit indes so hohes Lob den Leser nicht in die Irre führe, halte ich mich verpflichtet zu wiederholen, daß Goethes Verdienst das eines Denkers in der Naturwissenschaft ist, nicht das eines fleißigen Entdeckers und Einzelforschers. Die allgemeine Auffassung der Gegenstände gibt er, nicht gesammeltes Material. Eine Methode zu schaffen, die Grundsätze festzustellen, auf denen sich die Wissenschaft erheben könne, das war sein großes Ziel. Wie klar seine Begriffe von Methodik waren, zeigt uns eine vortreffliche kleine Abhandlung: „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt", die er 1793 schrieb. „Sobald der Mensch," sagt er, „die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst, und mit Recht: denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden." So verfährt jede Spekulation, so lange sie noch in ihren Anfängen ist; da ist ihre Methode, die Außenwelt nach inneren subjektiven Begriffen zu bestimmen; ihren Gipfelpunkt nach dieser Seite erreicht sie in dem Hauptgrundsatze des Cartesius und Spinoza, jeder klare Gedanke sei wahr. So lange man dieser Methode folgt, herrscht die abstrakte Metaphysik, und die positive Wissenschaft ist unmöglich. Aber die positive, objektive Methode verdrängt sie. Die schwerere Arbeit beginnt, „die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen unter einander zu beobachten;" der „Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens" wird beiseite gelegt; als „gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen die Forscher: was ist und nicht was behagt. So soll den echten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen, und wie sie alle von der Sonne hervorgelockt und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie

Digitized by Google

alle ansehen und übersehen, und den Maßstab zu dieser Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen, die er beobachtet." Wie klar tritt auch hier der einheitliche Grundzug des Goetheschen Geistes hervor — die „Gegenständlichkeit!" Diese Bezeichnung ist so treffend und erschöpfend, daß Goethe selbst sie auf das Freundlichste annahm.

Es ist der Beachtung wert, daß das Studium der Entwicklung in der Natur wie in der Geschichte modern ist. Früher hatte man am Fertigen genug, begnügte man sich mit dem ausgewachsenen Tiere, der vollendeten Kunst, der ausgebildeten Gesellschaft; die Stufen der Entwicklung und die Gesetze des Wachstums beachtete man nicht oder berührte sie doch nur ganz allgemein und obenhin. Jetzt ist in die Forschung ein anderer Geist gekommen. „Die Entwicklungsgeschichte," sagt Baer, der Gründer der modernen Embryologie, „ist der wahre Lichtträger für Untersuchungen über organische Körper!" In der Geologie, der Physiologie, der Geschichte und in der Kunst ist man allseitig bestrebt, die Stufen der Entwicklung aufzuzeigen. Um das Gewordene zu verstehen, suchen wir das Werden zu erfassen.

Als Goethe seine naturwissenschaftlichen Arbeiten begann, war das Studium der Entwicklungsgeschichte noch in der Kindheit. Es ist sein Verdienst, daß er sich sofort auf den rechten Standpunkt und mit Merckel und Geoffroy St. Hilaire an die Spitze seiner Zeit stellte. Auch erfaßte er nicht bloß den richtigen Grundsatz, er wandte ihn an. Mit Erstaunen sehen wir ihn gewisse allgemeine Gesetze der organischen Bildung, die seitdem unter den Verdiensten eines Geoffroy St. Hilaire, Baer, Milne-Edwards, Cuvier und Lamarck glänzen, klar und bestimmt voraus verkünden! Man lese nur folgende Sätze seiner Morphologie:

„Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbstständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach, gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können.

„Je unvollkommener das Geschöpf ist, desto mehr sind diese Theile einander gleich oder ähnlich, und desto mehr gleichen sie dem Ganzen. Je vollkommener das Geschöpf

Digitized by Google

wird, desto unähnlicher werden die Theile einander. In jenem Falle ist das Ganze den Theilen unähnlich. Je ähnlicher die Theile einander sind, desto weniger sind sie einander subordinirt. Die Subordination der Theile deutet auf ein vollkommeneres Geschöpf."

Zur Erläuterung des so angekündigten Naturgesetzes geben wir einige ganz gewöhnliche Beispiele. Man nehme einen Polypen und schneide ihn in mehrere Stücke; jedes Stück lebt fort und zeigt alle Erscheinungen der Ernährung und Empfindung genau so wie der ganze Polyp. Man kehre ihn um wie einen Handschuh, und das Innere wird zur Haut, die Haut wird zum Magen. Der Grund davon ist, daß bei dem einfachen Bau des Polypen die Teile sowohl einander wie dem Ganzen gleichen; da sind keine scharf gesonderten Organe, die eine bestimmte Funktion und nur diese eine hätten; jeder Teil erfüllt jede Funktion, gerade wie unter Wilden jeder sein eigener Schneider, Schmied, Koch und Polizist ist. Bei einem Tiere von einer höhern Ordnung dagegen ist der Bau aus ungleichen Teilen zusammengesetzt und jeder Teil hat seine eine und besondere Funktion; ein solches Tier kann nicht in Stücke zerteilt werden, die einzeln fortlebten wie zuvor; ein solches Tier läßt sich seine Haut nicht im Handumdrehen in einen Magen verkehren und könnte in der bürgerlichen Gesellschaft sich nicht selbst die Kleider machen oder die Waffen schmieden: die Teilung der Arbeit, die seine höhere Stellung bezeichnet, hat es der gleichmäßigen Befähigung für Alles beraubt.

Das Gesetz, welches Goethe, wie ich glaube, als der Erste verkündet hat, steht heutzutage in jedem zoologischen Werke. Eine Form desselben ist das sogenannte Baersche Gesetz, daß die Entwicklung vom Gleichen zum Ungleichen, vom Allgemeinen zum Besondern fortgeht; aber den Anspruch auf die Entdeckung lehnt, wie mir scheint, Baer selbst mit den Worten ab, „dieses Gesetz der Ausbildung sei wohl nie verkannt worden"; sein Verdienst ist die glänzende Beweisführung und Anwendung. Auch das Gesetz der Teilung der Arbeit im tierischen Organismus, als dessen Entdecker der berühmte französische Zoologe Milne-Edwards gilt, liegt in den angeführten Sätzen Goethes bereits klar enthalten. Noch bestimmter endlich ist Cuviers Grundsatz von der Unterordnung

Digitized by Google

der Teile darin ausgesprochen. Damit soll den Verdiensten dieser großen Männer nicht zu nahe getreten, noch auch Goethe auf Anderer Kosten verherrlicht werden; ich führe dies Alles nur aus dem biographischen Gesichtspunkte an, als Beweis, daß Goethe auf den höchsten Standpunkt seiner Zeit sich gestellt und als Denker in der Wissenschaft Gedanken gedacht hat, denen später die bedeutendsten Forscher allgemeine Verbreitung gegeben haben. Wer Geschichte kennt, weiß ja doch, daß Entdeckungen nicht dem einzelnen Manne, sondern einer Zeit angehören, daß alle Entdeckungen ihre Vorspiele gehabt haben und daß die Welt den Ruhm des Entdeckers mit Recht dem zugesteht, der die Entdeckung nutzbar macht, nicht dem, der nur ihre Möglichkeit erkennt.

Es ist ferner zu beachten, daß Goethes Vorwegnahme nicht, wie so manche andere, bloß leichter und trügerischer Schein ist oder auf einer unbestimmten und zufälligen Aeußerung beruht. Er gelangte nicht bloß zu einem flüchtigen Einblick in die Wahrheit, er beherrschte das Gesetz vollkommen, und zwar weil er die ganze Reihe der Anschauungen beherrschte, in deren Zusammenhang es gehört. So war er in seinem, 1795 geschriebenen, 1820 veröffentlichten „Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie" bestrebt, eine Methode zu schaffen; er wies darauf hin, wie durchaus unfruchtbar die damalige Art der vergleichenden Beobachtung sei, weil man nicht nur die Tiere mit dem Menschen und untereinander verglich und sich durch den Mißbrauch mit dem Begriff der Endursachen immer weiter von der Idee eines lebendigen Wesens entfernte, sondern auch den Menschen zum Maßstab selbst für die unvollkommneren Tiere nahm, statt mit den einfachsten Bildungen zu beginnen und allmählich zu den höheren aufzusteigen. Ein Jahr darauf veröffentlichte Geoffroy St. Hilaire, ohne jede Ahnung von den in Weimar und Jena betriebenen Forschungen, seine Abhandlung über die Makis und begann damit seine Erneuerung der Wissenschaft. Wie Goethe ging auch er auf die Herstellung eines Typus, eines „allgemeinen Bildes" aus, nach welchem sich jeder organische Bau sollte erklären lassen. Dieser Gedanke eines „anatomischen Typus, eines allgemeinen Bildes, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären," war ein wahrhaft wissenschaftlicher Gedanke und

Digitized by Google

hat herrliche Frucht getragen. Man hüte sich wohl, ihn für eine platonische Idee anzusehen; er ist keine metaphysische Wesenheit, nur ein wissenschaftlicher Kunstgriff. Goethe sagt ausdrücklich, nicht für einen Augenblick dürfe man an die wirkliche Existenz dieses Typus glauben, obgleich er ein verallgemeinerter Ausdruck dessen sei, was wirklich existiere. Diese Mahnung hat man nicht immer beachtet, namentlich in Deutschland nicht, wo z. B. Oken bösen Mißbrauch mit dem Typus getrieben hat.

So anziehend auch Goethes Abhandlungen über vergleichende Anatomie sind, kann ich doch im Einzelnen nicht bei ihnen verweilen. Sie sind so reich an bemerkenswerten Gedanken, daß in einer Lebensbeschreibung kein Platz dafür ist. Ich muß daher den Leser auf die Schriften selbst verweisen und bemerke nur noch, daß auch der von Lamark in der Zoologie eingeführte wichtige Grundsatz von dem bestimmenden Einflusse der äußeren Verhältnisse auf die Verschiedenheit der organischen Bildungen bereits von Goethe ausgesprochen und sogar in der Anwendung übertrieben ist.

Eine persönliche Frage, welche durchaus in das biographische Gebiet fällt, muß uns etwas ausführlicher beschäftigen. Es handelt sich darum, ob Goethe auf die Entdeckung der Bildung des Schädels aus Wirbelknochen Anspruch hat. Oken nämlich hat diesen Anspruch einen Akt lügenhafter Eitelkeit genannt, Andere haben ihn wenigstens scharf bestritten.

Es waren bereits fünfzehn Jahre nach Goethes Tode verflossen, als Oken (im siebenten Hefte der Isis von 1847) seine Anklage vorbrachte und das Sachverhältnis in seiner Weise erzählte; eine unmittelbare Widerlegung war also nicht möglich. Ich gestehe, daß mich Okens Bericht vollständig erschütterte und die peinlichsten Zweifel über Goethes Benehmen in mir erregte. Schon die Aehnlichkeit des äußern Hergangs, wie ihn Beide erzählen, muß stutzig machen. Goethe fand bei einem Spaziergange auf den Dünen bei Venedig*) einen glücklich geborstenen Schafschädel und

*) Dies ist jetzt außer durch Goethes eigene Angabe in späteren Jahren, auch erwiesen durch das Zeugnis seines Briefes an Frau Herder, aus Venedig 4. Mai 1790; darin erzählt G. die Geschichte genau so, wie er sie später darstellte.

Digitized by Google

erkannte bei näherer Prüfung augenblicklich, daß nicht, wie er bis dahin geglaubt, bloß die hinteren Schädelknochen, sondern die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien; den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine sah er ganz deutlich vor Augen. Und nun Okens Erzählung! Auf einer Wanderung im Harz fand er den Schädel eines Hirsches; bei näherer Prüfung rief er sofort aus, das sei eine Wirbelsäule. Goethe machte seine Entdeckung 1790; Oken die seinige 1806, und 1807 sprach er sie in einer akademischen Gelegenheitsschrift aus. Er war damals noch Privatdocent in Göttingen, und wie er selbst zugesteht, wußte Goethe ohne Zweifel nichts von seiner Existenz — ein Geständnis, das man wohl beachten wolle. Er schickte seine Abhandlung nach Jena, wo er eben zum Professor ernannt worden, und da Goethe Kurator dieser Universität war, so hält Oken damit die ganze Sache für entschieden; er meint, Goethe würde gewiß seinen Anspruch auf den Ruhm der Entdeckung bestritten haben, wenn er nicht die Gerechtigkeit desselben anerkannt hätte. Indes ist dieser Umstand durchaus nicht entscheidend; wir werden gleich hören, daß Goethe seine Gründe hatte zu schweigen. Lassen wir einstweilen Oken weiter erzählen. „Ich schickte natürlich Goethe ein Exemplar zu. Diese Entdeckung hat ihm so gefallen, daß er mich einlud, in den Osterferien 1808 auf acht Tage zu ihm nach Weimar zu kommen, was ich auch gethan. Diese Lehre, anfangs verachtet und verspottet, wurde nachher mit so viel Eifer ergriffen, daß Mehrere es versuchten, dieselbe auf allerlei Schleichwegen als die ihrige einzuschwärzen. So lange diese Lehre verhöhnt wurde, schwieg Goethe; als sie aber Ruhm zu versprechen anfing, so entstand allmählich unter den Weimaranern, welche gern alles ihrem Goethe zuschrieben, was neues in Jena zum Vorschein kam, ein Gemurmel, daß diese Idee auch von ihm herrühre. Um diese Zeit kam Bojanus, Professor in Wilna, nach Weimar, wo er bei Verwandten wohnte. Daselbst hörte er nun von dem Gemurmel über Goethe's Entdeckung, schenkte ihr halb Glauben und schickte mir darüber dieses Gerede zu, das ich ohne Bedenken in der Isis abdrucken ließ (1818). Darauf zeigte ich nun an, daß ich meine Entdeckung gemacht habe im Spätjahre 1806 am Schädel eines Hirsches auf einer Harzreise. Nun Bojanus die Sache zur Sprache

Digitized by Google

gebracht hatte, bekam Goethe's Eitelkeit Muth und er kam hinterher, dreizehn Jahre nach meiner Entdeckung, und sagte, er sei seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt und habe die Betrachtungen darüber immer fortgesetzt."

Warum schwieg Goethe, als Oken zuerst seine Entdeckung verkündet? und warum erhob Oken seine Anklage nicht, als Goethe noch lebte? Auf die erste Frage findet sich die Antwort in Goethes eigenen Schriften. In dem kleinen Abschnitte seiner osteologischen Abhandlungen, welcher die Ueberschrift führt: „Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut", erwähnt er, wie er zuerst drei, dann sechs Wirbelknochen anzuerkennen veranlaßt worden, die Ausbildung dieses Gedankens ins Einzelne möglichst bedacht und mit Freunden vertraulich besprochen habe, welche auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten. „Im Jahre 1807," fährt er fort, „sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig ins Publikum, da es ihr denn an vielem Widerstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wieviel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst auseinandersetzen." Dieser Tadel gegen den Vortrag wird Jedem begreiflich erscheinen, der Oken gelesen hat und Goethes Abneigung gegen Methaphysik kennt. In seinen Tag- und Jahresheften (1807) erzählt er, daß gerade zu jener Zeit, wo er die alte Entdeckung von 1790 mit Voigt und Riemer verhandelte, Beide ihm „mit Erstaunen" die Nachricht von dem Okenschen Programm brachten —, „wie sie, da sie noch leben, Zeugniß geben können." Warum aber machte er seinen frühern Anspruch nicht geltend? „Ich ersuchte die Freunde, sich stille zu halten; denn daß in jenem Programme die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, fiel dem Wissenden nur allzusehr in die Augen. Es geschahen mancherlei Versuche, mich reden zu machen, allein ich wußte zu schweigen."

Dies ist für mich ein vollständig überzeugender Beweis. Die angeführten Stellen traten viele Jahre vor Okens Anklage in die Oeffentlichkeit und beschuldigten ihn in den bestimmtesten Ausdrücken, daß er einen Gedanken, den Goethe mit Hilfe seiner Freunde genauer auszuführen beschäftigt war, in unreifer Gestalt veröffentlicht habe; ja, mehr als das: Goethe berief sich darin auf das Zeugnis zweier ehrenwerter und achtbarer Männer, die noch

Digitized by Google

am Leben die Wahrheit seiner Angabe bestätigen könnten. So lange durch dieses Zeugnis Voigts und Riemers die Sache für immer entschieden werden konnte, sagte Oken kein Wort, und erst als keine Zeugenaussage mehr möglich war, entschloß er sich zu sprechen. Wegen seines Stillschweigens auf die zuerst angeführte Stelle rechtfertigt er sich zwar damit, er sei darin nicht genannt worden und habe keine Neigung gehabt, sich in endlose Unannehmlichkeiten verwickeln zu lassen, aber in der zweiten Stelle ist er doch so deutlich bezeichnet, als wenn er bei Namen genannt wäre, und das „Erstaunen" der Freunde Goethes über die Veröffentlichung einer Entdeckung, die sie für Goethes alleiniges Eigentum hielten, verlangte auch wohl eine Antwort. Daß trotzdem Oken das Verdienst hat, die Vertebraltheorie in die Wissenschaft eingeführt und wissenschaftlich begründet zu haben, will ich dabei ausdrücklich anerkennen. Virchow ist anderer Ansicht; er nimmt die Priorität für Goethe in Anspruch.

Um diesen, schon sehr angewachsenen Abschnitt über Goethes naturwissenschaftliche Forschungen abzuschließen, muß ich noch darauf hinweisen, daß die Zeitfolge derselben vor der übersichtlichen Zusammenfassung des so mannigfaltigen Stoffes hat zurückstehen müssen. Auch seine verschiedenen Abhandlungen habe ich nicht einzeln angegeben; man findet sie in den letzten Bänden seiner Werke wohl geordnet. Meine Absicht war hauptsächlich, die Richtungen seines Geistes aufzudecken, seine wissenschaftlichen Erfolge und Irrtümer darzulegen, die Stelle nachzuweisen, welche die Naturwissenschaft in seinem Leben einnahm, und die Meinung, er habe in die Wissenschaft nur hineingepfuscht, als Künstler mit ihr gespielt, als durchaus irrig zu widerlegen. Was Buffon dem Plinius nachrühmt, er habe jene Leichtigkeit im Großen zu denken, welche das Wissen vervielfältigt (cette facilité de penser en grand qui multiplie la science), das läßt sich mit Wahrheit auch von Goethe sagen, und nur als Denker auf diesem großen Gebiete nehme ich für ihn einen hohen Platz in Anspruch.

Digitized by Google

Elfter Abſchnitt.

Die Campagne in Frankreich.

Wir kehren jetzt zu unſerer Erzählung zurück, aus deren Verlauf wir im vorigen Abſchnitte bereits Einiges vorweg genommen haben. Im Jahre 1790 übernahm Goethe die Leitung aller Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft im Herzogtum und beſchäftigte ſich mit Einrichtung des botaniſchen Gartens in Jena. Im März desſelben Jahres ging er noch einmal nach Italien, um die Herzogin Amalia in Venedig zu treffen, aber Italien erſchien ihm bei dieſem zweiten Beſuche als ein ganz anderes. Warum auch zerſtörte er ſeine Viſion? Solche Eindrücke kommen eben nicht zweimal. Er fing an zu vermuten, an dem Zauber ſeines erſten Beſuches ſei Vieles Täuſchung. Die venetianiſchen Epigramme zeigen, gegen die römiſchen Elegien gehalten, den Unterſchied der Stimmung. An die Stelle ſchmerzlicher Sehnſucht, vollen Entzückens, friſchen Staunens, welche den Elegien ihren Charakter verleihen, treten hier Spott und bittere Enttäuſchung. Zwar ſind manche dieſer Epigramme erſt ſpäter geſchrieben, aber der Hauptſache nach ſtammen ſie aus dem Aufenthalt in Venedig. Einen großen Teil an dieſer veränderten Stimmung hatten die Neuheit und Ungewißheit ſeiner häuslichen Verhältniſſe und die Unruhen der Zeit, die ihm allmählich alle Bildung zu gefährden ſchienen.

Kaum nach Weimar zurückgekehrt, ließ ihn der Herzog ins preußiſche Feldlager nach Schleſien kommen, „wo er einmal ſtatt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern beſäet finden werde“. Er ging ſehr ungern hin, entſchädigte ſich aber durch die eifrigſte Beſchäftigung mit Steinen und Pflanzen und überließ dem Herzog und den Anderen das mäßige Vergnügen der Soldatenſpielerei. Mitten in der beweglichſten Welt lebte er als Einſiedler in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, trieb vergleichende Anatomie und arbeitete an einer komiſchen Oper.

Im Auguſt kehrten ſie nach Weimar zurück. Die Herzogin Amalia und Herder, immer ungehaltener über ſeine „Zeitverſchwendung an alten Knochen“, ließen ihm keine Ruhe, als bis

Digitized by Google

er seine osteologischen Studien beiseite legte und den Wilhelm Meister wieder vornahm. Doch kam es damit nicht weit; es war nicht die rechte Zeit dafür; gegen Newton zu schreiben war ein stärkerer Drang. Im Jahre 1791 wurde das Hoftheater gegründet: die Leitung übernahm er „mit Vergnügen"; doch übergehen wir diese seine Thätigkeit hier, um später seine Stellung als Theater-Direktor im Zusammenhange zu würdigen. Im Juli eröffnete die Herzogin Amalia ihre Freitagabende. In ihrer Wohnung versammelten sich zwischen fünf und acht Uhr der Herzog, die Herzogin Luise, Goethe mit seinem Kreise und einige wenige begünstigte Freunde vom Hofe, um von irgend einem Mitgliede eine eigene Arbeit vortragen zu hören. Jede Art von Etikette war verbannt; die Mitglieder setzten sich wie sie kamen; nur für den Vortragenden war ein besonderer Platz bestimmt. Einen Abend trug Goethe seinen Bericht über die Familie Cagliostros vor, ein andermal sprach er über Optik; andere Vorträge hielten Herder, Böttiger, Hufeland, Voigt, die Jenenser Professoren: Batsch, Büttner, Lenz. Wenn der Vortrag zu Ende war, setzte man sich um einen großen Tisch in der Mitte des Zimmers, nahm Kupferstiche oder eine interessante litterarische Neuigkeit zur Hand und führte eine freundschaftliche Unterhaltung. Heinrich Meyer erregte in der Gesellschaft mit seinem damals gemalten Bilde: „Die Töchter des Leucippus" allgemeine Bewunderung.

Die Erwähnung des Namens Cagliostro erinnert an Goethes Lustspiel „Der Großkophta", worin er die Pariser Halsbandgeschichte dramatisierte. Ursprünglich wollte er eine Oper daraus machen, die Reichardt zu komponieren hätte; als Lustspiel hat es eine ziemlich geringe Bedeutung.

Nicht lange und Goethe wurde von seinen ruhigen Studien, aus seiner glücklichen Häuslichkeit fortgerissen in die Wechselfälle des Kriegslebens. Der König von Preußen und der Herzog von Braunschweig drangen an der Spitze eines großen Heeres in Frankreich ein, um Ludwig XVI. wieder auf den Thron zu setzen und die Legitimität aus den verbrecherischen Händen des Sansculottismus zu retten. Frankreich, hieß es, seufze unter der Tyrannei der Parteiungen und sehne sich nach Erlösung; die Emigranten machten es klar wie der Tag, die fremden Befreier

Digitized by Google

würden von der ganzen Nation freudig aufgenommen werden und die deutschen Fürsten liehen der Sache der Legitimität willig den Arm. Karl August, dessen Soldatenliebhaberei allmählich zur Leidenschaft geworden war, erhielt das Kommando eines preußischen Kürassierregiments, Goethe folgte ihm in den Krieg, aber er ging seines Herzogs wegen, nicht aus Anteil an der Sache. Nach keiner Seite nahm er Partei; für die Legitimität hatte er keine Leidenschaft, für die Republik noch weniger. Ohne jegliches Parteiinteresse in der Politik, innigst überzeugt, daß alles Heil nur aus innerer Bildung komme, und allen politischen Unruhen hauptsächlich darum abgeneigt, weil sie die Kultur aufhielten und unmöglich machten, war er im vollsten Sinne des Worts ein Kind des Friedens und zu keiner Zeit seines Lebens vermochte er sich für große Kämpfe einen herzlichen Anteil abzugewinnen. Er machte der französischen Revolution und der deutschen Reformation den gleichen Vorwurf, sie hemmten den friedlichen Fortschritt der Entwicklung:

> Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Daß Männer von historischem und patriotischem Geiste gegen solche Auffassung zu Felde ziehen, ihre Gründe widerlegen und ihre Gefahren aufzeigen, hat seinen Sinn; aber daß sie gegen Goethe ihre Blitze schleudern, weil er, einmal von dieser Ansicht erfüllt, in dem Geiste derselben schrieb und handelte, ist ausnehmend unsinnig. Wüßten wir nicht auch ohne dieses Beispiel schon, daß man in der Welt den Haß gegen Meinungen leicht auf die Person der Gegner überträgt, so könnten wir uns allenfalls wundern über das unsinnige Wutgeschrei, welches sich gegen den herrlichsten deutschen Namen erhoben hat, weil er die Ansichten seiner wilden Ankläger nicht teilte — Ansichten noch dazu, welche sie meistens gar nicht angenommen hätten, wenn sie ihnen nicht durch den Gang der Ereignisse eingegeben wären, der, was damals Wahnsinn schien, als geschichtlich berechtigt erwiesen hat. Goethes beschaulichen Sinn konnte der vorübergehende Lärm des Tages nicht fesseln; in den ewigen Gesetzen der Natur fand er den Anreiz und die Nahrung, welche die flüchtig verrauschenden Erscheinungen des

Digitized by Google

Augenblicks Anderen boten. An den großen Fragen der Dichtkunst und Philosophie sich zu beteiligen ist ein Dichter und Philosoph allerdings gehalten, aber ihm aus einer Gleichgiltigkeit in politischen Dingen ein Verbrechen zu machen, ist ebenso unverständig, als etwa einem Staatsmann vorzuwerfen, er habe keinen Sinn für griechische Kunst und verstehe sich nicht auf Physiologie. Man hat auch behauptet und zwar sehr thörichter Weise behauptet, Goethe habe sich von der Politik hinweg der Kunst und Wissenschaft zugewandt, weil ihn die Politik gestört habe und er zu selbstsüchtig gewesen sei, sich um die Angelegenheiten Anderer zu bekümmern. Das ist ein Vorwurf von demselben Schlage, wie jene niedrige Verleumdung, religiöse Freisinnigkeit sei nur ein Vorwand für schlechten Lebenswandel. Wie wenig selbstsüchtig Goethe war, wissen die am Besten, die ihn am Genauesten kennen, und wenn sich von Vielen, die in Patriotismus machen, das Gleiche sagen ließe, so stände es besser in der Welt und in Deutschland gewiß. Daß Goethe das Wohl der Menschheit aufrichtig wünschte und in seiner Weise mit einer fast beispiellosen Ausdauer dafür thätig war, sollte wahrlich genügen, ihn vor dem Vorwurf der Selbstsucht zu schützen, den doch nur der unpolitische Charakter seiner Bestrebungen ihm zugezogen hat. Seine Ansichten und sein Benehmen sind zwei ganz verschiedene Dinge. Jean Paul gibt ihm das Zeugnis, er habe weiter gesehen als die ganze übrige Welt, denn von Anfang der französischen Revolution bis zu Ende habe er die Patrioten gleich sehr verachtet. Zwar kann ich ein so starkes Gefühl wie Verachtung überhaupt bei ihm nicht finden; das aber ist sicher, daß, während Klopstock und Andere bei der Eröffnung dieses furchtbaren Schauspiels bis zum Wahnsinn begeistert und bald nachher bis zum Wahnsinn dagegen erbittert waren, Goethe durchweg seiner Ansicht ziemlich getreu blieb. Ein schönes Wort sagt: Jede Zeit hat ein doppeltes Antlitz; das eine armselig, lächerlich oder kläglich, ist dem Augenblick zugewandt; das andere groß, bedeutend und ernst, ist auf die Ewigkeit gerichtet. Das ist für keine Zeit zutreffender als für die französische Revolution. Goethe sah nur ihre zeitliche Seite; sein Mangel an geschichtlichem Sinn hinderte ihn, auch das Ewige darin zu erblicken.

Digitized by Google

Die französische Revolution verkündete drei Grundsätze, die ihm alle gleich zuwider waren. Der erste Grundsatz war der der Gleichheit, nicht etwa bloß der Gleichheit vor dem Gesetz, sondern der unbedingten Gleichheit. Ihm aber hatte das Studium der Natur sowohl wie der Menschen die Ueberzeugung gegeben, die es ihm notwendig geben mußte, daß nämlich der Einzelne in sich vollendet und insofern dem Höchsten gleich, daß aber Keiner genau dem Andern gleich sei.

Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich sei Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.

Das zweite revolutionäre Prinzip war die Lehre, alle Gewalten gehen vom Volke aus. Er glaubte nicht an die Befähigung des Volkes, sich selbst zu regieren. Selbst wenn ihr den König tötet, sagt er, ihr wüßtet nicht, wie ihr an seiner Statt regieren solltet. Das Schicksal Frankreichs schien ihm eine Lehre für die Regierten nicht weniger als die Regierenden:

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken,
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Aus der gleichen Anschauung erklärte er sich auch allen Freiheitsaposteln abgeneigt:

sie waren mir immer zuwider,
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.

Der dritte revolutionäre Grundsatz endlich war, politische Freiheit sei dem Menschen notwendig. Er seinerseits hatte schon zu Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn als seine Ueberzeugung ausgesprochen, diese Freiheit sei durchaus nicht notwendig; im Egmont findet sich derselbe Gedanke, und sein ganzes Leben hindurch blieb er fest bei der Ansicht, Niemand könne frei sein; die einzige nötige Freiheit sei die, ungestört seinen Geschäften nachzugehen, sein Haus zu bestellen, seine Kinder zu erziehen, in dem kleinen Kreise seiner Existenz sich ungehindert zu bewegen. Daß selbst diese bescheidene Freiheit ohne politische Freiheit unmöglich ist,

Digitized by Google

scheint ihm nicht in den Sinn gekommen zu sein; daß Polizeivorschriften auf den Einzelnen und Regierungsverordnungen auf die ganze Nation bestimmend einwirken, das übersieht er ganz.

Aber während er so zu den Grundsätzen der Revolution und der Herrschaft der Massen im offensten Widerspruch stand, war er den Royalisten ebensowenig zugethan und billigte weder ihre politischen Pläne noch ihre Handlungen. In seinen Augen war der Wahnsinn der Terroristen keine Entschuldigung für das falsche Spiel der königlichen Partei, gegen das er sich mit dem scharfen Worte erklärte:

Sage, thun wir nicht Recht? Wir müssen den Pöbel betrügen;
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt! —
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich und so führt ihn zum Menschlichen an.

Ja, selbst die wüsten Klubredner und Straßenhelden scheinen ihm vor den Royalisten ein Großes voraus zu haben:

Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit in Sklaven verstummt.

Und zu Eckermann erklärt er geradezu, eine große Revolution sei nie die Schuld des Volkes, sondern der Regierung.

Diese Bemerkungen würden sich leicht noch weiter ausdehnen lassen durch den Nachweis, wie seine politischen Anschauungen im Laufe seiner Erziehung natürlich erwachsen seien, wie er im dreiundvierzigsten Lebensjahre zum Freiheitsapostel gar wenig befähigt gewesen, wie er an politischen Unruhen unmöglich einen bedeutenden Anteil nehmen konnte, nachdem bereits der Kern seiner Künstlernatur sich krystallisiert hatte. Aber schon ausführlich genug ist die Stellung, die er einnahm, erläutert worden, und wer sie nach dem bisher Gesagten nicht mit der verdienten Unparteilichkeit zu würdigen weiß, dem würde auch der Nachweis ihres Ursprungs und Fortgangs nicht dazu verhelfen.

Goethe hat die Campagne in Frankreich in einer besondern Schrift dargestellt; ich entnehme daraus einige interessante Einzelheiten und reihe sie auf dem Faden der Erzählung aneinander.

Die Alliierten hatten den Feldzug gegen Frankreich in dem

Digitized by Google

Glauben unternommen, er werde ein bloßer „militärischer Spazierritt“ sein. Longwy, hatte man sie versichert, würde sich sofort ergeben und das Volk sie mit offenen Armen empfangen. In der That ergab sich Longwy, aber das Volk bewies überall den entschlossensten Widerstand. Wie Goethe die Dinge ansah, zeigen folgende Sätze: „Also kamen nun Preußen und Oesterreicher und ein Theil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie das? Sie konnten es in eignem Namen thun, der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs XVI., sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Kommandirende unterzeichnete, derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte, Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königsthum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Scene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen; von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Heerden unter Regimenter und Kompagnien vertheilte, den Besitzern hingegen, ganz höflich, auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden; so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragödien allein haben so einfach tief Ergreifendes.“

Auf allen Blättern seiner Erzählung zeigt sich Goethe voll lebhaftester Teilnahme für Menschen, Wissenschaft und Natur, aber nicht im Mindesten für die Sache, um welche Krieg geführt wurde.

Digitized by Google

Er sieht Soldaten nach Fischen angeln, tritt zu ihnen heran und ist über ein interessantes Farbenspiel in dem klaren Wasser ganz entzückt. Beim Bombardement von Verdun tritt er in eine Batterie, die eben gewaltsam arbeitet, aber der fürchterliche dröhnende Knall abgefeuerter Haubitzen fällt seinem friedlichen Ohre unerträglich; draußen trifft er einen Fürsten Reuß und erzählt ihm mit großer Lebhaftigkeit von seinem Studium der Farbenlehre. „Denn es ging mir mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produktion ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im mindesten stören zu lassen." Auch diese Gleichgiltigkeit gegen die Vorgänge der Tagesgeschichte ist Goethen zum Vorwurf gewendet worden und das von Männern, die es dem Archimedes zu hohem Lobe anrechnen, daß er während der Belagerung von Syrakus seine Studien nicht unterbrach. Mit einer merkwürdigen Naturerscheinung mitten unter dem Donner der Kanonen sich zu beschäftigen, war für Goethe ebenso natürlich, wie für die Soldaten, ihre lustigen Lieder zu singen. Das Lagerleben gab ihm auch manche gute Gelegenheit, Menschen zu beobachten. „So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin; und dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet."

Er aber pries sich glücklich, daß er seine wissenschaftliche Ruhe behaupten konnte und freute sich noch viele Jahre später an den von damals her erhaltenen Aufzeichnungen.

Er besaß persönlichen Mut oder Tollkühnheit genug, um sich in die Region, wo die Kugeln herüberspielten, vorzuwagen; er gab sich Rechenschaft über die Empfindungen, welche der Anblick der Kugeln und ihr Sausen in dem Gemüt hervorriefen. Er beschreibt eingehend die Kanonade von Valmy und die furchtbare

Digitized by Google

Entmutigung, welche nach dem unglücklichen Ausgang derselben in dem deutschen Heere erzeugt wurde.

Die Niederlage von Valmy, so unbedeutend sie war, entmutigte die Preußen und belebte die Kampflust der Franzosen. Die Preußen stutzten bei dem Rufe vive la nation! womit die Republikaner auf sie eindrangen; sie sahen sich einem erbitterten Volke gegenüber, in einem fremden Lande, ohne Magazine und Vorräte irgend welcher Art, erkannten endlich, welch einen großen Fehler sie gemacht, und begannen den Rückzug. Für Goethe war die Nachricht, daß es nun mit den Mühseligkeiten des Kriegslebens vorbei sei, unstreitig eine rechte Erleichterung. Ihn interessierte weder die Sache noch auch hatte er aus näherer Bekanntschaft mit den Heer- und Parteiführern eine höhere Meinung von ihrem Werte zu gewinnen vermocht. „Ob ich schon," gesteht er, „unter dem diplomatischen Corps echte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnte ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor, wie Schauspieldirektoren, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe, so gut sie kann, aufs beste herausgestutzt, das Resultat ihrer Bemühnngen dem Glück und der Laune des Publikums überlassen muß."

Zufällig geriet ihm ein Heft in die Hände, welches die Instruktion für einen Deputierten der Notablenversammlung von 1787 enthielt. Er gesteht, daß er die Blätter mit wahrhafter Rührung gelesen habe; die Mäßigkeit der damaligen Forderungen, die Bescheidenheit, womit sie abgefaßt, hätten mit den Zuständen von Gewaltsamkeit, Uebermut und Verzweiflung, von denen er nun Augenzeuge war, völlig kontrastiert.

Der Rückmarsch ging langsam. Mittlerweile drangen die Franzosen überall siegreich vor; Verdun und Longwy fielen wieder in die Hände der Republikaner; Trier und Mainz ergaben sich an Custine. Von seinen persönlichen Erlebnissen lassen wir Goethe selbst berichten: „Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief meiner Mutter, ein Blatt das an jugendlich-ruhige, städtisch-häusliche Verhältnisse gar wundersam erinnerte. Mein Oheim, Schöff Textor, war gestorben, dessen nahe Ver-

Digitized by Google

wandtschaft mich von der ehrenhaft-wirksamen Stelle eines frankfurter Rathsherrn bei seinen Lebzeiten ausschloß, worauf man herkömmlich-löblicher Sitte gemäß, meiner sogleich gedachte, der ich unter den frankfurter Graduirten ziemlich weit vorgerückt war. Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei mir anzufragen: ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Losenden gewählt, die goldene Kugel zufiele? Vielleicht konnte eine solche Anfrage in keinem seltsamern Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich selbst zurückgewiesen; tausend Bilder stiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener sich wohl im Augenblicke an einem erzählten Märchen zerstreut, so war auch ich in andere Sphären und Jahre versetzt. Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirsichen gesegneten Spaliere des Enkels Appetit gar lüstern ansprachen und nur die angedrohte Verweisung aus diesem Paradiese, nur die Hoffnung, die reifste rothbäckigste Frucht aus des wohlthätigen Ahnherrn eigner Hand zu erhalten, solche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beschwichtigen konnte. Sodann erblickt' ich den ehrwürdigen Altvater um seine Rosen beschäftigt, wie er gegen die Dornen mit alterthümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie dieser sehnsüchtig und kummervoll. Dann erblick' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldenen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Bildniß; sodann leider im halben Bewußtsein einige Jahre auf dem Krankenstuhle, und endlich im Sarge. Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familienkreise, in dem unveränderten altbekannten Lokal, riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen. Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird leugnen, daß er, früher oder später, den Rathsherrn, Schöff und Bürgermeister im Auge gehabt und, seinem Talent gemäß, nach diesen, vielleicht auch nach minderen

Digitized by Google

Stellen emsig und vorsichtig gestrebt: denn der süße Gedanke, an irgend einem Regimente Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republikaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben. Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben, nur allzuschnell aufgeschreckt besah ich mir die ahnungsvolle Lokalität die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen die mich beengten, und zugleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin versperrt, und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen, Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht schon von demselben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen; wer hätte gewagt, sich in solchen Zustand zu stürzen! Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen auf diesen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht schwer auszusprechen. Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, so wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen, Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neuerworbener höchstgebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten, was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte!"

Digitized by Google

Zwölfter Abschnitt.

Wieder in der Heimat.

Nach der Rückkehr nach Weimar erhielt Goethe das früher von ihm bewohnte Haus am Frauenplan vom Herzog als Geschenk. Das Haus galt damals für einen Palast und war ein sehr glänzendes Geschenk. Der Umbau sollte auf Kosten des Herzogs vorgenommen werden. Goethe konnte denselben nach seinem Geschmack leiten; er legte die prächtige Treppe an, die zwar für die Verhältnisse des Hauses zu groß, aber eine angenehme Erinnerung an Italien war.

Durch die Fenster des Hauses sieht man die Büsten der olympischen Götter, die dort als Symbole der Ruhe und Vollendung stehen. Beim Eintritt in den Hausflur verweilt der Blick auf zwei schönen Gypsabgüssen, die in Nischen stehen, oder auf dem Plane von Rom, der die Wand schmückt, und auf dem Deckengemälde der Aurora von Heinrich Meyer.

Nahe an der Thür steht die Gruppe von Ildefonso und auf der Schwelle spricht das römische Salve sein freundliches Willkommen. Oben im ersten Stock empfängt uns das Junozimmer, so genannt von der kolossalen Büste der Juno Ludovisi, welche Goethe aus Rom mitgebracht hatte; an den Wänden hängen die Loggien von Raphael. Links davon war das Empfangszimmer; darin stand das Klavier, welches so manchen musikalischen Abend beleben half; Hummel und der junge Mendelssohn haben darauf gespielt, die Catalani und die Sonntag haben dazu gesungen. Ueber den Thüren hingen Meyers mythologische Kartons, an den Wänden ein Abdruck der aldobrandinischen Hochzeit, Skizzen von großen Meistern und Radierungen. Ein großer Schrank enthielt Kupferstiche und Gemmen, ein Wandschrank Bronze-Statuetten, Lampen und Vasen. Auf der andern Seite des Junozimmers waren drei kleinere Gemächer; das erste enthielt Skizzen von italienischen Malern und ein Gemälde von Angelika Kaufmann, das zweite und dritte allerlei Thongefäße und einen Apparat zur Erläuterung der Farbenlehre. Nach hinten schloß sich an das

Digitized by Google

Junozimmer ein kleineres, welches die Büsten von Schiller, Herder, Jacobi, Voß, Byron und Anderen enthielt. Von hier ging es einige Stufen hinab in ein kleines Eßzimmer, wo Goethe gern aß, wenn er nur wenig Gesellschaft hatte; von da endlich führte eine kleine Treppe in den schönen, geschmackvoll angelegten Garten. Hier standen kleine Lusthäuser, in denen die naturwissenschaftlichen Sammlungen waren.

Das Heiligtum des Hauses bilden das Arbeitszimmer, die Bibliothek und das Schlafzimmer. Die eben beschriebenen Räume vergegenwärtigen dem Besucher die Stellung Goethes als Minister und Kunstliebhaber und sind nach dem weimarischen Maßstabe jener Zeit höchst stattlich und prächtig, aber die Zimmer, in die wir jetzt treten, sind selbst nach weimarischem Maßstabe von mehr als bürgerlicher Einfachheit. Durch ein Vorzimmer, wo in kleinen Schränken die mineralogischen Sammlungen stehen, treten wir in das Arbeitszimmer, ein niedriges, enges, etwas dunkles Gemach, mit nur zwei winzigen Fenstern und mit einer wahrhaft rührenden Einfachheit möbliert. Noch jetzt ist Alles darin so erhalten, wie es am Todestage des Dichters war. In der Mitte steht ein einfacher ovaler Tisch von schlichtem Eichenholz. Kein Lehnstuhl ist da, kein Sofa, nichts was auf Bequemlichkeit deutet, nur ein gewöhnlicher harter Stuhl und daneben der Korb, in welchen Goethe sein Taschentuch zu legen pflegte. An der Wand rechts ist ein langer Tisch von Birnbaumholz und ein Bücherbrett mit Wörterbüchern und Handbüchern; da hängt auch ein Nadelkissen, ehrwürdig vor Alter, mit Visitenkarten und anderen Kleinigkeiten; da auch ein Medaillon von Napoleon mit der Umschrift: „Scilicet immenso superest ex nomine multum.“ Auf der Wand daneben wieder ein Bücherbrett mit einigen Werken von Dichtern. An der Wand links ist ein langes Schreibpult von weichem Holz, an dem er gewöhnlich schrieb. Darauf liegen die Originalmanuskripte des Götz und der römischen Elegien, und eine Büste Napoleons von milchweißem Glas steht da, welche gegen das Licht gehalten blau und feuerfarben schillert und darum Goethen als ein Beleg zu seiner Farbenlehre wert war. Ein Bogen Papier mit Notizen aus der Tagesgeschichte ist nahe der Thür angeheftet, und an der Thür selbst hängen musikalische und geologische Schemata.

Digitized by Google

Diese Thür an der linken Wand führt in das Schlafzimmer, wenn ein kleines Kabinett mit einem Fenster diesen Namen verdient. Ein einfaches Bett, ein Lehnstuhl davor und ein winziger Waschtisch mit einer kleinen weißen Schale und ein Schwamm, das ist das ganze Mobiliar. Wer für den großen und guten Mann, der hier geruht und seinen letzten Schlaf geschlafen hat, nur einiges Gefühl hegt, dem treten bei diesem rührend einfachen Anblick die Thränen in die Augen und der Atem geht ihm schwerer.

Auf der andern Seite neben dem Arbeitszimmer liegt die Bibliothek, die freilich eher eine Rumpelkammer von Büchern genannt werden muß. Die Bücher stehen auf schlichten tannenen Brettern; kleine Stückchen Papier, mit den Aufschriften Philosophie, Geschichte, Poesie u. s. w. geben eine gewisse Ordnung an. Mir war es interessant, diese Reihe von Büchern zu durchmustern, und angenehm überrascht wurde ich, als ich in einem englischen Buche, welches Carlyle dem Dichter zugeschickt hatte, ein Stück von der Handschrift unseres berühmten Landsmannes fand.

So war Goethes Haus während der vielen Jahre, die er darin wohnte. Um die Zeit, von der wir jetzt handeln, war es natürlich in etwas anderm Zustande. Das Vergnügen des Ausbaus, das Glück einer behaglichen Häuslichkeit mit der „kleinen Freundin" Christiane und seinem Erstgeborenen, und die friedliche Muße zum Studieren bildeten einen angenehmen Gegensatz zu dem unruhigen Kriegsleben. Sein ältester römischer Freund, Heinrich Meyer, hatte inzwischen Italien verlassen und wurde ihm ein lieber Hausgenosse, den eine genaue Kenntnis der Kunstgeschichte wie eine treue Freundschaft gleich wertvoll machten. Optische Studien und Kunstuntersuchungen wechselten miteinander ab.

In diesem Jahre (1793) studierte Goethe sehr viel, produzierte aber nur wenig. Er schrieb das Lustspiel „Der Bürgergeneral", fing ein zweites „Die Aufgeregten" an und entwarf die „Unterhaltungen der Ausgewanderten". Bedeutender war die Uebersetzung des Reineke Fuchs. Alle diese Schriften waren, ebenso wie ein bisher nur dem Titel nach bekanntes Trauerspiel „Das Mädchen von Oberkirch", durch die französische Revolution angeregt. Der „Bürgergeneral" ist wirklich ein ergötzliches kleines Stück; das patriotische Maulheldentum wird darin nicht

Digitized by Google

übel lächerlich gemacht; aber alle diejenigen, die es Goethe sehr übel deuten, daß er nicht die Sache der Revolution verfocht, hat es höchlich erbittert. Zwar geben sie zu, an der Revolution sei Vieles hohl, thöricht und schlecht gewesen, aber zu bloßem Spott ist ihnen die Revolution doch eine viel zu ernsthafte Sache. Ich stimme dieser Ansicht durchaus bei; ziehe ich aber Goethes Gefühle und seine Stellung in Betracht, so scheint es mir ganz natürlich, daß er, der weder auf seiten der Revolution stand, noch auch den Royalisten besonders hold war, der also weder Freiheitslieder schreiben noch in Ausrufe der Entrüstung ausbrechen konnte, der die weltgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses nicht völlig würdigte, sondern nur die vorübergehende und persönliche Seite desselben sah, — daß er, sage ich, Lustspiele darüber schrieb und nichts Anderes. Er schrieb keine Schmähschriften dagegen, keine Satiren; er sah die Dinge von der komischen Seite und lächelte dazu. Als die Ereignisse in ihrem weitern Fortgang dem Bilde tiefere Schatten gaben, wurde auch er ernster. „Die Aufgeregten" würden, wenn sie beendet wären, seine politischen Ansichten vollständig wiedergeben. Die Uebersetzung von Reineke Fuchs aus dem niederdeutschen Original, hauptsächlich mit Zugrundelegung der Gottschedschen Prosaübersetzung, der er nur äußerst wenige selbständige Zuthaten beigab, begann er zu seiner Erholung; ihm war das Gedicht eine „unheilige Weltbibel", worin, im Gegensatz zu dem blutigen Schauspiele, welches das Schreckensregiment damals der Welt gab, die tierische Natur des Menschengeschlechts schmucklos und unverhüllt mit wunderbarem Humor sich darstelle.

Im Mai 1793 rief ihn der Herzog wieder zur Armee, und er wohnte der Belagerung von Mainz bei. Auch diesen Ausflug hat er uns selbst erzählt, doch „repräsentierte er bei dieser Haupt- und Staatsaktion nur den melancholischen Jacques nach seiner Art und Weise" und zog sich von allem Historischen, welches er „für das undankbarste und gefährlichste Fach" erklärte, ganz in die „Aesthetika, Moralia und Physika" zurück. Die Stadt ergab sich am 24. Juli, und am 28. August, seinem 44. Geburtstage, kehrte er nach Weimar zurück, um sogleich wieder an Reineke Fuchs und seine wissenschaftlichen Untersuchungen zu gehen. „Die politische Stimmung aller Menschen," schrieb er an Jacobi, bei dem er auf

Digitized by Google

der Rückreise von der „Campagne“ einige Tage geweilt und den alten Freundschaftsbund erneuert hatte, „treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchem außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann. Doch will ich mich nicht beklagen, denn ich habe manches Interessante erfahren, manches Gute und Brauchbare gelernt.“ Die Erfahrung ist der einzige Lehrmeister im Leben; freilich, wie Jean Paul sagt, ist das Schulgeld etwas teuer; Goethe bezahlte es immer gern, wenn er sich nur belehren konnte.

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Freundschaft mit Schiller.

1795 bis 1805.

„Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte, und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen;
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!

Digitized by Google

der Rückreise von der „Campagne“ einige Tage geweilt und den alten Freundschaftsbund erneuert hatte, „treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchem außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann. Doch will ich mich nicht beklagen, denn ich habe manches Interessante erfahren, manches Gute und Brauchbare gelernt.“ Die Erfahrung ist der einzige Lehrmeister im Leben; freilich, wie Jean Paul sagt, ist das Schulgeld etwas teuer; Goethe bezahlte es immer gern, wenn er sich nur belehren konnte.

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Freundschaft mit Schiller.

1795 bis 1805.

„Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte, und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen;
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die Dioskuren.

Ein edleres Schauspiel als die Freundschaft zweier großer Männer gibt es kaum, und mit der Freundschaft Goethes und Schillers läßt sich in der ganzen Geschichte der Litteratur Nichts vergleichen. Die Freundschaft zwischen Montaigne und Etienne de la Boëtie war vielleicht noch leidenschaftlicher und inniger, aber es war eine Vereinigung zweier gleichartiger Naturen, die vom ersten Beginn ihre Verwandtschaft erkannten; nicht die Vereinigung zweier Nebenbuhler, die sowohl von ihren Anhängern unaufhörlich einander entgegengestellt wurden als auch persönlich zunächst geneigt waren, einander zu vermeiden. Goethe und Schiller waren und sind Nebenbuhler, in vielen Beziehungen durchaus entgegengesetzte Naturen, Führer von zwei feindlichen Parteien, und ihre geistige Verbrüderung wurde nur durch das herbeigeführt, was in ihren Naturen und Strebungen Höchstes war.

Ein Blick auf diese großen Nebenbuhler genügt, um ihre tiefe Verschiedenheit erkennen zu lassen. Goethes schöner Kopf hat die ruhige, siegreiche Größe des griechischen Ideals, Schillers Kopf die ernste Schönheit eines Christen, der nach dem Jenseits blickt. Die mächtige Stirn und die strahlend großen Augen, ähnlich denen des Christuskindes auf der Sixtinischen Madonna, die festen und regelmäßigen Züge mit den Spuren von Gedanken und Leiden, aber doch bezeugend, daß Gedanken und Leiden den starken Mann wohl heimgesucht, indes nicht besiegt haben, eine gewisse gesunde Kraft in der bräunlichen Gesichtsfarbe und ein unbeschreibliches Etwas, das aus dem Gesichte hervorstrahlt, — all das macht Goethe zu einem schlagenden Gegensatze zu Schiller mit seinen scharfen Augen, seiner schmalen Stirn, seinen unregelmäßigen Zügen, die von Ge-

Digitized by Google

danken und Leiden durchfurcht und von Krankheit angegriffen sind. Beide sind majestätisch, aber der Eine hat die Majestät der Ruhe, der Andere die des Kampfes. Goethe hatte einen stattlichen imposanten Körperbau und schien größer als er war; in Schillers Körperformen fehlte das richtige Verhältnis und er war größer als er schien. Goethe hielt sich steif aufrecht, Schiller mit seinem langen Halse ging etwas vornüber gebeugt. Goethe hatte eine Brust wie der Torso des Theseus, Schillers Brust war leidend und eingefallen.

Die Verschiedenheit ging bis in physische Kleinigkeiten. „Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich, wie Gift," erzählte Goethe an Eckermann. „Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses oder jenes zu notiren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem unheimlichen Uebelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Aepfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergestellt fühlte. Indeß war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Aepfeln gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schillern wohl thue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne." Charakteristisch ist ferner noch, daß Goethe in der Frühe des Morgens zu arbeiten liebte, während Schiller immer die Nächte hindurch arbeitete.

Den geistigen Unterschied zwischen ihnen hat Goethe treffend dahin angegeben, er habe auf seiten der Natur gestanden, während Schiller die Idee der Freiheit erfüllt habe. Dieser Unterschied geht, wie Gervinus gezeigt hat, durch alle ihre Werke. Indes, jenen den Realisten, diesen den Idealisten zu nennen, bei jenem von objektiver, bei diesem von subjektiver Richtung zu sprechen, ist nur soweit zutreffend, als man sie in ihrem Verhältnisse zu ein-

Digitized by Google

ander betrachtet. Goethe einfach und schlechterdings einen Realisten nennen, ist ungenau, und von Schiller als Idealisten gilt dasselbe. Gervinus bemerkt sehr richtig, gegen Nicolai oder Lichtenberg gehalten werde Goethe zum Idealisten, neben Kant und seinen Anhängern erscheine Schiller als ein Realist, und wenn Schiller neben Goethe der „Dichter des Bewußtseins" genannt werden muß, so ist er im Vergleich zu den Romantikern ein naiver und instinktiver Dichter. Ueberhaupt kann ich hier das schon früher gesagte Wort wiederholen, daß alle solche Einteilungen und Gegensätze niemals ganz zutreffen und nur als sprachliche Auskunftsmittel angewandt werden dürfen, durch die wir gewisse allgemeine und hervorstechende Eigentümlichkeiten kurz bezeichnen. Gewiß waren Goethe und Schiller verschiedene Naturen, aber wären sie einander so gründlich entgegengesetzt gewesen, wie sie der oberflächlichen Betrachtung wohl erscheinen, so hätten sie nie eine so innige Gemeinschaft eingehen können. Die Bindemittel, welche diese kontrastierenden Charaktere zu einem Verhältnis der wechselseitigen Ergänzung vereinigten, waren reichlich genug vorhanden. Ich hebe die Hauptpunkte, welche die Grundlage ihrer Verbindung wurden, hervor. Beide waren auf das Tiefste überzeugt, die Kunst sei kein müßiger Luxus, kein anmutiges Spiel zum Zeitvertreib oder zur Erholung, sondern ein mächtiger Trieb; die Kunst sei eben so ernst in ihren Zielen wie heiter in ihren Mitteln, eine Schwester der Religion, und ihre Aufgabe sei, den großen Weltplan verwirklichen zu helfen. Das war bei ihnen mehr als Schönrednerei, sie nahmen es damit völlig ernst; sie glaubten, die Kultur werde die Menschheit zu der vollen Höhe ihrer Kraft erheben, und als Künstler wußten sie, daß das höchste Bildungsmittel die Kunst sei.

Der Entwicklungsgang der beiden Dichter war ein sehr ähnlicher gewesen und hatte schließlich ihre Standpunkte einander sehr nahe gerückt. Beide begannen mit Sturm und Drang, beide erhoben sich bei dem Uebergang von Jugend zur Mannheit aus ihrer wilden Regellosigkeit. Goethen entzückte die Kunst und das milde Klima des Südens zu einem geläuterten Leben und Streben; Schiller mußte seinen Weg durchkämpfen im düstern Norden und unter stetem Druck der Not. Auch er sehnte sich nach dem Süden, und ein griechisches Klima, hoffte er, sollte ihn zum Dichter er-

Digitized by Google

wärmen; aber die plastische Kunst hatte für seinen lebendigen und historischen Sinn nichts Anregendes. Ihm kamen edle Menschen rettend entgegen; bei ihm ging die poetische Reinigung von der sittlichen aus, während bei Goethe die sittliche eine Folge der künstlerischen war. Schillers Bibel war der Plutarch. Die erneute Bekanntschaft mit den Alten half ihm in seinem Läuterungsprozesse und führte ihn allmählich zu demselben Standpunkte hinan, auf dem Goethe seinen Ruheplatz genommen. Er las die griechischen Tragiker in schlechten französischen Uebersetzungen und übersetzte mit ihrer Hilfe die Iphigenie des Euripides ins Deutsche. Homer in der Voßischen Uebersetzung wurde für ihn, was für Goethe der griechische Homer schon lange gewesen. Wie mächtig ihn das Altertum ergriff, zeigen die beiden Gedichte „Die Götter Griechenlands" und „Die Künstler". Mit dem Christentume war er so gut wie Goethe längst zerfallen, und wie dieser hatte er sich aus Spinoza, Kant und den Griechen ein besonderes System zurecht gemacht.

So traten diese beiden Männer zu einer Zeit, da sie einander ganz entgegengesetzt schienen und in ihrem Gefühle auch entgegengesetzt waren, gerade in der Richtung ihres Entwicklungsganges einander allmählich immer näher und eine feste Grundlage bereitete sich vor zu einer tüchtigen und dauernden Vereinigung. Goethe war fünfundvierzig Jahre alt, Schiller fünfunddreißig. Goethe hatte Vieles zu geben, was Schiller dankbar annahm, und wenn dieser seinerseits nicht wieder bestimmend auf den entwickelten Geist seines großen Freundes einwirken, noch auch seinen umfassenden Vorrat von Kenntnissen und Erfahrungen bereichern konnte, so gab er ihm dafür etwas Wertvolleres, Teilnahme und Anregung. Er trieb Goethe zur Arbeit; er zog ihn von der wissenschaftlichen Forschung wieder zur Poesie hinauf und drängte ihn zur Vollendung des schon Begonnenen und zu vollständiger Ausführung neuer Schöpfungen. Ihre gemeinsame Thätigkeit nach demselben Ziele und mit demselben Ernst ist in dem Leben des Einen wie des Andern die glorreichste Zeit und bleibt ein ewiges Muster edler Freundschaft.

Unter allen Huldigungen, welche die begeisterte Verehrung einer Nation der Größe Schillers dargebracht hat, ist wohl keine

Digitized by Google

von so rührender Zärtlichkeit und so schwerem Gewicht wie Goethes edles Lob. Von allen Schwächen, die man gewöhnlich Schriftstellern beilegt, hatte Goethe die der Eifersucht am Wenigsten; von allen Vorzügen, welche Größe anmutig schmücken, hatte er Großherzigkeit am Meisten. Der Strom der Zeit wird kommenden Geschlechtern das Andenken Vieler zuführen, deren Name nur in seinem Lobe fortlebt, und die Litteraturgeschichte der Zukunft wird von Goethe melden, mit welcher Begeisterung er Schiller, Voß und Herder verehrte und wie schnell er den Genius eines Scott, Byron, Béranger und Manzoni erkannte.

Während die Welt durch den Sturmschritt der Revolution in ihren Tiefen erschüttert wurde, wandelte die kleine Welt von Weimar auf ihrem ebenen Pfade ruhig fort. Es kam wohl gelegentlich zu einzelnen Ausschreitungen, auch in Weimar wurden Zeitschriften und Broschüren gedruckt, die einen einigermaßen revolutionären Anstrich hatten, aber im Ganzen zeigte sich nicht bei Goethe allein, sondern auch bei seinen Freunden und Genossen eine ziemliche Gleichgiltigkeit. Wieland, der erklärte Feind aller Tyrannei, der ursprünglich über die Revolution gejubelt, war über die Schreckensherrschaft so entsetzt, daß er eine Diktatur verlangte. Herders philosophische Anschauung von der Menschheit machte ihn gegen die kleinere Frage der Nationalität gleichgiltig, und eine französische Revolution kümmerte ihn gar wenig. Selbst Schiller, so seltsam es klingen mag, Schiller der Freiheitssänger, der Dichter des Posa war auf die französische Revolution nicht besser zu sprechen als Goethe. Die Republik hatte ihn mit einer besondern Auszeichnung geehrt: zugleich mit Washington, Franklin, Tom Paine, Pestalozzi, Campe, Klopstock, dem berüchtigten Anacharsis Klotz und einigen Anderen wurde ihm das französische Bürgerrecht erteilt. Das Diplom, von Danton und Roland am 6. September 1792 unterzeichnet, das Schiller freilich erst nach seltsamen Umwegen am 1. März 1798 erhielt, wird jetzt auf der Bibliothek in Weimar aufbewahrt, wo dem Besucher die bekannte französische Leichtfertigkeit in der Schreibung des Namens Schiller auffällt — à Monsieur Gille, publiciste allemand. Schiller verdankte diese Ehre vielleicht seinen „Räubern", die seit 1785 übersetzt waren, oder dem „Fiesko", über dessen Frankfurter Aufführung im Moniteur

Digitized by Google

vom 12. Februar 1802 ein begeisterter Bericht gestanden hatte. Von Anfang an hatte er die Revolution nicht mit günstigen Augen angesehen, und der Prozeß des unglücklichen Ludwigs XVI. machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine öffentliche Verteidigung des Königs zu schreiben. Gleich Wieland sah auch er nur in einer Diktatur Rettung.

Bei einer solchen Stimmung der leitenden Geister dürfen wir uns nicht wundern, daß sie ihren gewohnten Beschäftigungen unbekümmert um die Dinge in Frankreich nachgingen. Weimar konnte in der europäischen Politik keine Rolle spielen. Die Männer von Weimar hatten ihre Aufgabe an der Litteratur, durch die allein sie eine Wiedergeburt ihrer Zeit für möglich hielten. In dem Glauben an die verjüngende Kraft der Kultur gaben sie sich ihr mit vaterländischem Sinne hin, und ein Blick auf den damaligen Stand der Litteratur zeigt, daß der Patriotismus auf diesem Felde eine edle Aufgabe zu erfüllen hatte. Die Leipziger Messe war mit Ritterromanen, Räuber- und Gespenstergeschichten, Lafontaines sentimentalen Familienstücken und Schauspielen im Sturm- und Drangstil überflutet. Auf der Bühne herrschte Kotzebue; „Menschenhaß und Reue" machte volle Häuser und rührte die empfindsamen Leute im Parterre zu Thränen. Klopstock zog sich immer tiefer in priesterliche Abgezogenheit zurück und seine Poesie versiegte immer mehr; Jean Paul gab wohl Beweise von Kraft und Originalität, aber außer Goethe und Schiller schien nur Voß, der seine Luise geschrieben und den Homer übersetzt hatte, zum Führer einer Schule befähigt, auf welche die Nation stolz sein konnte.

In dieser Lage der Dinge faßte Schiller den Plan zu einer Zeitschrift „Die Horen", welche eine in vielen Beziehungen merkwürdige Stelle in der deutschen Litteratur einnimmt. Goethe, Herder, Kant, Fichte, die beiden Humboldt, Jacobi, Engel, Meyer, Garve, Matthisson u. A. sollten eine geschlossene Phalanx von Kritikern bilden, deren unwiderstehliche Gewalt das ganze litterarische Gebiet sofort erobern werde. In der Ankündigung von Schiller hieß es: „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse

Digitized by Google

an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

Dies Unternehmen knüpfte das Band der Freundſchaft zwiſchen Goethe und Schiller. Von ihrer erſten Berührung haben wir bereits oben (S. 73) erzählt. Im Mai 1794 trafen ſie ſich in einer Sitzung der naturforſchenden Geſellſchaft in Jena; zufällig gingen Beide zugleich hinaus; ein Geſpräch knüpfte ſich an, und Schiller machte zu Goethes Freude die Bemerkung, eine ſo zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, ſei für den Laien nicht eben erfreulich. „Ich erwiderte darauf", ſo berichtet Goethe weiter, „daß ſie den Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend, darzuſtellen. Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſein, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein Solches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu ſeinem Hauſe; das Geſpräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphoſe der Pflanze lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen. Er vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: ‚das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee'. Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Der alte Groll wollte ſich regen, ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: ‚Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe'." Die Kluft zwiſchen ihnen war ſo breit wie tief, aber den erſten Schritt hatten ſie gethan, Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt Alle feſt, die ſich ihm näherten; ſeine Frau, für die Goethe von ihrer Jugend an Liebe und Achtung empfunden hatte, trug das Ihrige zu dauerndem Verſtändniſſe bei; die Horen gaben Anlaß zu häufiger Berührung und gemeinſamer Thätigkeit — „und ſo," ſagt Goethe, „beſiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wett-

Digitized by Google

kampf zwiſchen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und für Andere manches Gute gewirkt hat." Nach der erſten Begegnung wuchs die Freundſchaft raſch empor. Nur kurze Zeit nachher, und Schiller eroberte Goethes Herz in jenem kühnen Briefe, worin er die Natur und den Entwicklungsgang des Goetheſchen Geiſtes darlegte, oder, um mit Goethes Worten zu reden, „mit freundlicher Hand die Summe ſeiner geiſtigen Exiſtenz zog". Die Hauptſtelle des denkwürdigen Briefes lautet:

„Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwereſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener, geboren worden und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie als ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt

Digitized by Google

in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationellen Wege ein Griechenland zu gebären.

„In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſeren Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, corrigiren und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt bei der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie hatten alſo eine Arbeit mehr: denn ſo wie Sie von der Anſchauung zur Abſtraktion übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann.“

Goethe erwiderte darauf ſehr herzlich, und bald kam auf ſeine Einladung Schiller auf vierzehn Tage zu ihm nach Weimar. Ein reicher Ideenaustauſch fand zwiſchen ihnen ſtatt; ſie erkannten auf manchen Punkten eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, als ſie aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. „Es wird mir Zeit koſten“, ſchrieb ihm Schiller nach der Rückkehr von Jena aus, „alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, ſoll verloren ſein.“

Da Goethe ſeinen Wilhelm Meiſter, den er ſchon einem andern Verleger verſprochen hatte, nicht in den Horen drucken laſſen konnte, ſo gab er dem Freunde ſtatt deſſen die beiden Epiſteln, die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, die römiſchen Elegien und den Aufſatz über litterariſchen Sansculottismus. Außerdem

Digitized by Google

ließ er ihm das Manuskript des Wilhelm Meister vom dritten Buche an zugehen und machte von den freundschaftlichen Ratschlägen Schillers dankbaren Gebrauch.

Gegen Ende des Monats Juli ging er nach Dessau und von da nach Dresden, wo er mit Meyer die Unruhen der Zeit in Betrachtung der dortigen Kunstschätze zu vergessen strebte. „Ganz Deutschland," schrieb er an Fritz von Stein, „ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgültige Menschen getheilt. Für meine Person finde ich nichts räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen." Die Freundschaft mit Schiller wurde immer vertrauter. Sie begannen jenen lebhaften Briefwechsel, der so reich ist an gedanklichem Inhalt, daß Goethe mit Recht sagen durfte, seine Veröffentlichung sei wohl eins der schönsten Geschenke, das man einem gebildeten Publikum machen könne. Aus Goethes Briefen an andere Freunde in dieser Zeit spricht eine innere Zufriedenheit, die er mit Recht diesem neuen Verhältnisse zuschreibt. „Für mich," sagt er, „war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Die Berührung mit Schillers männlichem Ernst und rastloser Strebsamkeit war für ihn der Antrieb, dessen er so lange bedurft hatte. Was gewöhnlich ein Sporn zu schriftstellerischer Thätigkeit ist, Mangel an Geld und Ruhmbegier, das reizte ihn nicht. Geld hatte er nicht nötig, Ruhm hatte er genug, und eine Nation, zu der zu reden es ihn hätte drängen können, gab es nicht. Aber die unermüdliche Thätigkeit des jüngern Schiller wirkte auf ihn, wie ein Zauber; sein Wetteifer entbrannte, und für beide wurden die Jahre ihrer Freundschaft die produktivsten.

Nach allen Richtungen hin war Goethe thätig. Göttling in Jena war gerade mit der Entdeckung hervorgetreten, daß Phosphor auch in Stickstoff brenne, und Goethe wurde dadurch auf die Chemie hingelenkt, die ihm für einige Zeit Erholung gewährte. Die Anatomie verlor nie ihre Anziehungskraft für ihn, und zu Loders Vorlesungen über die Bänderlehre wanderte er am frühen Morgen durch den Schnee mit einer Lernbegier, um die ihn die studierende Jugend hätte beneiden mögen. Die Brüder Humboldt, mit denen er in Briefwechsel stand, hielten seinen wissenschaftlichen

Digitized by Google

Eifer rege, und ihrem kräftigen Zuspruch verdanken wir seine Abhandlungen über vergleichende Anatomie. Er verhandelte mit ihnen über diese Fragen unaufhörlich, entwickelte seine Gedanken im Zusammenhange, würde sie aber schwerlich je zu Papier gebracht haben, wenn sie ihn nicht dazu angetrieben hätten. Indes auch so vollendete er die Arbeit nicht und drucken ließ er sie erst 1820. Die Unterhaltungen mit den Humboldt umfaßten ein weites Gebiet. „Es ist vielleicht nicht anmaßlich," schrieb Goethe in späteren Jahren, „wenn wir uns einbilden, manches von daher Entsprungene trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset, der die Pfropfreiser hergegeben."

Seine dichterischen Pläne waren zahlreich; einige davon kamen zur Ausführung. Eine Tragödie „Der befreite Prometheus" wurde begonnen, aber nicht weiter fortgesetzt; er übersetzte den Homerischen Hymnus auf Apollo, schrieb die Elegie „Alexis und Dora", die „Vier Jahreszeiten" und verschiedene kleine Gedichte, die sämtlich in den Horen oder in Schillers Musenalmanach erschienen, und übersetzte ferner einiges von Frau v. Staël und die Selbstbiographie des Benvenuto Cellini. Aber was damals am meisten Aufsehen machte, waren die Xenien.

Wie schon oben bemerkt, war der Zustand der deutschen Litteratur nichts weniger als glänzend und der Geschmack des Publikums sehr heruntergekommen. Die Horen sollten diesen Geschmack durch die glänzende Vereinigung aller Talente reinigen und heben. Aber der Erfolg entsprach den Erwartungen durchaus nicht. Die Mittelmäßigkeit griff gegen die Talente zu den Waffen und wehrte sich in den öffentlichen Blättern. Das Publikum, mit dessen Dummheit nach Schillers Ausspruch selbst Götter vergebens kämpfen, rührte sich nicht im Mindesten. Die Horen waren ein verfehltes Unternehmen, welches, nachdem es im ersten Jahre einen glänzenden Erfolg gehabt, bald so herunterkam, daß es weder seine Kosten deckte noch auch bei den Abnehmern besonders großen Beifall fand. Aufsätze von gewöhnlichen Mitarbeitern wurden den bedeutendsten Namen zugeschrieben; selbst Friedrich Schlegel hielt den Roman von Karoline von Wolzogen „Agnes von Linien" für eine Arbeit Goethes.

Digitized by Google

Indes die beiden großen Dichter, die sich so eifrig für ihre Zeitschrift interessiert hatten, wollten weder dem Publikum seine Kälte noch der Mittelmäßigkeit ihren Spott straflos hingehen lassen. Sie beschlossen eine litterarische Rache zu nehmen; ihr Strafgericht waren die Xenien.

Die Schriften, welche diese Epigramme hervorgerufen haben, würden gesammelt eine kleine Bibliothek abgeben; sie gehen von der gröbsten Abwehr — eine Gegenschrift führt den Titel „Die Ochsiade", eine andere ist „an die Sudelköche in Weimar" adressiert — bis zu der begeistertsten Ueberschätzung, wie sie sich in den Worten von Ed. Boas ausspricht: „Am 31. Oktober 1517 ward die kirchliche Reformation in Deutschland begonnen; im Oktober 1796 nahm die literarische ihren Anfang. Damals schlug Luther seine Thesen zu Wittenberg an, jetzt erschien der Schillersche Musenalmanach mit den Xenien. Niemals zuvor hatte Einer den Muth gehabt, alle sanktionirten Dummheiten so schonungslos aufzurütteln, die Heuchler so scharf zu geißeln." Daß ein solche Züchtigung einigermaßen an der Zeit war, beweist das laute Wutgeschrei, welches sich von allen Seiten erhob; daß sie aber eine besondere Läuterung der Litteratur bewirkt habe, läßt sich schwerlich behaupten.

Der Gedanke zu den Xenien ging von Goethe aus. Bei der Lesung der Xenien des römischen Dichters Martial kam ihm der Einfall und sofort schickte er das erste Dutzend an Schiller für seinen Musenalmanach. Dieser war hocherfreut, meinte aber, sie müßten es auf ein ganzes Hundert bringen und alle litterarischen Gegner darin bedenken; bald erschien auch diese Zahl geringe, und sie beschlossen, bis auf tausend zu gehen. Nun arbeiteten die Beiden in schriftlichem und persönlichem Verkehr in Xenien in vollster Gemeinschaft; bald gab der Eine den Gedanken und der andere die Form, oder jener machte den ersten Vers, dieser den zweiten. Das Eigentumsrecht des Einzelnen läßt sich daher in vielen Fällen gar nicht feststellen, und erst in neuester Zeit hat Maltzahn nach den Originalhandschriften einigermaßen die Auseinandersetzung durchgeführt.

Die erste Wirkung der Xenien war fürchterlich, das Aufsehen ungeheuer. Alle schlechten Scribenten im Reiche, und ihre Zahl war Legion, fühlten sich persönlich verletzt; alle Pietisten und

Digitized by Google

Gefühlsschwärmer waren lächerlich gemacht, alle Pedanten und Philister gegeißelt. Die Hiebe trafen so viele Leute und so viele Parteien, daß es nicht wunder nehmen darf, wenn lauter Schmerzensruf die Luft erfüllte. Bald erschienen zahlreiche Gegenschriften, und der Xenienſturm bleibt immer eine interessante Partie in dem Kriege „der Thorenmenge mit den beiden Weisen“. Goethe hatte ein rechtes Behagen daran, wie sich die Opfer gebärdeten. „Es ist lustig zu sehen,“ schreibt er an Schiller, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sache ist.“

Nimmt man die Xenien als bloße Erzeugnisse des Witzes und betrachtet sie nicht in dem grellen Lichte persönlicher Bosheit und Entrüstung, so erscheinen sie schwach und man begreift nicht, wie sie eine solche Sensation haben machen können. Nur wenige kitzeln noch jetzt unsern Gaumen, denn sie haben das echte Salz des Witzes. Manche andere machen auf Witz gar keinen Anspruch, sind aber vortreffliche Aussprüche von ästhetischer Kritik und philosophischen Gedanken. Zwar ließ sich guter Geschmack nicht durch Angriffe auf den schlechten hervorbringen; indes durfte man hoffen, daß solch eine Züchtigung an manchen Stellen empfindlich treffen würde, und in dieser Beziehung leisteten die Xenien Gutes.

In dieselbe Zeit fällt auch der Wilhelm Meister, den wir nun vom künstlerischen Gesichtspunkte prüfen wollen.

Zweiter Abschnitt.

Wilhelm Meister.

Wilhelm Meister hat so viele philosophische Kunstbetrachtungen veranlaßt, ist aus den Tiefen des sittlichen Bewußtseins so vielfach konstruiert worden, hat schon so wunderbaren und so wider-

Digitized by Google

sprechenden Deutungen unterliegen müssen, daß der Dichter selbst sich gewiß über seinen unbewußten Tiefsinn verwundert hätte. In dem letzten Teile dieses Romans ist offenbar manches symbolisch gemeint, und ich zweifle so wenig, daß dieses der deutschen Kunstrichtung zuliebe geschah, wie ich zweifle, daß infolgedessen ein Meisterstück verdorben ist. Der augenfällige Mangel an Einheit in diesem Kunstwerk hat der Einbildungskraft der Erklärer vollen Spielraum gelassen. Hillebrand hat es kühn ausgesprochen, die Idee des Wilhelm Meister sei genau die, daß er keine habe — was denn freilich unser Verständnis nicht sehr fördert.

Wir unsererseits wollen, statt uns um den Grundgedanken zu bemühen, fest an der historischen Kritik halten und nachsehen, wie weit der Ursprung und die Entstehung des Werkes über den Sinn Licht geben. Daß die ersten sechs Bücher der ursprünglichen Fassung vor der Reise nach Italien geschrieben sind, steht fest; Goethe schrieb sie, während er für das Liebhabertheater thätig und Theaterdirektor, Theaterdichter und Schauspieler in einer Person war. Diese erste Fassung, die nicht auf uns gekommen ist, sollte die ganze Art, das Ziel und die Kunst des Schauspielers darstellen; in einem Briefe an Merck sagt Goethe ausdrücklich, es sei seine Absicht, das Schauspielerleben zu zeichnen. Ob er das symbolisch meinte, kann nicht bestimmt entschieden werden. Vielleicht war das Symbolische eine Nebenansicht, vielleicht auch nicht; der Grundgedanke jedenfalls ist durchaus klar. Auch hatte er sich damals noch nicht der Symbolik in der Kunst zugewandt. Er sang wie der Vogel singt, und sein Entzücken war eine gesunde Objektivität. Am Schauspielerwesen und an der Schauspielkunst nahm er ernsten Anteil. Das Leben eines Schauspielers schien ihm ein passender Rahmen für gewisse Bilder, und darum wählte er es zum Gegenstande eines Romans. Später kam ihm gewiß der Gedanke, jene Bilder zu symbolisieren, und der Schluß des Romans ist in diesem Sinne gearbeitet.

Gervinus spricht sich nachdrücklich gegen die Ansicht aus, als habe Goethe in der ersten Anlage den Wilhelm als zur Schauspielkunst nicht befähigt darstellen wollen, und ich glaube, nach genauer Prüfung muß man ihm darin Recht geben. Statt in einer falschen Richtung befangen zu erscheinen (wie es Goethe in Bezug

Digitized by Google

auf klassische Kunst selbst gewesen war), erscheint Wilhelm auch in der jetzigen Gestalt des Werkes, wo nach dem spätern Plane schon in den ersten Abschnitten manche neue Andeutungen eingestreut sind, als ein Mensch von echtem, angeborenem Schauspielertalent, dem zur Vollendung nur die Uebung fehlt. Mit der Aufführung des Hamlet tritt nach dieser Seite hin der äußerste Punkt ein, und nur bis dahin geht der erste Plan. Nachdem er soweit geschrieben, reiste Goethe nach Italien. Wie sich seine Anschauungen da änderten, haben wir gesehen. Nach einem Zwischenraume von zehn Jahren nahm er den Roman wieder auf, und da er in dieser Zeit selbst eine falsche Richtung durchlebt, die Fruchtlosigkeit der Ausbildung eines unvollkommnen Talents eingesehen hatte, so änderte er den ursprünglichen Plan, machte daraus eine symbolische Darstellung des vergeblichen Strebens der Jugend nach Bildung und setzte mit sehr ungeschickter Erfindung die langweilige Geschichte von der geheimnisvollen Gesellschaft hinein, die alle Schritte Wilhelms überwacht und ihn in seinem Irrtum bestärkt, um ihn durch Irrtum zur Wahrheit zu führen. In seinen späteren Jahren erklärte er diesen Plan für den ursprünglichen. „Der Wilhelm Meister," schreibt er in den Tages- und Jahresheften, „entsprang aus einem dunklen Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen — eine Ahnung, die sich im Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt." Und gegen Eckermann äußert er: „Es gehört dieses Werk zu den incalculabelsten Produktionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unseren Helden richtet, indem er sagt: Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn

Digitized by Google

Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Hieran halte man sich; denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch, trotz aller Dummheiten und Verirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Schiller, der nur den zweiten Plan kannte, erklärte sich mit Recht gegen den allzu großen Raum, der dem Schauspielerwesen gegeben sei. „Es kommt mir zuweilen vor," schreibt er an Goethe, „als ob Sie demjenigen Theile, der das Schauspielwesen ausschließend angeht, mehr Raum gegeben hätten, als sich mit der freien und weiten Idee des Ganzen verträgt. Es sieht zuweilen aus, als schrieben Sie *für* den Schauspieler, da Sie doch nur *von* dem Schauspieler schreiben wollen. Die Sorgfalt, welche Sie gewissen kleinen Details in dieser Gattung widmen, und die Aufmerksamkeit auf einzelne kleine Kunstvortheile, die zwar dem Schauspieler und Direktor, aber nicht dem Publikum wichtig sind, bringen den falschen Schein eines *besondern Zweckes* in die Darstellung, und wer einen solchen Zweck auch nicht vermuthet, der möchte Ihnen gar Schuld geben, daß eine Privatvorliebe für diese Gegenstände Ihnen zu mächtig geworden sei!" Beim zweiten Plane muß es auch als ein Fehler der Komposition bezeichnet werden, daß die Einleitung fünf Bücher füllt, eines episodisch ist und nur zwei der eigentlichen Entwicklung gewidmet sind. Das ist durchaus gegen alles richtige Verhältnis. Und doch sagt Friedrich Schlegel in seiner vortrefflichen Kritik ausdrücklich, die beiden letzten Bücher seien eigentlich das ganze Werk, die anderen seien nur Vorbereitungen.

Der Wilhelm Meister verfolgt zwei Aufgaben, die Verherrlichung der Schauspielkunst und die Theorie der Erziehung. Die letzten beiden Bücher handeln fast nur von der Erziehung. Sehr weise und tiefe Gedanken werden entwickelt und entschädigen uns für die Gewöhnlichkeit der Erfindung. Sonst aber stehen diese Bücher an Stil, Charakter und Interesse den ersten Abschnitten nach.

Im Ganzen ist Wilhelm Meister in der That ein „incalculables Werk". Meine zuerst etwas kühle Bewunderung hat sich durch wiederholte Lektüre mächtig gesteigert und ebenso sind mir auch die Fehler klarer geworden. Die Schönheiten sind immer neu,

Digitized by Google

immer wunderbar, die Fehler drängen sich in immer gleicher Schärfe auf.

Der Roman hebt mit großer dramatischer Lebendigkeit an. Marianne und die alte Barbara stehen vor uns in Umrissen so scharf, wie von Shakespeares Hand. Die ganze Geschichte ist bewundernswert, mit Ausnahme freilich der langen und etwas langweiligen Erzählung Wilhelms über das Puppentheater, eine Erzählung, bei der vermutlich mancher Leser so gut eingeschlafen ist wie Marianne. Der Gegensatz zwischen Wilhelm und dem prosaischen Werner ist auch geschickt gezeichnet. Aber die glücklichsten Züge sind die, in denen Wilhelms Unentschlossenheit und Mangel an Ausdauer hervortritt; sie enthüllen seine eigentliche Natur; denn im ganzen Roman ist Wilhelm nicht der Held, sondern das Geschöpf der Ereignisse. Das ist mit großer Kunst durchgeführt. Götz und Egmont sind Helden; so stürmisch die Zeiten auch sind, sie stehen unerschüttert. In ihnen wollte der Dichter edle Charaktere darstellen, und er stellte sie uns dar in ihrer festen, klaren, den Verhältnissen überlegenen Individualität. Im Wilhelm Meister bewegte sich der Dichter nach einer andern Richtung; er wollte zeigen, wie Menschen, die sich von jedem äußern Einfluß bestimmen lassen, sich ändern und entwickeln. Bei einem Charakter wie Egmont wären die Wandlungen, die Wilhelm durchmacht, unmöglich; das scheint sich so von selbst zu verstehen, daß es uns Wunder nehmen muß, wie Kritiker den schwankenden Charakter Wilhelms als einen künstlerischen Fehler tadeln können. Man könnte ebensogut die Schwankungen Hamlets tadeln. Wilhelm schwankt nicht nur leicht von einem Ding zum andern, sondern ändert auch seine Meinung über sich selbst fortwährend. Ebensowenig beständig ist er in seinen Empfindungen; von der Liebe zu der leidenschaftlichen Marianne geht er zu einer Neigung für die leichtfertige Philine über, von Philine zu der Gräfin, um diese sogleich wieder gegen die Amazone zu vergessen; schon im Begriff, Therese zu heiraten, verläßt er sie, sobald sie ihm zugesagt hat, und bewirbt sich um Natalie.

Eine interessante Eigentümlichkeit des Romans sind die reichen Anklänge von Humor, nach denen Goethe Anlage genug zu einem humoristischen Schriftsteller hatte, nur daß sie durch andere Fähig-

Digitized by Google

keiten zurückgedrängt wurde. Wilhelms unbewußte Pedanterie und sein leidenschaftliches Verlangen den Schmuck und Schein der Bühne auch in das Leben zu übertragen, der Graf mit seinen Phantastereien, die Erlebnisse der Schauspieler in dem Schlosse, das theatralische Kostüm, mit dem Wilhelm sich aufputzt, der ganze Charakter Philinens und Friedrichs sind Beispiele dieser humoristischen Begabung.

Den Inhalt des Romans zu erzählen, hieße dem Dichter Unrecht thun; ich setze ihn als bekannt voraus, und meine Kritik hat nun leichte Arbeit. Ich brauche nur auf die wunderbare Kunst hinzudeuten, mit der die Charaktere sich entfalten. Wir sehen sie, wir durchschauen sie. Sie werden nie geschildert, sie stellen sich selbst dar. Philine z. B., eins der bezaubendsten und originellsten Geschöpfe der Dichtung, die wir so gut kennen, als hätte sie mit uns selbst kokettiert und uns zum Besten gehabt, wird niemals beschrieben; selbst wie sie aussieht, erfahren wir nicht aus der unmittelbaren Erzählung des Dichters, sondern aus dem Eindruck, den sie auf Andere macht. Daß sie eine seltsame Mischung von Leichtsinn, Edelsinn, Laune, Trotz, Zärtlichkeit und Munterkeit ist, ein lebhaftes Mädchen, eine halbe Französin, auf Anstand möglichst wenig Rücksicht nimmt, aber einen wahren Anstand für sich apart hat, der Welt ein Schnippchen schlägt, alle Regeln der Ordnung als langweilig und pedantisch verachtet, durchaus keine idealen Anflüge hat, aber auch den Schein zu heucheln verschmäht, mit allen Männern kokettiert, allen Frauen ein Greuel ist, Jeden um den Finger wickelt und doch selbst denen, die ihr Böses gethan, gern gefällig und freundlich ist — das Alles erzählt uns der Dichter nicht, sondern so lebt sie vor unseren Augen. Sie ist so natürlich, eine so reizende Sünderin, daß wir ihr alles vergeben. Im Ganzen ist sie die originellste und für die künstlerische Darstellung schwierigste Figur des Romans. Mignon, diese herrliche poetische Gestalt, war, einmal erfunden, leichter zu zeichnen. Alle die anderen Frauencharaktere stehen zu Philine im Gegensatz, sie heben sich gegenseitig. Die krankhaft sentimentale Aurelie und die schwärmerische Melina haben einen Ernst, an den Philine nicht heranreicht, aber sie haben auch die entsprechenden Fehler, von denen sie frei ist. Sie hat für alles Ernsthafte so viel Sinn,

Digitized by Google

wie ein Vögelchen; munter und lebensluſtig zwitſchert ſie durch Regen und Sonnenſchein. Die Forderungen der Moral an ſie zu ſtellen kommt uns nie in den Sinn. Moral! was weiß ſie davon? nicht einmal auf dem Grüßfuß ſteht ſie mit ihr! Doch kann ſie auch nicht unſittlich genannt werden. Mit Mignon verglichen ſteht ſie freilich der Unſchuld, dem ſittlichen Ernſt, der hingebenden Aufopferung und dem dunklen Heimweh nach einem Jenſeits gegenüber, denn Philine iſt nie unſchuldig geweſen; ſie iſt ſo liſtig und gewitzt wie ein Kätzchen; ernſt kann ſie nicht ſein; wenn ſie nicht lacht, muß ſie gähnen oder weinen, Zärtlichkeit hat ſie genug, aber von Hingebung weiß ſie nichts, und die Heimat im fernen Jenſeits — was braucht ſie ſich um die zu kümmern, ſie, die überall ihr Neſt aufſchlagen kann? Wohl iſt es möglich, über Philine ſehr ſtrenge zu urteilen, aber wie manches unartige Kind entwaffnet ſie unſere Strenge durch ihre Anmut.

Ueber Mignon und ihre Lieder brauche ich kein Wort zu ſagen. Maler haben verſucht, von dieſem ſeltſamen Weſen, welches die Einbildungskraft und das Herz jedes Leſers mit ſüßem Zauber feſſelt, ein Bild zu geben, aber die Kraft des Pinſels erlahmt an der Aufgabe. Der alte Harfner iſt eine wilde Bardengeſtalt, in ein dunkles Geheimnis gehüllt, welches erſt am Schluſſe ſich aufklärt. Er vermehrt nicht nur die bunte Mannigfaltigkeit der Charaktere dieſes Romans, ſeine Geſänge geben demſelben auch eine Tiefe von Leiden und Leidenſchaft, die in dem ſchlichten Kreiſe, in dem der Roman ſich ſonſt bewegt, nicht am Platze wäre. Dieſe beiden poetiſchen Figuren deuten von dem proſaiſchen Hintergrunde hinaus auf eine fremde Welt von Schönheit. Serlo, Laertes, der ſelbſtſüchtige Melina und ſeine empfindſame Frau treten weniger ſcharf hervor, ſind jedoch mit meiſterhafter Geſchicklichkeit gezeichnet. Sobald wir von ihnen ſcheiden, das heißt, ſobald wir die vor der italieniſchen Reiſe geſchriebenen Abſchnitte hinter uns haben, kommen wir zu den Charakteren, wie Lothario, dem Abbé, dem Arzt, Thereſe und Natalie, und ein ganz anderer Stil der Behandlung waltet. Aus der friſchen Luft der freien Natur treten wir in das Studierzimmer eines Philoſophen, die Stelle des Lebens nehmen Abſtraktionen ein. Das Intereſſe der Erzählung fällt gänzlich ab, die Behandlung der Charaktere wird eine ganz andere; ſie leben nicht

Digitized by Google

mehr vor uns, sie werden uns geschildert. Die Ereignisse drängen sich, haben wenig Wahrscheinlichkeit und noch weniger Interesse. Die Sprache wird schwach, bisweilen förmlich schlecht; wie die Männer und Frauen ohne Leidenschaft sind, so ist der Stil ohne Farbe und Leben. Von dem ersten Buche konnte Schiller noch sagen: „die kühnen poetischen Stellen, die aus der stillen Fluth des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und füllen das Gemüth"; aber die letzten beiden Bücher, mit Ausnahme der ausgezeichneten Erzählung der Geschichte des Harfners, sind in einer Weise geschrieben, daß z. B. in England der ganze Roman trotz der wunderbaren Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Charaktere und der Schönheit so mancher Partien fast allgemein für langweilig gilt. In diesen letzten Büchern geht die Erzählung langsam vorwärts und handelt von ganz gewöhnlichen und unwahrscheinlichen Vorgängen; der geheimnisvolle Turm ist vollends eine abgeschmackte Mystifikation. Was den Stil angeht, so kann man diese Abschnitte nur aufs Geratewohl aufschlagen und man wird sicher einen oder den andern finden, den Goethe schwerlich geschrieben haben würde, und der sich nur daraus erklärt, daß er diktiert hat. Hier einen zur Probe: „Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer sehen, daß sie eben auch mich auf meinem Wege grade deswegen, weil es mein Weg ist, keineswegs stören."

Novalis versuchte das Werk folgendermaßen zu charakterisieren: „Das Buch handelt blos von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte; das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlicher Atheismus ist der Geist des Buchs". Solch ein Wort „künstlerischer Atheismus" sagt sich leicht, klingt gut, ist vielen Deutungen zugänglich und kann daher auf Zustimmung rechnen. Ich verstehe es dahin, daß im Wilhelm Meister der Verfasser sich jedes moralischen Urteils enthalten hat. Personen betreten die Bühne, Ereignisse gehen an uns vorüber, Gefühle und Gedanken werden ausgesprochen, aber der Verfasser sagt uns mit keinem Worte, wie dieselben zur Moral stehen. Ueber dem thatenreichen Leben seiner Erzählung vergißt er ganz, einen moralischen Wahrspruch zu fällen;

Digitized by Google

das Gute wirkt wohlthätig, aber es wird weiter nicht gelobt; das Schlechte hat böse Folgen, aber es wird nicht ausdrücklich gebrandmarkt. Wir sehen in eine Welt, wo der Priester fehlt und nicht einmal der Zipfel seines Talars hineinweht. Für manche Leser ist das ein Mangel, als wenn bei Tisch das Salz fehlt; gegen so einfache, rein sachliche Darstellungen hegen sie eine förmliche Abneigung, sie werden ganz irre dabei. Mögen sie!

Ueber die Unsittlichkeit des Wilhelm Meister ist Vielerlei geredet worden; es braucht hier nicht wiederholt zu werden. Was in dieser Beziehung zu sagen ist, hat Schiller richtig getroffen, als er an Goethe schrieb: „Die Jacobi'sche Kritik hat mich nicht im geringsten gewundert; denn ein Individuum wie er, muß eben so nothwendig durch die schonungslose Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Idee suchen, und das was sein soll höher halten als das was ist; der Grund des Streites liegt also hier schon in den ersten Principien, und es ist völlig unmöglich, daß man einander versteht. Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unsittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objekts fließt, und daß die Art, wie Sie dasselbe behandeln, nur von Ihrem Subjekt sich herschreibt, so würden Sie allerdings dafür verantwortlich sein, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem ästhetischen Forum fehlten."

Wilhelm Meister ist keine moralische Erzählung, daß heißt, er ist nicht geschrieben mit der ausdrücklichen Absicht, einen allgemeinen Satz unserer gewöhnlichen Sittenlehre zu erläutern. Aber den Roman deshalb für unsittlich zu erklären, wie man oft gethan, ist thöricht genug; denn wenn er keine moralische Tendenz hat, so hat er ebensowenig eine unmoralische. Daß er nicht zur Erbauung tugendhafter Leute geschrieben ist, mag sein; sicher aber ist er nicht zur Verbreitung des Lasters geschrieben. Nirgends ein Tugendprediger, kann der Verfasser doch auch von den strengsten Kritikern nicht ein Kuppler des Lasters genannt werden. Der

Digitized by Google

Künstler hat sich begnügt, Scenen des wirklichen Lebens zu malen ohne weitern Zusatz — das ist Alles, und wenn manche von diesen Scenen Dinge betreffen, die man nach stillschweigender Uebereinkunft in der Gesellschaft nicht berührt, so weiß doch von ihnen Jeder, der kein Kind ist. Wer durch solche Scenen in einem Roman moralisch mehr gefährdet wird, als wenn er sie in Zeitungen liest, dessen moralische Konstitution ist so bedenklich zart und leicht zu beschädigen, daß wir ihn wirklich bedauern müssen. Hoffentlich ist indes die Welt mit kräftigeren Naturen bevölkert, und eine kräftige Natur braucht nicht bange zu sein.

Ich habe gesagt, der Wilhelm Meister sei nicht eine moralische Erzählung, aber ich fühle mich verpflichtet zu erklären, daß ein tiefer und gesunder moralischer Sinn darin lebt und webt und in mancherlei Tönen zu Jedem spricht, der Ohren hat zu hören. Aber darin muß „jeder Kranke sich selbst helfen", und was Einer daraus entnehmen kann, hängt von seiner eigenen Einsicht und Erfahrung ab. Bisweilen ergibt sich dieser Sinn aus dem ganzen Verlauf der Erzählung; so z. B. liegt eine gesunde Moral in dem Nachweise, wie das Leben auf Wilhelm einwirkt, seinen Charakter formt, bestimmt und von dem bloßen Triebe zur Unterordnung unter die Vernunft, von träumerischer Weichheit zu männlichem Pflichtgefühl, von Selbstvergötterung zu thätiger Menschenliebe erhebt, aber diese Lehre wird nicht in der Weise eines Predigers, sondern eines Künstlers gelehrt und kann daher leicht von denen übersehen werden, die eine „Moral" nicht eher wahrnehmen, als bis man sie darauf stößt.

Die „Bekenntnisse einer schönen Seele", welche das sechste Buch füllen, werden in manchen Kreisen so andächtig verehrt, wie die Verderbtheit des sonstigen Inhalts verabscheut. Stolberg verbrannte das ganze übrige Werk und bewahrte dieses Buch wie einen Schatz. In der That ist dies Bild einer stillen Schwärmerin, die zugleich ein origineller und fester Charakter ist, merkwürdig genug und die Einwirkung religiöser Ueberzeugungen auf das Leben, die allmählichen Fortschritte und die endliche Herrschaft des Mysticismus in dem Geiste einer Frau, die in jeder Beziehung so für die Welt gemacht schien, sind mit großer Feinheit gezeichnet. So sehr ich indes den Wert dieses Bildes zu schätzen weiß, be-

Digitized by Google

daure ich doch, daß Goethe die Bekenntnisse nicht besonders herausgegeben hat; sie unterbrechen die Erzählung und stehen mit dem sonstigen Inhalt in einem einigermaßen künstlichen Zusammenhange.

Die Kritik von Shakspeares Hamlet im Wilhelm Meister bleibt immer noch die beste, die wir über dies wunderbare Stück haben. Mit großer Kunst ist der Hamlet so in den Roman verflochten, als sei er ein Teil desselben, und man hat diese Verflechtung nicht bloß deshalb gerühmt, weil dadurch die Verwandtschaft zwischen Wilhelm und Hamlet hervortritt, die Beide reflektierende, schwankende Charaktere sind, sondern auch weil diese Tragödie für Wilhelm zu einem Prüfstein wird für sein Talent, zu einem Wendepunkt seines Schicksals.

Schillers Kritik über dies Werk, wie er sie in seinen begeisterten Briefen an Goethe selbst gegeben hat, würde ich gern ganz mitteilen, wenn nur Platz dazu wäre, aber ich muß es an einer Stelle genug sein lassen, die zu lesen ein wahrer Genuß ist. „Es gehört zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann, und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werks bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger als sie sein wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren

Digitized by Google

könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist."

Dritter Abschnitt.

Die romantische Schule.

„Nach dem tollen Wagstücke mit den Xenien müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsre poetische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Dieser Mahnruf fand Schiller gerüstet. Mit allem Ernst gingen die beiden ernsten Männer ans Werk und brachten ihre unvergleichlichen Balladen und ihre großen Gedichte Hermann und Dorothea und Wallenstein hervor. Ihr Einfluß aufeinander war sehr eigentümlich; im Gegensatz zu ihrer natürlichen Tendenz machte er Goethe spekulativ und theoretisch, Schiller realistisch. Vor allem wurde er für Goethe ein Antrieb zu thätigem Schaffen. „Sie haben mir," schrieb er an Schiller, „eine zweite Jugend gegeben und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut wie aufgehört hatte." Beide waren damals viel mit Philosophie geplagt; Schiller beschäftigte sich mit Kant und Spinoza, Goethe mit Kant und naturwissenschaftlichen Theorien. Beide auch erfüllten sich mehr und mehr mit dem Geist der alten Kunst und waren entschlossen, die Grundsätze derselben wieder geltend zu machen. Da sie Männer von Genie waren, so schadeten diese beiden falschen Richtungen — die reflektierende und die nachahmende — ihren Schriften weniger als der Bildung der Nation. Ihr Genie rettete sie trotz ihrer Irrtümer, aber die Nation führten diese fehl. Wie Gervinus bemerkt, zeigt schon ein bloßer statistischer Nachweis der litterarischen Erscheinungen den Verfall der Poesie in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre, in denen die Philosophie herrschte. Die Philosophie hat

Digitized by Google

die Sucht zu theoretisieren aufgebracht und die großen Meister der Dichtkunst zu Kritikern herabgezogen; zugleich mit der nachahmenden Richtung hat sie jenen glänzenden Irrtum hervorgebracht, der unter dem Namen der romantischen Schule bekannt ist.

Einige wenige Worte über diese vielbesprochene Schule sind wohl am Platze. Gleich ihrem Nachkömmling, der romantischen Schule in Frankreich, hatte sie in der Kritik eine Richtung, die gut war, und eine Neigung nach rückwärts, die vom Uebel war. Beide empörten sich gegen die Regeln einer beschränkten Kritik, beide stellten die mittelalterliche Kunst als die höchste hin, beide erklärten den Katholicismus und die Volkssagen für tiefsinniger als die Litteratur des Tages. In andrer Beziehung waren sie sehr voneinander verschieden; die Schlegel, Tieck, Novalis und Werner hatten nicht gegen einen strengen feststehenden nationalen Geschmack anzukämpfen, wie Viktor Hugo, Dumas, Alfred de Vigny; im Gegenteil wurden sie von einem großen Teile der Nation unterstützt, da sie nur gewisse Anschauungen weiter förderten, die schon in der allgemeinen Richtung lagen. Auf dem Gebiete der Kritik waren ihre Ansichten wenig mehr, als erneute Jubelklänge über die durch Lessing, Herder, Goethe und Schiller bereits gewonnenen Siege. Friedrich Schlegel, bei weitem der bedeutendste Kritiker dieser Schule, begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Auswahl aus Lessings Werken („Lessings Geist, eine Blumenlese seiner Ansichten") und endete damit, Philipp den Zweiten und den grausamen Alba zu bewundern und Calderon für einen größern Dichter zu erklären als Shakespeare. So stellt er den Verlauf der ganzen Schule von Anfang bis zu Ende dar.

Fichte, Schelling, Schleiermacher und Solger sind die Philosophen dieser romantischen Schule; von den beiden ersten stammt das einst berühmte nun fast vergessene Princip der Ironie, das, wie Hegel nachwies, nicht nur überhaupt kein Princip war, sondern auch nicht einmal von den Romantikern selbst angewandt worden ist. Die Ironie Shakespeares, des „Gottes ihrer Anbetung", wirklich aufzuzeigen hat Keiner von ihnen, selbst Tieck nicht versucht. Unter den wirklichen Diensten, welche Tieck und August Wilhelm Schlegel der deutschen Bildung geleistet haben, verdient bei dieser Gelegenheit ihre Shakespeare-Uebersetzung hervorgehoben

Digitized by Google

zu werden, die trotz mancher einzelner Mängel im Ganzen ihresgleichen nicht hat in aller Litteratur und Shakespeare in Deutschland so heimisch gemacht hat wie in England selbst.

Auf ihrem Kreuzzuge gegen den französischen Geschmack, bei ihrer Verehrung für Shakespeare und ihrer Unterstützung der Bemühungen Herders zu Gunsten der Balladen-Litteratur und des Geschmackes für gotische Kunst, gingen die Romantiker mit dem allgemeinen Strome. Auch der nationalen Richtung huldigten sie, indem sie mit Friedrich Schlegel erklärten, „Mythologie und Poesie, symbolische Sage und Dichtung, beide seien eins und unzertrennlich", woraus denn unmittelbar weiter folgte, daß eine neue Religion oder doch jedenfalls eine neue Mythologie nötig sei, denn „der tiefste Schaden und Mangel aller modernen Poesie bestehe eben darin, daß sie keine Mythologie habe". Während nun Fichte, Schelling und Schleiermacher sich abmühten, eine neue Philosophie und eine neue Religion zu schaffen, ließ sich, wie man bald inne wurde, eine Mythologie nicht so nach einem Programm herstellen, und da sie doch einmal unentbehrlich war, so wandten sich die Romantiker dem Katholicismus mit seinen Heiligengeschichten und Glaubenshelden zu, — Einige, wie Tieck und A. W. Schlegel, lediglich aus poetischer Schwärmerei, während Andere, wie Friedrich Schlegel und Werner, sich aus voller Ueberzeugung zum Katholicismus und all seinem Zubehör bekannten.

Solger hat die Ironie die Tochter des Mysticismus genannt, und wie hoch die Romantiker den Mysticismus priesen, ist aus den Schriften von Novalis hinlänglich bekannt. Mystisch hieß bei ihnen poetisch und tiefsinnig zugleich. Ihre Kritik verherrlichte die abenteuerlichsten Ausgeburten des Mittelalters wegen ihres tiefen Spiritualismus, im Gegensatz zu dem heidnischen Materialismus Goethes und Schillers. Einmal im Zuge ging die Bewegung rasch bis an die Grenzen des Unsinns. Die Kunst trat ganz in den Dienst der Religion; nur in diesem Dienste, hieß es, habe sie geblüht, könne sie blühen. Fra Angeliko und Calderon wurden plötzlich vergöttert. Die Theorie strotzte von Absurditäten. Wackenroder schrieb (mit Tiecks Beihilfe) seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" — zum Beweise, wie Goethe meinte, daß, weil einige Mönche Künstler gewesen, alle Künstler Mönche

Digitized by Google

werden müßten. Von gläubiger Gesinnung hoffte man Wunder in der Kunst; andächtiges Bibellesen sollte das beste Mittel sein, um es Fra Angeliko und van Eyck gleich zu thun; aus einem härenen Hemde zog man künstlerische Eingebung. In Scharen traten die Maler zur katholischen Kirche über. Cornelius und Overbeck gaben ihr Genie zu dem Versuche her, die toten Formen der Anfänge der christlichen Kunst wieder zu beleben, wie Goethe und Schiller in der griechischen Kunst gethan. Overbeck, der in einem Kloster malte, war von dem Geist der Askese so ergriffen, daß er nicht nach dem lebenden Modell zeichnen wollte, um nicht zu naturalistisch zu werden; denn Treue gegen die Natur hieß Untreue gegen die höhere Richtung des Spiritualismus. Cornelius hatte zu viel künstlerischen Takt, um in solche Uebertreibungen zu verfallen, aber Andere, weniger begabt und bigotter, trieben diese Anschauung bis zur äußersten Konsequenz. Einige von diesen Reformern ließen sich in Rom nieder und erregten die Verwunderung der Katholiken nicht weniger als der Protestanten.

Das ungefähr waren die Lehren der neuen Schule. Der Gegensatz zwischen Raphael und Fra Angeliko, zwischen Titian und Albrecht Dürer ist nicht größer als der, in welchem Goethe und Schiller zu dem schwindsüchtigen Novalis und dem stutzerhaften Schlegel standen. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß ihre Neigung zur Reflexion so gut wie zur Nachahmung die romantische Bewegung mehr förderte, als ihre Werke sie hemmten. Jetzt ist die Bewegung längst zur Ruhe und hat ihr Urteil dahin, aber neben manchem offenbaren Schaden hat sie doch manche offenbaren Vorteile gehabt, und kein Kenner der modernen Litteratur wird der Romantik die Anerkennung versagen, daß sie das Verständnis des Mittelalters wesentlich gefördert hat.

Kehren wir zu Goethe zurück. Schiller veranlaßte ihn zu endlosen theoretischen Untersuchungen; sie verhandelten über die Grenzen der epischen und dramatischen Dichtung, lasen und erörterten Aristoteles' Poetik — Unterhaltungen, welche Goethes Abhandlungen über epische und dramatische Poesie zur Folge hatten — und thaten, wie ihr Briefwechsel zeigt, kaum noch einen Schritt, den sie nicht erst theoretisch abgemessen hatten. Wolfs Prolegomena zum Homer las Goethe mit Begeisterung und bekannte sich

Digitized by Google

sofort zu den darin entwickelten Ansichten. Daran schlossen sich Untersuchungen über den Ursprung der hebräischen Gedichte, und aus Eichhorns Einleitung ins alte Testament nahm Goethe die Anregung zu dem Versuche einer neuen Erklärung des Zuges der Kinder Israel durch die Wüste, die er später in den Anmerkungen zum westöstlichen Divan entwickelte.

Mit diesen Studien gingen epische Schöpfungen Hand in Hand. Goethe schuf das vollendetste seiner Gedichte, Hermann und Dorothea, entwarf die Achilleis und führte sie zum Teil aus; auch den später in der „Novelle" prosaisch bearbeiteten Stoff wollte er damals in einem epischen Gedichte „Die Jagd" behandeln. Außerdem ist dieses Jahr 1797 als das „Balladenjahr" merkwürdig, in welchem er und Schiller in freundschaftlichstem Wetteifer ihre Meisterwerke in dieser Gattung schufen. Auf Goethes Anteil kommen die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere, der Schatzgräber und der Zauberlehrling.

Auch nahm er in diesem Jahre den Faust wieder auf und setzte ihn bruchstückweise fort. Die Zueignung, der Prolog im Himmel und das Intermezzo „Oberons und Titanias goldne Hochzeit" wurden geschrieben. Aber mitten in dieser Beschäftigung mit dem Faust unterbrach ihn ein Besuch des Archäologen Hirt und regte die Erinnerungen an Italien so mächtig auf, daß die nordischen Phantome weichen mußten. Er legte den Faust beiseite und schrieb einen Aufsatz über Laokoon. Seine Sehnsucht nach Italien wurde wieder rege, sein Wissensdrang war unersättlich, nie glaubte er Stoff genug zu haben. Schiller dagegen, an Stoff so bedeutend ärmer und zur Produktion viel geneigter, war der Ansicht, diese neue Reise nach Italien würde ihn mit zu viel Stoff überhäufen. Wie ich glaube, hatte Schiller Recht: auf dem Punkte, den Goethe damals erreicht hatte, brauchte er nur dem schon gesammelten Stoff eine Form zu geben.

Im Juli 1797 machte er zum drittenmal eine Reise nach der Schweiz. In Frankfurt führte er Christiane und seinen Sohn der Mutter zu, bei der sie eine sehr herzliche Aufnahme fanden und einige angenehme Tage verlebten. Die weitere Reise zu begleiten ist unnötig; biographisch ist sie nur dadurch interessant, daß er während derselben den Plan zu einem Epos Wilhelm Tell

Digitized by Google

faßte und Gegend und Volk zu diesem Behuf studierte. Aber der Plan kam nicht zur Ausführung; er überließ ihn an Schiller und unterstützte ihn dabei zugleich mit Lokalschilderungen, die Schiller mit einer für Goethe selbst erstaunlichen Meisterschaft zu benutzen verstand. Dasselbe innige Zusammenwirken fand beim Wallenstein statt; doch hat man es hier sehr übertrieben dargestellt; nach seiner eigenen Aussage hat Goethe daran nur die zwei Zeilen geschrieben:

Ein Hauptmann, den ein anderer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Aber seinen Rat genoß Schiller bei jeder Scene, und die endliche Aufführung war für Goethe wie ein persönlicher Triumph.

Im Frühjahr 1798 drohten ihn Schellings Naturphilosophie und seine eigenen Entwürfe zur Geschichte der Farbenlehre wieder von der Poesie abzuziehen, aber Schiller hielt ihn dabei fest. Goethe nahm den Faust wieder auf und versuchte einzelne Lücken desselben auszufüllen. Während des Sommers war er oft bei Schiller in Jena, also viel mit Poesie beschäftigt. Achilles und Tell, die antike und moderne Welt, wie Schiller sagt, stritten um den Vorrang, aber der Streit kam nicht zum Austrag, weil Goethe mit der Theorie des Epos noch nicht im Reinen war. Das Studium der Ilias „hatte ihn wieder in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt." Kaum hatte er Jena verlassen, als er von einer andern Polarität angezogen zu sein erklärte. Die waren die „Propyläen", eine Zeitschrift für Kunst, die Goethe mit Heinr. Meyer herauszugeben gedachte. Auch mit dem Bau des neuen Theaters, an welchem namentlich Thouret thätig war, hatte er zu thun; es gelang ihm, dasselbe am 12. Oktober mit Wallensteins Lager und dem Prolog zu eröffnen, dem am 30. Januar 1799 die Piccolomini und am 20. April Wallensteins Tod folgten.

In demselben Jahre 1799 war es, daß der junge Walter Scott eine Uebersetzung des Götz von Berlichingen herausgab und damit eine Bahn betrat, die ihn zu unsterblichem Ruhme führte, und im Dezember dieses Jahres war es, daß die großmütige Unterstützung Karl Augusts Schiller in den Stand setzte, aus

Digitized by Google

seiner Einsamkeit in Jena nach Weimar überzusiedeln und dort seine letzten Lebensjahre in stetem Verkehr mit Goethe und in gemeinsamer Verfolgung der ihnen so lieb gewordenen Pläne für Litteratur, Kunst und Nationaltheater zu verleben. Ich benutze diesen Wechsel, um einen Abschnitt über das epische Gedicht Hermann und Dorothea einzuschalten, welches bereits 1797 veröffentlicht war.

Vierter Abschnitt.

Hermann und Dorothea.

Die Freude, welche wir bei Lesung der Novellen empfinden, aus denen Shakespeare seine wunderbaren Stücke geschaffen hat, ist die Freude an der Wahrnehmung, wie das Genie aus dem kleinsten Nichts zu schaffen weiß und mit seiner eigenen Lebenskraft toten Stoff zu unsterblichem Leben umwandelt. Diese Freude trägt auch die Ueberzeugung in sich, daß es dem Künstler nie an Gegenständen fehlen kann, wenn er nur Augen hat zu sehen. Sie lehrt uns, daß große Dichter nicht nach würdigen Stoffen umher zu sinnen pflegen; im Gegenteil genügt ihnen der flüchtigste Wink zu einem Kern für ein glänzendes Werk; ein hingeworfenes Wort ruft eine große Schöpfung hervor.

Ganz ähnlich dem Stoffe, den Shakespeare im Bandello fand, ist die alte Erzählung*), aus der Goethe eines der vollendetsten Gedichte schuf. Die Erzählung ist kurz diese: Ein reicher und angesehener Bürger von Altmühl hat seinem Sohn vergebens zum Heiraten zugeredet. Die vertriebenen Salzburger ziehen durch die Stadt; unter ihnen sieht der Sohn ein Mädchen, das ihm sehr

*) Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten. Das ist: kurze und wahrhaftige Erzählung wie dieselben in der Gräflich Reuß-Plauischen Residenzstadt angekommen, aufgenommen und versorgt, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehört worden. Leipzig: 1732.

Digitized by Google

gut gefällt; er erkundigt sich nach ihrer Familie und Erziehung, und da die Antwort befriedigend ausfällt, eilt er zu seinem Vater und erklärt ihm, entweder er müsse diese Salzburgerin zur Frau haben oder er bleibe ledig. Der Vater sucht ihn mit Hilfe des Pfarrers von diesem Entschluß abzubringen, aber ihre Vorstellungen sind erfolglos, und endlich gibt der Vater auf Anraten des Geistlichen seine Einwilligung. Der Sohn geht zu dem Mädchen und fragt sie, ob sie bei seinen Eltern in Dienst treten wolle: sie ist bereit und er führt sie zum Vater; aber dieser, unbekannt mit der List seines Sohnes und in dem Glauben, die Sache sei schon in Ordnung, fragt sie, ob sie denn seinen Sohn auch recht lieb habe. Das Mädchen hält das zuerst für Spott, aber als sie erfährt, daß es Ernst ist, erklärt sie sich durchaus einverstanden und überreicht ihrem Bräutigam einen Beutel mit zweihundert Dukaten als ihre Mitgift.

Das ist die Erzählung, welche dem Goetheschen Hermann und Dorothea zu Grunde liegt. Eine gewöhnliche Geschichte, in der nur ein Dichter ein Gedicht sehen konnte, und was hat Goethe daraus gemacht!

Der Vorgang ist in die Zeit der französischen Revolution verlegt. Politische Ereignisse sind es, vor denen die Vertriebenen fliehen. Der Ort der Handlung ist in der Nähe des Rheins, am rechten Ufer. Die Bevölkerung eines ruhigen Landstädtchens ist hinausgezogen, um den traurigen Zug der Vertriebenen zu sehen, trotz Staub und Mittagshitze. Der Wirt zum goldnen Löwen sitzt unter dem Thore seines Hauses am Marktplatz, wundert sich über solche Neugierde, lobt dagegen die werkthätige Milde seiner Frau, daß sie ihren Sohn Hermann mit Lebensmitteln und Kleidern zu den Unglücklichen hinausgeschickt habe, denn „Geben sei Sache des Reichen". Schon kehren Einige von den neugierigen Städtern zurück. Wie Allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter glühen! Jeder führt das Schnupftuch und trocknet sich den Schweiß ab; die beiden Alten freuen sich, daß sie ruhig zu Haus geblieben sind, und werden sich nun Alles erzählen lassen. Da kommt auch schon der Prediger und der Nachbar Apotheker mit ihm, sie setzen sich auf die hölzernen Bänke unter dem Thorweg, schütteln den Staub von den Füßen und fächeln sich mit den Tüchern Kühlung

Digitized by Google

zu. Sie erzählen von dem Elend, das sie gesehen, von der Verwirrung des Zuges, und gerührt spricht der Wirt die Hoffnung aus, daß doch sein Sohn Hermann die Flüchtigen treffen und erquicken möge; aber er verweilt nicht gern bei so traurigen Bildern und ladet seine Gäste in das kühle Hinterzimmer ein, wo sie, unbelästigt von den Sommerfliegen, ein Glas dreiundachtziger Rheinwein trinken wollen. Dort, zum Wein behaglich plaudernd, kommt er auf seinen Sohn zu sprechen, den er bald verheiratet zu sehen wünscht. Das ist der ganze Inhalt des ersten Gesanges, und doch, so unbedeutend der Stoff ist, die wundervolle Behandlung gibt ihm Körper und Fülle; die Scene lebt vor uns; aus den Versen weht frische Landluft.

Im zweiten Gesange tritt Hermann zu dem Vater und seinen Freunden. Der scharfe Blick des Predigers entdeckt sofort, er sei als ein veränderter Mensch zurückgekommen; man sehe ihm den Segen der Armen an. Hermann erzählt, wie er seinen Auftrag erfüllt. Als er den Zug erreicht, sei ihm ein Wagen aufgefallen, mit Ochsen bespannt, auf dem eine eben entbundene Frau mit ihrem neugebornen Kinde nackend im Arme gelegen habe; neben dem Wagen sei ein Mädchen gegangen, welches die Ochsen lenkte; gelassen sei sie an ihn herangetreten und habe für die arme Wöchnerin um etwas Leinen gebeten. Das habe er ihr gegeben und alles Andere dazu, was er an Speise und Trank bei sich gehabt, in ihre Hände gelegt, da sie es am passendsten verteilen könne. Als Hermann geendigt, preist sich der Apotheker glücklich, daß er in so unruhigen Zeiten in seinem Hause allein lebe und nicht für Frau und Kind zu sorgen habe.

„Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich Alles gerettet: der einzelne Mann entfliehet am leichtsten."

Aber nachdrücklich fällt ihm Hermann ins Wort: es sei nicht würdig, im Glück und Unglück nur sich zu bedenken; Leiden und Freuden müsse man zu teilen verstehen; er selbst sei gerade jetzt mehr als je zum Heiraten geneigt —

Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.

Digitized by Google

Das hört der Vater gern; solch ein vernünftiges Wort, ruft er aus, habe der Sohn selten gesprochen. Auch die Mutter gibt ihm Recht und verweist ihn auf seiner Eltern Heirat als ein nachahmungswürdiges Beispiel. In behaglicher Freude wandert ihr Gedächtnis zurück zu dem Tage der Verlobung, die unmittelbar nach einem schrecklichen Brande, der das ganze Städtchen in Asche gelegt, auf den Trümmern ihrer elterlichen Häuser stattgefunden. Hier unterbricht sie der Vater, die Geschichte sei wahr, aber besser sei doch besser; offenbar wünscht er, sein Sohn möge mit etwas mehr weltlicher Rücksicht handeln. Diese väterliche Besorgnis ist mit bewundernswürdiger Kunst und Laune geschildert. Der Vater hebt hervor, wie teuer ein Haushalt, wie behaglich eine gute Mitgift für den Mann und die Frau selbst sei; er spricht die Hoffnung aus, daß auch Hermann ihm nächstens eine Braut mit schöner Mitgift zuführen werde, und bezeichnet ihm endlich geradezu die Töchter eines reichen Nachbarn, unter denen er wählen solle. Aber Hermann hat eine alte Abneigung gegen diese Nachbarsleute, die über sein einfaches Wesen immer gespottet und ihn ausgelacht haben, als er einst nicht wußte, wer Pamina und Tamino seien. Der Widerspruch erbittert den Vater; er schilt den Sohn, daß er nur zu Pferden und zum Ackerbau Lust habe, wie ein Bauerknecht, und erklärt voll Wut, er wolle kein bäuerisches Mädchen als Schwiegertochter haben, sondern eine von feinen Manieren, die Klavier spielen könne und die besten Leute des Orts an ihr Haus zu fesseln verstehe. Hermann verläßt schweigend das Zimmer und so schließt der zweite Gesang.

Im dritten Gesange fährt der Alte in seinem leidenschaftlichen Erguß fort: der Sohn müsse immer höher steigen als der Vater, denn was würde aus Haus und Stadt und Volk werden ohne diesen steten Drang nach vorwärts. Die Mutter verteidigt den Sohn; immer sei der Vater gegen ihn ungerecht und vereitle sich dadurch seine liebsten Wünsche selbst —

— wir können die Kinder nach unserm Sinn nicht formen:
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs Beste und jeglichen lassen gewähren,
Denn der Eine hat die, die Anderen andere Gaben;

Digitized by Google

Jeder braucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.

Sie lasse ihren Hermann nicht schelten; er sei ein tüchtiger Mensch, aber bei täglichem Schmählen und Tadeln verliere er ganz den Mut. Damit verläßt sie die Stube, um den Sohn zu suchen. Ein wunderlich Volk, die Weiber, ruft der Vater aus; sie sind wie die Kinder, jedes will leben, wie's ihm gefällt, und hernach soll man sie immer nur loben und streicheln. Der Apotheker führt dann den Gedanken des Wirts über den steten Drang nach Neuerung und Verbesserung weiter aus; er schildert, wie gern er sein Haus neu aufputzen wolle und sich doch immer durch die Kosten abschrecken lasse; seine Worte haben einen ruhigen trockenen Humor und bezeichnen seinen Charakter sehr glücklich. Ueberhaupt ist der Gegensatz der Charaktere in diesem Gedichte außerordentlich schön und scharf gezeichnet: die Mutter und der Vater, der Prediger und der Apotheker, alle stehen in einer ebenso klar wie mild umgrenzten Individualität vor uns, wie sie nur die höchste Kunst schaffen kann.

Im vierten Gesange sucht die Mutter den Sohn. Die Beschreibung dieses Ganges ist ein glänzendes Beispiel von Goethes beschreibender Poesie — eine Reihe von Bildern ohne Bild, ohne jene bildliche Wendung, ohne die sonstigen malerischen Zuthaten dichterischer Schilderungen, und doch höchst lebendig und malerisch. Zuerst sucht sie ihn im Stalle bei seinen Lieblingspferden, dann geht sie durch die langen doppelten Höfe an Scheunen und Ställen vorbei in den Garten —

— schritt ihn hindurch, und freute sich jeglichen Wachstums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt —

aber noch hat sie den Sohn nicht gefunden; durch ein Mauerpförtchen über einen trockenen Graben hinweg steigt sie den Weinberg hinan, durch den schattigen hohen Laubgang in der Mitte,

Digitized by Google

wo schon reife Trauben in Fülle hereinhängen und auf den herbstlichen Jubel der Weinlese hindeuten; endlich durch die obere Thür des Weinbergs, die sie auch offen findet, tritt sie ins Kornfeld ein, das in weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckt; immer noch auf eigenem Boden schreitet sie, des herrlich prangenden Kornes sich freuend, auf dem Fußwege zwischen den Aeckern hin auf den großen Birnbaum zu, der die Grenze ihrer Felder bezeichnet. In seinem Schatten sitzt Hermann; sie rührt ihm leise die Schulter, er wendet sich, seine Augen sind voll Thränen. Nun folgt eine wunderschöne Scene, bei der Goethen selbst, als er sie zum erstenmal im Schillerschen Kreise vorlas, die Thränen hervorquollen; „so schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen," sagte er, indem er sich die Augen trocknete. Hermann erklärt sich tief ergriffen von der Not des Vaterlandes; er wolle Soldat werden und in der Verteidigung des Landes seine Pflicht als Bürger erfüllen. Aber die Mutter fühlt sehr gut, daß es nicht politische Begeisterung ist, die ihn von Hause wegtreibt; sie hat seine Liebe für das vertriebene Mädchen erraten, und als sie ihn geradezu danach fragt, antwortet er ihr mit aufrichtigem Geständnis. Ja, nur weil er Dorothea liebe und weil sein Vater auf einer reichen Schwiegertochter bestehe, wolle er das väterliche Haus verlassen; der Vater sei immer ungerecht gegen ihn gewesen, nun treibe sein hartes Wort ihn, der den Vater immer geachtet und verehrt, vom Hause fort. Die Mutter sucht ihn zu beschwichtigen und spricht ihm Hoffnung ein, er müsse dem Vater ein gutes Wort gönnen, ein Wort beim Weine habe nicht soviel zu bedeuten, nachher fühle der Vater sein Unrecht um so lebhafter, der Geistliche werde schon helfen. So führt sie ihn ins Haus zurück.

Im fünften Gesange finden wir die drei Männer noch immer beim kühlen Rheinwein und in den früheren Gesprächen. Zu ihnen treten Mutter und Sohn. Sie erinnert ihren Mann, wie oft sie sich miteinander auf den Tag gefreut, wo Hermann sich eine Braut wählen werde; nun sei der Tag gekommen; Hermann liebe das vertriebene Mädchen. Der Vater beobachtet ein bedenkliches Stillschweigen, aber der Geistliche erhebt sich rasch und spricht mit herzlichen Worten für Hermann; er sieht diese Wahl für eine Eingebung von oben an und er kennt Hermann gut genug, um volles

Digitized by Google

Vertrauen in seine Empfindung und sein Urteil zu haben. Der Vater schweigt noch immer. Der Apotheker, stets bedächtig, schlägt einen Mittelweg vor; er traut solchen Eingebungen nicht so ganz und rät, bei den anderen Flüchtlingen Erkundigungen über das Mädchen einzuziehen. Wie viel feiner und schöner verfährt hier der Dichter, als jene alte Erzählung, in welcher der Liebhaber zuerst nach dem Charakter des Mädchens sich erkundigt und erst dann sich entschließt, sie zu nehmen. Für Hermann bedarf es der Erkundigungen nicht, aber er scheut sie auch nicht; mit beredten Worten stimmt er dem Apotheker bei, fordert auch den Geistlichen auf, mit ihm zu gehen, zwei so vortreffliche Männer seien unverwerfliche Zeugen. Der Vater kann diesen vereinten Bitten nicht widerstehen und gibt seine Einwilligung zu der Wahl seines Sohnes, falls die Freunde über das Mädchen Gutes erfahren. Hermann fährt sie hinaus bis in die Nähe des Dorfes; an einem von Linden umschatteten Quell hält er an, beschreibt ihnen Dorothea und will ihre Rückkehr dort erwarten. Das Dorf wird mit meisterhafter Klarheit geschildert: in Scheunen und Gärten lagern die Vertriebenen dicht gedrängt, auf den Straßen steht Karren an Karren, die Männer versorgen das brüllende Vieh und die Pferde, die Weiber trocknen emsig Wäsche auf den Hecken, die Kinder plätschern im Wasser des Baches herum. Durch dies Gedränge wandern suchend die beiden Freunde; ein Streit erhebt sich, den ein würdiger Richter beschwichtigt, und von diesem Alten erfahren sie nun alles Lob über Dorothea; sie sei „so gut wie stark", von treuem liebevollem Sinn und habe durch eine herrliche That ihren Heldenmut bewiesen, indem sie einst ihre Gespielen gegen die Roheit wilder Soldaten verteidigt. Mit dieser Freudenbotschaft kehren sie zu Hermann zurück und sagen ihm, er möge nur gleich Dorothea als seine Braut heimführen. Aber ihm sind währenddessen Zweifel aufgestiegen, ob sie ihn auch nehmen werde; vielleicht liebe sie einen Andern, vielleicht werde sie zu stolz sein, ihm in ein fremdes reiches Haus zu folgen. Er bittet die Freunde, ohne ihn nach Hause zu fahren, er will selbst sein Schicksal hören —

> Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
> Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.

Digitized by Google

Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich.
Soll ich sie auch zum letztenmal sehn, so will ich noch einmal
Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen:
Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret;
Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.

Der Prediger und der Apotheker fahren nach der Stadt zurück, Letzterer nicht ohne Besorgnis, ob die geistliche Hand auch die Zügel zu führen verstehe; sie lassen Hermann allein; sinnend sieht er dem Wagen nach,

— — — — sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

Die beiden folgenden Gesänge sind von höchster poetischer Schönheit. In seine Gedanken verloren sieht Hermann plötzlich das Bild, das ihn ganz beschäftigt, leibhaft vor sich stehen; die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens tritt ihm entgegen; sie ist gekommen, um aus der Quelle zu schöpfen, da die unvorsichtigen Leute im Dorfe alles Wasser getrübt haben; sie freut sich, daß ihr der Weg zum Brunnen durch den Anblick des wohlthätigen Gebers belohnt sei. Beide steigen die Stufen zur Quelle hinab und setzen sich auf den steinernen Rand.

— — — Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie Beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt.

Sie fragt an, warum denn er an die Quelle gekommen. Er blickt ihr ins Auge, fühlt „sich still und getrost", aber ihr von Liebe zu sprechen ist ihm unmöglich, ihr Auge blickt nicht Liebe, sondern hellen Verstand und heißt ihn verständig reden. Er gibt ihr den Wunsch seiner Eltern zu erkennen, ein Mädchen im Hause zu haben, das nicht mit der Hand allein, das auch mit dem Herzen

Digitized by Google

in der Wirtschaft helfe und die früh verlorne Tochter des Hauses ersetze. Sie nimmt das als eine Anfrage, ob sie als Magd dienen wolle, willigt freudig ein, und da er nicht den Mut hat, ihr die ganze Wahrheit zu gestehen, läßt er sie in dem Glauben; sie ins Haus zu führen ist ihm schon die „Hälfte des Glückes". Sie mahnt zum Aufbruch; die Mädchen würden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen; noch einmal schauen beide in den Quell zurück, und „süßes Verlangen ergriff sie". Er begleitet Dorothea ins Dorf, wo sie Abschied von ihren Freunden nimmt und von den Kindern unter Thränen, von den Alten mit herzlichen Segenswünschen entlassen wird.

Im achten Gesange führt Hermann die Geliebte auf dem Fußwege nach der Stadt. Die herrliche Abendlandschaft schimmert in lebendigster Farbenpracht vor unsern Augen:

Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.

Sie fragt ihn nach Vater und Mutter, er schildert sie ihr mit dem offensten Vertrauen. Und wie sie ihm selbst begegnen solle, fragt sie weiter, ihm, dem einzigen Sohne und künftig ihrem Gebieter?

Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne,
Und so lagen vor ihnen, in Massen gegeneinander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.

Hermann freut sich dieser Frage, gerade an der Stelle, wo er noch vor wenigen Stunden verzweifelnd um seine Liebe geweint hat, aber er hat nicht den Mut mehr zu antworten, als: sie möge ihr Herz sich es sagen lassen und ihm frei in Allem folgen. Sie setzen sich nieder, ein wenig zu ruhen; im Mondlicht sieht sie die Häuser der Stadt, an einem Giebel ein Fenster; das ist Hermanns Zimmer, vielleicht bald ihr eigenes. Ihren Weg fortsetzend, kommen sie in den abwärts führenden Laubgang des Weinbergs; auf einer

Digitized by Google

der rohen Steinstufen gleitet sie aus, vertritt sich den Fuß, er stützt sie;

— — — sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere,
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Nach kurzer Rast treten sie in das Haus.

Der poetische Zauber dieser Gesänge so gut wie des ganzen Gedichtes kann natürlich aus meiner Inhaltsangabe kaum geahnt werden: den Duft des Veilchens gibt keine Beschreibung wieder; aber trotz aller Mängel bietet diese Skizze doch eine klarere Anschauung von dem Gedichte, als eine ästhetische Erörterung in der Weise der sogenannten philosophischen Kritik. Mit diesem Vorbehalt gehen wir zu dem letzten Gesang über.

Die Mutter wird besorgt über das lange Ausbleiben des Sohnes, geht ungeduldig im Zimmer ab und zu, spricht von dem aufsteigenden Gewitter und tadelt die Freunde lebhaft, daß sie Hermann auf seiner Werbung allein gelassen. Der Apotheker erzählt eine Geschichte, wie sein Vater ihn als Knabe Geduld gelehrt. Da geht die Thür auf, auf der Schwelle steht das herrliche Paar, Alle staunen über die Aehnlichkeit ihrer Bildung, die Thür scheint zu klein, die hohen Gestalten einzulassen. Eilig stellt Hermann sie den Eltern vor, aber während er dem Prediger heimlich zuflüstert, daß die Fremde von seiner Liebe noch nichts wisse, hat der Vater ihr schon mit behaglich munteren Worten seine Freude ausgedrückt, daß sein Sohn so guten Geschmack habe, wie er selbst seiner Zeit auch bewiesen. Sie nimmt das für Spott, fühlt sich in der Seele verletzt, und tief errötend erwidert sie, auf solchen Empfang sei sie nicht vorbereitet; sie fühle sehr wohl den Abstand von dem begüterten jungen Mann, und nicht edel sei es, mit bittrem Spott sie fast aus dem Hause zurückzutreiben. Den Geistlichen mahnt eine innere Ahnung, sie noch weiter zu prüfen; er tadelt sie zum Schein wegen ihrer Empfindlichkeit; auch die Launen der Herrschaft müsse der Dienende ertragen. Da drängt sich aus

Digitized by Google

dem gepreßten Herzen das Geheimnis los; unter strömenden Thränen gesteht sie, nicht weil sie stolz und empfindlich sei, habe der Spott sie verletzt, sondern weil ihr wirklich im Herzen gleich bei der ersten Begegnung die Neigung für Hermann sich geregt und weil sie sich mit der Hoffnung geschmeichelt habe, sie könne vielleicht durch treue Arbeit im Hause ihn verdienen; nun aber sei sie gewarnt, und nun könne sie auch nicht länger im Hause bleiben; in Nacht und Sturm wolle sie hinaus, zurück zu den Ihrigen. Natürlich ist damit die schönste Lösung gegeben, Hermann klärt sie über ihren Irrtum auf, und indem er sie an sein Herz drückt, spricht er, nunmehr ein ganzer Mann, die Manneworte, welche das Gedicht herrlich und würdig abschließen.

Das ist die Geschichte von Hermann und Dorothea, die Goethe mit homerischer Einfachheit in dem Versmaße Homers geschrieben hat. Nun müßte ich nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wohl über die viel verhandelte Frage mich aussprechen, ob dies Gedicht eigentlich ein Epos oder eine Idylle oder in höherer Einheit ein idyllisches Epos sei. In dergleichen Unterscheidungen und Klassifizierungen sind ja die Kritiker stark; sie wissen uns zu sagen, was das eigentliche Epos ist, und worin es sich vom romantischen und bürgerlichen unterscheidet, und diese schweren Batterien richten sie dann auf Hermann und Dorothea. Wohl! wen dergleichen Untersuchungen befriedigen, der folge seiner Neigung und betreibe sie ungestört. Mir aber scheint die Frage, ob Hermann und Dorothea ein Epos sei oder nicht und was für eine Art Epos es sei, sehr müßig. Es ist ein Gedicht — das genügt. Wenn es sich nebenher von allen anderen Gedichten unterscheidet, so schadet das nichts, und wenn es anderen Gedichten ähnlich ist, so erhöht das seinen Reiz nicht weiter. Nehmen wir es denn für das was es ist, für ein Gedicht voll Leben, Charakter und Schönheit, einfach in seinem Stoff, erstaunlich einfach in der Behandlung, eine Nachahmung Homers und doch durchweg modern in Färbung und Empfindung. Von allen Idyllen ist es am wahrhaftesten idyllisch; von allen Gedichten, die Landleben und Landleute schildern, ist es das wahrste, und verglichen mit Theokrit oder Virgil, Guarini oder Tasso, Florian oder Delille, Geßner oder Thompson, überrascht es durch den gänzlichen Mangel an dichterischem Zierrat,

Digitized by Google

durch seine Freiheit von aller falschen Idealisierung. Die Menschen sind in diesem Gedichte so wahr, wie sie die Poesie nur machen kann. Die Charaktere sind wundervoll gezeichnet, mit wenigen sicheren und sanften Strichen. Selbst Shakespeare hat in seiner Charakterzeichnung nicht mehr dramatisches Leben. Die Nebenfiguren stehen in ihrer ganzen Eigentümlichkeit vor uns; Hermann, der rüstige Ackerbürger, offen, einfach und bescheiden, und Dorothea, dies gesunde, liebevolle, kräftige und einfache Landmädchen, sind ideale Charaktere im besten Sinne, d. h. in aller Reinheit der Natur. Jene idealen Hirten und Schäfer mit griechischem Profil und tadelloser Wäsche, für welche schlechte Maler und armselige Dichter so schwärmen, waren durchaus nicht die Gestalten, die Goethe hätte zeichnen mögen; er glaubte an die Natur und über ihre Grenzen hinaus konnte er nicht idealisieren. Das steht im Zusammenhange mit einer sehr bemerkenswerten Eigentümlichkeit. Gerade wie Walter Scott hatte er an der Unterhaltung mit dem gemeinen Volk herzliche Freude; er liebte es, sich mit einer alten Frau, die ihr Brot backte, oder mit einem alten Tischlermeister, der ein Brett behobelte, zu unterhalten; wenn er ausfuhr, sprach er viel mit seinem Kutscher, machte ihn auf die Eigentümlichkeiten der Gegend aufmerksam und freute sich über seine Antworten. Vornehm schweigsam wie er gegen langweilige Reisende und gegen Gelehrte sein konnte, deren Gesichtskreis nicht über ihre verstaubte Bibliothek hinausging, war er mit Leuten aus dem Volke immer gesprächig und voll lebhaften Anteils. Das erklärt sich einfach: jede Individualität interessierte ihn. Ein Zimmermann, der wirklich ein Zimmermann war, gefiel ihm, aber wenn derselbe Zimmermann in Sonntagskleidern den vornehmen Bürger spielte, so wäre er gegen ihn ebenso vornehm schweigsam gewesen, wie gegen jede andere Scheingröße. Wie lohnend für Walter Scott sein Verkehr mit dem Volke wurde, das zeigt uns der reiche Humor, welcher seine historischen Schöpfungen belebt, und was für Gewinn Goethe aus derselben Quelle zog, beweisen am besten Hermann und Dorothea, Faust und Wilhelm Meister.

Dieselbe Naturwahrheit waltet in der Scenerie. Sie wird uns nicht beschrieben, sondern unmittelbar dargestellt, der Dichter sagt nicht, wem sie gleicht, sondern was sie ist. Er gibt nicht

Digitized by Google

Bilder, sondern die Dinge selbst. Darum ist auch dies Gedicht so durchaus volkstümlich, machte bei seinem ersten Erscheinen einen tiefen Eindruck, wurde auf grobem Papier zu geringen Preisen ganz wie ein Volksbuch nachgedruckt, und ist zugleich ein Lieblingsbuch der wahrhaft Gebildeten. Zwischen diesen beiden Klassen von Lesern aber steht eine dritte, die zwar auch Bildung, aber nicht gerade tiefe Bildung hat; diese findet die Einfachheit des Gedichts kahl: es sind das die Leser, welche eine bilderreiche Sprache verlangen und für die Kunst keinen Sinn haben, die derselben entbehren kann; für sie bedarf es aufregender Ereignisse und Charaktere, die auf Stelzen gehen. Vorüber an ihnen, vorüber!

Da ich in die Frage, ob das Gedicht ein Epos ist und was für eines, nicht eingehe, so bin ich auch der kleineren Erörterungen über Vergleichungen, Episoden und was dahin gehört, überhoben; nur zwei Punkte sind noch kurz zu berücksichtigen.

Zunächst der Stoff. Da die Geschichte den traurigen Erlebnissen der Gegenwart entnommen war und in Gegenden spielte, die schon unter den verheerenden Wirkungen der französischen Revolution gelitten hatten, so suchte man in dem Gedichte natürlich eine politische Tendenz. Schiller würde es unzweifelhaft zum Träger einer glänzenden Verherrlichung der Freiheit gemacht haben, bei der unser Herz höher schlüge. Das war aber keineswegs Goethes Absicht. Wie er es gegen Meyer ausdrückte, hatte er „das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet"; die Politik überließ er Anderen, und hier wie sonst beschränkte er sich auf das rein menschliche und persönliche Interesse; statt über Freiheit groß zu reden, wollte er die Menschen frei sein lehren, und unter Freiheit verstand er nicht politische Reformen, sondern die vollendete gesunde Entwicklung ihrer eigenen Natur. In einer der Xenien sagt er:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Und in diesem Sinne kann Hermann und Dorothea als ein Lobgedicht auf die Familie gelten, als eine feierliche Verherrlichung

Digitized by Google

der ewigen und ursprünglichen Forderungen, welche die Natur an den Menschen stellt.

In Bezug auf den zweiten Punkt, den Stil nämlich, mag es genügen, das herzliche Lob anzuführen, welches Schiller in einem Briefe an Heinrich Meyer ausspricht: „Auch wir waren indeß nicht unthätig, wie Sie wissen, und am wenigsten unser Freund, der sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen hat. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen, Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist. Ich hab' es entstehen sehen und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte reif und schwer zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt selbst und können sich von allem dem mit eigenen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen als nach neuem Stoff auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß."

Die homerische Form und Versart paßt für diese Art poetischer Erzählung vortrefflich; auch hatte sie Voß durch seine Luise schon populär gemacht. In Bezug auf den Stil möchte ich noch eine Vergleichung mit den letzten Büchern des Wilhelm Meister empfehlen, die um dieselbe Zeit geschrieben sind; es zeigt sich da recht, wie unendlich überlegen Goethes Poesie gegen seine Prosa ist. Von den Fehlern seiner Prosa ist hier keine Spur. Die Sprache ist so klar und so einfach wie Krystall, das Detail ist ohne alle Ausnahme bedeutsam, nicht eine Zeile könnte ohne Schaden für das Ganze wegbleiben.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Goethe als Theaterdirektor.

Wie groß die Leidenschaft des weimarischen Hofes für theatralische Darstellungen war und wie eifrig Goethe sie teilte, ist bei der Schilderung seiner ersten weimarischen Zeit bereits erwähnt worden. Das Schauspielhaus lag von dem Brande des Vorjahres in Trümmern. So improvisierte man kleinere Theater im Walde bei Ettersberg und im Thale bei Tiefurt, wo zierliche Höflinge bei Fackelschein und Hörnerklang paradierten. Auch Schauspiele wurden improvisiert, andere wieder mit großer Sorgfalt ausgearbeitet. Das Publikum war wie es in Liebhabertheatern gewöhnlich ist. An diese Verhältnisse, die im sechsten Abschnitte des vierten Buches näher dargelegt sind, erinnern wir hier, um den Gegensatz hervorzuheben, worin diese weimarische Bühne zu allen anderen deutschen Bühnen stand, und wie sie der wesentlichen Bedingungen entbehrte, welche sie über eine bloße Erholung geistreicher Dilettanten hätten erheben können. Das Drama muß natürlich erwachsen. In Weimar erwuchs es nicht aus einer Richtung des Volksgeistes und richtete sich nicht an das Volk, sondern es entsprang aus der Muße eines Hofes und diente dem Dilettantismus. Die Schauspieler bestanden nicht aus verlaufenen Schreibern, ehrgeizigen Ladenjünglingen, schwärmerischen Barbieren und Taugenichtsen von Studenten, sondern es waren Prinzen, Edelleute, Dichter, Musiker. Statt vor einem wirklichen Publikum zu spielen — dieser vielköpfigen, vielsinnigen, aber für das Drama unentbehrlichen Jury, deren Urteile in der Hauptsache immer richtig sind — spielten sie vor Höflingen, deren Urteil selbst dann keinen großen Wert gehabt hätte, wenn es frei von Rücksichten gewesen wäre, und das war es doch niemals. Die Folgen lassen sich erraten. Als ein Vergnügen des Hofes war dies weimarische Theater eine angenehme Erholung und nicht ohne Gewinn, aber sein Einfluß war verderblich. Der Ausgangspunkt war ein verkehrter; nicht auf diese Weise kann die dramatische Kunst blühen, nicht so können die Molière und Shakespeare ihre Kraft entwickeln. Das

Digitized by Google

Theater bedarf der Mitwirkung einer Nation. Wohl mögen gelehrte Akademien Wörterbücher ausarbeiten, eine Litteratur können sie nicht hervorbringen; wohl mag eine geistige Kaste Bibliotheken anlegen, eine Philosophie kann sie nicht schaffen, und wenn alle Höfe das Theater patronisieren, so entsteht darum noch kein nationales Drama. Das liegt tief in der Natur der Dinge begründet. Deutschland hat nie ein Drama gehabt, weil es nie eine Bühne gehabt hat, welche national sein konnte oder wollte. Lessing erkannte, was not that, aber ihm fehlte die Macht, es zu schaffen. Schiller schlug schon früh den falschen Weg ein und alle seine edlen Bemühungen blieben vergebens.

Goethe und Schiller waren von den bedeutenden Einflüssen, die sich durch die Bühne ausüben ließen, auf das Tiefste überzeugt und suchten ein deutsches Drama zu schaffen, welches hoch über den elenden Machwerken stände, die damals den öffentlichen Geschmack verdarben. Ein ideales Drama wollten sie schaffen, in welchem die erhabensten Kunstformen zur Darstellung kämen. Aber ihr erster Schritt war ein verkehrter. Voll Ekel über die rohen Theaterstücke der Zeit und voll Mißtrauen gegen den Instinkt der öffentlichen Meinung hielten sie sich an die kleine Zahl der Gebildeten. Bildung galt ihnen mehr als Leidenschaft, die Bühne sollte eine litterarische Anstalt sein, das heißt mit anderen Worten: sie sollte nicht volkstümlich sein. Von diesem Grundirrtume waren sie durch keine Erfahrung abzubringen. Während der ganzen Zeit ihrer Reform waren die Hauptvorstellungen im alten Stil. Zuerst gab eine herumziehende Schauspielergesellschaft, von 1784—1791 Bellomos Truppe, mit einem wechselnden Repertoire Oper, Schauspiel und Posse, so gut sie konnte und mit besserm Erfolg, als sich die neue Schauspielkunst vom hohen Stil rühmen durfte. Selbst als Schiller die Bühne mit seinen Meisterwerken verherrlicht hatte, war die Direktion durch die stete Notwendigkeit das Publikum zu amüsieren, gezwungen, dem gewöhnlichen Geschmack seine gewöhnliche Speise zu geben. Die große Frage bei einer Bühne ist, wie sich die Ansprüche des großen Publikums, das unterhalten sein will, mit den Forderungen der Kunst, welche über die bloße Unterhaltung hinausgehen, vereinigen lassen. Es gibt viele Schriftsteller, die es gut verstehen zu unterhalten, aber ein

Digitized by Google

höheres Ziel nie erreichen; wieder Andere haben hohe Ziele, können aber nicht unterhalten. Unter den Schauspieldichtern kommen jene ihrer Aufgabe näher als diese; der wahre Dramatiker ist der, der beides zu vereinigen weiß. Shakespeare und Molière, um die größten zu nehmen, sind so unterhaltend wie tiefsinnig, und ihre Werke leben heute noch, weil sie auch heute noch unterhalten. Othello, Hamlet, Macbeth, Tartüffe, die Schule der Frauen, und der eingebildete Kranke sind für den Tölpel in seiner Weise ein Genuß wie für den gebildetsten Kritiker. Goethe und Schiller dagegen verfielen in den Irrtum, das Drama würde als bloßes litterarisches Erzeugnis mehr Wirkung haben, als wenn es das nationale Leben im heitern Spiegelbilde wiedergäbe.

Im Jahre 1791 wurde das neue Theater in Weimar eröffnet. Goethe übernahm die Leitung mit größerer Machtvollkommenheit, als ein Theaterdirektor je gehabt hat; selbst vom Erfolge war er unabhängig. Der Hof bezahlte alle Kosten, und die Bühne stand dem Dichter zu beliebigen Versuchen zur Verfügung; er machte ihrer viele, manche schlugen fehl. Er beaufsichtigte die Proben und studierte die Schauspieler mit großer Sorgfalt ein. Shakespeares König Johann und Heinrich IV., und von seinen eigenen Stücken der Großkophta, der Bürgergeneral, Clavigo, die Geschwister, Claudine von Villa-Bella, Egmont, seit 1800 auch die nach Voltaire übersetzten Mahomet und Tankred, ferner: Iphigenie, Was wir bringen, Paläophron und Neoterpe, Jeri und Bätely, Götz, bald an einem Abend, bald an zwei Abenden, die natürliche Tochter, die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten, Stella, Tasso, Proserpina, des Epimenides Erwachen. Doch drängte er seine Arbeiten nicht vor; auf 270 Aufführungen Goethescher kommen 340 Schillerscher und 640 Kotzebuescher Stücke. Karl August, wenn er sich auch in Manchem von Goethe leiten ließ, unterließ nicht, ihm oft seine Vorstellungen zu machen; er wollte seinen Spaß haben im Theater, das zeigt mehr als ein Billet, welches er ihm schrieb. Goethes Verachtung gegen die öffentliche Meinung war unverhüllt; die Direktion, äußerte er gegen den Regisseur, handle nach ihren eigenen Ansichten und nicht im Mindesten nach den Ansprüchen des Publikums; „ein für alle Mal — das Publikum will determinirt sein“; und zu Schiller, der durchaus

Digitized by Google

derſelben Meinung war, ſagte er, Niemand könne zwei Herren dienen und von allen Herren würde er ein deutſches Theaterpublikum zuletzt wählen.

Das weimariſche Theaterpublikum ließ ſich wohl rückſichtslos behandeln, aber doch nicht für das begeiſtern, was ihm langweilig war; es fügte ſich ſchweigend. In Frankreich und England und auch in den größeren Städten Deutſchlands läßt ſich das wilde Publikum der Galerien und das hartnäckige Parterre nur die Thorheiten auf der Bühne gefallen, die ihm Spaß machen, und keinen andern Richter erkennt es als ſein eigenes Vergnügen. Ein Zuſatz dieſes wilden Elements wäre Goethe und Schiller bei ihren Bemühungen ſehr zu ſtatten gekommen und hätte ſie vor manchem Mißgriff bewahrt. Die Jenenſer Studenten hätten vielleicht einen Erſatz geboten, wenn ſie in ihren Beſuchen regelmäßiger und in der Freiheit ihrer Meinungsäußerung weniger behindert geweſen wären. Studenten ſind von Natur und Stand kleine Rebellen, und die Jenenſer Studenten hatten dieſe Neigung zum Syſtem ausgebildet. Zwar machen lärmende Renommiſterei, tiefe Verachtung gegen alle Philiſter und ein ungeheures Talent zum Biertrinken noch lange nicht einen feinen Kunſtrichter, aber Jugend, Lebensfriſche und Unabhängigkeit waren weſentliche Elemente für ein Theaterpublikum, und die hatten die Studenten. Ohne ſie wäre das Haus oft leer geweſen; ſie kamen meiſtens des Nachmittags von Jena herüber und ritten oder fuhren nach dem Theater wieder weg. So ſehr ſie das Theater belebten, für die ruhigen Weimaraner waren ſie ein Greuel. Ganz beſtaubt, in den verſchiedenſten und phantaſtiſchſten Trachten, mit ihren ſpitzen Käppchen, mit Schnüren und Quaſten aufgeputzt, das Haar im reinſten Naturzuſtande, und ſo viel Bart als wachſen wollte, ihre kurzen Röcke bunt gefüttert, ihre Hoſen von Leder, in der Hand die famoſe Hetzpeitſche, ſo — es ſind ſiebzig Jahre her und drüber — ſo ſtrömten ſie durch das Webicht über die Brücke in die Stadt, lärmend und tobend, und ſchreckten den ſtillen Ort mit einem Gebrüll, das ſie Singen nannten und das ſie nur unterbrachen, um zur Abwechslung die höchſt friedfertigen Soldaten zu verhöhnen, die ſie wegen ihrer grün und gelben Uniform Laubfröſche nannten.

Im Theater brachten dieſe Studenten etwas Schwung und

Digitized by Google

Begeisterung hervor, aber es hielt sie Einer im Respekt, der für ihr wildes Treiben eine sehr mäßige Bewunderung hatte — das war der Geheimerat Goethe. Hören wir, wie Eduard Devrient in seiner vortrefflichen Geschichte der deutschen Schauspielkunst ihn schildert: „Mitten im Parterre saß er auf einem Sessel, sein gewaltiger Blick beherrschte und lenkte den Kreis um ihn her und hielt die Mißvergnügten oder Parteilosen im Zaum. Als die Jenenser Studenten, deren eigenmächtiges Urtheil ihm in Weimar sehr ungelegen war, — er beschränkte sie auf mancherlei Weise, verbot ihnen z. B. den Besuch des ersten Ranges — sich einmal zu tumultuarisch äußerten, erhob er sich sogar, gebot Ruhe, und drohte die Unruhigen durch die wachhabenden Husaren hinausführen zu lassen. Eine ähnliche Scene führte 1802 die Aufführung des Alarcos von Fr. Schlegel herbei, die dem Publikum denn doch als eine zu starke Zumuthung erschien und bei dem ergebenen Beifall der loyalen Partei eine starke Lachopposition hervorrief; da erhob sich Goethe wieder und rief mit donnernder Stimme: „man lache nicht!“ *).

*) An dieser Aufführung erscheint die Stellung, welche Schiller und Goethe dem Publikum gegenüber behaupteten, sehr frappant. Schiller hatte das Einstudieren des Stückes übernommen, da Goethe mit Bibliothek-Anordnungen in Jena beschäftigt war. Er schrieb ihm: „Für den Alarcos wollen wir unser Möglichstes thun, aber bei einer neuen Durchsicht des Stückes sind mir bedenkliche Sorgen aufgestiegen. Leider ist es ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuest-Modernen, daß es weder die Gunst noch den Respekt wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte. — Meine Meinung ist, die Vorstellung des Stückes so vornehm und ernst als möglich zu halten, und alles, was wir von dem Anstand des französischen Trauerspiels dabei brauchen können, anzuwenden. Können wir es nur so weit bringen, daß dem Publikum imponirt wird, daß etwas Höheres und Strengeres anklingt, so wird es zwar unzufrieden bleiben, aber doch nicht wissen, wie es daran ist.“ Goethe antwortete: „Ueber den Alarcos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt, wir müssen alles wagen, weil am Gelingen oder Nicht-Gelingen nach außen gar nichts liegt. Was wir dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Silbenmaße sprechen lassen und sprechen hören.“

Digitized by Google

Selbst die Kritik hielt er scharf im Zügel; ein Aufsatz Böttigers über den Jon von A. W. Schlegel, von dessen Abfassung er hörte, veranlaßte ihn zu der Erklärung, im Fall der Veröffentlichung werde er seine Stelle niederlegen, und Böttiger mußte den Artikel ungedruckt lassen.

Bei dieser despotischen Stellung dem Publikum gegenüber läßt sich leicht denken, daß er gegen die Schauspieler nur befehlend auftrat. Er und Schiller waren beide der Meinung, bei Schauspielern sei nur mit dem einfachen Befehl durchzukommen; „mit Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten," meinte Schiller. Goethe ließ als Theaterdirektor keinen Widerspruch zu, jeder Schauspieler mußte thun, was ihm vogeschrieben wurde; Widersetzlichkeit wurde sofort und strenge bestraft. Bei den besseren Schauspielern wandte er andere Mittel an: als der Schauspieler Becker sich einmal weigerte, die Rolle des ersten Jägers in Wallensteins Lager zu spielen, erklärte ihm Goethe, daß, wenn er die Rolle nicht übernehme, er selbst sie spielen werde, — eine Drohung, die Becker sofort zur Nachgiebigkeit bestimmte, da er wohl wußte, daß Goethe der Mann sei, sie wahr zu machen.

Und doch bei all dieser Strenge und Härte blieb er der große, hochherzige, liebenswürdige Goethe, und die Schauspieler hingen mit Verehrung an ihm. „Nirgends," sagt Kanzler Müller, „vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern; streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das kleinste wie das größte beachtend, und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe. Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo Er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon

Digitized by Google

bei Nennung ihrer Namen sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartige Naturen einzuflößen wußten."

Mit dem Gehalt der Schauspieler stand es nach Devrients Darstellung erbärmlich schlecht. Selbst die Jagemann, des Herzogs Geliebte, die zugleich Primadonna und erste Schauspielerin war, bekam jährlich nur sechshundert Thaler und hatte eine Pension von dreihundert Thalern zu erwarten. Auch erhielten die Schauspieler nicht Urlaub, wie bei anderen Theatern — im Sommer mußten sie in Erfurt, Lauchstädt, Rudolstadt spielen — so daß sie lediglich auf ihren Gehalt angewiesen waren. Man hätte daher glauben sollen, die weimarische Bühne wäre nur für die offenbare Mittelmäßigkeit anlockend gewesen, indes zog doch der Zauber von Goethes und Schillers Namen einige treffliche Schauspieler herbei, P. A. Wolff und dessen Gattin, ferner Christiane Neumann und Andere. Zu welchen Mitteln aber bei einer so kleinen und unzureichenden Gesellschaft die Direktion ihre Zuflucht nehmen mußte, mag eine kleine Anekdote zeigen. Die Zauberflöte sollte aufgeführt werden, indes die Königin der Nacht lebte so offenbar in einer glücklichen Ehe, daß sie unmöglich auftreten konnte; eine andere Sängerin war aber nicht zu haben; in dieser Verlegenheit ließ Goethe jene Dame hinter den Coulissen singen und ihre Rolle auf der Bühne von einer Schauspielerin pantomimisch darstellen.

Als das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe sich immer inniger gestaltete, nahm das Theater einen wirklich ernsten Anblick an. Von jeher für das interessiert, was seine Freunde interessierte, ließ sich Goethe von der dramatischen Begeisterung Schillers mit fortreißen und fing an, die Bühne als ein Mittel für die Kunstbildung der Nation zu behandeln. Don Carlos kam zur Aufführung, bald darauf der Egmont, den Schiller fast wie ein Singspiel und auf Effekt berechnet für die Bühne bearbeitet hatte, und das bedeutendste Werk von allen wurde in Angriff genommen, die Aufführung des Wallenstein. Die Wirkung war ungeheuer und die weimarische Bühne schien es wirklich zu einem neuen und großen Stil dramatischer Darstellung gebracht zu haben. Doch war es nur ein Aufflackern. Die Bemühungen der beiden Dichter

Digitized by Google

gingen fehl, das zeigte der Erfolg bald. Devrient, ein Mann von Fach, spricht sich darüber näher aus:

„Die Weimarische Schule, obschon sie die Forderung an den Künstler voranstellte: ‚etwas der Natur ähnliches hervorzubringen', trat doch mit einem neuen Maße des Adels und der Schönheit auf, an welchem jede Erscheinung auf dem Kunstgebiete erst ihre Berechtigung zu erweisen hatte. Die bisher gültige Richtung hatte keineswegs die Schönheit negiert, aber sie hatte nur eine schöne Wirklichkeit gesucht, jetzt wurde, in seiner Unterscheidung, die schöne Wahrheit von ihr gefordert. Bisher hatte die lebendige Natur als Maßstab gegolten, jetzt sollte ein geläuterter Geschmack zur Richtschnur werden. Der eigentümlich deutschen Weise sollten die Schauspieler sich entwöhnen und sich in eine freiere, universelle Auffassung finden, aus der engen Begrenzung der besondern Wahrnehmung, des Individuellen, sollten sie zur Anschauung des Allgemeinen, der Gattung, zum Idealen sich erheben."

Der Erfolg des Wallenstein, theatralisch nicht weniger ein Erfolg als künstlerisch, schien den Streit zu Gunsten der idealen Schule entschieden zu haben, aber es schien auch nur so. Die künstlerische Seite wurde allein beachtet. Goethe ging darin so weit, daß die Schauspieler niemals das Publikum aus dem Sinn verlieren durften; er stellte die Regel auf, sie dürften nicht aus mißverstandener Natürlichkeit untereinander spielen, als wenn kein dritter dabei wäre: sie durften nie im Profil spielen, noch dem Publikum den Rücken zukehren, drei Viertel vom Gesicht mußten immer gegen die Zuschauer gewendet sein; sie sollten die Charaktere vorstellen, aber nicht sie sein. So kehrte er denn seinen alten künstlerischen Wahlspruch völlig um und machte für die Bühne daraus: erst schön, dann wahr.

Es wird Niemanden überraschen, daß diese Feindschaft gegen allen Realismus, diese Hintansetzung der natürlichen Wahrheit gegen künstlerische Idealisierung endlich zur Wiederaufnahme der Form des Dramas führte, in welcher diese Richtung ihren schärfsten Ausdruck gefunden hat, zu der französischen Tragödie nämlich. Goethe selbst übersetzte Voltaires Mahomet, der 1800 aufgeführt wurde, und dann den Tankred. Die „Brüder" des Terenz, die

Digitized by Google

Einſiedel überſetzte, der Jon von Schlegel, die Schillerſche Ueberſetzung der Phädra von Racine und endlich Schillers eigene Braut von Meſſina zeigen zur Genüge, wie weit ſich die weimariſche Schule von Allem entfernte, was einem modernen nationalen Drama ähnlich war. Um den Unverſtand zu krönen, wurde jenes Luſtſpiel des Terenz, ſowie das von Niemeyer überſetzte „Mädchen von Andros“ in römiſchen Masken aufgeführt, wodurch man denn des weſentlichſten Elements der neuern Schauſpielkunſt, des lebendigen Ausdrucks in Auge und Miene ſich gänzlich begab.

Zu gleicher Zeit wurden mit Shakeſpeare, Calderon und Gozzi, unter Auslaſſung jedoch der Volksſcenen, Verſuche gemacht und Weimar als eine große Kunſtſchule geprieſen. Das gelehrte Publikum nahm das gläubig hin, aber auch das Publikum ſonſt? Darauf mag Goethe ſelbſt die Antwort geben. „Hier in Weimar,“ ſagte er zu Eckermann, „hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine Iphigenie und meinen Taſſo zu geben, allein wie oft? — Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publikum findet ſie langweilig. Sehr begreiflich! Die Schauſpieler ſind nicht geübt, die Stücke zu ſpielen, und das Publikum iſt nicht geübt, ſie zu hören .... Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als ſei es möglich, ein deutſches Theater zu bilden, ... allein es regte ſich nicht, und rührte ſich nicht, und blieb alles wie zuvor.“

Ein deutſches Theater durch einige poetiſche Werke und Wiederaufnahme vergangener Kunſtrichtungen gründen zu wollen, das war eine Täuſchung, in die nur Jemand verfallen konnte, der weſentlich kein Dramatiker war. Das eigentümliche Genie, welches den Dramatiker macht, habe ich Goethen bereits wiederholt abgeſprochen, und wenn ich dabei bisher auf ſeine eigenen dramatiſchen Werke mich berufen konnte, ſo iſt nun als letzter und entſcheidender Beweis ſeine Bearbeitung von Shakeſpeares „Romeo und Julia“ anzuführen, auf die er ſelbſt freilich nicht wenig ſtolz war. Der Gegenſtand iſt intereſſant genug, um ein näheres Eingehen zu rechtfertigen; zwei große Dichternamen kommen dabei in Frage, Goethes Anſichten über dramatiſche Kunſt treten auf das Schärffte hervor und wir erhalten eine weitere Beſtätigung, wie hoffnungslos es war, von ſolchen Anſichten eine Neugeſtaltung des deutſchen Theaters zu erwarten.

Digitized by Google

Es gibt kaum ein Shakespearesches Stück, welches ein großer dramatischer Dichter mit so verständigem Grunde umzuarbeiten unternehmen darf, als Romeo und Julia; denn so lebensvoll es ist in seinen Charakteren und seinem dramatischen Gange, so ist es doch in mancher Beziehung eins der am Schlechtesten geschriebenen Stücke Shakespeares. Fast in jeder Scene trägt es die Spuren der Jugendlichkeit. Der häufige Reim, die künstliche Rhetorik, die vielen Konzepte statt der kraftvollen, von Leidenschaft stark gefärbten Sprache, die Shakespeare in seinen späteren Stücken so herrlich zu meistern versteht, verweisen es unwiderleglich in die Jugendzeit des Dichters. Man wird mich indes nicht für blind halten gegen die wunderbare Schönheit dieses Werkes, das glänzende Vorzüge genug besitzt, um längst mit Recht ein allgemeiner Liebling zu sein. Es ist zwar das Werk des jungen Shakespeare, aber echt shakespearesch. Das Stück hat eine lebendige Entwicklung, einen Reichtum an Scenen und Charakteren, und die Charaktere sind so wahr wie dramatisch. Der alte Capulet, Tybalt, die Amme, Peter, die Bedienten, der Apotheker — alle nur Nebenfiguren, aber jede eine ausgeprägte Individualität, mit knappen und doch freien Zügen meisterhaft gezeichnet. Die Hauptfiguren, Romeo und Julia, Mercutio und den Bruder Lorenzo genügt es zu nennen.

Ein Dramatiker nun, sollte man denken, der den Mängeln dieses Stückes abhelfen wollte, müßte seinen ganzen Fleiß auf die wirklichen Schwächen richten, den Weizen von der Spreu sondern, auf keinen Fall aber einen der frischen Züge verwischen, welche den Charakteren Leben geben, noch auch die dramatische Behandlung antasten, welche die Scene belebt. Und doch gerade dies und nur dies hat Goethe gethan. Als er seine Bearbeitung eben beendet hatte (im Januar 1812), sprach er sich über den Grundgedanken, der ihn dabei geleitet, gegen Schillers Schwägerin mit den Worten aus: „Die Maxime, der ich folgte, war. das Interessante zu concentriren und in Harmonie zu bringen, da Shakespeare nach seinem Genie, seiner Zeit und seinem Publikum viele disharmonische Allotria zusammenstellen durfte, ja mußte, um den damals herrschenden Theatergenius zu versöhnen." Er hoffte von der zum Geburtstage der Herzogin anstehenden Aufführung „guten

Digitized by Google

Effekt". Mit welchem Rechte, mag uns die Bearbeitung selbst zeigen, die in Boas' „Nachträgen zu Goethes Werken" zuerst veröffentlicht ist.

Shakespeare eröffnet sein Drama mit einer jener lebensvollen Expositionen, die für das Stück von wesentlicher Bedeutung sind und unsere Aufmerksamkeit von vornherein fesseln. Die Diener der Capulets treiben sich in den Straßen von Verona umher und beim ersten Zusammentreffen mit den Montagues kommt es sofort zu Schlägen; Tybalt und Benvolio mischen sich rasch in den Streit, die beiden Alten, Capulet und Montague, sind auch bald bei der Hand. Die ganze Fehde der beiden Häuser — welche, wohl zu merken, den Knoten des Stückes bildet — lebt vor uns. Das Auftreten des Prinzen, der für die Zukunft jeden Ruhestörer mit dem Tode bedroht, führt ein zweites tragisches Motiv ein. Die ganze Exposition ist ein wahres Meisterwerk dramatischer Kunst. Aber Goethe verstand so wenig, was dramatisch war, daß er in seiner Bearbeitung eben diese Exposition ganz gestrichen hat und die Tragödie wie eine komische Oper mit einem Chor der Diener anfangen läßt, welche Lampen und Kränze vor Capulets Hause aufhängen.

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze d'ran,
Hell sei das Haus! u. s. w.

Masken gehen vorüber und treten in das Haus. Romeo und Benvolio kommen und unterhalten sich; sie erzählen uns von dem Streit der beiden Familien, den Shakespeare vor uns leben ließ. Auf Rosalinde deutet Romeo wohl hin, aber der phantastisch übertriebene Ausdruck seiner Verliebtheit, der bei Shakespeare dem Ausdruck der Leidenschaft für Julia mit soviel Absicht entgegengestellt ist, den hat Goethe gestrichen. Im Begriff, in Capulets Haus einzutreten, wo Benvolio dem Romeo ein schöneres Mädchen als seine Rosalinde zu zeigen verspricht, gesellt sich Mercutio zu den Beiden, und nun befällt den Shakespearekenner ein blasses Staunen über die Verwüstung, die Goethe an dieser poetischen Gestalt angerichtet hat. Nicht nur ist die berühmte Stelle von der Königin Mab weggelassen, sondern Mercutio erklärt auch, er wolle aus dem Ballsaal wegbleiben, weil man ihn sonst an seiner

Digitized by Google

hübschen Figur erkennen würde! Ich muß die ganze Stelle geben, damit ich vor dem Verdacht des Uebertreibens gesichert bin:

Romeo: Komm du mit!
Nimm einen Mantel, nimm ein fremd Gesicht.
Mercutio: Das laß ich bleiben: Alles hilft mir nichts!
Es kennt mich jedes Kind, ich weiß wie's zugeht.

Ich bin ein ausgezeichneter Mann; ich habe Charakter in Gestalt und Stimme, im Gehen und Kommen, in jeglicher Bewegung.

Benvol.: Freilich! dein Wänstchen hat einen besonders spitzfindigen Charakter.

Mercut.: Ihr habt gut reden, ihr andern Zahnstocher, ihr Bohnenstangen! ihr hängt Lappen auf Lappen über euch her: wer will euch daraus herauswickeln? Aber ich, mit dem schwersten Mantel, mit der wunderbarsten Nase, ich mag auftreten wo ich will, gleich lispelt einer hinterdrein: da geht Mercutio! bei meiner Treu, es ist Mercutio! — Wäre das nicht höchst ärgerlich, wenn es mir nicht zum Ruhm gereichte! Denn da ich einmal Mercutio bin, so sei ich denn Mercutio und immer Mercutio. Nun gehabt euch wohl! Macht eure Geschäfte, so gut es gehen will; ich suche mein Abenteuer auf dem Kopfkissen! Ein lustiger Traum soll mich erquicken, indeß ihr den Träumen nachlauft und sie so wenig haschen könnt als ich.

Dann bin ich frisch, wenn euch Aurora thränt
Und ihr vor Müdigkeit, vielleicht vor Liebe, gähnt. (ab.)

Das hat Goethe aus Shakespeares Mercutio gemacht! Die Ballscene folgt. Die Amme ist beibehalten, aber ihre ganze Individualität ist zerstört, jeder charakteristische Zug unbarmherzig verwischt. Die mit dieser Scene vorgenommenen Veränderungen sind unbedeutend, die hauptsächlichste ist das Auftreten des Prinzen, der mit Mercutio das Fest besucht und durch gesellschaftlichen Verkehr mit den beiden Familien Frieden zwischen ihnen stiften will. Die alte Fehde wird wieder besprochen, als wenn Reden und Schildern die Handlung ersetzen könnte. Im Uebrigen bleibt die Goethesche Bearbeitung dem Shakespeareschen Original sehr getreu, nur eine Verbesserung verdient eine kurze Erwähnung.

Goethe läßt das Stück mit Julias Tode schließen und nur noch den Bruder Lorenzo in kurzen Worten auf die Bedeutung des tragischen Ausgangs hinweisen. Das ist unstreitig besser als

Digitized by Google

die höchst undramatische und langweilige Erzählung der dem Leser oder Zuschauer bereits sämtlich bekannten Thatsachen, mit welcher bei Shakespeare das Stück schließt.

In dieser Goetheschen Bearbeitung wurde Romeo und Julia nicht nur in Weimar aufgeführt, sondern hielt sich auch auf der Berliner Bühne lange Jahre. Die Berliner Kritiker waren zuerst durchaus nicht gut darauf zu sprechen; namentlich mißfiel ihnen, wie wir durch Zelter wissen, die Verbesserung am Schluß; die Einbuße an Langeweile war ihnen schmerzlich.

Kehren wir nach Weimar und seinem Theaterwesen zurück. Der Versuch Goethes und Schillers, ein deutsches Theater zu schaffen, ist bereits ausführlich genug charakterisiert worden; daß er mißlingen mußte, war unvermeidlich; trotzdem hat er unsere volle Teilnahme, da ihm das edelste Streben zu Grunde lag. Dieses Streben ging einen falschen Weg, aber es war ein Irrtum großer Geister, welche über die Bedürfnisse des Tages hinaussahen. Sie konnten sich nicht entschließen zu glauben, daß das Theater, in welchem sie eine so erhabene Verkörperung der Kunst sahen, für das Publikum die weltliche Kanzel zu sein aufgehört hatte und zu einem bloßen Vergnügungsort herabgesunken war.

Mit Schillers Tode ließ die thätige Teilnahme Goethes am Theater nach. Mancherlei Mißhelligkeiten verbitterten ihm seine Thätigkeit. Die Oper wurde 1808 seiner Leitung entzogen; 1813 wurde ihm Graf Edling zur Seite gesetzt; im Jahre 1817 trat sein Sohn, August von Goethe, mit in die Direktion. Hinter den Coulissen sah's auch nicht besonders aus. Die Geliebte Karl Augusts, die 1809 als Frau von Heygendorf geadelte Karoline Jagemann, hatte längst eine Intrigue eingefädelt, die Goethen von der Leitung des Theaterwesens verdrängen sollte. Sie war gegen den Freund ihres fürstlichen Geliebten nie besonders freundlich gewesen; auf den Einfluß Goethes hatte sie eine natürliche Eifersucht; als Schauspielerin seiner Leitung untergeben, hatte sie sicher tausendfältigen Anlaß zu kleinen Beschwerden. Hätte der Dichter in der Neigung des Herzogs nicht so fest gestanden, so wäre ihre Rivalität schon eher zum Ausbruch gekommen. Endlich fand sich eine Gelegenheit.

Es war um die Zeit (1817), wo der Pudel eines herum-

Digitized by Google

ziehenden Schauspielers, Namens Karstens, als „Hund des Aubry“ in dem bekannten Melodrama dieses Namens herumgastierte und überall, in Deutschland wie in Paris, das Publikum entzückte. Man kann sich denken, mit welcher schmerzlichen Entrüstung Goethe von dieser Entweihung der Bühne hörte; mit unverhohlener Empörung sprach er sich darüber aus. Karl August war ein großer Tierfreund und Hundeliebhaber und es war leicht, ihn auf die Künste des Pudels neugierig zu machen. Er befahl trotz Goethes Widerspruch die Aufführung. Goethe, der die beschlossene Sache nicht zu hindern vermochte, entzog sich dem ihm widerwärtigen Schauspiel durch eine Reise nach Jena. Dort erhielt er folgenden Brief Karl Augusts:

„Lieber Freund! Verschiedene Aeußerungen Deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß Du es gerne sehen würdest, von denen Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden, daß Du aber selbiger gerne mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie dieses wohl ofte der Fall sein wird, Du von der Intendanz darum ersucht würdest. Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite desselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll. Einen offiziellen Brief, diese Veränderung betreffend, lege ich bei und wünsche wohl zu leben.“ Auf Goethes Dankschreiben aus Jena erfolgte dann noch ein kurzes Billet von Karl August ganz in der alten Weise: „Zieh hin in Frieden und wenn Du wieder kommst, so besuche mich.“ Auch bleibt in allen folgenden Briefen der Ton unverändert.

So verzog sich die Wolke zwischen den alten Freunden wieder, aber die Leitung des Theaters von neuem zu übernehmen, ließ sich Goethe durch keine Bitten bestimmen. Die Uebereilung und die unbedachten Aeußerungen seines Freundes konnte er verzeihen, aber er war stolz genug, an seinem Entschlusse festzuhalten, daß er mit einem Theater, welches sich zu der Darstellung eines Pudels erniedrigt habe, nichts zu thun haben wolle.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Schillers letzte Jahre.

Der Lauf unserer Erzählung hat sich im vorigen Abschnitt in Jahre und Ereignisse vorgewagt, von denen wir jetzt uns rückwärts begeben müssen. Statt 1817 schreiben wir wieder das Jahr 1800; Schiller ist eben nach Weimar übergesiedelt; die beiden Freunde sind in regster gemeinsamer Thätigkeit. Erwähnen wir kurz, wie Goethe seinen Tag zu verleben pflegte.

Um sieben Uhr, bisweilen auch früher, nach einem meist gesunden und langen Schlafe, stand er auf; denn wie Thorwaldsen hatte er ein Talent zum Schlafen, welches nur durch sein Talent zur Arbeit übertroffen wurde. Bis elf Uhr arbeitete er ununterbrochen. Dann nahm er eine Tasse Chokolade und arbeitete wieder bis eins. Um zwei Uhr aß er, das war seine Hauptmahlzeit. Sein Appetit war sehr groß; selbst an Tagen, wo er über Mangel an Appetit klagte, aß er viel mehr als die meisten Menschen; Puddings, Kuchen und Süßigkeiten waren ihm immer willkommen. Er liebte es, lange beim Wein zu sitzen, in munterm Geplauder mit diesem oder jenem Freunde, denn er aß nie allein, sondern entweder mit mehreren Gästen, oder mit einem Schauspieler, der ihm nach Tische seine Rolle vorlesen und seine Anweisungen entgegennehmen mußte. Den Wein liebte er sehr. Während er beim Weine saß, kam Dessert oder dergleichen nie auf seinen Tisch, nicht einmal der übliche Kaffee wurde getrunken. Er lebte höchst einfach; selbst als Leute in sehr bescheidenen Verhältnissen schon Wachskerzen brannten, sah man in seinem Zimmer nur zwei dürftige Talglichte. Des Abends ging er häufig ins Theater und nahm dort regelmäßig um sechs Uhr sein Glas Punsch. Wenn er nicht ins Theater ging, empfing er Freunde bei sich zu Hause. Zwischen acht und neun Uhr wurde ein einfaches Abendessen aufgetragen, doch genoß er selbst nur etwas Salat oder Eingemachtes. Um zehn Uhr war er gewöhnlich schon im Bett.

Besuch erhielt er sehr häufig. Es war die Freude und das Leid seines Ruhms, daß wer nach Weimar kam, ihn zu sehen suchte. Bisweilen waren diese Gäste sehr interessant, öfter jedoch

Digitized by Google

langweilige Quälgeister oder so anspruchsvoll, daß es noch schlimmer war als langweilig. Hatte er angenehmen Besuch, so war er unaussprechlich liebenswürdig; gegen die Anderen war er ebenso vornehm und steif. Während daher von einer Seite mit einer Begeisterung über ihn gesprochen wird, wie sie nur ein Genie erregen kann, zeigen sich Andere höchst enttäuscht, ja verletzt über seinen Empfang. Wer den geistvollen Dichter zu sehen kam, der traf wohl den vornehmen Geheimrat und war davon begreiflicherweise nicht eben erbaut. Häufig waren solche Gäste Schriftsteller, und da war es denn natürlich, daß sich ihre gekränkte Eigenliebe in Spott und Bosheit Luft machte. Ein Beispiel statt vieler: Bürger, den Goethe bei der Subskription seiner Gedichte unterstützt hatte, kam nach Weimar und soll sich bei ihm mit den abgeschmackten Worten eingeführt haben: „Sie sind Goethe, ich bin Bürger", augenscheinlich in der Absicht, sich ja nichts zu vergeben, sondern sich sofort auf den Fuß der Gleichheit zu stellen. Er trog sich gewaltig; Goethe empfing ihn ebenso ausgesucht höflich wie ausgesucht förmlich; statt in eine Unterhaltung über Poesie einzugehen, hielt er ein Gespräch über den Zustand der Göttinger Universität und die Zahl der dortigen Studenten fest. Wütend ging Bürger weg und rächte sich für diesen Empfang in einem kleinen Spottgedicht, worin er sagte, den Dichter habe er sehen wollen und nicht das „Alltagsding Minister". Andere machten dieselbe Erfahrung, und das Publikum, immer nach Skandal begierig, immer geneigt, einen großen Mann herabzuziehen, schwatzte solche Klagen in verstärktem Chore nach. Von diesem verletzenden Eindruck lag der Grund zum Teil wirklich in Goethes Haltung, die vor Steifheit hochmütig schien. Seine Erscheinung war so imponierend, daß Heinrich Heine, wie er selbst erzählt, bei der ersten Begegnung mit ihm eine sorgfältig vorbereitete Anrede völlig aus dem Gedächtnis verlor, als ihm die Jupitergestalt des Dichters entgegentrat, und nur eine Bemerkung über die vortrefflichen Pflaumen, welche an dem Wege von Jena nach Weimar wüchsen, hervorstammeln konnte. Niedrigen Naturen ist eine imponierende Erscheinung immer verhaßt; wenn Goethe kein Halstuch getragen und sein Haar lose auf die Schultern hätte herabfallen lassen, wie Jean Paul, so wäre seine Persönlichkeit wohl allgemeiner beliebt geworden.

Digitized by Google

Ich benutze die Erwähnung Jean Pauls, um die Worte anzuführen, in denen er den Eindruck beschreibt, den Goethe auf ihn machte. „Ich kam mit Scheu zu Goethe. Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Frau von Kalb sagte: er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes; blos Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an; daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrificiren und zu inkrustiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaftesten Lichte einer — Statue zeigen könnte. Sein Haus frappirt, es ist das einzige Weimars im italienischen Geschmack mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst preßt die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: Die Franzosen ziehen in Rom ein — Hm! sagt der Gott. — Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürete ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum u. s. w. sofort an, und — man war bei Goethe. Er sprach nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns (sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts ähnliches) ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flamme trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht) die Hand drückte. Beim Abschiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen. Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. Beim Himmel, wir wollen uns doch lieben!“

Goethe aber schrieb über Jean Paul an Schiller: „Es ist mir doch lieb, daß Sie Richtern gesehen haben. Seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint.“

So kalt und abstoßend Goethe gegen anmaßende und wild-

Digitized by Google

fremde Leute war, so herzlich und liebenswürdig war er gegen alle, die ihm ein Interesse einflößten. Zu Schiller und Herder stand er wie ein Bruder; liebevoll wie ein Vater und freundlich fördernd erwies er sich gegen Hegel, der damals noch ein unbekannter Privatdocent war, und gegen Heinrich Voß, den Sohn des Dichters der Luise und Uebersetzers des Homer. Voß kam 1804 nach Weimar und war dort zwei Jahre lang im freundschaftlichsten Verkehr mit Goethe und Schiller, die sich des jungen Mannes auf das liebevollste annahmen. Seine Briefe (später als „Mittheilungen über Goethe und Schiller" gedruckt) und seine aus Heidelberg geschriebenen, neuerdings, 1884 veröffentlichten Briefe an Goethe enthalten ein ebenso dankbares wie lebensvolles Zeugnis von diesem täglichen Verkehr, in welchem die beiden großen Männer sich ganz unbefangen gaben, und sind reich an persönlichen Zügen, welche jene Männer so menschlich liebenswürdig erscheinen lassen, wie wir sie als bedeutend kennen. Für Goethe, der ihm wie ein Vater entgegenkam, faßte der junge Voß sofort die entschiedenste Verehrung und Liebe. Zunächst regte die Gedankentiefe und Klarheit des „Herrlichen" ihn mächtig auf, „dieses populärsten Philosophen, der auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele rede"; „es ist kein Gegenstand", schreibt er, „der seiner Aufmerksamkeit entgeht, in alles bringt er Geist und Leben ... Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er gerade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixirt, dann steht er auch wohl gar stille und stemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische gerade entgegen zu sitzen und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne. Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus."

Bald lernte Voß diese menschliche herzliche Seite Goethes noch mehr lieben als seine geistige Größe und Bildung. „Was ich noch mehr schätze, ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann. Er hat die Kunst inne, andere, ohne daß sie es merken, zum Guten

Digitized by Google

und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen, wir saßen im Gartensaal vor der offenen Thür. Da war er so recht behaglich gestimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was seinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er sprach, trug das Gepräge davon. Er sprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über einen Gegenstand so eindringend und schön reden. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz, ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Ein paarmal, wie ich mich nachher besann, habe ich seine Hand ergriffen und sie recht herzlich gedrückt. Goethe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe." ... „Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht oder auf dem Sopha sitzt. Ja, da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft schweren Arbeiten, oder was es ist — dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Goethe kann die Herzlichkeit selbst sein" .... „Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich einmal mündlich erzählen zu können .... Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann .... Oft bin ich bei ihm bis zehn Uhr Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Goethe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen. Aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sopha nicht aushalten. Dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gestikulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind, und aus seinen Augen

Digitized by Google

strahlt das seelenvollste Feuer. Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater, „über Gott und Unsterblichkeit", und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Ueberirdische suchte. In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte." So weit die herzliche Aussage dieses Zeugen für Goethes Größe und Güte.

Das neue Jahrhundert fand Schiller in voller Thätigkeit und eifrig bedacht, auch den Freund zur Thätigkeit anzuregen. Aber theoretische Untersuchungen hemmten den Genius Goethes, und vielfache Geschäfte zerstreuten ihn. Er war nicht wie Schiller ein reflektierender, kritisierender Dichter, sondern ein naiver, unmittelbar schaffender. Die Folge war, daß die Reflexion ihn nicht nur hemmte, sondern auch zur Symbolik und Allegorie verleitete — dem dunkeln Winkel im Sonnentempel seiner Kunst. Er nahm den Faust wieder vor und schrieb das klassische Zwischenspiel von der Vermählung der Helena und des Faust, welches jetzt im dritten Akt des zweiten Teils steht. Sehr thätig war er für das Theater und für seine naturwissenschaftlichen Forschungen; am Schluß des Jahres fiel er in eine gefährliche Krankheit, die, wie wir bereits aus dem oben angeführten Briefe der Frau von Stein wissen, dem Herzog und seinen weimarischen Freunden so viel Besorgnis einflößte. In wenigen Wochen erholte er sich wieder und arbeitete an der Uebersetzung von Theophrasts Abhandlung über die Farben, am Faust und der Natürlichen Tochter.

Während so die beiden Häupter der Litteratur in edlem Wetteifer und brüderlicher Liebe gemeinsam thätig waren, Jeder auf des Andern Erfolg bedacht, teilte sich die Nation in zwei Parteien, die darüber stritten, wer von Beiden der größere Dichter sei. Goethe hatte in Rom unter den Künstlern ähnliche Streitigkeiten über Raphael und Michel Angelo erlebt; er meinte dazu sehr treffend: „Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich; wir erleichtern uns dieses durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer

Digitized by Google

schwankt und einer oder der andere den Tag beherrscht." Ueber unsere beiden Dichter entbrannte der Streit sehr heftig und dauert zum Teil noch fort. Statt nach Goethes Rat sich darüber zu freuen, daß „überhaupt ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können", haben die Deutschen fortwährend den Einen auf Kosten des Andern erhoben. Schiller selbst stellte sich mit reizender Bescheidenheit an den zweiten Platz; „gegen Goethe bin und bleibe ich nur ein poetischer Lump," sagt er in einem Briefe an Körner. Aber die große Menge stellt ihn höher als seinen Nebenbuhler, gibt ihm wenigstens in ihrem Herzen den ersten Platz. Gervinus hat mit Recht auf einen auffallenden Gegensatz in der späteren Wirkung ihrer Werke aufmerksam gemacht. „Der seinem Ziele nach mehr für Männer schrieb — Schiller — ist der Liebling der Frauen und der Jugend geblieben; der in ewiger Jugend beharrte — Goethe — genügt mehr den Ansprüchen des Mannes; der ganz Form und Geist war, spricht die Menge an, die mehr Materie sucht, und der mehr Materie bot, befriedigt die Gebildeten, die der Form gewachsener sein sollten; der scheinbar ärmere Dichter hat einen weitern Wirkungskreis gefunden und der scheinbar reichere den engern." Der tiefere Grund davon ist der, daß Schiller die Leidenschaften hatte, die Goethen mangelten. Goethe vertraute Eckermann als etwas ganz Besonderes an, seine „Sachen könnten nie populär werden", und abgesehen von Faust und seinen kleineren Gedichten kommt auch keins seiner Werke den Schillerschen an Popularität gleich.

Die Parteinahme für Goethe oder Schiller war schon früh sehr lebhaft in Weimar. Dem bekannten Kotzebue, der damals auf der großen Triumphreise, wo ihm ganz Deutschland mit Thränenströmen huldigte, nach seinem Geburtsorte Weimar kam, schien dieselbe ein vortreffliches Mittel, sein Mütchen an Goethe zu kühlen, der seine Eitelkeit empfindlich verletzt hatte. Um jene Zeit pflegte sich in Goethes Hause einmal wöchentlich ein erlesener geistreicher Kreis zu versammeln, der vierzehn Mitglieder, sieben männliche und sieben weibliche zählte: Schiller, Goethe und Meyer, die Gräfin Egloffstein, Amalie von Imhof, Frau von Wolzogen, Fräulein von Göchhausen, Schillers Frau und einige andere, weniger berühmte Herren und Damen. Fräulein von Göchhausen bemühte

Digitized by Google

sich nun aus allen Kräften, Kotzebue Zutritt in diesem Kreise zu verschaffen, da er ja auch bei Hofe empfangen worden; aber Schiller und Goethe, welche das bisherige freundliche Vernehmen in der Gesellschaft erhalten wollten, wiesen auf einen Paragraphen der Statuten hin, daß ohne vorherige Zustimmung aller anderen Mitglieder weder ein Einheimischer noch ein Fremder mitgebracht werden dürfe. Dadurch trat eine gewisse gegenseitige Erkaltung unter den Mitgliedern der Gesellschaft ein und als die Bittgesuche der Frauen um Aufnahme Kotzebues immer noch nicht nachließen, äußerte Goethe zuletzt verdrießlich, den einmal als gültig anerkannten Gesetzen müsse man treu bleiben, sonst solle man lieber die ganze Gesellschaft aufgeben, was vielleicht auch um so rätlicher sei, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges habe. Darüber waren denn die Damen äußerst empfindlich. Kotzebue schürte das Feuer um so heftiger, als ihn Goethe durch ein bitteres Witzwort gereizt hatte. Unter Anspielung nämlich darauf, daß in Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaisers auch ein geistlicher Hof des Dalai Lama oder Patriarchen besteht, der im Stillen oft einen größern Einfluß als jener ausübt, hatte Goethe im Scherz einmal gesagt, es helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an dem weltlichen Hof zu Japan aufgenommen sei, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hofe daselbst Zutritt zu verschaffen wisse. Diesen geistlichen Hof beschloß Kotzebue zu stürzen und einen neuen einzusetzen, dessen Dalai Lama Schiller sein sollte. Ein Krönungsfest Schillers auf dem weimarischen Stadthause wurde vorbereitet. Scenen aus Don Carlos, der Jungfrau und Maria Stuart sollten dasselbe eröffnen. Die Gräfin Egloffstein, bisher in jenem Kreise Goethes erkorene Dame, übernahm die Rolle der Jungfrau; Fräulein von Imhof sollte die Maria Stuart darstellen, Sophie Mereau, eine weimarische Dichterin, das Lied von der Glocke vortragen; die Mitspielenden waren jedoch in Kotzebues geheime Plane nicht eingeweiht und erkannten erst zu spät das schlimme Spiel, das dieser mit ihnen vorgehabt hatte. Kotzebue selbst wollte in zwei Rollen erscheinen, zuerst als Vater Thibaut in der Jungfrau und dann als Meister Glockengießer. In der letzten Rolle lag es ihm besonders ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke

Digitized by Google

mit seinem Hammer entzwei zu schlagen und so die darin enthaltene Büste Schillers zu enthüllen, während zu gleicher Zeit der Dichter selbst von Frauenhänden gekrönt werden sollte. Die Vorbereitungen zu diesem Feste wurden eifrig betrieben. Die Sache ließ sich vortrefflich an. Wieland, gefällig gegen Jeden, hatte die Einladung angenommen; ebenso hatte die Prinzessin Karoline zugesagt. Auch Schiller wurde auf das Verbindlichste angegangen, sagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethes Hause: „Ich werde mich wohl krank schreiben." Goethe erwiderte kein Wort und sah all den Vorbereitungen schweigend zu. Der ganze Plan aber, dessen Ausführung Einzelnen ein schweres Zerwürfnis zwischen den Dichterheroen zu weissagen schien, scheiterte. Die Vorsteher der Bibliothek weigerten sich, Schillers Büste herzuleihen; der Bürgermeister wollte den Schlüssel zum Stadthaussaale nicht hergeben, in welchem das Theater errichtet werden sollte. Kotzebue war entrüstet und hatte zu dem Schaden noch den Spott zu tragen. Frau von Schiller schrieb einen Schwank „Der verunglückte 5. März"; und Gräfin Egloffstein höhnte in ihrem „Klagelied", das freilich auch Andere treffen sollte, den eitlen Dichter.

Kurz darauf, am 13. Juni 1802, wurde Goethes Sohn konfirmiert. Herder führte, nach Goethes Wunsch, den Knaben auf eine liberalere Weise in die christliche Versammlung ein und trat dadurch mit Goethe teilweise wieder in persönliche Beziehung, obwohl Beide seit Goethes Intimität mit Schiller einander äußerlich und innerlich entfremdet waren. Herder bekämpfte Kant, den Schiller verehrte und war den Anhängern Kants abgeneigt, weil nach seiner Behauptung dessen Philosophie die christliche Moral zerstöre. Schiller war ihm in allen Punkten ein Widerpart und die Aufführung des Wallenstein machte ihn krank. Goethe, dessen wunderbare Toleranz er auf so schwere Proben gestellt hatte und der nie aufhörte, sein besseres Teil zu schätzen, mußte doch erklären, man komme zwar nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, gehe aber auch nie von ihm, ohne verletzt zu sein. Eine Zeit lang wurde in dem Herderschen Kreise gar nicht von Goethe gesprochen, außer in einem höchst feindlichen Tone, und doch gestand Herders Frau brieflich an Knebel: „daß Goethe lebt, dafür wollen wir Gott danken; es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden."

Digitized by Google

Indes, diese letzte Erneuerung der alten Beziehungen sollte nicht lange dauern. Nach kurzem Beisammensein in Jena schieden die Freunde auf Nimmerwiedersehen. Im Dezember 1803 starb Herder.

Während Goethe in der nächsten Zeit mit Ritter Physik trieb, vergleichende Anatomie mit Loder, Optik mit Himly, auch wohl Mondbeobachtungen anstellte und durch diese Studien angeregt sich mit dem Plane eines großen Naturgedichtes trug, welches indes nie über den Plan hinauskam, und andererseits von dem großen Philologen Wolf sich in der Altertumswissenschaft belehren ließ und mit Joh. Heinr. Voß die Gesetze der Metrik durchnahm — er, der größte Dichter seiner Nation, der die Musik des Verses in sich selbst hatte —, überraschte er zugleich seine Freunde mit einer poetischen Schöpfung, die im Stillen bei ihm herangereift war. Dies war das Drama „Die natürliche Tochter". In diesem Stück zeigt sich die epische Richtung, die sein Geist damals genommen, an der unendlichen Breite der Anlage, und die Wirkung des ewigen Theoretisierens an dem Mangel aller Lebensfrische und Kraft. Marmorglatt und marmorkalt nannte es A. W. von Schlegel und das Publikum nahm es mit unglaublicher Kälte auf. Schiller freilich bewunderte es und schrieb an Wilhelm von Humboldt: „Die hohe Symbolik, mit der Goethe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit." Auch Herder äußerte sich im besten freundlichen Sinne. Fichte, der mit Varnhagen der Aufführung in Berlin beiwohnte, war davon, wie dieser erzählt, sehr ergriffen und erklärte es für Goethes Meisterstück. Die Art, wie Schiller und Fichte dies Stück loben, reicht gerade hin, die öffentliche Verurteilung desselben zu rechtfertigen. Ein Drama, das wegen seiner hohen Symbolik gepriesen wird, mag für Philosophen und Kritiker sein, aber die Kunst verwirft es. Jedes Gedicht, auch ein dramatisches, kann immerhin Stoff enthalten, der symbolische Deutung zuläßt, aber ein Dichter, dem bei einem Werke die Symbolik Gegenstand und Zweck ist, verkennt seinen Beruf.

Im Dezember 1803 erhielt Weimar einen Besuch, der unter

Digitized by Google

seinen vielen berühmten Gästen einen hohen Rang einnimmt — den Besuch der Frau von Staël. Sie war von Napoleon aus Frankreich verwiesen und kam mit Benjamin Constant nach dem deutschen Athen, um etwas von den Männern zu sehen und zu lernen, mit denen sie ihre Landsleute in ihrem Buche über Deutschland bekannt machen wollte. Es ist leicht, über Frau von Staël zu spotten, sie, wie Heine gethan, einen „Sturmwind in Weibskleidern", eine „Sultanin des Gedankens" zu nennen; aber die Deutschen sollten ihr dankbar sein für das Buch, welches noch immer eines der besten ist, die über ihr Land geschrieben sind, und der Litterarhistoriker darf nicht vergessen, daß ihr Genie in verschiedenen Zweigen der Litteratur die Kraft des weiblichen Geistes für immer zu Ehren gebracht hat. Goethe und Schiller, die sie mit allen Geschützen ihrer Beredsamkeit bestürmte, sprachen von ihrem Verstande mit großer Bewunderung. Schiller sagte, sie sei „das beweglichste, streitfertigste und redseligste, aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen", das ihm je vorgekommen. Weder der Gegensatz zwischen ihrer französischen und seiner deutschen Bildung, noch seine Ungeübtheit in der französischen Unterhaltung konnte seinem lebhaften Interesse Abbruch thun. In der kurzen Schilderung, die er an Goethe schrieb, sagt er von ihr recht hübsch: „Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen."

Die Herzogin Amalia war von ihr bezaubert und der Herzog ließ Goethe, der damals in Jena war, dringend zur Rückkehr auffordern; das lehnte aber Goethe bestimmt ab. Wenn sie wirklich lebhaft ihn zu sehen wünsche, antwortete er, so möge sie nach Jena kommen, wo sie ihm herzlich willkommen sein solle; eine bequeme Wohnung und bürgerlichen Tisch würde sie finden, und täglich

Digitized by Google

könnten sie einige Stunden der Unterhaltung widmen, wenn seine Geschäfte vorüber seien, aber an den Hof und in Gesellschaft zu gehen, fühle er sich nicht stark genug. In den letzten Tagen des Jahres 1803 kehrte er indes nach Weimar zurück und machte ihre Bekanntschaft; das heißt, er empfing sie in seinem eigenen Hause, zuerst allein und dann in einem kleinen Kreise von Freunden. Wenn sie ihn nicht durch ihre Paradoxen und ihren Witz anregte, so war er gegen sie kalt und förmlich, mehr sogar als er sonst gegen hervorragende Leute zu sein pflegte. Wie er selbst erzählt, that er das mit voller Absicht. Er hatte kurz vorher ein neues französisches Buch erhalten, worin der Briefwechsel Rousseaus mit zwei Frauen veröffentlicht war, die ihn mit ihrer angeblichen Verehrung zum Besten gehabt und, nachdem sie an dem Scherze genug hatten, seine Briefe zusammenstellten und drucken ließen. Als Goethe sein Mißfallen hierüber gegen Frau von Stael aussprach, gab sie ihm nicht undeutlich zu verstehen, sie denke mit den Leuten in Weimar gerade so zu verfahren. Trotzdem verkehrte Goethe im Januar und Februar und bei einem neuen Aufenthalt der Reisenden im Juni viel und intim mit ihr, wie noch die neuerdings (1884) veröffentlichten, während dieser Zeit gewechselten Briefe Beider bekunden. Er blieb wohl auf seiner Hut und empfand bitter die Notwendigkeit des steten Gerüstetseins gegen die streitbare Frau, aber er zeigte sich ihr gegenüber, wie sie selbst bekennt, „ungeheuer geistreich" und liebenswürdig.

Sonst ist von Goethe aus diesem Jahre nichts weiter zu erwähnen als die Uebersetzung der Diderotschen Schrift „Rameaus Neffe" und die Hinzufügung vorzüglicher Anmerkungen zu derselben, die ein Bild der Entwicklung der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert geben, und der Anfang der ausgezeichneten Abhandlung über Winckelmann und sein Jahrhundert. Das folgende Jahr 1805 eröffnete sich mit einer düstern Ahnung. Beim Neujahrsbriefe an Schiller kamen ihm zufällig die Worte „der letzte Neujahrstag" in die Feder; er zerriß das Billet und schrieb ein neues, konnte sich aber auch nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom letzten Neujahrstage zu schreiben. So bedrängte ihn ein böses Vorgefühl! Denselben Tag besuchte er Frau von Stein, erzählte ihr, was ihm begegnet sei, und äußerte, er habe die

Digitized by Google

Ahnung, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben werde. „Wenige Wochen nachher," so erzählt Heinrich Voß, „lagen beide krank darnieder und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Goethe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner noch des Andern Krankheit, sondern beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein." Sie hofften von dem kommenden Frühling Genesung und Stärkung. Mittlerweile arbeitete Schiller an der Uebersetzung der Racineschen Phädra, Goethe an Rameau und an der Geschichte der Farbenlehre.

Der Frühling kam, aber seine Blüten sollte Schillers Auge nicht mehr sehen. Am 1. Mai sahen sich die Freunde zum letztenmale. Goethe traf Schillern im Begriff, ins Schauspiel zu gehen; ein Mißbehagen hielt ihn ab, ihn zu begleiten, und so schieden sie vor Schillers Hausthür, um einander nie wieder zu sehen. Während der letzten Krankheit des Freundes war Goethe ungemein niedergeschlagen. Voß fand ihn einmal im Garten weinend und las in seinen Blicken, daß er etwas Großes, Ueberirdisches, Unendliches fühle; er erzählte ihm von Schiller, Goethe hörte ihn mit unnennbarer Fassung an: „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig," war Alles, was er sagte.

Die Nachricht von Schillers Tode (9. Mai) verbreitete sich schnell durch Weimar; das Theater wurde geschlossen, die Leute standen gruppenweise auf den Straßen zusammen, Jeder fühlte, als wenn er seinen teuersten Freund verloren hätte. Wie sollte man die Nachricht Goethen bringen, der selbst noch schwach war von seiner letzten Krankheit! Niemand mochte es wagen. Heinrich Meyer war bei ihm, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot; er wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging ohne Abschied weg. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befand, die Verwirrung, die er überall wahrnahm, das Bestreben ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen

Digitized by Google

konnte — alles das ließ ihn wenig Tröstliches erwarten. Er ahnte was geschehen war. In der Nacht hörte man ihn weinen. Am Morgen erfuhr er von Christiane die schreckliche Kunde. Er weinte laut. Er vermochte nicht die Leiche zu sehen; er wollte „die Zerstörung" nicht erblicken. Nicht bloß einen Freund, die „Hälfte seines Daseins" hatte er verloren.

Als er sich ermannt hatte, suchte er nach einer entschiedenen großen Thätigkeit; sein erster Gedanke war den Demetrius zu vollenden, den er, wie alle Arbeiten Schillers seit dem Wallenstein, von Anfang bis zu Ende mit ihm durchgesprochen hatte; das Stück war ihm so lebendig wie dem Verstorbenen. Wahrhaft ergreifend ist, was er selbst in den Tag- und Jahresheften darüber erzählt. „Ich brannte vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen ... Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun setzten sich aber der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger, als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidliche Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche

Digitized by Google

Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand.“ Im August desselben Jahres dichtete er dann zur Aufführung des Schillerschen Liedes von der Glocke jenen bekannten Epilog, von dem wir eine Strophe diesem Buch als Motto vorgesetzt haben: wie Orgelton und Glockenklang tönt dies Gedicht; es ist ein mächtiger Strom, von Freundschaft und Poesie geschwellt, der den Grabhügel des großen Freiheitshelden unversiegbar umrauscht.

Siebenter Abschnitt.

Faust.

Der erste Teil des Faust wurde 1808 veröffentlicht. Länger als dreißig Jahre war dies Werk im Geiste des Dichters herangewachsen, und obgleich sich eine genaue Zeitangabe für die Entstehung aller einzelnen Teile nicht feststellen läßt, so ist sie doch annähernd möglich. Schon in jungen Jahren war Goethe mit der Faustsage vertraut. Der Gedanke einer dramatischen Bearbeitung beschäftigte ihn schon sehr früh; die erste Ausarbeitung, mag diese nun in Prosa oder in Versen geschrieben sein, gehört in die Frankfurter Zeit 1773—1775. Aus dem Jahre 1774 sind Zeugnisse vorhanden, daß Goethe Scenen aus dem „Faust“ vorlas und daß, wie ein Bewunderer schreibt, „sein Dr. Faust fast fertig ist“. Die Entlehnungen, welche sich H. L. Wagner in seiner „Kindesmörderin“ gestattete, bieten ein völlig gültiges Zeugnis für die damalige Existenz der betreffenden Goetheschen Scenen, d. h. fast der gesamten Gretchen-Tragödie. Schon damals, jedenfalls vor 1776, war die Einführung der Helena beabsichtigt, die später dem zweiten Teil vorbehalten wurde. Die Scenen „Hexenküche“ und „Wald und Höhle“ entstanden in Italien. 1790 erschien das „Fragment“, das mit der Besprechung Fausts und des Erdgeistes begann und außer den ebengenannten Scenen die Unterredung zwischen Mephi-

Digitized by Google

stopheles und dem Schüler, Auerbachs Keller und das Gretchen-Drama bis zur Domscene einschließlich enthielt. Mit Schillers Anteil wurden dann 1797—1801 die „Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog im Himmel" gedichtet, (1797) entstanden die „Walpurgisnacht" und die Brockenscene (1798. 1801). Die letzte Durchsicht und Vollendung des Faust fällt in die Zeit vom 21. März bis 25. April 1806, damals ist vielleicht die einzige Prosascene entstanden (vergl. unten S. 245), die am Brunnen, ferner der Schlußauftritt; Anderes erlangte erst jetzt seine letzte Durchbildung. Prüfen wir nun mit einiger Sorgfalt dieses Kind so vieler Sorgen.

Mittelmäßige Dichter haben ihre ungeübte Hand am Faust versucht, Dichter von unleugbarem Genie haben den Stoff zu meistern unternommen, aber Goethe allein war ihm völlig gewachsen und hat daraus das größte Gedicht der neuern Zeit geschaffen,

— — fürwahr ein orphisch Lied,
Ein göttlich Lied, worin Gedanken hoch
Und wild zur eignen Melodie ertönen.

wie Coleridge sagt.

Obgleich das Genie in unbedeutenden Kleinigkeiten, an denen gewöhnliche Geister ohne Arg vorübergehen, Stoff zur Thätigkeit finden kann, so ist doch die Zahl der Gegenstände sehr klein, welche dem Genius zu voller Entfaltung Gelegenheit geben. Die eigentümliche Geistesrichtung eines Mannes verleiht Gegenständen einen Reiz und eine Bedeutung, die sie für Andere nicht haben. Solch ein Stoff war für Raphael die Mutterliebe der göttlichen Jungfrau, für Goethe der Faust — ein Postament, auf dem ihr Genius in seiner ganzen Größe sich aufrichten konnte.

Den mannigfachen, geschichtlichen und ästhetischen Stoff, der in der Faust-Litteratur angesammelt ist, auch nur übersichtlich darzulegen, ist weder meine Absicht, noch erlaubt es der Raum. Der Fleiß und Scharfsinn der Erklärer hat sich bis in die kleinsten Einzelheiten am Faust versucht, und die Wißbegier oder Neugier braucht sich über Mangel an Belehrung nicht zu beklagen. Viel wichtiger als alles gelehrte Beiwerk ist es, den rechten Standpunkt zu gewinnen, von dem wir dies wunderbare Gedicht studieren und

Digitized by Google

genießen können. Seine Popularität ist fast ohne Beispiel; es ergreift jedes Menschen Geist mit dem unwiderstehlichen Zauber eines ewigen Problems und mit dem Reize unendlich wechselnder Mannigfaltigkeit; es hatte Alles, „was Menschenherz bewegt"; es ist witzig, leidenschaftlich, weise, possenhaft, geheimnisvoll, melodisch, religiös, skeptisch, magisch und spöttisch: da ist kein Ton des ganzen Saitenspiels menschlicher Empfindung, der nicht mittönte, keine Saite des Herzens, die nicht anklänge. Grübelnde Forscher, die mit ernsten Zweifeln ringen und die hohen Rätsel des Lebens zu lösen trachten, fühlen ihre Pulse bei diesem Gedichte seltsam bewegt; ja, wie Heine sagt, jeder Billardkellner in Deutschland zerbricht sich den Kopf darüber. Im Faust sehen wir wie in einem Spiegel das ewige Problem unserer geistigen Existenz und daneben die bunten Züge unseres bürgerlichen Lebens. Das Gedicht ist ein Problem und ein Bild zugleich. Darin liegt sein Zauber. Als Problem umfaßt es alle höchsten Fragen des Lebens, als Bild stellt es alle Meinungen, alle Empfindungen und alle Klassen dar, die sich auf der Bühne des Lebens bewegen. Das große Problem ist in seiner ganzen Schärfe hingestellt, das Bild in seiner ganzen Mannigfaltigkeit gemalt.

Die zwiefache Natur des Faust erklärt seine Popularität und, was uns hier näher angeht, gibt den Schlüssel zu dem Geheimnis seiner Komposition. Dies haben alle Kritiker, die mir bekannt sind, übersehen, und so mißtrauisch man auch eine Ansicht aufnehmen wird, die über einen so viel besprochenen Gegenstand etwas Neues vorzubringen beansprucht, so wird doch der Inhalt dieses Abschnittes hoffentlich hinlänglichen Beweis für meine Auffassung geben und ihr Anerkennung verschaffen.

Im Faust ist jede Seite des Lebens berührt, fast jede bedeutende Frage findet ihren Ausdruck, und die Form wechselt im mannigfaltigsten Rhythmus. Das Stück hat ein großes Publikum, weil es sich an ein großes Publikum wendet.

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Digitized by Google

Die Kritiker richten gewöhnlich ihre ganze Aufmerksamkeit auf das, was sie die Idee des Faust nennen, und bei diesem mühsamen Suchen nach einer entlegenen Deutung haben sie, wie mir scheint, die näherliegende und natürlichere Erklärung übersehen, welche das Werk selbst bietet. Ich habe, wie der Leser schon weiß, wenig Sinn für diejenige Philosophie der Kunst, welche es sich zum Geschäft macht, die Kunst in Philosophie zu übersetzen, und halte weder mich noch meine Leser mit Betrachtungen über die Idee eines Kunstwerkes auf; ich weiß aus Erfahrung, daß es dem Künstler bei seinem Schaffen auf ganz etwas Anderes ankommt, als eine Idee zu entwickeln, und aus der gleichen Erfahrung weiß ich auch, daß das Publikum des Künstlers sich zunächst gar nicht um die Idee bekümmert, sondern den Kritikern überläßt, sich darum zu streiten. Ich studiere ein Kunstwerk nicht anders als ein Werk der Natur; ich freue mich an seiner Wirkung und suche dann die Mittel zu erkennen, durch welche die Wirkung hervorgebracht wird, keineswegs aber die Idee, welche den Mitteln zu Grunde liegt. Wenn ich bei der Sektion eines Tieres einen klaren Einblick in den Mechanismus erhalte, wie gewisse Funktionen sich vollziehen, so gibt mir die Belehrung, die Funktionen seien die Endursachen dieses Mechanismus, keinen Zuwachs an wirklicher Kenntnis, während ich mich umgekehrt, wenn ein vorgefaßter Zweckbegriff statt der sinnlichen Anschauung entscheiden soll, in einem wahren Sumpfe von naturphilosophischen Vermutungen befinde, wo ich nirgends festen Fuß fassen kann. Dies mußte ich vorausschicken, ehe ich in den Inhalt eines Werkes wie Faust eingehen kann, welches ganze Bände voll philosophischer Kritik veranlaßt hat: ich habe ein Gedicht vor mir, ich zerlege es, nehme ein Glied des Organismus nach dem andern, zeige die Stellung auf, die es einnimmt, und suche seine Funktion nachzuweisen. Wem solche Kritik widerstrebt, den bitte ich diesen Abschnitt zu übergehen.

Mit zwei Vorspielen leitet sich das Stück ein. Das Vorspiel auf dem Theater, so kurz es ist, erschöpft die ganze Frage über das Verhältnis des Dichters und des Publikums zur dramatischen Kunst. Die lustige Person löst diese Frage mit dem einfachen „Wer machte denn der Mitwelt Spaß?“ — dem weisesten Worte, welches je über diesen Gegenstand geäußert ist, und heute

Digitized by Google

noch so frisch und anwendbar, als wäre es gestern geschrieben. Die ganze Verhandlung ist so erschöpfend wie knapp. Jede Zeile scheint nur leicht hingeworfen und hat doch die vollendete Klarheit vollendeter Kraft. Ohne Uebertreibung läßt sich sagen, daß sich die Meisterschaft des Genies in diesen leichten glücklichen Zügen ebenso klar bekundet, wie in den bedeutenderen Partien des Faust; ja vielleicht zeigt sich gerade in solchen Kleinigkeiten geistige Kraft am Entschiedensten: untergeordnete Schriftsteller thun in dergleichen Dingen immer zu wenig oder zu viel, sind entweder hochtrabend oder platt.

Führen wir einige Proben dieser praktischen Weisheit an. Der Schauspieldirektor will wissen, wie er der Menge am besten behagen könnte.

Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiß wie man den Geist des Volks versöhnt,
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.

Der Dichter, der von Nützlichkeitsrücksichten keine Ahnung hat, antwortet mit schwunghaften Ergüssen über seine hohe Kunst; die lustige Person fordert ihn auf, er solle sich doch als Meister seiner Kunst zeigen und das Publikum unterhalten:

Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören.

Besonders aber, fällt ihm der Direktor ein, laßt genug geschehn! und ganz im Geist eines Direktors fügt er hinzu:

Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

So geht der Streit weiter, bis der Direktor ihn mit dem Machtwort zu Ende bringt:

Digitized by Google

So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!

Die letzten Worte geben uns einen Schlüssel zu dem Bau des Dramas; man hat sie gewöhnlich nur auf die Wanderung durch das geistige Labyrinth bezogen, aber das genügt nicht: sie beziehen sich daneben ebensogut auf die Scenen des wirklichen Lebens, welche im Faust zur Darstellung kommen.

Der Prolog im Himmel folgt. Man hat ihn vielfach auf das Seltsamste mißverstanden. Eine Parodie auf das Buch Hiob hat man ihn genannt und als solche getadelt; er passe nicht zu dem übrigen Stück, heißt es; als nichtssagend und gottlos, ja, als ganz unnötig gotteslästerlich hat man ihn gebrandmarkt; in manchen Uebersetzungen fehlt er, als „zur Veröffentlichung nicht geeignet". Coleridge überlegte bei sich, ob es für seinen moralischen Ruf auch zuträglich sei, daß er durch Uebersetzung dieses Prologs ins Englische Reden verbreiten helfe, an denen doch Vieles gemein, frech und gotteslästerlich sei. Auch auf mich, gestehe ich, war der erste Eindruck ein sehr ungünstiger, und nur die Erwägung, daß das Gedicht in Inhalt und Darstellung der mittelalterlichen Faustsage folge, vermochte denselben zu mildern. Nur eine organische Kritik kann den Sinn organischer Schöpfungen wahrhaft erfassen; so lange wir einen Organismus von außen her, nach einer sogenannten Idee, oder richtiger: nach unseren Ideen, nicht nach seiner Natur beurteilen, werden wir niemals seinen Bau und sein Leben richtig verstehen, und zwar gilt das von allen Organismen — von Gedichten so gut wie von Tieren und Pflanzen. Frau von Staël hat über den ganzen Faust das bewundernswerte Wort gesprochen: „daß ein Mann, wie Goethe, nicht alle ästhetischen Fehler, die man seinem Stücke vorwerfen kann, selbst kenne, wäre wirklich zu naiv anzunehmen; aber es ist interessant, die Gründe kennen zu lernen, die ihn bestimmt haben, die Fehler darin zu lassen oder vielmehr zuzulassen." Wenn wir demnach die Gründe verstehen wollen, aus denen Goethe diesen Prolog geschrieben hat, und zwar so geschrieben hat, so müssen wir die Annahme, er habe gotteslästerlich sein wollen und nicht, wenn er gewollt hätte, eben

Digitized by Google

so ernst und würdevoll sein können wie Klopstock, von vornherein beiseite lassen. Sehen wir uns die Sache etwas näher an.

Die Wette zwischen Mephistopheles und Gott bildete einen Bestandteil der Faustsage. Indem Goethe diese letztere annahm, war er auch an jene gebunden, und wie genau er sie dann in dem wahren mittelalterlichen Stil behandelt hat, wird jeder, der mit den mittelalterlichen Legenden und besonders mit den sogenannten Mysterien (Schauspielen kirchlich-religiösen Inhalts) bekannt ist, sofort erkennen. In diesen Mysterien überrascht uns neben der ernstesten Moral die gröbste Spaßmacherei, die nach unseren Begriffen der Gotteslästerung gleichkommt; das Heiligste wird in den Schmutz des Volkswitzes hinabgezogen; über die heiligsten Namen werden Scherze gemacht, vor denen die frommen Leser unserer Tage schaudern würden. Als eine Probe, wie weit man diese Scherze trieb, und zwar in Schauspielen, welche von Geistlichen gespielt wurden und geistlichen Zwecken dienten, sei hier eine der frechsten Stellen angeführt, die es in dieser Beziehung gibt. Gott Vater erscheint während der Kreuzigung Christi schlafend auf seinem Himmelsthrone, ein Engel tritt zu ihm, um ihn zu wecken, und es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Engel: Ewiger Vater, Ihr thut Unrecht und werdet Euch mit Schmach bedecken. Euer vielgeliebter Sohn ist eben gestorben, und Ihr schlaft wie ein Betrunkener.

Gott Vater: Ist er gestorben?

Engel: Allerdings.

Gott Vater: Hol mich der Teufel, ich wußte nichts davon.

Ganz unzweifelhaft war dergleichen durchaus nicht böse gemeint; es waren eben Ausbrüche von Naivetät, die ebenso naiv genommen wurden. Von dieser mittelalterlichen Färbung gab auch Goethe der mittelalterlichen Sage, die er behandelte, etwas — nicht so viel, um zu verletzen, sondern nur einen schwachen Anflug. Bei dem Prolog folgte er nur dem alten Puppenspiel Faust, von dem wir verschiedene Bearbeitungen haben. Ein untergeordneter Künstler hätte denselben gewiß so erhaben und philosophisch wie möglich gemacht; Goethe machte ihn mit voller Absicht naiv. Daß er ihn nicht anders hätte machen können, wenn er gewollt hätte, dürfen

Digitized by Google

wir unmöglich annehmen; er wollte eben nicht; er schrieb diese Scene aus seiner Kenntnis der ältern Faustlitteratur, ihre Naivetät deutet auf diese als die Quelle seiner poetischen Eingebung zurück. Wenn man den ganzen Ton des Werkes erwägt, so ergibt sich, wie wenig ein Prolog, in welchem Gott und Mephistopheles nach der strengern und edlern Auffassung unserer Zeit dargestellt wären, zu solchen Scenen wie die mit dem Pudel, der Hexenküche und der Walpurgisnacht gepaßt hätten, die alle in dem Geist der alten Sage behandelt sind. Es darf gesagt werden, daß der Prolog genau ist, was er sein muß: poetisch, mit einem Anfluge von mittelalterlicher Färbung. Der Grundton des ganzen Werkes ist darin angeschlagen; er eröffnet die Welt von Wundern und Wunderglauben, in der das große und mystische Schauspiel des Lebens vor sich geht; er ist die Schwelle, an der der Dichter unsere bestaubten Werktagskleider uns ablegen heißt; wir erhalten frische Gewänder und treten in eine neue Sphäre, wo ein Drama sich vor uns abspielt, traumhaft in seiner Form, aber in Sinn und Geist von furchtbarer Realität.

Die Sprache aber, die dem Mephisto in den Mund gelegt ist — diese frech unehrerbietige Sprache, die den Leser leicht zu dem Irrtum verführt, den ganzen Prolog für gotteslästerlich zu halten — paßt sie nicht durchaus zu dem Ganzen? Der „Geist, der stets verneint," ist so durch und durch frech, daß selbst in der Gegenwart des Schöpfers kein Schauer der Ehrfurcht ihn erfaßt; die erhabeneren Empfindungen sind seiner Seele fremd, und wie alle seinesgleichen glaubt er selbst bei Anderen nicht daran. „Verzeiht, ich kann nicht hohe Worte machen" — Geistern wie er, ist alle Größe Großsprecherei. Mephisto ist kein Heuchler, nicht einmal so weit kann er der Tugend huldigen. Er ist einfach der Geist der Verneinung, nichts weiter. Dem lieben Gott bietet er eine Wette an, als wäre er ein wilder junger Herr, und das kurze Selbstgespräch, worin er seine Gefühle über das Ergebnis dieser Unterredung ausspricht, hat eine Leichtfertigkeit und einen Anflug von Hohn, die wahrhaft teuflisch sind.

Daß der Faust zwei Vorspiele hat, verdient Beachtung. Der Grund dieser Zweiheit liegt nach meiner Ansicht in der zweifachen Natur des Gedichts, in den beiden Hauptgegenständen der Dar-

Digitized by Google

stellung. Die Welt und das Treiben der Welt soll dargestellt, die Seelen des Menschen und ihre Kämpfe sollen gezeichnet werden. Jener Absicht entspricht das Vorspiel auf dem Theater; denn

die ganze Welt ist Bühne,
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.

Die zweite Richtung leitet der Prolog im Himmel ein; denn der Himmel ist Mittel- und Angelpunkt aller Kämpfe, Zweifel und andächtigen Stimmungen, und zum Himmel empor strebt Faust —

„Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise,
„Ihn treibt die Gährung in die Ferne."

Noch eine weitere organische Notwendigkeit fordert die zwei Prologe: im ersten setzen der Theaterdirektor und sein Dichter die Figuren der Bühne, im zweiten setzen Gott und Mephisto die Personen des wirklichen Dramas in Bewegung; von Schauspielern geht die Ausführung aus, vom Himmel stammt das Drama der Versuchung.

Kehren wir zu dem Inhalt des Stückes zurück. Die erste Scene zeigt Faust in seinem Studierzimmer. Hier beginnt das Drama. Faust sitzt unter seinen Büchern und Instrumenten, vergeblichen Mitteln vergeblichen Forschens. Von nächtlicher Arbeit erschöpft und bleich fühlt er, daß all sein Bemühen vergeblich gewesen, daß die Wissenschaft ohnmächtig ist, daß auf seine Fragen Antwort zu erringen irdische Weisheit nicht vermag; er ergibt sich der Magie —

Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

Der Mond, der zu ihm hereinblickt, erinnert ihn an das Leben draußen, das er über altem Papier und Instrumenten versäumt hat; mit Ekel wendet er sich hinweg von dem toten Gerät, das

Digitized by Google

ihn umgibt; „das ist deine Welt! das heißt eine Welt"; von Tiergeripp und Totenbein drängt es ihn nach der lebendigen Natur; „wo faß' ich dich, unendliche Natur?" — in diesen Worten klingt der Ruf des Jahrhunderts wieder. Mit seinem Zauberbuche beschwört er den Erdgeist herauf; dem ewig wechselnden, ewig schaffenden Geiste, der die weite Welt umkreist, fühlt er sich verwandt und gleich; aber mit dem Donnerworte „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" schleudert dieser das „Ebenbild der Gottheit" in die Verzweiflung zurück. Da klopft's draußen; es ist Wagner, Fausts Famulus; die „Fülle der Gesichte" stört der trockne Schleicher. Wie schön ist dieser Uebergang, dieses Hereinbrechen der prosaischen Wirklichkeit in die Traumgebilde des Dichters! Der Famulus hat die leidenschaftlichen Ausbrüche Fausts für Uebungen im Deklamieren tragischer Stellen genommen und „möcht' in dieser Kunst was profitieren". Wagner ist das Urbild eines Philisters und Pedanten; er widmet sich den Büchern, wie Faust der Wissenschaft; er schwört auf den Buchstaben, Bücherstaub ist ihm Lebensluft, das Pergament sein „heil'ger Bronnen".

Wieder sich selbst überlassen, setzt Faust seine verzweiflungsvollen Betrachtungen fort. Das Donnerwort des Geistes hat ihn ganz vernichtet; „den Göttern gleicht er nicht, zu tief ist das gefühlt"; er beschließt zu sterben — „durch Thaten zu beweisen, daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht"; er füllt eine Schale mit tödlichem Gift, setzt sie an den Mund, da ertönt Glockenklang und Chorgesang aus einer nahen Kirche, des Osterfestes erste Feierstunde verkündend; Engel singen die Botschaft von Christ dem Erstandenen; Faust steht ergriffen, mit Gewalt ziehen diese Klänge ihm das Glas vom Munde, und überwältigt strömt er sein Gefühl in jene ewigen Verse aus, deren Schönheit zu erfassen alle Kelche unserer Seele sich erschließen müssen:

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind!
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;

Digitized by Google

Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Diese Eröffnungsscene war angedeutet bereits in dem alten Puppenspiel, in welchem Faust von Kompassen, Erd- und Himmelskugeln und kabbalistischen Instrumenten umgeben erscheint und zwischen Theologie, Philosophie und Magie — der göttlichen, menschlichen und höllischen Wissenschaft — hin und her schwankt. Aber diese Andeutung hat Goethe aus seinem eigenen Gedankenreichtum bereichert und so jene wunderbare Scene geschaffen, die wir Alle kennen.

Die Scene vor dem Thore. Wir verlassen das dumpfe Studierzimmer und die einsamen Kämpfe eines Menschengeistes, um die frische Luft der freien Natur zu atmen, das Alltagsleben und seine gewohnten Freuden zu betrachten. Es ist Sonntag; Studenten und Schüler, Dienstmädchen und Bürgerstöchter, Bürger und Soldaten strömen zum Thor hinaus ihren Vergnügungsorten zu. Wolken von Staub und Tabaksrauch begleiten die Scharen; lustiges Lachen, Ausbrüche von Liebes-Leid und Lust, fröhliche Lieder und eifrige Kannegießerei lassen uns Einblicke thun in die gewöhnliche Welt. Dieses wahrhaft deutsche Bild ist wundervoll gezeichnet und seine Stelle in dem Gedichte bedeutsam: es zeigt uns, wie der gewöhnliche Mensch das Leben auffaßt, während wir in der vorigen Scene das Leben auf dem Sinne des Forschers lasten sahen, wie es von ihm eine Erklärung seiner tief ernsten

Digitized by Google

Bedeutung fordert. Faust hat seine Tage in Grübeleien verbracht; das Volk verlebt seine Zeit in leichtfertigem Treiben und sinnlichem Genuß, ohne um das große Rätsel der Welt sich je zu kümmern; denn ihm ist die Welt etwas Bekanntes, Vertrautes, nicht ein Geheimnisvolles. Ein starkes Bier, ein beizender Tabak, die Treue oder Untreue eines Tänzers, die Verdienste des neuen Bürgermeisters — das sind Fragen, die das Volk mehr beschäftigen als Alles, was Himmel und Erde an Geheimnissen enthält. In dieses Treiben treten Faust der Grübler und Wagner der Pedant. Faust wird tief davon ergriffen; er fühlt, wie viel weiser diese einfachen Menschen sind, als er selbst — denn sie genießen.

Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Ja, hier fühlt er sich als Mensch unter Menschen, hier verlangt auch ihn nach den Freuden, die er seine Mitmenschen genießen sieht. Wagner dagegen ist zu sehr Pedant, um solche Empfindungen zu hegen; er liebt dergleichen Scenen nicht, nur um mit seinem Doktor zu spazieren, ist er hinausgegangen; er ist einer von den Leuten, die am Niagarafall von Keilinschriften reden können und bei einem Volksfeste über die Urgeschichte der Menschheit grübeln.

Das Volk drängt sich um Faust und bezeugt ihm seine Verehrung; ein alter Bauer erinnert dankend an die ärztliche Hilfe, die Faust als junger Mann bei einer verheerenden Pest geleistet. Wagner sieht diese Verehrung der Menge mit Bewunderung und Neid, Faust klingt sie wie Hohn. Verehrung für ihn, der seine eigene Nichtigkeit so tief fühlt! Auf dem Gipfel eines Hügels läßt er sich nieder und versinkt in die Erinnerung vergangener Zeiten.

Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.

Digitized by Google

Aber den Dank des Volkes verdient er nicht; seine Kenntnisse haben nicht genutzt, nur geschadet; hier wie immer war das Wissen eitel. Der Anblick der untergehenden Sonne zieht ihn von diesem düstern Rückblick ab; er verliert sich in die Schönheit des Naturgemäldes, das sich vor ihm aufthut; aber über das beschauliche Genießen siegt sofort wieder die Reflexion und der rastlose Drang seines Innern. Seine Gedanken folgen der enteilenden Sonne.

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken:
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Der trockne Wagner begreift dies Sehnen nicht; von Wald und Feld verlangt es ihn zurück zu seinen Büchern; er ist sich nur des einen Triebs bewußt, während Faust klagt:

Digitized by Google

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruft,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O, gibt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!

Die Erſcheinung des Pudels unterbricht dies Geſpräch. Wagner ſieht, mit charakteriſtiſcher Dummheit, eben nur einen Pudel darin; Fauſt dagegen erkennt mit klarem Geiſtesblick ſofort die magiſchen Schlingen, die er um ſeine Füße zieht. Sie gehen ins Thor zurück, der Pudel hinter ihnen her.

In ſein Studierzimmer zurückgekehrt, überläßt ſich Fauſt ernſten, feierlichen Gedanken; darüber wird der Pudel unruhig, und als Fauſt gar die Bibel zu überſetzen anfängt, knurrt und heult er wild umher. Ein Stück Beſchwörung folgt; aus der tieriſchen Hülle tritt Mephiſtopheles hervor. Bei den Einzelheiten dieſer Scene kann ich mich nicht aufhalten, ſo groß auch die Verſuchung iſt; ich gehe ſofort zu dem Pakt zwiſchen Fauſt und Mephiſto über. Die geiſtige Stimmung, welche Fauſt dazu treibt, iſt mit großer Kunſt vorbereitet. Fauſt iſt ſo weit gekommen, daß er daran verzweifelt, das Ziel ſeines Ehrgeizes je zu erreichen; er hat einſehen gelernt, daß all ſein Bemühn vergeblich, daß die Wiſſenſchaft ein hohles Traumgebilde iſt, dem er ſein Glück geopfert. Eben vorher, auf dem Spaziergange, hat er wahrhaft zufriedene, glückliche Menſchen geſehen. Nun ſehnt er ſich ſelbſt nach Glück und Genuß, obgleich er auch daran nicht glaubt, ſo wenig wie an das Wiſſen. Ganz dem Zweifel verfallen, vermacht er ſeine Seele dem Teufel, *wenn* er jemals ſich wirklich glücklich fühlen ſollte:

Fauſt.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So ſei es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen,

Digitized by Google

Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles.

Top!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Welch eine Tiefe von Leiden und Trübsinn eröffnet uns dieser Pakt! Nicht den flüchtigsten Augenblick schön finden, nicht einen Augenblick glücklich sein — oder für ewig sich verloren geben! Das Folgende führt diese Stimmung in ihrer vollen Verzweiflung noch weiter aus:

Faust.

Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist grade das, was ich verspreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht,
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß

Digitized by Google

Mit einander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Mephistopheles.

Euch ist kein Maß und Ziel gesetzt.
Beliebt's euch überall zu naschen,
Im Fliehen etwas zu erhaschen,
Bekomm' euch wohl, was euch ergötzt,
Nur greift mir zu und seid nicht blöde!

Faust.

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Auch dieser Vertrag mit dem Bösen findet sich schon in dem alten Puppenspiel, und sehr interessant wäre es im Einzelnen zu verfolgen, wie Goethe diese älteren Andeutungen benutzt und ausgeführt hat. In der Augsburger Bearbeitung stellt Mephistopheles unter anderen Bedingungen auch die, Faust solle nie wieder den theologischen Lehrstuhl betreten. Aber was das Publikum dazu sagen werde, fragt Faust. „Dafür laß mich sorgen," erwidert Mephisto; „ich werde deine Stelle einnehmen und, glaub mir, den Ruhm deiner biblischen Gelehrsamkeit noch vermehren." Hätte Goethe diese Bearbeitung gekannt, er hätte sicherlich einen so sarkastischen Zug nicht unbenutzt gelassen.

Die unnachahmliche Scene zwischen Mephisto und dem Schüler, der, ein liebes junges Blut, nicht weniger als „was auf der Erden und in dem Himmel ist", die Wissenschaft und die Natur erfassen möchte, muß ich übergehen. Jede Zeile ist bitterer Spott oder tiefe Weisheit, oft auch beides zugleich. Die Stellung indes, welche diese Scene zu dem ganzen Stück einnimmt, verdient eine

Digitized by Google

besondere Bemerkung. Was ist die Scene Anderes als eine vernichtende Satire auf jede Art menschlichen Wissens? Und wo steht sie als gerade da, wo der Held auf alles Wissen verzichtet, seine Bücher zugemacht hat und für immer des Lebens sich freuen will?! So leitet das Wort Mephistos:

Grau, guter Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum

zu dem vollständigen Bruch mit der Spekulation und Theorie und zu eifriger Genußsucht hinüber.

Diese Welt des Genusses eröffnet sich in Auerbachs Keller. Mit aristophanisch derbem Witze ist die Scene behandelt. Und welch eine Scene! Der Keller dunstet von schlechtem Wein und kaltem Tabaksdampf; das eingeräucherte Gewölbe hallt wider von wilder Fröhlichkeit und lärmenden Gesängen. Die platten Burschen zeigen sich in aller Pracht ihrer Plattheit. Faust sieht dem Treiben mit Ueberraschung und Widerwillen zu; „ich hätte Lust, nun abzufahren", äußert er bald. Raschen Flugs führt uns der Dichter hinweg zu einer andern, ebenso häßlichen, ebenso widerwärtigen Scene — in die Hexenküche. Eine Bestialität löst die andere ab, geistige Roheit die sinnliche. In dieser Subelküche trinkt Faust den Zaubertrank der alten Hexe, mit dem im Leibe, wie Mephisto sagt, er bald Helena in jedem Weibe sieht. Mit der Verjüngung erwachen Begierden in ihm, die er bisher nicht gekannt; er empfindet „mit innigem Ergötzen, wie sich Cupido regt und hin und wieder springt".

Gretchen! Das einfache Mädchen kommt aus der Kirche, Faust redet sie an, sie antwortet kurz angebunden, schnippisch — so beginnt die Liebesgeschichte, welche dem Gedichte einen unwiderstehlichen Zauber leiht. Shakespeare selbst hat kein solches Bild wie Gretchen gezeichnet, keine solche eigentümliche Vereinigung von Leidenschaft, Einfalt, bürgerlicher Einfachheit und bezaubernder Anmut. Die bescheidene bürgerliche Stellung und Anmut Gretchens bleibt uns immer gegenwärtig; niemals wird sie zu einer bloßen Abstraktion; nur die Liebe erhebt sie über ihre niedere Stellung, und nur in der Leidenschaft wird sie so erhoben. Sehr geschickt gemacht und sehr unterhaltend ist der Gegensatz zwischen dem ein-

Digitized by Google

fachen Mädchen und ihrer Nachbarin Martha, diesem Weibe, „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen", das mit seiner ungenierten Werbung den Mephisto selbst mürbe macht. Die Wirkung dieses Gegensatzes in der berühmten Gartenscene ist sehr schön, und was ist das für eine Scene! Ich habe keine Worte, ihre tiefe und überwältigende Wirkung auszudrücken; es ist ein Bild, das unauslöschlich im Gedächtnis haftet; es sind Verse in der Scene, die „kommen uns nicht aus dem Sinn" und regen die Seele auf wie tiefergreifende Musik in uns fort und wieder klingt. So, wenn Gretchen zu Faust sagt:

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben —

welch ein Bild von dem einsamen Leben des Weibes, das all sein Dichten und Trachten, welches nicht die Pflichten geschäftiger Stunden beanspruchen, auf einen einzigen Mittelpunkt richtet! Und dann das entzückende Spiel, als Gretchen die Blume zerpflückt — „er liebt mich — nicht — liebt mich — nicht!" mit dem seligen Aufschrei „er liebt mich!" Und endlich die reizenden Schlußworte, als Faust fort ist:

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.

Reißen wir uns aus dem umstrickenden Zauber dieser Einzelheiten los und beachten wir die Kunst dieser Scene im Ganzen, den Fortschritt der Empfindungen, die des Dichters Schöpferhand in raschen Augenblicken erwachsen läßt. Goethe hat hier die Natur in ihrem innersten Heiligtum belauscht; mit einem Spiegel, so rein wie die Natur selbst, hat er ihre Bilder aufgefangen, und ohne die leiseste Verwischung gibt er sie uns wieder. Zuerst fühlt sich Gretchen neben Faust noch schüchtern und beklommen, sieht in seiner Freundlichkeit höfliche Herablassung; beim zweiten Auftreten hat schon Vertrauen und Vertraulichkeit sich eingestellt, mit herzlicher

Digitized by Google

Offenheit erzählt sie ihm von ihren einfachen Erlebnissen und läßt ihn in ihre kleinen Freuden blicken, wie in die schweren Stunden, welche die häuslichen Verhältnisse ihr auferlegen; gleich darauf erscheint die Liebe voll erblüht; sie beglückt ihn mit dem holden Geständnis

— ich war recht bös' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böser werden konnte —

sie holt sich bei der Blume Gewißheit auch seiner Liebe, der selige Schauer des Liebesglückes überläuft sie, endlich — nun ist alle Scheu vor dem gelehrten fremden Mann überwunden — endlich neckt sie ihn, faßt ihn liebend in die Arme und küßt ihn kühn und sicher: „Bester Mann, von Herzen lieb' ich dich." So ist die ganze Stufenleiter der Empfindungen durchlaufen; die Nähe des Geliebten ist dem Gemüte dieses Gretchens die Sonne, die ihre Liebe rasch vom unscheinbaren Keime zu lieblicher Blüte zeitigt — und wie frisch ist immer die Farbe, wie schön sind immer die Formen!

Die Scene in Wald und Höhle folgt. Nach der Anknüpfung des Liebesverhältnisses flieht Faust aus Furcht vor seiner Sinnenluft in die Einsamkeit der Natur:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat — —
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen
— — — — — — — — — — zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Luft.

Digitized by Google

O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu Nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Mephisto tritt zu ihm, facht das wilde Feuer wieder an, Faust wehrt ihn halb von sich ab, empfindet schon Reue, daß er auch den Frieden der Geliebten untergrabe; aber er ist der Notwendigkeit verfallen und ihr Geschick mit ihm: „was muß geschehn, mag's gleich geschehn" — er läßt sich von Mephisto führen.

Von dem Liebenden zu ihr, der Liebenden. Ihre Gedanken durchmessen nicht das Königreich der Natur, nicht die Reihen der Lebendigen, nicht der Vorwelt silberne Gestalten; ein einziger ist, der Sinn und Herz und Kopf erfüllt; am Spinnrad sitzend, ist sie in Sehnsucht ganz versunken; „ihre Ruh' ist hin, ihr Herz ist schwer"; ihn nur denkt sie, sieht sie — den hohen Gang, die edle Gestalt, des Mundes Lächeln, der Augen Gewalt; sie hört der Rede Zauberfluß, fühlt den Händedruck und ach den Kuß!

In der dann folgenden zweiten Gartenscene fragt sie Faust nach seiner Religion. „Glaubst du an Gott?" forscht sie ängstlich, feierlich beschwörend. Das Glaubensbekenntnis, mit dem er antwortet, muß ich ganz geben:

Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,

Digitized by Google

Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar, sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Größere, tiefere, heiligere Gedanken sind nie in einem Gedichte ausgesprochen. Gretchen fühlt, „ungefähr" sage das der Pfarrer auch — „nur mit ein bißchen andern Worten". In ihrer Besorgnis um die Gläubigkeit des Geliebten ist etwas unsäglich Ergreifendes; ihre Natur offenbart sich dabei nach der einen Seite, wie ihre ahnungsvolle Abneigung gegen Mephisto sie von der andern Seite in hellem Lichte zeigt: dem sieht sie's „an der Stirn geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben"; in seiner Gegenwart ist's ihr sogar, als liebe sie Faust nicht mehr; ja, wenn er da ist, „könnt' sie nimmer beten".

Die holde Unschuld, die so plaudert, bereitet uns auf die arglose Naivetät vor, mit der sie ohne Zögern dem Geliebten die Erlaubnis zum nächtlichen Besuche gibt und ihrer Mutter den Schlaftrunk einzuflößen verspricht.

Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

Digitized by Google

Furchtbar bedeutsam folgt dann gleich die kurze Scene am Brunnen, wo Gretchen ihre Freundin Lieschen nach böser Frauen Art schadenfroh von dem Fehltritt einer Bekannten erzählen hört. Gegen den Verführer hat Lieschen kein Wort; nur über die arme Gefallene schmäht sie, der es „endlich recht ergangen". Gretchen, die in ihrem eigenen Zustande Grund zum Mitleid hat, kann nun nicht mehr so schadenfroh aburteilen; sonst freilich, gesteht sie, konnte sie

über Anderer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden ....
Und segnet' mich und that so groß.

Aber nun ist sie „selbst der Sünde bloß". Und doch, so schließt sie mit einer Kindlichkeit von Unschuld, die unaussprechlich rührend ist,

Doch — Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut, ach, war so lieb!

Nun schreitet das Verhängnis rasch seinen Gang. In der folgenden Scene betet Gretchen zur Mutter Gottes, der Schmerzensreichen, ihr Antlitz gnädig ihrer Not zu neigen. Dann tritt ihr Bruder Valentin auf, tief ergriffen von der Schwester Schande; als Faust und Mephisto unter Gretchens Fenster ein Ständchen bringen, greift er sie mit dem Schwerte an; aber der Teufel ficht gegen ihn, er fällt und stirbt, von den herbeieilenden Nachbarn umgeben, unter bitteren Vorwürfen gegen Gretchen, heftigen Verwünschungen gegen Martha.

Von diesem blutigen Schrecken in den Dom. Gretchen kniet unter dem Volke, hinter ihr der böse Geist. Ein feierliches, fast erstarrendes Grausen erfaßt uns bei dieser Lage der geängsteten Sünderin, die Ruhe und Trost sucht und neue Verzweiflung findet. Der Chorgesang

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla

tönt Schrecken in ihr Ohr, die Worte des Chors

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit

Digitized by Google

ſind ihr wie der Ruf der Poſaune des Gerichts und bei der troſtloſen Frage:

Quid sum miser tunc dicturus?

ſtürzt ſie unter dem entſetzlichen Geflüſter der böſen Geiſter ohnmächtig nieder.

Die Walpurgisnacht. Die Einführung dieſer Scene an dieſer Stelle wäre ein großer Mißgriff, wenn Fauſt lediglich ein Drama wäre. Ungern läßt ſich der Geiſt von der Betrachtung menſchlicher Leidenſchaft hinwegreißen in die „Traum- und Zauberſphäre" dieſer poetiſchen Viſion; nachdem wir mit Gretchen gelitten haben, ſind wir nicht in der Stimmung für den Blocksberg. Aber Fauſt iſt kein bloßes Drama; nicht die mannigfaltigen Entwicklungen eines einzelnen Vorganges aus dem Leben ſollen vor unſeren Augen entfaltet, nicht unſere Aufmerkſamkeit an eine Geſchichte gefeſſelt werden: der Fauſt iſt ein Schauſtück im großen Stil der alten Sage, in welchem alle Phaſen des Lebens zur Darſtellung kommen. Die Scene auf dem Blocksberg iſt ein Beſtandteil der alten Sage und findet ſich in vielen Bearbeitungen des Puppenſpiels. Beachtenswert iſt es, daß Goethe dieſe Scene unmittelbar auf die im Dom folgen läßt; er bringt ſo das hölliſche Zauberweſen mit dem religiöſen Element in Gegenſatz, gerade wie er vorher die Hexenküche und ihre Wüſtheit den Orgien in Auerbachs Keller entgegenſtellte.

Auf dem Blocksberge dürfen wir nicht verweilen; wir müſſen wieder auf die Erde hinab, zurück zu der Tragödie, die dort ihrer Löſung zueilt. Verführung, Kindesmord, Verurteilung — das iſt der Fortgang. Fauſt erfährt endlich Alles, erfährt, daß eine dreifache Mordſchuld ihn belaſtet — die Mutter, Valentin, das Kind, und daß nun auch Gretchen dem Tode verfallen iſt. In ſeiner Verzweiflung tobt er gegen Mephiſto, daß er es ihm verheimlicht und ihn indes in abgeſchmackten Zerſtreuungen gewiegt habe. „Sie iſt die erſte nicht," antwortet Mephiſto mit teufliſcher Kälte. Da bricht Fauſt los: „Die erſte nicht! Jammer, Jammer, von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elendes verſank, daß nicht das erſte genug that für die Schuld aller übrigen in ſeiner windenden Todesnot vor den Augen

Digitized by Google

des ewig Verzeihenden!" Er treibt Mephisto, ihn hinzuführen in Gretchens Kerker; er will sie befreien.

Eine Eigentümlichkeit dieser erst 1806 eingeschobenen oder vielleicht damals aus dem ursprünglichen Prosaentwurf eingeschalteten Scene verdient eine besondere Bemerkung: sie ist das einzige Stück Prosa in dem ganzen Werke — was kann den Dichter dazu bestimmt haben?

Die folgende Scene besteht nur aus sechs Zeilen — und doch welch eine Malerei in diesen wenigen Versen! „Nacht, offen Feld; Faust, Mephistopheles auf schwarzen Pferden daher brausend;" am Rabenstein ist geschäftige Bewegung, eine schreckliche Hindeutung auf Gretchens Ende. „Vorbei, vorbei!" — Mephisto treibt hinweg.

Und nun eröffnet sich die letzte Scene. Faust tritt in den Kerker, wo Gretchen auf ihrem Strohlager ruht; sie singt aus alten Liedern, ihre Vernunft ist dahin, ihr Ende nahe; „mein armer Kopf ist mir verrückt, mein armer Sinn ist mir zerstückt" — wie furchtbar ist das wahr geworden! Der entsetzliche Jammer dieses Wiedersehens bringt auch bei wiederholtem Lesen uns Thränen in die Augen. Den ganzen Kreis ihrer Freuden und Leiden durchwandert des armen Gretchens irrer Geist: die Straße, der Garten, wo sie mit Martha einst den Geliebten erwartete, sieht sie wieder; der glücklichen Zeiten erinnert sie sich, wo die Mutter schlief, damit sie sich freuten; des süßen, des holden Glückes gedenkt sie, an seine Seite sich zu schmiegen; dazwischen die traurigen Bilder des gefallenen Bruders, der entschlafenen Mutter, des gemordeten Kindes, die entsetzliche Gewißheit des blutigen Endes — welch eine Reihe von ergreifenden Gesichten! Wo die Leidenschaft ihres Irrsinns sich auf den Gipfel steigert, erhebt sich das widrige, leidenschaftslose Antlitz Mephistos — der Kreis der Ironie, die das ganze Gedicht durchzieht, vollendet sich. Entsetzt wendet Gretchen sich ab; lieber, als dieser Rettung zu vertrauen, ergibt sie sich dem Gericht Gottes; der Engel Scharen ruft sie an um Hilfe gegen den Geliebten; ihr graut vor ihm. Mephisto verschwindet mit Faust, eine Stimme von oben ruft das trostreiche: „Ist gerettet!"

Die eben gegebene Uebersicht mit ihre Reihe von mannigfach wechselnden Lebensbildern wird nicht nur die Popularität des Faust,

Digitized by Google

sondern auch das Geheimnis der Komposition dieses Gedichtes erklären helfen. Der rasche Gang und die Mannigfaltigkeit der Scenen geben dem Werke einen gewissen Anschein von Formlosigkeit, bis es uns gelingt, die organische Einheit zu erfassen, welche diese Scenen zu einem Ganzen bindet. Beim ersten Lesen ist man gewöhnlich nicht befriedigt; der Mangel einer sichtbaren Verknüpfung läßt das Gedicht mehr wie ein Traumgebild als wie ein Kunstwerk erscheinen. Die einzelnen Scenen kommen uns vor wie die wechselnden Bilder einer Zauberlaterne. Wenn aber der Hamlet keine Zauberlaterne ist, so ist's auch der Faust nicht. Die wechselnden Bilder einer Zauberlaterne stehen nicht in enger Verknüpfung mit einem allgemeinen Plane, haben keinen Zusammenhang untereinander. In der eben gegebenen Uebersicht wird hoffentlich Beides, der allgemeine Plan wie der Zusammenhang der einzelnen Scenen untereinander, deutlich hervorgetreten sein. Eine nähere Vertrautheit mit dem Werke beseitigt das erste Gefühl von Enttäuschung; wir lernen es verstehen, und mit dem Verständnis wächst unsere Bewunderung. Das Bild ist mit so geschickter Hand und doch so leicht gemalt, daß die Kraft des Künstlers von Grazie umkleidet ist und nirgends eine Spur von Anstrengung sich verrät.

Es gibt eine gewisse Art von Kunstwerken, die uns bei der ersten Bekanntschaft entzücken: die Gedanken sind neu, die Form ist neu, die Ausführung ergreifend. Im Feuer der Begeisterung erklären wir das neue Werk für meisterhaft; wir lesen es immer wieder, lernen es auswendig, werden unseren Bekannten lästig mit steten Citaten und Lobpreisungen. Aber nach wenigen Jahren, vielleicht schon Monaten, wird uns das Werk unleidlich; wir sind nicht mehr imstande, es zu lesen; wir begreifen nicht, wie wir es jemals haben bewundern können; die Gedanken sind nicht länger neu, scheinen nun Gemeinplätze oder gar völlig verfehlt; die Ausführung ist nicht länger bewunderungswürdig, wir sind dem Verfasser hinter seine Kunstgriffe gekommen. Also war das Werk gar kein Meisterwerk? Gewiß nicht. Ein Meisterwerk erregt keine plötzliche Begeisterung; wir müssen es lange und viel studieren, ehe wir zu vollem Verständnis gelangen, müssen zu ihm emporwachsen, denn es läßt sich nicht zu uns herab. Der Einfluß eines solchen wirklich klassischen Werkes ist weniger plötzlich als dauernd;

Digitized by Google

je vertrauter es uns wird, desto nachdrücklicher wirkt es; nie schwächt sich sein Zauber ab, mehr und mehr werden wir von Staunen und Ehrfurcht ergriffen über den unendlichen Reichtum seines Inhalts; von einem Kunstgriff finden wir nichts, denn ein solcher Künstler hat keinen. Homer, Shakespeare, Raphael, Mozart, Beethoven nehmen nie unser Urteil im Sturm gefangen, aber einmal im Besitz befestigt sich ihr Einfluß immer mehr. Ich erinnere mich, daß ich die Skulpturen vom Parthenon mit einer Gleichgültigkeit ansah, die ich mich schämte zu gestehen, und seitdem haben sie mir fast Thränen der Entzückung ins Auge gelockt. Mit dem Faust ging es mir ähnlich; zuerst fühlte ich mich sehr getäuscht. Da ich die wahre Natur des Werkes nicht begriff, so glaubte ich, Goethe habe sein Ziel verfehlt, weil er meine mitgebrachten Vorstellungen nicht befriedigte. So anmaßend sind wir in unsrer Kritik; ein Künstler, der nie an uns gedacht hat, soll sich bei seinem Schaffen in der Richtung unsrer Gedanken bewegen! Später, als ich den Faust im Original zu lesen anfing, ging seine Herrlichkeit allmählich meinem Geiste auf, und jetzt kann ich den Zauber, den er auf mich übt, nur jener auch das Kleinste umfassenden und nie zu erschöpfenden Liebe für die vergleichen, welche uns seit lange teuer sind, an denen uns jeder Zug in einer eigentümlichen und durch stille Beziehungen wahrhaft geheimnisvollen Weise berührt. Wenn ich das Gedicht durchblättre oder auf eine Stelle daraus stoße, so weht mich aus den Versen ein unendlich süßer Hauch an, und mein Geist fühlt ein Entzücken, als wenn mir die Lüfte einen Klang von einer lieben Melodie aus der Ferne zutragen.

An der dramatischen Bearbeitung der Faustsage haben sich in älterer und neuerer Zeit Dramatiker verschiedener Nationen versucht. Eine vergleichende Uebersicht dieser Dramen ist von großem Interesse und sehr lehrreich. Als ihre Hauptvertreter nehme ich den „Faustus" von Marlowe, dem Zeitgenossen Shakespeares, und Calderons „wunderthätigen Magus".

Doktor Faustus hat viele glänzende Stellen, wie sie dem tüchtigen Marlowe nicht fehlen konnten; aber im Ganzen ist es ein ermüdendes, sehr gewöhnliches und schlecht angelegtes Stück. Die niedrigste Possenreißerei ohne jeden Witz nimmt einen großen

Digitized by Google

Teil der Scenen ein, und die ernsten Partien ermangeln der dramatischen Entwicklung. Kein Charakter ist gut gezeichnet. Der melancholische Mephistopheles hat eine gewisse Größe, aber er ist nicht der Versucher, wie ihn die allgemeine Vorstellung sich denkt, der mit Schlangenlist nach seinem Ziele kriecht; ist auch nicht der kalte, ironische „Geist, der stets verneint," sondern gleicht mehr dem Satan Byrons mit seinem Anfluge von Frömmigkeit und sehr reumütiger Stimmung. Die Art und Weise, in der er zu Faustus spricht, muß diesen mehr abschrecken als verführen.

Indes, wir haben es mehr mit der philosophischen Behandlung des Stoffes zu thun, als mit der dramatischen. Wer Marlowes Faustus mit der Erwartung in die Hand nimmt, einen philosophischen Stoff philosophisch behandelt zu sehen, der mißversteht sowohl Marlowes Geist wie seine Zeit. Faustus ist in keinem philosophischern Sinne geschrieben, als der Jude von Malta oder der große Tamerlan; es ist darin nur ein volkstümlicher Stoff für die Bühne bearbeitet — eine Volkssage, die für den Geist jener Zeiten außerordentlich bezeichnend ist, wo die Menschen im Glauben an den Teufel und seine Macht gern ihr künftiges Leben für die Befriedigung irdischer Wünsche dahingaben. Unzweifelhaft liegt darin ein philosophisches Problem, welches sich auch noch heutzutage dem denkenden Geiste aufdrängt. Der Geist der Faustsage ist die Hingebung des künftigen Lebens für das irdische. Auf das Machtwort der Triebe blind zu sein gegen den Ausgang, unvermeidlichen und schrecklichen Folgen im vollen Bewußtsein ihrer Unvermeidlichkeit frech zu trotzen, wenn nur für den Augenblick eine Lust befriedigt wird — das ist der Geist, der Faust trieb, seine Seele zu verhandeln, das der Geist, der täglich Menschen ihre Seele zu verkaufen treibt. Wir schließen keinen Pakt heutzutage, aber wir werfen unser Leben weg; kein Versucher steht uns von Angesicht zu Angesicht persönlich gegenüber und bietet uns für das Jenseits unbeschränkte Macht im Diesseits, aber wir haben unsere eigenen nimmer ruhenden listigen Begierden, und für die geben wir unsere Existenz preis, an eines Augenblickes Lust wagen wir Jahre von Elend.

Die Geschichte des Faustus gestattet verschiedene Arten philosophischer Behandlung. Marlowe hat davon nicht eine genommen;

Digitized by Google

er hat die Sage von ihrer volkstümlichen Seite gefaßt und ſeinem Helden die allergewöhnlichſten Motive untergelegt. Das iſt kein Vorwurf, aber eine Thatſache. Fauſtus iſt mit dem Wiſſen zerfallen, mit der Logik (oder Philoſophie), weil ſie ihn nichts lehrt als gut disputieren, mit der Medizin, weil ſie die Toten nicht wieder aus den Gräbern zu wecken vermag, mit der Rechtsgelehrſamkeit, weil ſie ſich nur mit „äußerlichem Kram“ befaßt, und mit der Theologie, weil ſie lehrt, der Sünde Lohn ſei Tod und wir alle ſeien Sünder. Nun ergibt er ſich der „Metaphyſika der Zauberei,“ der Magie; da findet er Befriedigung; denn eine „Welt der Wonne, des Genuſſes, der Macht, der Ehre und der Allgewalt iſt hier verheißen einem treuen Jünger“. In pomphaften Reden, die für unſern Geſchmack recht platt ſind, aber jener Zeit behagen mochten, ſpricht Fauſtus ſeine Pläne aus:

Fauſtus.

Wie der Gedanke mich ſo ganz erfüllt! —
Soll'n mir die Geiſter holen, was mich lüſtet?
Aus allen Zweifeln meine Seele löſen?
Vollbringen, was tollkühner Muth erdenkt?
Gen Indien ſollen ſie nach Golde fliegen,
Des Orients Perlen aus dem Meere wühlen,
Die Winkel all' der neuen Welt durchſpähen,
Nach edlen Früchten, leckern Fürſtenbiſſen;
Sie ſollen mir die neue Weisheit leſen,
Der fremden Kön'ge Kabinet enthüllen:
Ganz Deutſchland ſollen ſie mit Erz umwallen,
Den ſchönen Rhein um Wittenberg mir leiten;
Sie ſoll'n mit Geiſt die hohen Schulen füllen,
Daß die Studenten reich damit ſich ſchmücken —
Soldaten werb' ich mit dem Geld der Geiſter,
Den Prinz von Parma jag' ich aus dem Lande
Und herrſch' als ein'ger König aller Reiche.
Ja, wunderſamre Kriegsmaſchinen, als
Das Feuerfaß auf der Antwerpner Brücke,
Soll'n meine Geiſterdiener mir erfinden.

Nach geſchloſſenem Vertrage benutzt Fauſt ſeine Macht, die Welt zu durchſtreifen, die derbſten Späße an ihr auszulaſſen: er

Digitized by Google

zieht nach Rom und ohrfeigt den Papst, läßt Edelleuten aus ihren Köpfen Hörner hervorwachsen, führt einen Roßkamm mit einem Pferde an, das im Wasser zu einem Bündel Stroh wird, und treibt mehr dergleichen gewöhnliche Scherze, wie sie die Zuschauer gerade auch gemacht haben würden, wenn sie seine Macht besessen hätten. Dann dieser Possenstreiche müde, beschwört er die Helena herauf; sein Entzücken bei ihrem Anblicke spricht er in Worten aus, die als Probe, wie Marlowe bei guter Gelegenheit schreiben kann, der Anführung wert sind:

(Helena mit zwei Liebesgöttern tritt auf.)

Faustus.

War das der Blick, der tausend Schiffe trieb
In's Meer, der Troja's hohe Zinnen stürzte?
O, mache mich mit einem Kuß unsterblich!
Ihr Mund saugt mir die Seel' aus — Sieh, da fliegt sie!
Komm, Helena, gib mir die Seele wieder!
Hier laß mich sein, auf diesem Mund ist Himmel,
Und Staub ist Alles, was nicht Helena.
Ich bin dein Paris, und für deine Liebe
Soll Wittenberg statt Troja steh'n in Flammen;
Ich will mit deinem schwachen Sparter kämpfen,
Auf meinem Helmbusch deine Farbe tragen,
Ich will Achillen in die Ferse schießen,
Und dann zurück zu dir, zu deinen Lippen!
O du bist schöner als der Abendstern,
Gekleidet in den Strahl von tausend Sternen,
Bist glänzender als Jovis Flammenpracht,
Wie er der armen Semele erschien, —
Bist lieblicher als der Monarch des Himmels
In Arethusens weichen Azurarmen:
Du, du allein sollst meine Liebe sein.

Nun kommt sein letztes Stündlein heran; wie Manche seinesgleichen befallen ihn Gewissensbisse, als es zu spät ist; an seiner Macht hat er sich übersättigt, nun schaudert's ihn vor dem Preise. Er rast wild umher, fällt in Verzweiflung (die der Dichter mit großer Kraft schildert) und wird endlich von Teufeln zerrissen. Der Schluß stimmt genau zu dem Anfang: Faustus wird ver-

Digitized by Google

dammt, weil er den Pakt eingegangen ist; jeder Punkt des Geschäfts wird erfüllt; es ist die Geschichte eines Hexenmeisters, und Faustus endet wie ein Hexenmeister.

An der Gewöhnlichkeit dieses Stücks ist zum Teil Marlowe schuld, zum Teil seine Zeit. Es hätte sich genau so behandeln lassen, wie es dem Glauben der Menge entsprach, und doch mächtig eindrucksvoll sein können. Was hätte nicht Shakespeare daraus gemacht? Um indes Marlowe nicht Unrecht zu thun, müssen wir auch die Anschauungen seiner Zeit in Rechnung ziehen; und da werden wir zugeben, daß eine andere, höhere Behandlung des Stoffes seinem Publikum vielleicht viel weniger zugesagt hätte. Eine wirklich philosophische Behandlung würde es nicht verstanden, an edlere Motive beim Faustus nicht geglaubt haben. Hätte der Dichter ihn zuletzt noch gerettet, so wäre das ein Verstoß gegen die Volkssage nicht weniger als gegen die moralischen Begriffe seiner Zuhörer gewesen, denn warum sollte die schwarze Kunst ungestraft bleiben? warum der Hexenmeister nicht verdammt werden? Das Volk nahm die Volkssage ganz wörtlich, und der Dichter behandelte sie in voller Uebereinstimmung mit dem Glauben seines Publikums. Die symbolische Deutung der Faustsage gehört durchaus der modernen Bildung an.

Wenden wir uns zu Calderons wunderthätigem Magus. Wie oft hat man von diesem Stücke behauptet, Goethe habe ihm die leitenden Gedanken seines Faust entlehnt; es sei auffallend, wie genau die Vorgänge in beiden Gedichten einander gleichen; die Urquellen des Faust seien sämtlich in dieser einen Tragödie enthalten, welche weder an dichterischem Verdienste und feiner Detailmalerei, noch an Anmut und Schönheit hinter dem deutschen Meisterwerke so sehr zurückstehe. Diese Behauptungen klingen so zuversichtlich, daß sie einem Leser, der nicht auf seiner Hut ist, ohne weiteres überzeugend scheinen. Und doch sind es nur leichtfertige, durchaus unbegründete Behauptungen. Goethes Faust gleicht dem wunderthätigen Magus weder in der Fabel des Stücks, noch in den Situationen, noch in den Charakteren, noch in den Gedanken. Mit Marlowes Faustus hat er noch eine gewisse oberflächliche Aehnlichkeit, weil die Sage in beiden dieselbe ist; aber bei Calderon ist sowohl die Sage eine ganz andere, wie die Behandlung.

Digitized by Google

Das Calderonsche Drama spielt bei Antiochia; die Stadt feiert mit Festgepränge die Weihung eines Jupitertempels. Cyprian, ein junger Philosoph, hat sich aus dem Getöse der Stadt in eine ländliche Gegend zurückgezogen, um ruhig seinen Studien obzuliegen. Er grübelt über die Lehren seiner polytheistischen Religion; er kann den Gott nicht finden, den ihm eine Erklärung des Plinius als die „höchste Güte", als „Wesen durch sich selbst vorhanden, als allwissend und allmächtig" darstellt. Zu ihm tritt, als Kavalier gekleidet, der Dämon. Sie disputieren miteinander. Cyprian hebt die Irrtümer des Polytheismus hervor, der Dämon verteidigt ihn als die wahre Lehre; wir erkennen, daß Cyprian sich schon zu dem Glauben an den einen Gott bekehrt und damit den ersten Schritt zum Christentum gethan hat, und diese Bekehrung, die durch die bloße Macht der Wahrheit bewirkt ist, diese Sinnesänderung, die nur aus einer Prüfung der Vielgötterei hervorgeht, schmeichelte dem Publikum Calderons ohne Zweifel sehr; eine Schmeichelei, die sich noch steigert durch die außerordentlich schwache Verteidigung des Dämons, der bei seinem Auftreten erklärt, er werde trotz alles Forschens die Wahrheit vor Cyprian verbergen. Statt des „Geistes, der stets verneint," gibt Calderon uns einen bösen Feind, der so ohnmächtig wie böse ist — einen Teufel, der sich selbst für besiegt erklären muß und nun den Forscher, den er durch seine Irrlehren nicht täuschen kann, durch Sinnenlust zu meistern beschließt. Die schöne Justina, eine Nachbarin Cyprians, darf er nach höherm Beschluß verfolgen und versuchen; ihre Schönheit soll den Cyprian fesseln; mit einem Schlage will er an beiden Rache nehmen. Wie sehr ein solcher Teufel von Goethes Mephisto verschieden ist, brauchen wir kaum anzudeuten.

Ein Streit zweier seiner Freunde, die beide in Justina verliebt sind, bringt Cyprian bald darauf mit der Schönen zusammen, deren Entscheidung zu Gunsten des Einen oder Andern er einholen soll. Beim ersten Anblick verliebt er sich selbst in sie und gesteht ihr seine Liebe. Justina, im Stillen eine Christin, ist ein wahres Bild christlicher Unschuld; sie fühlt sich durch die Werbungen verletzt und weist die Cyprians so gut wie die seiner Freunde zurück. Diese Kälte erbittert ihn und macht ihn nur um so hartnäckiger in seiner Verfolgung des schönen Zieles.

Digitized by Google

— So die Vernunft entwunden
Hat mir dieſe Leidenſchaft,
So iſt jede Sinneskraft
Mir in dieſer Angſt verſchwunden,
Daß ich (denn ein kühner Mann
Wird ſtets ſeiner Zagheit Meiſter)
Selbſt dem teufliſchſten der Geiſter
— Ja, die Hölle ruf' ich an! —
Daß ich ihm, da Qual und Pein
Schon mich rettungslos umſchließen,
Gäb', um dies Weib zu genießen,
Meine Seele.

„Sie ſei mein!" gibt der Dämon unſichtbar zur Antwort.

Nachdem der Dämon jenes Wort geſprochen, erhebt ſich ein Unwetter mit Donner und Blitz, das Meer brauſt auf, ein Schiff ſcheitert; der Dämon tritt auf, als käme er aus dem Schiffbruch; Cyprian gewährt ihm Aufnahme und ſucht ihn über ſein Unglück zu tröſten. Der Dämon weiſt den Troſt zurück, für ihn ſei alle Hoffnung dahin, er habe Alles verloren, was dem Leben Wert gebe. Dann erzählt er in einer Einkleidung, welche die Zuhörer leicht durchſchauen mußten, die Geſchichte ſeiner Empörung gegen Gott und ſeiner Züchtigung. Zugleich läßt er, um Cyprian aufzuregen, durchblicken, daß er Zauberkraft beſitzt. Aber dieſer gewährt ihm zunächſt nur Gaſtfreundſchaft wie jedem Fremden. In der folgenden Scene fragt ihn der Dämon nach der Urſache ſeines ſteten Kummers. Cyprian beſchreibt ſeine Geliebte und ſeine Leidenſchaft für ſie mit der ganzen Redſeligkeit eines Liebenden. Sehr umſtändlich erzählt er dem Dämon, daß zu den Reizen ſeiner Geliebten nicht weniger gehört, als die Schönheiten der Morgenröte mit ihren Wölkchen und Tauperlen, der Wieſenbächlein und erſten Roſen und ſingenden Vöglein, der glänzendſten Kriſtalle und ſchimmernden Sterne und Sonnenſtrahlen, und ſo durch fünfzig Verſe hindurch —

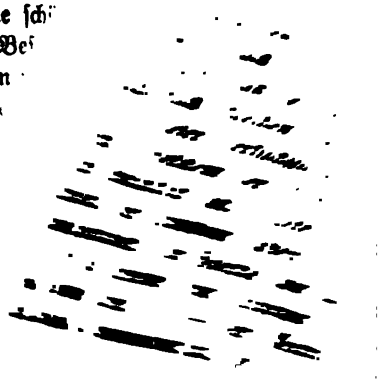
alle bilden im Vereine
dieſes Weibes Götterpracht,

und ſo verſunken, erklärt er weiter, ſei er in die Liebe zu ihr, daß er alles andere Denken und Streben aufgegeben habe und für

Digitized by Google

Das Calderonsche Drama spielt bei Antiochia; die Stadt feiert mit Festgepränge die Weihung eines Jupitertempels. Cyprian, ein junger Philosoph, hat sich aus dem Getöse der Stadt in eine ländliche Gegend zurückgezogen, um ruhig seinen Studien obzuliegen. Er grübelt über die Lehren seiner polytheistischen Religion; er kann den Gott nicht finden, den ihm eine Erklärung des Plinius als die „höchste Güte", als „Wesen durch sich selbst vorhanden, als allwissend und allmächtig" darstellt. Zu ihm tritt, als Kavalier gekleidet, der Dämon. Sie disputieren miteinander. Cyprian hebt die Irrtümer des Polytheismus hervor, der Dämon verteidigt ihn als die wahre Lehre; wir erkennen, daß Cyprian sich schon zu dem Glauben an den einen Gott bekehrt und damit den ersten Schritt zum Christentum gethan hat, und diese Bekehrung, die durch die bloße Macht der Wahrheit bewirkt ist, diese Sinnesänderung, die nur aus einer Prüfung der Vielgötterei hervorgeht, schmeichelte dem Publikum Calderons ohne Zweif[illegible] sehr; eine Schmeichelei, die sich noch steigert durch die außeror[illegible] lich schwache Verteidigung des Dämons, der bei seinem [illegible] erklärt, er werde trotz alles Forschens die Wahrheit [illegible] verbergen. Statt des „Geistes, der stets verneint," [illegible] uns einen bösen Feind, der so ohnmächtig wie [illegible] Teufel, der sich selbst für besiegt erklären [illegible] Forscher, den er durch seine Irrlehren nicht [illegible] Sinnenlust zu meistern beschließt. Die sch[illegible] barin Cyprians, darf er nach höherm Be[illegible] suchen; ihre Schönheit soll den Cyprian [illegible] will er an beiden Rache nehmen. Wi[illegible] Goethes Mephisto verschieden ist, br[illegible]

Ein Streit zweier seiner Freu[illegible] liebt sind, bringt Cyprian bald da[illegible] deren Entscheidung zu Gunsten de[illegible] soll. Beim ersten Anblick verlie[illegible] ihr seine Liebe. Justina, im [illegible] Bild christlicher Unschuld; sie [illegible] letzt und weist die Cyprians [illegible] Diese Kälte erbittert ihn [illegible] in seiner Verfolgung des [illegible]



Digitized by Google

— So die Vernunft [illegible] ;,
Hat mir diese Leidenschaft [illegible] .en
So ist jede Sinneskraft [illegible] Sal=
Mir in dieser Angst [illegible] arm=
Daß ich (denn ein [illegible]
Wird stets seiner Zugheit [illegible] Stückes
Selbst dem teuflischen [illegible] geduldig
— Ja, die Hölle [illegible] —
Daß ich ihm, da [illegible] nt und es
Schon mich [illegible] nt sich, daß
Gäb', um dies [illegible] noch manche
Meine Seele. Macht thut er

„Sie sei mein!" gibt der Dämon [illegible] seine Geister auf,
Nachdem der Dämon jenes [illegible] ten erfüllen. Justina
Unwetter mit Donner und [illegible] Geister singen von der
scheitert; der Dämon tritt [illegible] t vor ihrer Erinnerung
Cyprian gewährt ihm [illegible] günstig, zu ihr zu treten.
zu trösten. Der Dämon [illegible] en; sie beruft sich auf ihren
Hoffnung dahin, er [illegible] stärker drängt, auf Gott, der
gebe. Dann erzählt er [illegible] vermag der Dämon sich nicht
leicht durchschauen [illegible]
Gott und seiner Zü[illegible] rian die wirkliche Justina zu ver=
zuregen, durchblicken, [illegible] , ihn mit einem Trugbilde zu täuschen.
währt ihm zunächst [illegible] tel gehüllt, erscheint dem Cyprian und
der folgenden Scene [illegible] eßt sie in die Arme, reißt ihr begehrlich
steten Kummers. [illegible] ckt statt seiner Geliebten — einen Leichnam.
Leidenschaft für [illegible] uf antwortet das Phantom versinkend:
Sehr umständlich [illegible]
Geliebten nicht [illegible] so, Cyprianus, geht
röte mit ihren [illegible] ller Glanz der Welt zu Grunde.
ersten Rosen [illegible] yer Gedanke! In dieser fürchterlichen Situation
schimmernden [illegible] on als fanatischer Katholik, als gewandter Schau=
Verse hin[illegible] der nicht als Künstler. Als eine Mahnung seiner
der Leichnam von mächtiger Wirkung sein, als
Effekt ebenfalls, aber künstlerisch ist die Erfindung
ie streitet gegen den Plan des Stücks. Wenn der
Cyprian verführen will, wird er es mit solchen M[illegible]

Digitized by Google

ihren Besitz gern einem Geist der Tiefe seine Seele hingeben wolle. Der Dämon geht den Handel ein, läßt zum Beweise seiner Macht einen Berg sich hin und her bewegen, einen Felsen sich öffnen, in welchem Justina schlafend erscheint, und sich wieder schließen, als Cyprian auf sie zueilt. Erst soll er den Vertrag unterzeichnen; er taucht einen Dolch in sein eigenes Blut und schreibt auf Leinwand den Vertrag. Darauf willigt der Dämon ein, ihn in der Magie zu unterrichten, die ihm nach Jahresfrist Gewalt über Justina geben werde.

Diese Versuchungsscene ist sehr schal, schwach in der Anlage, stümperhaft in der Ausführung. Man beachte nur den Mangel an künstlerischer Haltung; Cyprian ruft die Hölle an, will für Justina seine Seele hingeben, der Dämon antwortet: deine Seele ist mein! Donner und Blitz folgen, alle Elemente sind in Aufruhr — Bühneneffekte genug, aber das Stück kommt damit kein Haar breit weiter; denn obgleich der Dämon auftritt, macht er doch nicht den Vertrag mit Cyprian, ja, versucht ihn nicht einmal, sondern er kommt nur, um sich mit ihm bekannt zu machen, sein Vertrauen zu gewinnen und ihn nachher zu versuchen. Wie schwach, dürftig und unsicher ist das Alles gezeichnet! Daneben wird das Bündnis Cyprians mit dem Teufel noch kleinlich parodiert: einer seiner Diener versteckt sich im Zimmer, um die entscheidende Verhandlung mit anzuhören; der Dämon bemerkt das, läßt ihn aber gewähren und holt ihn dann hervor, um ihn in die Einsamkeit mitzunehmen, in die er und Cyprian sich für das nächste Jahr zurückziehen wollen; da der Diener verliebt ist wie sein Herr, so will er auch seine Seele dem Dämon verkaufen, schlägt sich an die Nase, daß sie blutet und will dann mit dem Blute auf sein Taschentuch schreiben, welches nicht gerade reinlich ist! —

In dieser Versuchungsscene findet sich übrigens der einzige Punkt, in welchem der Goethesche Faust mit dem Calderonschen Stücke Aehnlichkeit hat. Diese Aehnlichkeit besteht nur in einer Kleinigkeit, aber trotzdem haben einige Kritiker darauf ihre Behauptung gegründet, daß Goethe von Calderon entlehnt habe. Der Punkt, den die Legende von Cyprian und die Faustsage miteinander gemein haben, ist — der Vertrag; in allen übrigen Punkten weichen sie voneinander ab, so gut wie die beiden Ge-

Digitized by Google

dichte. Interessant aber ist es, die Motive der drei Helden Faustus, Cyprian und Faust und die Forderungen, welche jeder von ihnen für seine Seele stellt, untereinander zu vergleichen: da fährt Calderon am Schlechtesten, sein Held ist am Billigsten, ist der armseligste von den dreien.

Fahren wir in unserer Inhaltsangabe des Calderonschen Stückes fort. Das Probejahr ist zu Ende und Cyprian verlangt ungeduldig nach seinem Lohne. Er hat die Magie gründlich erlernt und es darin so weit gebracht, wie sein Meister selbst; er rühmt sich, daß er die Toten aus ihren Gräbern rufen könne und noch manche andere Wunderkraft besitze. Aber mit all dieser Macht thut er nichts, versucht er nichts.

Von Cyprian gedrängt, ruft der Dämon seine Geister auf, daß sie Justinas Seele mit unlauteren Gedanken erfüllen. Justina tritt in heftiger Unruhe auf; unsichtbare Geister singen von der Glut der Liebe; das Bild Cyprians steigt vor ihrer Erinnerung auf; der Dämon hält den Augenblick für günstig, zu ihr zu treten. Justina aber widersteht seinem Drängen; sie beruft sich auf ihren freien Willen und, da der Dämon stärker drängt, auf Gott, der ihr Schutz ist. Diesem Bekenntnis vermag der Dämon sich nicht entgegenzusetzen und läßt sie frei.

Nicht imstande, dem Cyprian die wirkliche Justina zu verschaffen, beschließt der Dämon, ihn mit einem Trugbilde zu täuschen. Eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, erscheint dem Cyprian und heißt ihn folgen; er schließt sie in die Arme, reißt ihr begehrlich den Mantel ab und erblickt statt seiner Geliebten — einen Leichnam. Auf seinen Schreckensruf antwortet das Phantom versinkend:

> Also, Cyprianus, geht
> Aller Glanz der Welt zu Grunde.

Ein echt katholischer Gedanke! In dieser fürchterlichen Situation zeigt sich Calderon als fanatischer Katholik, als gewandter Schauspielschreiber, aber nicht als Künstler. Als eine Mahnung seiner Religion mag der Leichnam von mächtiger Wirkung sein, als theatralischer Effekt ebenfalls, aber künstlerisch ist die Erfindung verwerflich; sie streitet gegen den Plan des Stücks. Wenn der Dämon den Cyprian verführen will, wird er es mit solchen Mitteln

Digitized by Google

versuchen? Gewiß nicht. Aber Calderon opfert hier wie so oft Alles dem Effekt.

Erbittert über den Betrug fordert Cyprian eine Erklärung Der Dämon gesteht, er habe über Justina keine Gewalt, da sie unter dem Schutze einer höhern Macht stehe. Cyprian fragt, wer dieser Mächtige sei. Der Dämon zittert, will ihn nicht nennen; endlich muß er es sagen: dieser gütige, allmächtige Gott, der die Tugend beschützt, ist der Gott der Christen. Das also ist der Gott, den Cyprian so lange sucht; nun will er keinem andern mehr dienen. Der Dämon erklärt wütend, das sei für ihn zu spät; ihm selbst gehöre Cyprians Seele. Aber dieser entgegnet, der Dämon habe die übernommene Bedingung nicht erfüllt; der Vertrag sei nichtig. Ein heftiger Wortwechsel entbrennt. Cyprian zieht sein Schwert und will — wieder ein Theatereffekt! — den Dämon durchstoßen, natürlich vergebens. Der Dämon ergreift ihn, will ihn fortziehen, Cyprian ruft den Gott der Christen an, der Dämon muß ihn freilassen. Nun wird Cyprian Christ, denn Justina, die er als Gefangene wieder trifft, versichert ihn, daß Gott trotz aller seiner Sünden auch für ihn Gnade habe —

Es gibt nicht
So viel Stern' am Himmelskreise,
So viel Funken in den Flammen,
So viel Sand in Meeresweiten,
So viel Vögel in den Lüften,
So viel Staub im Sonnenscheine:
Als er Sünden kann vergeben.

Justina und Cyprian werden von dem römischen Statthalter in Antiochia zum Tode verurteilt und sterben den Märtyrertod von Henkershand. Am Schluß erscheint der Dämon auf einer Schlange über dem Schaffot schwebend und verkündet auf Gottes Befehl, daß Justina, deren Tugend er verleumdet hat, unschuldig sei und daß Cyprian durch sein Blut sich gelöst habe von seinem übereilten Bündnis; beide steigen hinauf zu Gottes Throne und leben jetzt in einer bessern Welt.

Nach diesen Mitteilungen aus dem Faustus und dem wunderthätigen Magus wird der Leser zu beurteilen imstande sein, wie

Digitized by Google

Marlowe und Calderon ihren Stoff jeder im Sinne seines Genius und seiner Zeit behandelt haben: der Eine gibt eine Volkssage in ihrer ganzen Naivetät, der Andere benutzt eine Legende als Mittel religiöser Belehrung. Goethe nahm die Sage in einem Zeitalter auf, wo der naive Glaube verschwunden war, und behandelte sie ebenfalls seinem eigenen Genius und dem Geist der Zeit gemäß. Der Geist der Zeit ließ sich keine einfache Sage mehr gefallen, sondern verlangte eine symbolische Sage — nicht eine Geschichte, die als Thatsache gelten wollte, sondern die eine Thatsache nur darstellte, die einen geistigen Inhalt in der Form eines äußern Vorganges zur Anschauung brachte; denn obgleich in unseren Tagen selbst der ungebildetste Sinn den Gedanken eines wirklichen Pakts mit dem Teufel von sich weist, erblickt doch der ungebildetste wie der höchste Sinn in einem solchen Vertrage ein Symbol der eigenen Gelüste und Kämpfe in unserm Innern.

Zum Beweise, daß ich diese Erklärung nicht erst nachträglich mir zurecht gelegt habe, damit sie auf Goethes Faust passe, brauche ich mich nur auf die zahlreichen Versuche zu beziehen, welche z. B. Lessing, Maler Müller, Lenau gemacht haben, der alten Sage einen modernen Sinn unterzulegen. In allen diesen Bearbeitungen der Faustsage ist die symbolische Deutung das Lebensprinzip der Dichtung, wobei natürlich diese Deutung je nach dem verschiedenen Sinn des Dichters verschieden ausfällt. Der Lessingsche Faust ist nur ein kurzes Bruchstück, der Lenausche ist allgemein bekannt, auf „Fausts Leben" von Maler Müller verlohnt es sich einzugehen.

Die Scene spielt zuerst in den Ruinen einer verfallenen gotischen Kirche. In mitternächtiger Stunde sind die Teufel versammelt; Lucifer, ihr König, spricht mit verächtlichem Hohn über die Schwachheit und Erbärmlichkeit des Zeitalters: nicht ein großes Verbrechen werde begangen, nicht ein großer Mann sei zu verführen, Alles sei mittelmäßig, gewöhnlich, gemein; das Laster sei allgemein genug, aber das Verbrechen selten. Mogol, der Goldteufel, klagt ebenfalls: sein Gold verliere sich jetzt in so viele kleine Kanäle; nur selten könne er einen vollen Strom Goldes einem einzigen Manne zuführen, der es gut zu benutzen verstehe; die Hauptsummen fallen den Richtern in die Hände oder den Müttern, die ihrer Töchter Ehre den Meistbietenden verkaufen.

Digitized by Google

Cacal, der Wollustteufel, findet die Welt ebenfalls entartet: bringen ihm auch alle Stände und Klassen und Lebensalter ihre Opfer dar, hat er auch manche Tochter ihrer Mutter entrissen, Brüder ihre Schwestern, Männer ihre Frauen um eines Amtes willen hohen Gönnern zuzuführen verleitet, doch, klagt er, treffe sich's selten, daß ihm volle Sündenfreude werde. Atoti, der Litteraturteufel, ist halb toll über all die schlechten Verse und Dummheiten in Prosa, die er auf der Oberwelt anhören muß; ihn ekelt vor dem „Geheckel und Gepäckel", das aus Interesse und Lobsucht einander beräuchert und „die Eselsohren kränzelt"; tagtäglich mit ihnen umzugehen, sei „wirklich keines braven Teufels Spaß mehr". Nach diesen Klagen verzweifelt Lucifer an der entarteten Welt und will sein Scepter zerbrechen, seiner Herrschaft entsagen; da tritt Mephistopheles auf und verspricht ihm einen „festen, ausgebackenen Kerl", einen wirklich großen Mann zu stellen. Das ist Doktor Faust. Mit sieben Geistern macht sich Mephisto auf den Weg, ihn aufzusuchen.

Die Satire dieser Einleitung ist sehr gewöhnlich und sehr handgreiflich, weder so kunstlos einfach wie die des Mittelalters, noch so scharf und schneidend, wie die feinere der modernen Zeit; zum einmaligen Lesen unterhaltend genug, ist sie doch nicht bedeutender, als was mancher Mensch von Talent in einer Stunde auch zustande brächte.

Faust lebt in Ingolstadt in hoher Achtung wegen seines Wissens, aber wenig geachtet wegen seines Lebenswandels. Die Studenten hegen tiefe Verehrung für ihn, aber die Bürger im Orte wollen ihm nicht mehr borgen. Knellius, ein Magister, den er durch seine Ueberlegenheit gedemütigt hat, ein hochmütiger, neidischer, schurkischer Pedant, hat eine Schar Juden und Handwerker gegen ihn aufgehetzt, auf Bezahlung ihrer Forderungen zu dringen. Faust ist in einem Weinkeller beim Würfelspiel; schon hat er den größten Teil seines Vermögens verloren, den Rest wagt er auf einen Wurf, und auch den verliert er. Da erschallt draußen das Geschrei der aufgehetzten Menge, die ihn sucht; die Spieler entfliehen, Faust bleibt in wilder Verzweiflung allein. Eine Stimme aus der Luft spricht ihn freundlich an. Er bläst die Lichter aus; „ich will im Dunkeln mit dir sprechen! bist du mein

Digitized by Google

Freund, so zeige mir's, bist du's nicht, so bleibe tief in der Hölle." Die Wand teilt sich; man sieht Haufen von Silber und Gold, Juwelen und Kleinodien; „die Güter der Welt, die ich meinen Freunden zuteile!" ruft die Stimme. Zum zweitenmale öffnet sich die Wand, man sieht Kronen, Scepter, Orden — „die Herrlichkeiten der Welt, die ich meinen Freunden verleihe." Beim drittenmale sieht man schöne Mädchen tanzen, eine liebliche Musik läßt sich hören — „Freuden der Welt denen, die ich liebe!" Eines noch fehlt, sagt Faust, und als der Vorhang zum viertenmale aufgeht, sieht man eine Bibliothek, die Künste und Wissenschaften in Marmorgruppen um eine Pyramide, auf der Fausts Büste von der Ehre gekrönt steht.

Die Stimme: Ruhm und Ehre denen, die mir hold sind!

Faust: Wo bin ich? Im Wirbel mir selbst entrissen — ist's Wahrheit, was ich sah, oder träum' ich nur und steigen in meiner erhitzten Phantasie diese Bilder vorüber? Aber nein, ich fühl's durch alle meine Adern hindurch, fühl's daß es Wahrheit, tiefe Wahrheit ist, bin durchaus angesteckt von diesem Anblick! Wie's in mir lechzt nach dem Besitz, nach dem vollen Genuß! Wie lieb' ich den, der in mir dies Schauspiel erregt! Wohlan, mächtiger Geist, wo du auch bist, komm! Komm ganz mir beizustehn, wenn du's vermagst!

Mephistopheles erscheint als ein wohlgekleideter Fremder; bald darauf toben Fausts Verfolger heran; in seiner Not nimmt er von Mephisto ein Buch in die Hand und fährt durch die Luft davon. Die Studenten erheben sich unter Anführung eines tollen Burschen Herz gegen Knellius und zwingen ihn in einer höchst lächerlichen Scene zur Abbitte. Da kehrt Faust plötzlich zurück. Aber er ist schon ein Anderer geworden. In einer Unterredung mit Herz preist er diejenigen glücklich, die zufriedenen Sinnes an der Natur und ihren stillen Genüssen sich freuen; das sind „Söhne des Glücks, vollkommen in Dasein und Genuß, hingelegt in Wolluft an die Brust der Natur".

„Aber wehe, wer immer den sauern Drang hinaufwärts fühlt; immer mit den Gedanken droben, immer hinauf kämpfend und streitend mit sich selbst, die schwere Pilgrimschaft dieses Lebens beginnt! Er vergißt wohl ganz die süße Mutter, die aus reinen Brüsten uns Lebenskraft in alle Adern spritzt, vergißt Mutter Natur mit ihren holdseligen trauer-

Digitized by Google

stillenden Augenblicken; sparsam theilt er sich selbst des Lebens Freuden zu. Und doch! Wer ist sein eigner Schöpfer? Oder wenn er einmal so da ist, wer kann sein Inwendiges umbilden, daß es ihm gehorche oder ihn nicht wider Willen dahin reißt? Wer darf nicht sein, was er einmal ist? Wer darf sein eigener Erbarmer sein? Fort denn, alle müßige Betrachtung! Fort, wenn du die Seele nur marterst und zweifach elend machst. Wenn das Schiff an des Untergangs schwarzem Rachen einmal hängt, was fragt da der Schiffer. Lauf ein und suche dir selbst einen glücklichen Hafen."

Diese Entschlossenheit Fausts macht für einen Augenblick sein Vater wieder wankend, der ihn in einer sehr ergreifenden Scene beschwört, sein Leben zu ändern; aber in die väterlichen Ermahnungen hinein tönen auch die Stimmen der bösen Geister, die ihn um Mitternacht erwarten, und nachdem ihn sein Vater verlassen, spottet er der weibischen Thränen, die ihm dessen Worte entlockt haben.

„Ich sollte wieder der Niedrigkeit entgegen kriechen, von deren bettlerischem Anhauch ich erst die Nase gedreht? Demüthigung, Kasteien, Entsagen und Glauben auf dieser Welt; mit Muscheln behangen oder in der Kutte; hier nothdürftig allem entsagen, dorthin üppig zu hoffen: mir schwindelt's Hirn — ha. Warum hat meine Seele den unersättlichen Hunger, den nie zu erstillenden Durst nach Können und Vollbringen, Wissen und Wirken, Hoheit und Ehre! . . . Und ich sollte kriechen und immer kriechen in stinkender Niedrigkeit ohne Erfüllungshoffnung der lechzenden Seele? Unbemerkt in dieser großen Woge des Lebens verrauschen? Hinweg, tausend Centner schwere Last! Hab' ich's beschworen, dich zu tragen?"

Um Mitternacht, im dunkeln Wald am Kreuzweg, macht er seine Beschwörung, mit einem Apparat wie Kaspar in der Wolfsschlucht. Die sieben Teufel Mephistos erscheinen; er soll wählen, wen von ihnen er zum Diener haben will. Aber ehe er gewählt hat, versinken die Teufel, Faust entschlummert, Mephisto steigt auf, und mit einem Monologe Mephistos, in welchem dieser von seinem „süßen Wunsche" spricht, „ein Geschöpf habhaft zu werden nach seiner Neigung, anzuschließen an sein Herz mit diamantnen Ketten", als hole er sich den Faust aus der Oberwelt, weil er drunten etwas haben müsse, das er liebe — mit diesem seltsamen Monologe schließt der Müllersche Faust, der wie so mancher andre

Digitized by Google

nur Fragment ist. Was an dem Stück ist, läßt sich aus unsrer Inhaltsangabe genügend ersehen. Talentvoll ist es gewiß, an manchen Stellen von großer Wirkung, aber es ist nicht das Werk eines Genies; hundert Andere hätten es gerade so gut schreiben können, Alle natürlich in dem festen Glauben, es sei poetischer als Goethes Faust.

Kehren wir zu der Frage der symbolischen Behandlung der Faustsage zurück. Goethe mußte sie symbolisch behandeln, das war eine Forderung der Zeit; die Art dieser Behandlung entschied sein eigenes Genie. Beim zweiten Teil des Faust werden wir sehen, wie seine schwindende Kraft mehr in der Symbolik, als in der Poesie, mehr in der Reflexion des Verstandes, als im Gefühl Anregung suchte; aber hier im ersten Teil bemerken wir an seiner Behandlung eine wunderbare Vereinigung des Sagenhaften und Symbolischen, des Mittelalterlichen und Modernen. Die tiefe Weisheit, die herrliche Poesie, die klare schöne Malerei, der Witz, der Humor, die Leidenschaft — das Alles wird jedem Leser von selbst auffallen, und gerne ginge ich noch auf manche Einzelheit näher ein, wenn nicht dieser Abschnitt bereits so sehr angewachsen wäre; so muß ich mich begnügen, die großen Züge des Gedichts rasch ins Auge zu fassen.

Was stellt der Faust dar? Nicht die Folgen der Verachtung von Vernunft und Wissenschaft, die aus einem vergeblichen Wissensdrang hervorgehen, sollten dargestellt werden. Die Worte „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft" sind nicht das Thema des Faust. Nach den ersten beiden Scenen ist vom Wissen nicht mehr die Rede; nur in seinen Anfängen geht das Stück von jener Verachtung aus. Und was sagt Goethe selbst? „Die Sage vom Faust klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Wie er, hatte auch ich mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen; wie er, hatte auch ich es im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." Das ist, wenn irgend was, der Schlüssel zum Faust. Der Faust ist ein Bild seiner Seelenkämpfe — seiner und des Menschen überhaupt. Den Kampf des Menschen gegen die Schranken seiner geistigen Existenz stellt er dar. Goethe wußte aus eigener Erfahrung, daß die

Digitized by Google

Philosophie eitel sei, hatte schon früh erfahren, welche Verderbnis unter dem glänzenden Schein guter Sitte sich verberge, welch' dunkle Irrgänge die bürgerliche Gesellschaft unterminieren. Halten wir uns für einen Augenblick lediglich an die eine Seite des Gedichts, nehmen wir es nur sofern es ein Problem darstellt, nicht ein Bild, so kommen wir zu dem Schluß, daß der Faust ein Aufschrei ist der Verzweiflung über die Nichtigkeit des Lebens. Da seine Versuche, das Geheimnis des Lebens zu erschöpfen, mißlungen sind, gibt sich Faust dem Versucher hin, der ihm verspricht, er solle den Genuß des Lebens erschöpfen. Er durchmißt den ganzen Kreis der Lust wie er das Wissen durchmessen, und abermals vergebens. Die rohen Freuden in Auerbachs Keller, die Wüstheiten auf dem Blocksberg können natürlich sein Sehnen nicht stillen. Seine Leidenschaft für Gretchen ist heftig genug, aber fieberhaft, verrauschend; Gretchen hat nicht soviel Gewalt über ihn, daß er zum Augenblick sagte: „verweile doch, du bist so schön". Ruhelos stürmt er weiter; „ihm ist kein Maß noch Ziel gesetzt", er sucht das Absolute, das Höchste, was nie erreicht werden kann. Das ist Menschenlos:

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Ein Wort zum Schluß. Man hat es wohl als einen Vorwurf ausgesprochen, das menschheitliche Problem sei im Faust nur hingestellt, nicht gelöst. Nach meiner Meinung besagt der Vorwurf nichts: ein Gedicht ist nicht der rechte Träger für eine Lösung, Gedichte sind keine Systeme, die Leier ist keine Kanzel, und wenn der Sänger Professor wird, so legt er sein eigentliches Amt nieder und pfuscht Anderen ins Handwerk. Aber hohe Beachtung verdient es, daß Goethe, der das Problem so klar hingestellt hat, uns sowohl praktisch durch sein Leben, als theoretisch in seinen Schriften möglichst nahe an die Lösung heranführt: er zeigt uns, wie wir das schwere Gewicht dieser großen Last mit Weisheit tragen können. Seine Lehre, daß wir entsagen müssen, die er selbst so vielfach und so fruchtbar angewendet hat, kommt einer Lösung nahe, oder nimmt doch wenigstens dem unlösbaren Geheimnis seine verwirrnde und beängstigende Wirkung. Das Geheimnis unsrer Existenz ist ein furchtbares Problem, aber es ist eben ein Geheimnis und geht

Digitized by Google

über die Grenzen menschlicher Kraft hinaus. Als Geheimnis müssen wir es anerkennen und müssen entsagen! Unser Wissen kann immer nur Stückwerk sein, nie vollkommen; aber selbst dies begrenzte Wissen ist doch noch unendlich und für uns unendlich wichtig; in diesem weiten Kreise arbeite Jeder nach seinen Kräften. Auch Glück, ideales vollkommenes Glück ist für uns unerreichbar: verzichten wir darauf! Der Kreis werkthätiger Pflicht ist weit, ausreichend für unsere Kräfte: sie adelt Jeden, der ihr treu dient. In dem sauern Schweiß der Arbeit liegt ein Antrieb, der dem Leben Schwung gibt, und das Bewußtsein, daß unsere Arbeit in der einen oder andern Weise unseren Mitmenschen zu dauerndem Segen gereicht, läßt uns die Flucht der Jahre leichter tragen.

Achter Abschnitt.

Die lyrischen Gedichte.

Der Faust und die lyrischen Gedichte sichern Goethe den ersten Platz vor allen neueren Dichtern, Shakespeare ausgenommen, und wären sie die einzigen Schöpfungen seines Genius, so würde ihm nie Jemand diesen Rang bestritten haben. Aber noch viele andere Werke hat er geschaffen und das heißt soviel als: er hat den Angriffen auf seinen Ruhm noch manchen Zugang eröffnet. Sein Reichtum thut seinem Ruhme Eintrag; daß er so viel gethan, hat den Glauben an seine Kraft vermindert; denn wie man die Kraft eines Lichtstrahls an seiner schwächsten Stelle mißt, so schätzt man, ungerecht genug, die Dichter nach ihren schwächsten Werken, außer wenn die Wogen des Enthusiasmus der Kritik mit ihren Bedenken über dem Kopfe zusammenschlagen. Die griechische Litteratur steht für uns hauptsächlich darum so groß da, weil sie ein Bruchstück von Bruchstücken ist; ihre Meisterwerke sind erhalten, die schlechten sind untergegangen. Umgekehrt erscheint die Litteratur unserer eigenen Zeit uns so armselig, nicht weil keine guten Bücher erschienen, sondern weil die Zahl der schlechten so massenhaft ist,

Digitized by Google

daß jene ganz darin verschwinden. Goethe hat vierzig Bände voll des verschiedenartigsten Inhalts geschrieben. Er hat mit einer Vollendung geschrieben, die vor ihm kein Deutscher erreicht hat, und wiederum so dürftig, daß es höchst erfreulich wäre, dürfte man hoffen, daß kein Deutscher nach ihm es so versuchte. Aber die schwächsten Stellen sind in Prosa geschrieben. In seinen Versen ist er immer Poet; selbst seine dürftigsten Gedichte haben etwas von jener Grazie, die uns in den schönsten bezaubert.

Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll —

und diese Gabe des Gesanges, die wahre Dichterweihe, welche kein anderes Talent ersetzen kann, macht seine Kleinigkeiten gefällig, seine besten Lieder unvergleichlich.

Goethes lyrische Gedichte sind von allen seinen Werken die bekanntesten, und durch ihren Zauber haben sie selbst die Bewunderung seiner Gegner gewonnen. Wohl hört man über ihn und seine Werke die seltsamsten und verschiedensten Urteile, aber über die kleineren Gedichte hört man nur einstimmiges Lob. Sie sind gesättigt mit einem Leben und einer Schönheit, gegen die kein Vorurteil standhält; sie geben Gefühlen, die zugleich höchst mannigfaltig und wahr sind, musikalischen Ausdruck; sie sind heiter, graziös, kokett, spielend, zärtlich, leidenschaftlich, traurig, gedankenvoll und malerisch, bald einfach wie eine schlichte Weise, die uns in müßigen Stunden im Kopfe summt, bald schwer von mächtigen Gedanken, bald spiegeln sie mit himmlischer Anmut den leichten Flug eines launigen Einfalls wieder, bald strömen sie Klageseufzer aus, in denen ein gepreßtes Herz sich Luft macht. „Diese Lieder (sagt Heine, selbst ein Meister des Gesanges) umspielt ein unaussprechlicher Zauber. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte, das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt."

Zum Teil liegt dieser Zauber in der schlichten Einfalt der Sprache. Nicht wie bei den meisten Dichtern bewegt sie sich zwischen epigrammatischen Pointen und poetischen Effekten, blendet uns nicht mit künstlichen Bildern, die bei aller Schönheit doch selten den wirklichen Sinn wiedergeben, zu dessen Schmuck sie bestimmt

Digitized by Google

sind; wie eine Blume sich erschließt, so anspruchslos anmutig ist diese Sprache und sie wechselt so mannigfaltig, wie die Natur des Gegenstandes es erfordert. Sie entbehrt alles Beiwerks von Zierrat. Ihre Schönheiten sind „organisch", sind eng verflochten in das dichterische Gewebe selbst, nicht bloß zum Schmuck angeheftet. Nehmen wir z. B. die Ballade vom Fischer. Wie einfach und geradezu sind da die Bilder, und doch wie wunderbar malerisch! „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran" — mit weniger Worten kann eine Situation nicht gezeichnet werden.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Schöner, wonniger kann keine Sprache malen. Und die Mittel, mit denen das erreicht ist? Der Grundton ist schlicht, wie in einem Volksliede, wenige Züge wie die glücklich bezeichnenden „wellenathmend", „feuchtverklärt", geben eine idealere Färbung, der ruhig schöne Fluß der Gedanken schafft sich die spiegelhelle Form. Wenden wir uns zu einem ganz verschiedenartigen Gedichte, „Die Braut von Korinth" — wie scharf und unverhüllt spricht da jedes Wort das geheimnisvolle Grausen der Situation aus! Die Vampyrbraut hört die dumpfe Geisterstunde schlagen —

Und nun schien es ihr erst wohl zu sein:
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein —

Den Jüngling verlangt nach ihrer Umarmung; von der Liebe Jugendkraft beseelt, umfaßt er sie —

Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Digitized by Google

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im Andern ſich bewußt. —

Wie geiſterhaft iſt dieſe Luſt, dieſe Vereinigung von Tod und Leben, dieſer Hochzeitsaltar auf einem Grabe! In dem ganzen wunderbaren Gedichte iſt nicht ein einziges Bild, Alles wird einfach und geradezu erzählt, Alles ſteht in voller Realität vor uns. Dasſelbe gilt von der bekannten Ballade „Der Gott und die Bajadere", die ſozuſagen das Gegenbild der Braut von Korinth iſt. In dieſem Gedichte iſt der Wechſel des Rhythmus, der zwiſchen zärtlicher Leichtigkeit und feierlichem Ernſt hin und wieder ſpielt, von einer Wirkung, und die ganze Folge der Vorgänge entrollt ſich in einer Reihe von Bildern mit einer Kunſt, welche kein anderer deutſcher Dichter je erreicht hat. Auch im „Erlkönig" zeigt ſich dieſelbe Kunſt. Die Unruhe des unregelmäßigen Rhythmus mit ſeinen ungleichen, bald jambiſchen, bald anapäſtiſchen Versfüßen — Schuberts bekannte Kompoſition gibt ſie wunderbar wieder — entſpricht ſowohl der unheimlichen Scenerie, in der der Nebel hin- und herwogt und der Nachtwind in den dürren Blättern raſchelt, wie dem düſtern Inhalt dieſes Nachtſtücks; die Situation iſt auch hier gleich in den erſten zwei Zeilen gegeben: der Vater mit ſeinem Kind zu Pferde, ſpät in Nacht und Wind; die dramatiſche Form von Frage und Antwort zwiſchen Vater und Kind belebt den raſchen Gang des Gedichts; die kleinen landſchaftlichen Züge, in die der Vater die ängſtlichen Geſichte des Kindes beruhigend aufzulöſen ſtrebt, ſind mit außerordentlicher Kunſt als poetiſche Motive nach zwei Seiten hin benutzt; ſie vergegenwärtigen nacheinander die Einzelheiten der Landſchaft — den Nebel, die dürren Blätter, den Wind, die alten grauen Weiden — und eröffnen zugleich unſerer Phantaſie Blicke in die Geiſterwelt, daß wir die Schrecken des Kindes verſtehen und mitempfinden; und wenn bei dieſem raſchen Ueberblicke, wo wir nur andeuten können und das beſte dem Gefühl des Leſers anheimgeben müſſen, von dem allereinzelſten die Rede ſein darf, wie kunſtvoll und doch ungekünſtelt iſt das entſcheidende Wort, das Löſewort des unheimlichen Rätſels

Digitized by Google

auch das letzte des Gedichtes — „In seinen Armen das Kind war tot."

So außerordentlich volkstümlich indes der Erlkönig ist — es ist nicht ein einziges Wort darin, das nicht in jedem Volksliede stehen könnte — so läßt sich doch gerade an ihm der große Unterschied zwischen einem vollendeten Kunstwerke der Poesie und einer Volksballade nachweisen. Goethe wurde zu seinem Erlkönig angeregt durch die dänische Ballade „Erlkönigs Tochter", welche Herder übersetzt hatte; auch den irrigen Namen, der richtig Elfenkönig heißen müßte, entnahm er daher. Der Vers ist in beiden Gedichten derselbe; auch die erste und letzte Zeile stimmt in beiden fast überein, aber der Inhalt ist durchaus verschieden. In der dänischen Ballade begegnet Herr Oluf, als er zur Hochzeit reitet, Erlkönigs Tochter; sie ladet ihn ein, mit ihr zu tanzen; er lehnt es ab, da morgen sein Hochzeitstag sei. Sie bietet ihm goldene Sporen und ein seidenes Hemd, aber wieder antwortet er: Auf morgen ist mein Hochzeitstag. Da bietet sie ihm Haufen Goldes; das will er wohl nehmen, aber tanzen darf und will er nicht. Voll Zorn gibt sie ihm einen Schlag aufs Herz, nun möge er nach Haus reiten. Als er nach Haus kommt, erschrickt seine Mutter, daß er so bleich sieht; er erzählt ihr, daß er in Erlkönigs Reich gewesen. „Und was soll ich deiner Braut sagen?" — „Sag' ihr, ich sei im Wald mit Roß und Hunden." Am andern Morgen kommen die Hochzeitsgäste und fragen nach Herrn Oluf; man weist sie auf einen roten Mantel hin; die Braut hebt ihn auf — „da lag Herr Oluf und war tot". Diese Inhaltsangabe wird zu einer Vergleichung in dem oben angedeuteten Sinne hinreichen.

Nicht in den Balladen allein, von denen wir die bekanntesten eben überblickt haben, zeigt sich Goethes Meisterschaft in der lyrischen Poesie. Alle seine lyrischen Gedichte könnte ich durchgehen und ein neues Werk, so lang wie diese Biographie darüber schreiben, ohne das reiche Thema zu erschöpfen. Von den frühesten Liedern, in denen er Natur und Liebe in herrlicher Vereinigung feiert, bis hinan zu den Gesängen Mignons und des Harfners, welch reicher Himmel, Stern bei Stern! Genüge es, zu jenem glänzend geistreichen Worte Heinrich Heines noch das zwar einfachere, aber nicht leichter wiegende Lob Beethovens hinzuzufügen.

Digitized by Google

Beethoven ſagte: Goethes Lieder drängten ihn zum Komponieren, ſie trügen ihre Melodie in ſich. Und Muſik werden ſie bleiben, ſolang die deutſche Zunge klingt.

Einer weitern Ausführung bedarf es in dieſer Lebensbeſchreibung nicht. Iſt ſie doch ſelbſt nur ein Kommentar zu dieſen Gedichten, die zu ihren anderen Vorzügen auch noch den haben, daß ſie wirkliche Ausdrücke deſſen ſind, was er dachte und fühlte.

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Geſang.

Selbſt da, wo er wie in den Balladen oder in ſolchen Gedichten, wie die ausgezeichnete Idylle „Alexis und Dora“, nicht perſönlichen Erlebniſſen poetiſchen Ausdruck gibt, iſt er nicht unwahr, heuchelt er nicht. Von den kleineren Gedichten ſind manche wahre Schätze von Weisheit, und wieder andere ſind nur heitere Naturlaute, wie ſie „der Vogel ſingt, der in den Zweigen wohnet“.

Digitized by Google

Siebentes Buch.

Sonnenuntergang.

1805 bis 1832.

Schaute von den vielen Stufen
Unſres Pyramidenlebens
Viel umher, und nicht vergebens.

Auch das hohe Alter hat ſeine Blüte, und auch dieſer auf das heiterſte ſich zu freuen war ihm gegönnt.

Le temps l'a rendu spectateur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die Schlacht bei Jena.

Nach Schillers Tode war Goethe sehr einsam. Er hatte mehr als einen Freund verloren; der kräftige Antrieb zum poetischen Schaffen fehlte ihm nun, und in der Thätigkeit dieses Schaffens hatte er ein volleres Leben geführt. Wohl werden wir ihn auch während der langen arbeitsvollen Jahre, die nun folgen — Jahre der Sammlung, des Studiums, neuer Erfahrungen und mannigfacher Entwürfe — noch Werke hervorbringen sehen, auf die Mancher stolz sein könnte; aber der Mittagsglanz seines Lebens ist dahin, und das Licht, welches wir bewundern, ist der ruhige Strahl der untergehenden Sonne.

Als sollte er seinen Verlust recht erkennen, kam bald nach Schillers Tod Jacobi nach Weimar; obgleich die alten Freunde sich ihres Wiedersehens recht freuten, fanden sie doch bald, daß der geistige Abstand zwischen ihnen sich immer mehr erweitert hatte, wie Jeder in seiner eigenen Richtung fortgeschritten war. „Wir liebten uns," sagt Goethe, „ohne uns zu verstehen." Goethe verstand weder Jacobis Philosophie noch seine Sprache; Jacobi konnte sich in der Gedankenwelt seines alten Freundes nicht länger zurechtfinden. Das ist eine von den Strafen, mit denen wir unsre Entwicklung bezahlen: von den Plätzen unsrer stillen Freuden werden wir hinweggerissen, unsere Sprache wird denen fremd, die uns einst teuer waren und uns verstanden.

Einigen Ersatz dagegen fand Goethe in der genauern Bekanntschaft mit dem großen Altertumsforscher Friedrich August Wolf, der trotz aller Differenzen im persönlichen Verkehr höchst anregend wirkte, namentlich indem er gegenüber den in Weimar fast ausschließlich betriebenen Kunststudien die alte Litteratur ver-

Digitized by Google

trat. In Halle sah er auch Gall, den Gründer der Schädellehre, wieder, der gerade im ersten Eifer Vorlesungen über seine damals völlig neue Lehre hielt. Wer es anerkennt, wieviel die Physiologie den Arbeiten Galls verdankt — eine Anerkennung, die keineswegs eine Zustimmung zu dem übereilten und vielfach unvollkommenen System einschließt, welches er auf diese Arbeiten gründete —, der wird es gern hören, daß Goethe nicht nur Galls Vorlesungen besuchte, sondern auch in persönlichen Verkehr mit ihm trat und viel Teilnahme und Verständnis für ihn zeigte. Zum Dank hatte Gall die Gefälligkeit, während einer Krankheit Goethes seine Apparate und Präparate ihm auf das Zimmer zu bringen und dort die Anatomie des Gehirns zu erläutern. Statt dieser Lehre Spott, Verachtung und veraltete Vorurteile entgegenzusetzen — wie es Männer der Wissenschaft und Männer von Welt thaten und noch thun — sah Goethe die Wichtigkeit der Gallschen (seitdem allgemein angenommenen) Sektions-Methode sofort ein, und die eigentliche Lehre sagte ihm beim ersten Anblick zu. „Ich war gewohnt," sagt Goethe in den Tages- und Jahresheften, „das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählich die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun eben diese organische Operation sich in allen Systemen des Thiers von unten auf wiederholt und sich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren steigert, so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd." Daß bei der Gallschen Lehre das Gehirn wichtiger sei als die Hirnschale, weil jenes das Bestimmende ist, diese nach ihm sich zu richten hat, hielt er ausdrücklich fest, und gegen die Uebertreibungen Galls, der, durch seinen Scharfsinn verleitet, zu sehr ins Specifische ging, war er von Natur geschützt. Zudem war ihm persönlich gegenüber Gall mit der Anwendung seiner Lehre nicht gerade glücklich; Goethes ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, er sei eigentlich zum Volksredner geboren — bei Goethes bekannter Abneigung gegen alle Politik ergötzlich genug.

Das folgende Jahr 1806 brachte Angst und Not. Schon

Digitized by Google

im Frühjahr kündigten sich die Kriegsunruhen an; das Verhältnis zwischen Preußen und Napoleon wurde immer gespannter; indem der Herzog von Weimar wieder ein preußisches Kommando übernahm, geriet auch sein kleines Ländchen in den Sturz Norddeutschlands hinein. Am 14. Oktober früh um sieben Uhr hörte man in Weimar fernen Kanonendonner. Die Schlacht bei Jena hatte begonnen, Goethe hörte die dumpfen Schläge erschreckend deutlich, aber gegen Mittag wurden sie schwächer, und er setzte sich zu Tisch wie gewöhnlich. Kaum war er beim Essen, als der Donner des Geschützes über die Stadt hereinbrach. Sofort verließ er den Tisch. Riemer traf ihn, wie er im Garten auf und ab spazierte. Die Kugeln flogen über das Haus, die Bajonnette fliehender preußischer Truppen glänzten über der Mauer des Gartens hervor. Die Franzosen hatten auf den Höhen oberhalb Weimar einige Kanonen aufgepflanzt und feuerten von da aus, nicht um die Stadt zu zerstören, sondern um die fliehenden Preußen zu vernichten. Es war ein heller, schöner Tag; die Straßen schienen ausgestorben; Jedermann suchte sich zu schützen und zu verstecken. Ab und zu unterbrach ein Kanonenschuß die Stille; hier und da schlugen die Kugeln in ein Haus. Die tiefe Stille der Natur bildete einen ergreifenden Gegensatz zu dem wilden Lärm des Krieges.

Inmitten dieser entsetzlichen Stille kamen einige französische Husaren in die Stadt gesprengt, um zu rekognoscieren, ob der Feind schon abgezogen sei. Gleich darauf folgte eine größere Abteilung. Bei Goethes Hause ritt ein junger Husarenoffizier vor und meldete, das Haus sei zum Hauptquartier des Marschalls Augereau bestimmt und darum vor Plünderung sicher. Der Offizier war — Lilis Sohn, ein Herr von Türkheim. Goethe gab ihm das Geleit nach dem herzoglichen Schloß. Schon standen einige Häuser der Stadt in Flammen; die Soldaten erbrachen die Keller; die Plünderung begann. Vom Schloß kehrte Goethe nach Hause zurück, wo inzwischen einige Husaren sich eingerichtet hatten; der Marschall war noch nicht da. Bis tief in die Nacht wartete man auf ihn; dann schloß man die Thüren, und Goethe mit den Seinigen ging zur Ruhe. Um Mitternacht klopften zwei Tirailleurs an die Hausthür und begehrten Einlaß. Daß das Haus voll sei und der Marschall erwartet werde, machte auf sie keinen Eindruck;

Digitized by Google

sie drohten durch die Fenster einzubrechen, wenn man die Thür nicht öffne. Man mußte sie einlassen und setzte ihnen Wein vor, dem sie tüchtig zusprachen. Da verlangten sie den Herrn des Hauses zu sehen; man stellte ihnen vor, er liege im Bett; das half nichts; er müsse aufstehen, sie wollten ihn nun einmal sehen. In solchen Fällen ist natürlich Widerstand vergeblich. Goethe wurde geweckt, warf seinen Schlafrock über, kam majestätisch die Treppe herunter und imponierte durch seine Erscheinung den betrunkenen Gästen so sehr, daß sie ganz höflich wurden, wie nur französische Soldaten sein können. Sie sprachen mit ihm, stießen freundlich mit ihm an, er mußte mit ihnen trinken; endlich ließen sie ihn wieder in sein Zimmer gehen. Bald nachher indes, vom Wein erhitzt, verlangten sie ein Bett. Sie polterten die Treppe hinauf, drangen in Goethes Schlafzimmer ein, und hier entspann sich ein Handgemenge, welches sehr böse aussah. Christiane, die überhaupt viel Mut und Geistesgegenwart entwickelte, holte rasch Hilfe herbei, und die Eindringlinge wurden schließlich aus dem Zimmer geschleppt; sie warfen sich dann auf die für das Gefolge des Marschalls bestimmten Betten und blieben da liegen, bis am andern Morgen ein Adjutant des Marschalls sie aus dem Hause trieb.

Von noch anderen und schrecklicheren Scenen hatte Weimar zu leiden. Die Plünderung wurde so gründlich betrieben, daß selbst das Schloß fast des Notwendigsten beraubt ward. In dieser verzweifelten Lage, während nahe beim Schloß Häuser in Flammen standen, zeigte die Herzogin Luise jenen unerschrockenen Mut, den die Welt ihr nie vergessen hat und der selbst auf Napoleon einen tiefen Eindruck machte. Als der Kaiser, von allen Schrecken des Siegers umgeben, in Weimar einzog, empfing sie ihn oben an der Treppe des Schlosses ruhig, fest, würdevoll. „Voilà une femme à laquelle même nos deux cents canons n'ont pu faire peur! — das ist eine Frau, der selbst unsere zweihundert Kanonen keine Furcht haben einjagen können", äußerte er zu seinem Adjutanten Rapp. Sie bat für ihr Land, verteidigte ihren Gemahl und bewog durch Festigkeit und Mut den Eroberer zur Milde, der gegen den Herzog wegen seiner Verbindung mit Preußen sehr aufgebracht war und ihm später oft

Digitized by Google

mit bitterm Hohn erklärte, er schone ihn nur aus Achtung vor der Herzogin.

Die Wut Napoleons gegen den Herzog war ebenso unklug wie unbändig; aber wie kleinlich der große Eroberer sein konnte, interessiert uns hier weniger, als der leidenschaftliche Ausbruch, zu dem das Benehmen Napoleons unsern Dichter hinriß. Falk hat uns diesen Ausbruch aufbewahrt; er mag hier folgen, obwohl Falk in jenen Aufzeichnungen seiner Phantasie sehr freien Spielraum gelassen hat. „Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt (soll Goethe zu Falk gesagt haben), werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von viertausend Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers wert sein, der nicht gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Handbreit von dieser edlen Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische

Digitized by Google

Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter, alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euren heruntersingen!"

Die Weimarer Schreckenstage beförderten Goethes Entschluß, seiner Verbindung mit Christiane den Segen des Priesters geben und dadurch dieselbe vor der Welt anerkennen zu lassen. Christiane war keine jugendliche Schönheit mehr, aber ein treues, thätiges, pflichtbewußtes Weib, das eine Belohnung verdiente für die unverbrüchliche Innigkeit, mit der sie an dem Dichter gehangen; mochte sie ihm auch geistig untergeordnet und von moralischen Vergehen nicht ganz frei sein. Am 17. Oktober 1806 sandte Goethe an den Hofprediger Günther ein Schreiben, in welchem es hieß: „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen, ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die meine." Alle „Dispensations- und Kanzleibrocken" räumte der treue Genosse Goethes, der Minister Voigt, hinweg; am 19. Oktober fand in der Sakristei der Hof- und Garnisonkirche, in Anwesenheit Riemers und Augusts von Goethe die Trauung statt.

Wer die Welt kennt, kann sich leicht denken, welch ungeheuren Skandal dieser Akt der Gerechtigkeit hervorrief. Frau von Stein z. B. berichtete mit unverminderter Bitterkeit gegen Christiane an ihren Sohn, Goethe habe sich mit seiner „Maitresse" trauen lassen; auch für Charlotte von Schiller hatte die Trauung „etwas Grausenhaftes". Seine Freunde indes gaben ihm laut Beifall, daß er sich aus einer schiefen Stellung gelöst habe. Der treue Voigt

Digitized by Google

schrieb: „Möge die Befestigung Ihres häuslichen Zustandes und seiner externen rechtlichen Folgen Ew. Exc. zu einiger mehrer innern Ruhe des Lebens gereichen, und die treue Gefährtin Ihres Lebens solches verlängern und theilen helfen.“ Fortan hielt Goethe streng darauf, daß Jeder Christiane mit gebührender Achtung behandelte, die Weimarer Damen mußten wohl oder übel Christiane in ihre Gesellschaften bitten und sie dadurch „firmeln“. Sie ihrerseits trug die neuen Ehren mit Bescheidenheit und ruhigem Gleichmut; treu hing sie an dem, der sie an seine Seite gehoben, und der Verehrung, mit der sie zu ihm aufblickte, gab sie eher einen übertriebenen Ausdruck — sie liebte es von dem „Herrn Geheimen Rat“ zu sprechen — als daß sie es an Dankbarkeit hätte fehlen lassen; so erreichte sie es, daß fast Alle, die sie kannten, ihr herzlich zugethan waren.

Zweiter Abschnitt.

Bettina und Napoleon.

Es ist für Goethe sehr bezeichnend, daß er während der Schreckenstage der Plünderung am Meisten besorgt war, seine wissenschaftlichen Sammlungen und Papiere zu retten; alles Andere konnte ersetzt werden, dieser Verlust wäre unersetzlich gewesen. Er verlor nichts. Andere waren weniger glücklich; von Herders Nachlaß wurde Vieles vernichtet, Heinrich Meyer verlor Alles, selbst seine Zeichnungen. So lächerlich wie betrübend hat man ihm auch das zum Vorwurf gewendet; sein gutes Glück legt man ihm als kluge selbstsüchtige Berechnung aus; als wenn in solchen Tagen sich Berechnungen anstellen ließen!

Der Herzog, dem man von preußischer Seite selbst zuredete, sich mit dem Sieger abzufinden, legte sein Kommando nieder und kehrte unter lautem Jubel des Volks nach Weimar zurück. Durch den Beitritt zum Rheinbund mußte er den Frieden erkaufen; Weimar atmete auf. Goethe benutzte die wieder eingetretene Ruhe,

Digitized by Google

an der Farbenlehre weiterzuarbeiten, deren didaktischen Teil er im Dezember vollendete. Auch nahm er den Gedanken an das epische Gedicht „Wilhelm Tell“ wieder auf. Ein neues Unglück unterbrach die kaum begonnene friedliche Thätigkeit: am 10. April 1807 starb nach kurzer Krankheit die Herzogin-Mutter Amalia; als in den letzten Zeiten die Stürme von allen Seiten auf sie eindrangen, ihr Land verwüstet, ihr Sohn zuerst in seiner Herrschaft bedroht, dann seiner Unabhängigkeit für lange beraubt ward, ihr Bruder, der Herzog von Braunschweig starb, da hielt ihr Herz nicht länger, und ihr mutiger Geist erlag dem Andrang solcher Schicksale. Goethe feierte ihr Andenken in einem Nachruf, den der Herzog beim Trauergottesdienst in allen Landeskirchen verlesen ließ.

Bald darauf, anfangs Mai, kam Bettina nach Weimar. Wir müssen bei dieser sonderbaren Erscheinung, die in der deutschen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts einen bedeutenden Platz einnimmt, etwas länger verweilen. Jeder kennt Bettina „das Kind“, Bettina Brentano, die Tochter jener Maximiliane Laroche, mit der Goethe in der Wertherzeit in freundlichem Verkehr stand, die Frau Achim von Arnims, des phantastischen Romantikers, die Verehrerin Goethes und Beethovens, eine Zeitlang hoch in Gunst bei Friedrich Wilhelm IV., und Verfasserin jenes seltsamen, aber keineswegs wahrhaften Buches „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“. Sie gehört zu jenen Phantasten, denen Alles erlaubt scheint. Mehr Kobold als Weib, aber nicht ohne Blitze von Genialität, die ganzen Bogen voll Unsinn Glanz leihen, entzieht sie sich aller Kritik und spottet jedes Urteils.

Ich möchte gegen Bettina nicht härter sein als nötig, aber wenn ich ihrer Phantasterei auch alles Mögliche zu gute halte und ihr für die vielen bezeichnenden Anekdoten über Goethe dankbar bin, die sie aus den Unterhaltungen mit seiner Mutter erhalten hat: die Geschichte ihres Verhältnisses zu Goethe muß ich ernsthaft nehmen, weil daraus ein ebenso falscher wie kränkender Vorwurf gegen sein Andenken erwachsen ist. Manche arglose Leser ihres Buches, mögen sie auch von den leidenschaftlichen Ausdrücken ihrer Liebe zu Goethe und von ihrem Benehmen gegen ihn halten was sie wollen, fühlen sich durch seine Kälte gegen sie tief verletzt, während wieder Andere noch heftiger darüber entrüstet sind, daß er

Digitized by Google

dieſe tolle Leidenſchaft unterhalten, mit Gedichten und Schmeicheleien genährt habe, und noch dazu in der ſelbſtſüchtigen Abſicht, aus ihren Briefen Stoff für ſeine Gedichte zu entnehmen! Beide Anſichten beruhen auf einer vollſtändigen Verkennung des Sachverhalts. In dem Briefwechſel freilich findet ſich für die eine wie für die andere reichlicher Beweis, und gegen den Beweis läßt ſich nur Eines einwenden; dieſes Eine aber iſt entſcheidend: „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ iſt ein aus wirklichen Briefen Goethes und Bettinas zurechtgemachter Roman des Kindes Bettina.

Wäre die Schuldige nicht eine Frau, ſo würde ich einen härtern Ausdruck gebrauchen, denn der Roman tritt nicht etwa als Dichtung auf, welche die Wahrheit umſpielt, ſondern gibt ſich ganz ernſthaft als getreuer Beitrag zu Goethes Lebensgeſchichte. Wieviel daran wahr iſt, wieviel übertrieben, wieviel rein erfunden, bin ich nicht in der Lage zu ermitteln; aber Riemer, der alte und vertraute Freund Goethes, der bei Bettinas Beſuch in ſeinem Hauſe lebte, hat nachgewieſen, daß der Briefwechſel „ein Roman iſt, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umſtände entlehnt“, und von anderen Seiten habe ich genug erfahren, um ſowohl Goethes Benehmen wie ihr eigenes in einem ganz andern Lichte zu ſehen, als ſie in ihrem Buche anwendet.

Ein Mädchen wie eine Elfe, jung, heißblütig, betet den großen Dichter aus der Ferne an, läßt ihn das in ihren Briefen wiſſen, erweiſt ſeiner Mutter Aufmerkſamkeiten, die glücklich iſt, ihren Sohn ſo vergöttern zu hören und von ihm ſich zu unterhalten. Er ſeinerſeits iſt betroffen von ihrem außergewöhnlichen Geiſte, iſt ihr dankbar für die Freundlichkeit gegen ſeine Mutter und ſchreibt ihr möglichſt herzlich, ohne ſich in ein näheres Verhältnis einzulaſſen. Sie kommt nach Weimar, fällt ihm in die Arme, ſchläft gleich bei der erſten Unterredung auf ſeinem Schoße ein und trägt von da ab ihre Verehrung und Eiferſucht unverhohlen zur Schau. So nämlich erzählt ſie ſelbſt. Man ſieht, die Lage war für Goethe ſehr unangenehm: er achtundfünfzig Jahre alt und angebetet von einem Mädchen, welches, obgleich ſchon eine Frau an Jahren, wie ein Kind ausſah, und angebetet zwar mit der halb wahnſinnigen, halb eigenſinnigen Schwärmerei einer

Digitized by Google

Brentano — was sollte er machen? Er konnte ihre Leidenschaft schnöde mißbrauchen, oder sie hart zurückweisen, oder endlich dazu lächeln und ihr den Kopf streicheln, wie man ein drolliges Kind liebkost. Das waren die Wege, die ihm offen standen. Er wählte den letztern, bis sie selbst durch das Uebermaß ihrer Schwärmerei ihn zwang, den zweiten einzuschlagen. Zuerst machte ihm die Koketterie und Laune des Kindes Spaß, ihr blendender Verstand fesselte ihn; aber als ihre Verehrung zudringlich und ermüdend wurde, mußte er sie so oft zur Ruhe verweisen, daß ihm endlich allen Ernstes die Geduld ausging. Solch ein Verhältnis hatte unmöglich Bestand, das war klar. Sie nahm sich Freiheiten wie ein Kind und wollte doch nicht wie ein Kind behandelt sein. Sie ward ihm zur Last.

Wie Riemer erzählt, klagte sie gleich bei diesem selben ersten Besuche gegen ihn über Goethes Kälte. Diese Kälte, fügt er mit Recht hinzu, war lediglich Geduld; gegen ihr Andrängen konnte sie freilich kaum standhalten. Der erste Besuch in Weimar dauerte nicht lange; beim zweiten, im Jahre 1811, gab sie ihm durch ihr eigenes Benehmen einen schicklichen Vorwand, ganz mit ihr zu brechen — ein Vorwand, wie ich überzeugt bin, den er mit Freuden ergriff. Was ich darüber von völlig verläßlicher Seite erfahren habe und in der Hauptsache für durchaus genau halte, ist Folgendes: Eines Tages nämlich ging Bettina mit Goethes Frau in die Kunstausstellung, für die sich Goethe sehr interessierte; ihre boshaften Bemerkungen, namentlich über Heinrich Meyer, verletzten Christiane, die ihr scharf darauf diente. Es kam zum Wortwechsel und endlich zu gröblicher Beleidigung. Goethe nahm seine schwer gekränkte Frau in Schutz und verbot Bettina sein Haus. Vergebens bat sie ihn bei einem folgenden Besuche um eine Zusammenkunft; er war entschlossen; er hatte einem Verhältnisse, welches nicht Freundschaft sein konnte, sondern nur Verlegenheiten brachte, für immer ein Ende gemacht.

Das ist die wirkliche Geschichte, soweit ich sie habe entwirren können. Prüfen wir jetzt die Echtheit des „Briefwechsels", insofern derselbe dem Vorwurfe gegen Goethe, er habe ihre Briefe als Stoff für seine Gedichte benutzt, Vorschub leistet. Die Sonette, welche Goethe nach Bettinens Behauptung an sie richtete und aus

Digitized by Google

denen wahrhafte Liebe spricht, sind überhaupt gar nicht an sie gerichtet. Goethe schickte sie ihr zu, wie anderen Freunden auch; aber geschrieben wurden sie für eine ganz Andere. Der Beweis ist sehr einfach. Die Sonette waren fertig, ehe Bettina nach Weimar kam, und hatten schon Riemern zur Durchsicht vorgelegen. Riemer wußte auch, an welche Dame diese leidenschaftlichen Liebesergüsse gerichtet waren, und wollte nur den Namen nicht nennen. Jetzt ist kein Grund mehr zu schweigen; es ist einfach zu sagen, daß Goethe die Sonette für Minna Herzlieb in Jena schrieb (von der wir gleich mehr hören werden), wie das schon das Spiel mit ihrem Namen im zehnten Sonette (Herzlieb, Lieb Herz) hinlänglich andeutet. Und nicht nur diese Sonette, die Goethe in Jena während Riemers eigener Anwesenheit und für eine Dame in Jena schrieb, hat Bettina sich angeeignet, sondern auch andere Gedichte, die wie Riemer wußte, zwischen 1813 und 1819 entstanden, wo sie Achim von Arnims Frau war und (seit 1811) keinen Zutritt in Goethes Hause hatte. Einer Frau sein Haus verbieten und doch Liebesgedichte an sie richten, ihren Zudringlichkeiten eine Kälte entgegensetzen, über die sie sich laut beklagt, und doch Sonette an sie ausströmen, in denen der Puls der Leidenschaft heftig schlägt, — das ist ein Verfahren, welches auf das bloße Zeugnis des Bettinaschen „Briefwechsels" nicht zu glauben ist. Wir sind daher kaum überrascht, wenn Riemer weitergehend erklärt: „von einigen ihrer Briefe kann man dreist sagen, sie seien nur das in Prosa aufgedröselte meta- und paraphrasirte Posm Goethes; denn man hört noch das Sylbenmaß hindurch mit der Wort- und Satzfolge." Statt daß Goethe ihre Briefe zu Gedichten verwendet habe, beschuldigt Riemer demnach sie selbst, sie habe seine Gedichte ihrerseits in Briefe verwandelt. Auf eine so öffentliche und bestimmte Beschuldigung mußte gleich die Erwiderung folgen, oder sie durfte als bewiesen gelten; trotzdem ist Bettina nach Varnhagens Versicherung bis an ihr Lebensende bei der Echtheit des Briefwechsels geblieben; jetzt ist man nach H. Grimms Darstellung und von Loepers Veröffentlichung einzelner Originalbriefe allgemein der Ansicht, daß Bettina wirklich geschriebene und erhaltene Briefe in phantastischer Willkür zurechtgemacht habe.

Digitized by Google

Eine neue und ganz andere Gestalt tritt auf: Napoleon auf dem Erfurter Kongresse. Im September 1808 trafen sich die Kaiser von Frankreich und von Rußland mit hohem Gefolge von kleineren Potentaten in Erfurt. Es war ein glanzvolles Schauspiel. Talma und die kaiserliche Truppe aus Paris spielten ihre französischen Tragödien vor einem „Parterre von Königen". Ganz vorn an im Parterre saßen die beiden Kaiser in vertraulichem Gespräch, etwas dahinter die Könige, endlich die regierenden Fürsten und die Erbprinzen. Im ganzen Parterre sah man nichts als Uniformen, Ordensbänder und Sterne. In den Parterrelogen saßen hohe Offiziere und die ersten kaiserlichen Beamten; im ersten Rang Prinzessinnen und vornehme Damen. Eine starke Wache von Grenadieren der Kaisergarde war am Eingang des Theaters aufgestellt. Wenn einer von den beiden Kaisern vorfuhr, so wurden die Trommeln dreimal gerührt; kam ein König, nur zweimal. Durch ein Versehen der Schildwache erhielt eines Tages der König von Württemberg die Ehre des dreimaligen Trommelschlags; da rief der wachthabende Offizier ärgerlich hinaus: taisez-vous, ce n'est qu'un roi — still doch, es ist nur ein König.

Auf diesem Kongresse empfing Napoleon auch den Herzog von Weimar, Goethe und Wieland mit vieler Freundlichkeit. Goethe wurde am 29. September nach Erfurt berufen und wohnte an demselben Abend der Aufführung der Andromache bei; am folgenden Tage war beim Herzog große Tafel, am Abend wurde Britannicus gegeben. Im Moniteur vom 8. Oktober ist Goethe unter den vornehmen Gästen mit genannt: „er scheint unsere Schauspieler vollkommen zu würdigen und vor allem die aufgeführten Meisterwerke zu bewundern". Am 2. Oktober wurde er zur Audienz beim Kaiser bestellt. Er traf ihn beim Frühstück, ihm zur Seite Talleyrand und Daru, hinter ihm Savary und Berthier. Das Weitere lassen wir Goethe selbst erzählen; die Skizze, in der er diese Erfurter Tage gezeichnet hat, ist zu charakteristisch. „Der Kaiser winkt mir heranzukommen. Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagt er: vous êtes un homme. Ich verbeuge mich. Er fragt: wie alt seid ihr? Sechzig Jahr. Ihr habt euch gut erhalten — Ihr habt Trauerspiele geschrieben. Ich antwortete das Noth-

Digitized by Google

wendigste. Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war. Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannt' ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung. Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaires Mahomet. Der Kaiser versetzte: es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte. Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln: daß ich zwar nicht wisse ob mir irgend Jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal."

Die Unterhaltung dauerte fast eine Stunde. Napoleon war sehr gnädig, erkundigte sich nach Goethes Familie und fügte fast zu jedem Satze hinzu: qu'en dit M. Goet? (was sagt Hr. Goethe dazu?) Als Goethe fortgegangen war, wiederholte er zu seiner Umgebung: voilà un homme! (das ist ein Mann!)

Digitized by Google

Einige Tage darauf kam Napoleon nach Weimar, und große Festlichkeiten fanden ihm zu Ehren statt, darunter eine Jagd in dem Ettersburger Walde, ein großer Ball bei Hofe und die Aufführung von Voltaires „Der Tod Cäsars", worin Talma den Brutus spielte. Auf dem Balle unterhielt sich Napoleon lange Zeit mit Goethe und Wieland, sprach über alte und neue Litteratur, berührte Shakespeare, den er als Franzose nicht begreifen konnte, und sagte zu Goethe: „Ich wundere mich, daß ein so großer Geist wie Sie nicht die scharf begrenzten Gattungen liebt (les genres tranchés)." Goethe hätte ihm erwidern können, die großen Geister seien fast alle das wahre Gegenteil von tranchés gewesen, aber natürlich war es nicht seine Sache, den Kaiser zu belehren. Nach einigen weiteren hochtrabenden Aeußerungen über die Tragödie meinte Napoleon, Goethe solle den Tod Cäsars auf eine würdigere Weise schreiben als Voltaire. „Das könnte die Hauptaufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte darin der Welt zeigen, wie Cäsar die Menschen beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine umfassenden Pläne auszuführen." Unwillkürlich muß man dabei an Goethes Jugendplan einer Tragödie Julius Cäsar denken; wie wäre die ganz das Gegenteil geworden von dem genre tranché, welches Napoleon so sehr bewunderte!

Annehmbarer als dieser Vorschlag, in seinem Alter noch Tragödien zu schreiben, und zumal napoleonische Tendenztragödien, war die Aufforderung, nach Paris zu kommen. „Kommen Sie nach Paris, ich verlange das von Ihnen; Sie werden da eine größere Weltanschauung gewinnen und ungeheure Stoffe für Ihre dichterischen Schöpfungen finden." Da Goethe niemals in einer großen Weltstadt wie Paris oder London gewesen war, so hatte die Einladung viel Verführerisches. Wie Kanzler von Müller erzählt, sprach er mit ihm oft darüber, was wohl eine solche Reise kosten würde und wie man in Paris lebe, aber die Unbequemlichkeit der damals noch langen Reise und sein eigenes vorgeschrittenes Alter ließen es nicht zur Ausführung kommen.

Am 14. Oktober erhielten er und Wieland von Erfurt aus das Kreuz der Ehrenlegion — damals wirklich eine Ehre. Ueber Alles, was zwischen ihm und Napoleon vorgegangen war, beobachtete Goethe zunächst das vollste Schweigen; erst viele Jahre

Digitized by Google

später schrieb er die Unterredungen in den Tag- und Jahresheften nieder, und auch da gab er nur eine dürftige Skizze. Auf die oft wiederholte Frage, welche Stelle in Werther Napoleon als unnatürlich bezeichnet habe, antwortete er stets mit einem ausweichenden Scherz und verwies die Frager auf das Buch selbst, an dem sie ihren Scharfsinn üben könnten. Selbst an Eckermann wollte er es nicht sagen. Ueberhaupt liebte er es in diesen späteren Jahren, mit seinen Lesern Versteck zu spielen, und hatte Freude daran, wenn sie seine Geheimnisse zu enthüllen sich abquälten. Im vorliegenden Falle ist das Geheimnis durch Kanzler von Müller aufgeklärt, der in seinen „Erinnerungen" den genauesten Bericht über Goethes Unterredungen mit Napoleon gibt. Die Ausstellung, welche Napoleon am Werther machte, war merkwürdigerweise genau dieselbe, die Herder 1782 bei der Revision des Romans gemacht hatte (vgl. oben S. 31); Beide tadelten nämlich, daß Werthers Melancholie, welche ihn zum Selbstmord treibt, nicht rein aus unglücklicher Liebe hervorgehe, sondern nebenher aus gekränktem Ehrgeiz. Herder erklärte diese Vermischung der Motive für einen künstlerischen Fehler, Napoleon für einen Verstoß gegen die Natur, und, auffallend genug, Goethe stimmte ihnen zu. Aber gegen alle drei, Herder, Napoleon und Goethe, ist die einfache Thatsache entscheidend, daß Jerusalem-Werther wirklich an verletztem Ehrgeiz so gut wie an unglücklicher Liebe litt, und daß Goethe ihn so ließ wie er ihn fand; seine Schilderung im Werther entspricht genau dem Berichte, den ihm Kestner über Jerusalem und sein trauriges Ende gab.

Durch die Aufmerksamkeit Napoleons fühlte sich Goethe höchlich geschmeichelt und er hatte dessen kein Hehl. Darüber haben denn Leute, die vor solchen Schmeicheleien ganz sicher sind, ein lautes Geschrei erhoben, als sei das verächtlich. Aber die Aufmerksamkeiten eines Napoleon hätten auch die finstere Stirn eines Republikaners glätten können, und Goethe, der nichts von einem Republikaner hatte, war sein Leben lang für die Freundlichkeiten gekrönter Häupter sehr empfänglich. Ueber diesen Punkt wird gewaltig viel Unwahres gesprochen, und die lautesten Schreier sind gewöhnlich gerade die, welche sich vorkommendenfalls am meisten von Hofgunst blenden lassen würden. Wenn man sie von Goethes

Digitized by Google

Servilität und seiner Verehrung für hohe Personen schwatzen hört, sollte man wirklich meinen, sie ständen auf einer sittlichen Höhe, von der sie mit einem überlegenen Mitleid, welches den Defekt an Verstand ersetzt, auf ihn herabschauten. Namentlich eine Anekdote führen sie gern an, die ich deshalb hier mitteilen will, damit wir sie in ihrer wahren Bedeutung würdigen können. Sie betrifft einen Vorfall, den Beethoven mit Goethe 1812 in Teplitz erlebte; er schreibt darüber an Bettina in einem nur von dieser mitgeteilten und daher nicht völlig authentischen Briefe: „Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimräthe ꝛc. und Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen, und damit muß man sie in Respekt halten; wenn so zwei zusammenkommen, wie ich und der Goethe, da müssen auch große Herren merken, was bei unser Einem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimwege der ganzen kaiserlichen Familie. Wir sahen sie von weitem kommen, und der Goethe machte sich von meiner Seite los, um sich an die Seite zu stellen; ich mochte sagen, was ich wollte; ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen; ich drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen Oberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen. — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Erzherzog Rudolph hat den Hut abgezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. — Die Herrschaften kennen mich. — Ich sah zu meinem wahren Spaß die Procession an Goethe vorbei defiliren. Er stand mit abgezogenem Hute tief gebückt an der Seite. Dann hab' ich ihm auch den Kopf gewaschen, ich gab keinen Pardon."

Das ist die Geschichte, die man häufig als einen Beweis für Beethovens unabhängigen Sinn und für Goethes Servilität anführt. Es bedarf aber nur einer sehr geringen Ueberlegung, um einzusehen, daß hier Beethoven seinen Unabhängigkeitssinn in einer gesucht derben Weise bekundete, während Goethe einfach that, was die gewöhnliche Höflichkeit erfordert: vor fürstlichen Personen zur Seite zu treten und seinen Hut in der Hand zu halten, ist einmal Sitte in der Welt, so gut, wie man vor seinen Bekannten

Digitized by Google

den Hut abnimmt. Beethoven durfte alle solche Höflichkeiten unterlassen, seine excentrische Natur konnte sich einmal nicht in dem herkömmlichen Kreise bewegen, und ihm sah man Alles nach, aber Goethe war ein Mann von Welt, ein Mann der Form, ein Hofmann und Minister; mit untergeschlagenen Armen und den Hut in den Kopf gedrückt an fürstlichen Personen vorbeizugehen, wäre für ihn eine Roheit gewesen, die seiner Natur, seiner Erziehung, seiner Stellung und seinem Schicklichkeitsgefühl gleich stark widersprochen hätte.

Dabei mag es immerhin sein, ja, ist bei seiner Erziehung und äußeren Stellung sogar wahrscheinlich, daß sein Gruß etwas außergewöhnlich Höfliches hatte, daß er sich recht tief verbeugte, recht förmlich, recht respektvoll; denn es fällt mir nicht ein, zu bestreiten, daß er auf Rang und äußere Formen Gewicht legte. Nicht nur war er von jedem republikanischen Stolze weit entfernt, er legte auf seinen Ordensstern und seine „Excellenz" mehr Wert als seine blinden Verehrer zugeben wollen, und wenn er auch recht haben mochte, zu behaupten, „die bloße Fürstlichkeit als solche habe ihm nie imponirt", so hat er doch, namentlich in der letzten Hälfte seines Lebens, fürstlichen Personen gegenüber immer eine gewisse Scheu und Schüchternheit, die hie und da — wenn er z. B. sich zur Gnade schätzt, einen Fürsten Reuß in tiefer Unterthänigkeit verehren zu dürfen — selbst eines komischen Anstrichs nicht entbehrt. Ist das eine Schwäche — gut, so rechnet sie ihm an, aber wäre er auf solche Kindereien auch so eitel wie ein englischer Herzog auf seinen Hosenbandorden oder ein deutscher Geheimrat auf seinen Titel, zu einem ernsten Vorwurf sehe ich darin keinen Grund. So selten ist ein Dichter „Excellenz" gewesen, so wenige Dichter haben Orden getragen, daß es uns an jedem Anhalt fehlt, zu beurteilen, ob Goethes Eitelkeit größer oder kleiner war, als sich billigerweise erwarten läßt. Einstweilen will mich bedünken, daß über seinen Titel zu spotten und über seinen Orden zu lachen einer Nation sehr schlecht ansteht, die so oft und verdient wegen ihrer übertriebenen Titelsucht ausgelacht wird.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Die Wahlverwandtschaften.

Zu den Jenaer Freunden, die Goethe immer mit Vergnügen sah, gehörte der Buchhändler Frommann. In seiner Familie lebte als angenommenes Kind jene Minna Herzlieb, die für uns ein eigenes Interesse hat: sie ist die Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Als Kind war sie ein rechter Liebling Goethes gewesen; zur Jungfrau herangewachsen, übte sie auf ihn einen Zauber, gegen den seine Vernunft sich vergebens sträubte. Der Unterschied der Jahre war groß, aber wie oft schenken junge Mädchen die erste Blüte ihrer Neigung Männern, die ihre Väter sein könnten, und wie oft glühen Männer in vorgeschrittenem Alter noch von der Leidenschaft der Jugend! In den Sonetten, die Goethe an Minna Herzlieb richtete, und in den „Wahlverwandtschaften" kann man lesen, wie stark die Glut seiner Leidenschaft war und wie mächtig er sich dagegen wehrte. Von den Wahlverwandtschaften sagt er in den Tag- und Jahresheften: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet. . . . Der 3. Oktober 1809 [wo der Druck beendet ward] befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können." Wären wir über die äußeren Verhältnisse, aus denen die Wahlverwandtschaften erwuchsen, so genau unterrichtet, wie über die Geschichte des Werther, so würden wir die Erlebnisse des Dichters in jenem Roman so gut verkörpert finden wie in diesem; da aber in solchen Fällen sich auf Vermutungen einzulassen gefährlich ist, so wage ich mich nicht über die Thatsachen hinaus, von denen ich habe Kenntnis nehmen dürfen, und beschränke mich auf die Bemerkung, daß die beiderseitigen Freunde mit Kummer und Sorge eine Neigung wachsen sahen, die zu keinem guten Ende führen konnte; daß man endlich beschloß, Minna in eine Pension zu schicken (auch in dem Roman wird Ottilie wieder in ihre Pension geschickt), und daß diese völlige Trennung beide rettete.

Digitized by Google

Die Wahlverwandtschaften im Lichte dieser Geschichte zu lesen, ist sehr interessant; wir sehen da nicht nur, aus welcher Quelle die Eingebung des Dichters entsprungen ist, sondern auch, wie Goethe die beiden Hälften seines eigenen Wesens künstlerisch darstellt — ein Punkt übrigens, den wir bereits früher (Band I. S. 160) besprochen haben.

Eduard und Charlotte haben einander in ihrer Jugend geliebt. Umstände sind dazwischen getreten und Beide haben Konvenienzheiraten geschlossen, von denen sie nach einiger Zeit der Tod ihrer Gatten befreite. Nun nicht länger gebunden, beschließen Witwer und Witwe natürlich, den Traum ihrer Jugend zu verwirklichen. Sie heiraten sich. Zu Anfang der Geschichte sehen wir sie in friedlichem Glücke. Obgleich einige wenige stille Andeutungen einen gewissen innern Gegensatz ihrer Naturen erkennen lassen, der zwar nicht stark genug ist, sie unglücklich zu machen, aber hinreicht, eine vollkommene Sympathie zu stören, könnte doch selbst das schärfste Auge Nichts entdecken, was die Dauer ihres Glücks bedrohte. Eduard hat einen Freund, den Hauptmann, der ihm fast ein Bruder ist; diesen ladet er zu dauerndem Besuche ein. Charlotte hat sich der Einladung zuerst entschieden widersetzt, da ihr eine dunkle Ahnung Uebles weissagt — „nichts ist bedeutender in jedem Zustande als die Dazwischenkunft eines Dritten" — aber sie gibt nach, weil sie ihre angenommene Tochter Ottilie aus der Schule zu nehmen und bei sich zu haben wünscht.

So werden die vier Personen dieses Dramas zusammengeführt, und kaum sind sie bei einander, als die angebornen Wahlverwandtschaften ihrer Naturen zu wirken beginnen. Charlotte und der Hauptmann werden zueinander hingezogen, ebenso Eduard und Ottilie. Der Dichter läßt das wie eine Naturnotwendigkeit sich vollziehen, so unvermeidlich und unaufhaltsam wie die chemischen Prozesse, mit denen er die geistigen Vorgänge erläutert. Ein Stück aus der Tragödie des Lebens ist in aller Realität vor uns; wir fühlen, daß es unvermeidlich, daß es schrecklich ist, und zugleich erkennen wir, daß es der moralischen Beurteilung eine Frage zur Entscheidung bietet, bei der zwei Parteien mit ganz entgegengesetzter Lösung einander entgegenstehen werden.

Die Kritiker, welche das menschliche Leben und mithin die

Digitized by Google

Kunst von einem abstrakten Gesichtspunkte beurteilen und ohne Rücksicht auf die Thatsachen und ihre innere Notwendigkeit die Menschennatur wie ein Schachbrett ansehen, auf dem der Spieler jeden beliebigen Zug machen kann, indem er selbst in ihren Augen nur ein totes Werkzeug ist ohne Persönlichkeit, ohne Uebereilung, über die Möglichkeit des Irrtums erhaben — wie könnte er je übersehen, was doch für die Umstehenden so handgreiflich ist! — Diese Kritiker, meine ich, werden jene Situation für eine unsittliche erklären, die der Dichter nicht hätte darstellen dürfen und die im wirklichen Leben ein ernstes Pflichtgefühl sofort überwunden haben würde.

Für Andere dagegen, welche das Leben nehmen, wie es ist, nicht wie es sein könnte, welche die Menschennatur nicht so mathematisch einfach sich zurechtmachen, sondern ein Auge dafür haben, wie wunderbar verschlungen ihre Triebe sind, welche im gleichen Sinne auch fordern, daß die Kunst das Leben in seiner Wirklichkeit darstelle — für die hat jene Situation eine furchtbare Wahrheit, für die ist sie tragisch, aber keineswegs unsittlich; denn das Tragische liegt in dem Konflikt von Leidenschaft und Pflicht, von Menschentrieb und Menschensatzung. Wären Charlotte und Eduard unverheiratet, so würden jene „Wahlverwandtschaften" einfach zur Heirat führen, aber die Thatsache ihrer Ehe steht als eine Schranke da für den „verwandtschaftlichen" Trieb, und so ist der Konflikt unvermeidlich.

Die hier angedeutete Meinungsverschiedenheit besteht begreiflicherweise unter zwei großen Klassen von Lesern. Der Roman gilt den Einen für unsittlich, den Anderen für tief sittlich. Ich glaube, er ist weder das Eine, noch das Andere. Wenn Jene ihn tadeln, daß er die ganze Grundlage der Ehe untergrabe, und Diese ihn begeistert als tief sittlich preisen, weil er die Heiligkeit der Ehe so klar ins Licht setze, so ziehen Beide nach meiner Ansicht gewisse allgemeine Folgerungen aus einem einzelnen Falle, aber sie legen doch nur ihre Deutungen in etwas hinein, was der Dichter selbst überhaupt nicht gedeutet wissen wollte. Jedes Kunstwerk hat seine Moral, sagt Hegel, aber diese Moral hängt von dem ab, der sie zieht. Es lassen sich daher jene Folgerungen beide aus dem Roman ziehen und doch braucht keine von beiden genau zuzutreffen. Goethe

Digitized by Google

war ein Künstler, nicht ein Verteidiger oder Ankläger der Ehe; er zeichnete ein Bild, treu nach dem Leben, und gerade, weil es so treu ist, bietet es auch ebenso verschiedene Seiten der Auffassung, wie die Wirklichkeit selbst, die es darstellt. Nehmen wir an, die Geschichte habe sich wirklich vor unseren Augen zugetragen — würden nicht selbst unter denen, die von den Thatsachen genau unterrichtet wären, vollständig entgegengesetzte Urteile laut werden? Eine Geschichte zu schreiben, in der die Moral auf jeder Seite deutlich zu lesen stände, ist nicht schwer, und wenn der Verfasser vorzugsweise einen einfachen Satz der Moral erläutern will, so braucht er sich um die Wahrheit der Charakterschilderung nicht besonders zu kümmern; ihm ist ja die Charakterzeichnung nicht Zweck, nur Mittel zum Zweck, er will belehren, nicht künstlerisch befriedigen. Ganz anders verfährt der Künstler: ihm ist das Menschenleben Zweck und Ziel, ihm ist das Wichtigste der Charakter seiner Menschen, und der ist ja, wie wir Alle wissen, aus mancherlei Fäden gewebt: Gutes und Böses, Tugend und Schwäche, Wahrheit und Falschheit sind darin unentwirrbar ineinander verschlungen.

Wer solche Bilder des Menschenlebens nicht mag und die Treue der Darstellung nicht für einen Freibrief gelten läßt, der hat nicht unrecht, Goethe wegen der Wahl des Stoffes für die Wahlverwandtschaften zu tadeln. Aber er traf diese Wahl, weil er die Sache selbst erlebt hatte. Und den Stoff einmal zugestanden, wird es schwer, die Art der Behandlung zu tadeln; abgesehen freilich von der einen Scene, die jeden Leser verletzen muß. Von den Personen des Stückes stellen zwei die Leidenschaft dar, wie sie in verzehrender, blinder, unwiderstehlicher Glut auf ihr Ziel losstürmt; gleich stark und ergreifend edel repräsentieren die beiden Anderen den ernsten Gedanken der Pflicht. Eduard und Ottilie lieben rasch, heftig, ohne Ueberlegung; sie beunruhigt kein Zweifel; ihre Empfindung ist so natürlich, nimmt sie so ganz ein, als wären sie Kinder, die zum erstenmale lieben. Aber so lebendig sie den natürlichen Trieb, so lebendig repräsentieren Charlotte und der Hauptmann die Vernunft; ihre Liebe ist nicht weniger tief, aber sie lieben wie verständige Wesen, die, weil sie Verstand haben, auch die umgebenden Verhältnisse verständig erfassen, die Gesell-

Digitized by Google

schaft mit ihren Einrichtungen und Gesetzen anerkennen und ihre eigenen Begierden dieser gesellschaftlichen Notwendigkeit zum Opfer bringen. Sie überwinden sich selbst, bieten dem Leiden die Stirn, ihr Gewissen gibt ihnen Kraft und schreibt ihnen eine Haltung vor, von der Eduard und Ottilie in ihrer Leidenschaftlichkeit sich nie etwas träumen lassen.

Eduard erfährt kaum, daß ihn Ottilie wieder liebt, als er heftig auf eine Scheidung dringt, die ihn wie seine Frau frei machen werde. Unglücklicherweise fühlt Charlotte nach langer kinderloser Ehe sich Mutter. Dadurch verwickelt sich die Lage, die bisher verhältnismäßig einfach war. Ohne die neue Hoffnung hätte Charlotte wohl gern in die Scheidung gewilligt, aber nun kann sie nicht; die Pflicht gegen das Kind verbietet es. Alle Gründe, Eduard von seinem leidenschaftlichen Begehren abzubringen, fruchten nichts; das Einzige, wozu er sich entschließt, ist sich zu entfernen und in der Entfernung die Beständigkeit seiner Leidenschaft zu erproben. Er zieht in den Krieg, zeichnet sich durch Tapferkeit aus und kehrt zurück — seine Leidenschaft so mächtig wie je. Unterdes hat auch der Hauptmann sich entfernt. Charlotte trägt ihr Schicksal sanft und edel. Ottilie nährt im Stillen ihre Liebe zu Eduard und nimmt sich mit inniger Neigung des Kindes an. Im Einklang mit einem gewöhnlichen Volksglauben — den beiläufig die Physiologie nachdrücklich Lügen straft — hat dies Kind eine sprechende Aehnlichkeit sowohl mit Ottilie wie mit dem Hauptmann, und ist so ein lebendiger Zeuge der Leidenschaft Eduards für Ottilie und Charlottens für den Hauptmann. Wie Charlotte sich selbst stark genug fühlt, ihr Schicksal zu tragen, so gibt sie auch die Hoffnung nicht auf, Eduard werde das seine ebenso tragen lernen. Aber er bleibt unbeweglich; der Widerstand verstärkt nur sein Verlangen. Endlich rafft ein trauriger Zufall das Kind hinweg; aus Ottiliens Arm fällt es ins Wasser und ertrinkt. In der Tiefe ihres Jammers bricht ein Lichtstrahl aus der Höhe in Ottiliens Gemüt; zum erstenmale kommt ihr das Bewußtsein, daß sie „aus ihrer Bahn gewichen", daß sie unrecht habe, Eduards Frau werden zu wollen. Mit diesem Bewußtsein ist auch sogleich der Entschluß da, niemals die Seine zu werden. Die Tragödie vertieft sich. Ottilie ist gebrochen, verzehrt sich geistig

Digitized by Google

und körperlich; Eduard, der nur in der Leidenschaft für sie gelebt hat, verharrt noch eine Weile in stummem Schmerz und findet dann Ruhe an ihrer Seite.

Das ist in großen Zügen das furchtbar tragische Drama, welches Goethe mit unendlicher Sorgfalt in den Wahlverwandtschaften ausgearbeitet hat. Die Geschichte bewegt sich langsam wie im wirklichen Leben durch mannigfache Vorgänge und Zwischenfälle vorwärts, aber bei aller Langsamkeit ist sie immer verständlich und durchsichtig.

Es bedarf nur einer Hindeutung auf den Ursprung dieses Romans, und wir erkennen sogleich, wie Goethe darin sich selbst unter zwei verschiedenen Gestalten dargestellt hat, als den leidenschaftlichen Eduard und als den verständigen, willensstarken Hauptmann. Diese Charaktere hat er aus dem Leben, hat er aus sich selbst genommen. Als Romanfiguren sind sie meisterhaft. Eduard, der schwache, leidenschaftliche, heißblütige Eduard, hält doch selbst in den Augenblicken seiner größten Schwäche unsere Teilnahme fest. Welch ein bewunderungswürdiger Zug ist der, wo er gleich zu Anfang der Verwickelung erfährt, daß der Hauptmann sein Flötenspiel getadelt habe, und sich sofort „von allen Pflichten losgesprochen" fühlt! So sind diese leidenschaftlichen Naturen: bei jedem noch so nichtigen Vorwande fahren sie auf, wenn er ihnen nur einen Schein von Berechtigung bietet. Charlotte und der Hauptmann stehen als Repräsentanten der Pflicht und Vernunft im Gegensatz zu Ottilie und Eduard, den Vertretern des Triebes und Aberglaubens, und in diesen beiden Verstandesmenschen hat Goethe das Große erreicht, die Verständigkeit liebenswürdig zu machen. Zwei edlere Charaktere wird man nicht leicht finden, man müßte denn über die Wirklichkeit hinaus in das Gebiet der Ideale gehen.

Man hat mit Recht hervorgehoben, wie gut die verschiedenen Arten der Ehe in diesem Romane dargestellt sind. Eduard und Charlotte haben zuerst eine Konvenienzheirat versucht, dann eine Heirat aus Freundschaft; jene war unglücklich, auch diese genügte nicht; es war keine Heirat aus Liebe. Daneben haben wir in der Verbindung des Grafen und der Baronesse eine von den Ehen, wie man sie in der Welt so oft findet — eine bloße Form, die

Digitized by Google

auch bei Anderen nur als Form gilt. Darum ist der Graf als ein leichtfertiger Lebemann gezeichnet, der mit St. Simonistischen Theorien spielt und eine Ehe auf Probe wünscht, die alle fünf Jahre gekündigt werden kann.

Mit Bewunderung wird man ferner bemerken, wie die Personen des Romans in ihren Gedanken, Reden und Handlungen ohne irgend eine Schilderung oder einen erläuternden Zusatz des Dichters sich selbst geben. Die ganze Darstellung ist so objektiv, so einfach und der Gang der Erzählung bewegt sich so ruhig und in einem so behaglichen Stillleben von Einzelheiten, daß ich kaum etwas damit zu vergleichen weiß. Ausländer fühlen sich zwar durch die Menge kleiner Vorgänge, welche den Gang der Erzählung aufhalten und unsere Neugier nach der Entwicklung auf eine böse Geduldprobe stellen, bisweilen etwas gelangweilt, aber die Deutschen teilen dies Gefühl nicht; sie haben ihre Freude an der Einzelschilderung und den Absichten des Dichters, die sie dabei vermuten. Ein befreundeter Kritiker, dessen Urteil immer Beachtung verdient, ist der Ansicht, die langen Episoden, welche den Gang der Geschichte während Eduards Abwesenheit unterbrechen, seien künstlerische Hilfsmittel, um dem Leser ein Bild von der langsamen Bewegung des wirklichen Lebens zu geben, und in Wahrheit grenze nur in Werken der Dichtung die Lösung nahe an die Verwicklung. Ich gebe diese Ansicht der Beurteilung des Lesers anheim; mir scheint sie mehr scharfsinnig als richtig. Ich meinerseits muß gestehen, daß die Breite, mit der Goethe die Verbesserungen im Park, die Errichtung der Mooshütte, die Wiederherstellung der Kapelle, die Anlage neuer Wege und mehr dergleichen schildert, mir außer allem Verhältnis und einigermaßen langweilig scheint. Er hatte ursprünglich nur die Absicht, eine kleine Erzählung, eine Novelle zu schreiben, und dafür war der Stoff mehr als hinreichend; aber er dehnte die Novelle zu einem Romane aus und hat damit ein Meisterwerk verdorben.

Der Stil der Wahlverwandtschaften wird in Deutschland höchlich bewundert; Rosenkranz erklärt ihn für klassisch. Wenn wir indes bedenken, daß ein deutsches Urteil über Goethe meist mit derselben Vorsicht aufgenommen werden muß, wie ein englisches über Shakespeare, so werden wir schon eher auf die deutschen

Digitized by Google

Kritiker hören, welche den Stil der Wahlverwandtschaften nicht so unbedingt loben. In einer solchen Frage ein Urteil zu wagen, ist für einen Ausländer eine mißliche Sache, aber das glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß diese Prosa, mit der seiner früheren Werke verglichen oder mit dem Maße klassischer Prosa gemessen — und an einen so großen Schriftsteller darf man nur den höchsten Maßstab legen — oft schwach, kalt, mechanisch im Satzbau und wegen der überwiegend abstrakten Ausdrücke ohne Leben ist. Gerade so wie die Personen des Stücks zum guten Teil nur nach ihrer Lebensstellung, nicht mit persönlichen Namen genannt werden — sie heißen: der Hauptmann, der Architekt, die Vorsteherin, der Gehilfe, der Engländer, der Begleiter, der Geistliche, der Wundarzt; auch Mittlers Name ist kaum ein persönlicher — so werden auch die Dinge vielfach mit abstrakten Ausdrücken bezeichnet, konkrete Wendungen dagegen vermieden, Umschreibungen der unmittelbaren Bezeichnung vorgezogen. Auch wiederholen sich gewisse stehende Redeformen bis zur Ermüdung. Daneben freilich finden sich Stellen von hoher Schönheit, Anklänge von Poesie, die keinem Leser entgehen können. Das letzte Kapitel z. B. ist ein Gedicht von einem Pathos, welches in seiner Einfachheit so ergreifend wirkt, daß man in starker Stimmung sein muß, um es mit Ruhe lesen zu können. Auch die Stelle, wo Charlotte und der Hauptmann beim matten Lichte der aufgehenden Sterne zusammen auf dem See sind, ist ein Gedicht, dessen Musik wie Verse klingt. Als letztes und zugleich glänzendstes Beispiel dieser sprachlich vollendeten Stellen sei die angeführt, wo Ottilie das Kind aus dem Wasser in den Kahn gezogen hat und es ins Leben zurückzurufen sich bemüht.

„Sie entkleidet das Kind und trocknet's mit ihrem Musselingewand. Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum ersten Mal dem freien Himmel; zum ersten Mal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach! und kein Lebendiges! Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erstarrten einen Schein von Wärme und Leben. Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hülfsmittel zu ersetzen, die ihr in dieser Abgeschnittenheit versagt sind. Alles vergebens! Ohne Bewegung

Digitized by Google

liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht hilflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre unschuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt. Auch wendet sie sich nicht vergebens zu den Sternen, die schon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Plantanen."

Minna Herzlieb, die zu den Wahlverwandtschaften den Anlaß gegeben hat, verheiratete sich 1822, siechte aber lange in körperlicher und geistiger Krankheit dahin. Goethe hatte sich durch seinen Roman von der ihn bedrückenden Empfindung befreit. Im Jahre 1810 behandelte er einen ähnlichen Stoff auf leichtere Art in einem erotischen Gedichte, „Das Tagebuch", welches den Konflikt von Liebe und Pflicht behandelte; in neuerer Zeit ist es in mehreren Goethe-Ausgaben aufgenommen, auch vielfach zu unwürdigen Buchhändler-Spekulationen benutzt worden.

In demselben Jahre begann er seine eigene Lebensbeschreibung, deren Anfang 1811 als erstes Buch von „Dichtung und Wahrheit" erschien. Das Publikum nahm es begierig zur Hand und war nicht völlig befriedigt. Das ist vollkommen begreiflich; so anziehend die Schrift in jeder andern Beziehung ist, denen, welche den großen Dichter *selbst* als Kind und Knaben sehen möchten, bietet sie eine Enttäuschung dar. Goethe freilich war von der kalten Aufnahme sehr unangenehm betroffen; die Deutschen, äußerte er, hätten die eigene Art, nichts annehmen zu können, wie man es ihnen gebe; reiche man ihnen den Stiel des Messers, so verlangten sie die Spitze, und umgekehrt; erst wenn sie sich mit einer Sache länger befreundeten, seien sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Heutzutage würde Goethe zufriedener sein; die Meisten sehen sein Jugendleben fast nur in dem Lichte, wie er selbst von der Höhe seines sechzigsten Jahres es angeschaut und wiedergespiegelt hat; mit Recht aber und allgemein gilt „Dichtung und Wahrheit" als eine meisterhafte und getreue Darstellung einer bedeutenden Kulturepoche des vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

Ehe er daran ging, sein Leben zu schreiben, traf ihn der Schmerz seine Mutter zu verlieren. Sie starb am 13. September 1808 in ihrem achtundsiebzigsten Jahre. Bis zum letzten Augenblicke war die Liebe zu ihrem Sohne, die Freude an seinem Talent, der Stolz auf ihres Wolfgangs Ruhm, und auf seine Liebe zu ihr, der Genuß ihres Alters gewesen. Er hatte sie bei sich in Weimar zu haben gewünscht, aber der Kreis alter Bekanntschaften und langjährige Gewohnheit hielt sie trotz aller Kriegsunruhen in ihrer Vaterstadt fest, wo sie allgemein verehrt wurde. Sie starb, wie sie gelebt, heiter bis ans Ende. Als während ihrer letzten Krankheit noch eine Einladung an sie kam, ließ sie antworten: Frau Rat könne nicht kommen, Frau Rat müsse allweil sterben, und ihr Leichenbegängnis ordnete sie selbst so pünktlich an, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war; sie wollte auch im Tode keine unfreundlichen Gesichter um sich haben.

Vierter Abschnitt.

Politik und Religion.

Die letzten Jahrzehnte des Goetheschen Lebens mit nur annähernder Vollständigkeit im Einzelnen zu erzählen, würde einen besondern Band erfordern. An Stoff ist kein Mangel. In seinen Briefen und denen seiner Freunde und Bekannten findet sich reiche Auswahl, aber unglücklicherweise werden die Materialien gerade da am Vollständigsten, wo das Interesse an der Geschichte abzunehmen beginnt. Vom sechzigsten bis zum zweiundachtzigsten Jahre ist eine lange Zeit, aber es ist eine Zeit, wo Personen und Dinge nicht mehr auf den Menschen einwirken; der Charakter ist fertig und kann keinen neuen Anstoß erhalten. Da hört die Lebensbeschreibung auf und der Nekrolog beginnt. Von Allem und Jedem, was Goethe that und studierte, jedem Ausflug, den er machte, jeder Erkältung und jedem Zahnweh, woran er litt, jeder Person, mit der er verkehrte, umständlich Rechenschaft zu geben — ich

Digitized by Google

glaube, man ist auch in Deutschland soweit gekommen, um sich das sparen zu können.

Seine Bekanntschaft mit Beethoven erwähne ich indes wegen des unauslöschlichen Interesses, das sich an die beiden Namen knüpft, wie oben S. 286 gelegentlich erwähnt ist. Sie trafen sich in Teplitz, verlebten einige Tage miteinander und schieden Jeder mit der tiefsten Bewunderung für des Andern Genie.

Das Jahr 1813, in welchem die Freiheitskriege begannen, war für Goethe ein sorgenvolles Jahr. Es eröffnete sich mit einem schmerzlichen Verluste; sein alter Freund Wieland starb — ein Schlag, der ihn tiefer erschütterte, als seine nächsten Freunde geglaubt hatten. Herder, Schiller, die Herzogin Amalia, seine Mutter und nun Wieland — Einer nach dem Andern sanken sie dahin, ließen ihn einsam bei fortschreitendem Alter; Einem nach dem Andern mußte er den Nachruf sprechen. Zum Andenken Wielands, „des edlen Dichters, Bruders und Freundes", hielt er in der Freimaurerloge in Weimar eine Rede, die ein rechtes Muster einer liebenswürdig anerkennenden und doch wahrhaften Lobrede ist und von Jedem gelesen werden sollte, der ein klares Bild von dem Lebensgange und der Natur des feinsinnigen Sängers des Oberon gewinnen will. Als Beispiel, in wie geistreicher Weise Goethe solche Aufgaben anzufassen und zu behandeln wußte, stehe hier der erste Abschnitt seiner Rede: „Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserem abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnis dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von

Digitized by Google

uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei."

Bald kamen schwere Sorgen. Die politischen Unruhen des Jahres 1813 störten seine Pläne. Deutschland erhob sich gegen die Gewaltherrschaft Napoleons; Goethe hielt diese Erhebung für hoffnungslos. Als Körner, der Vater des Dichters, in Aussichten auf bessere Zeiten sich erging, fuhr er ihn mit den heftigen Worten an: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Noch viele Andere zweifelten gleich ihm an dem Erfolge, aber die Nation glücklicherweise nicht. Während die Patrioten den Zorn der Nation zu einem Widerstande der Verzweiflung anfachten, suchte sich der Dichter „aus der Gegenwart zu retten, weil es unmöglich sei, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden". Wie immer, nahm er seine Zuflucht zu der Kunst. Er dichtete die Balladen „Der Todtentanz", „Der getreue Eckardt" und „Die wandelnde Glocke", schrieb den Aufsatz „Shakespeare und kein Ende" und beendete das dritte Buch von Dichtung und Wahrheit, ja, er flüchtete bis in die Geschichte Chinas, in deren Studium er sich begrub, und gerade am Tage der Schlacht bei Leipzig schrieb er für seine Lieblingsschauspielerin, Madame Wolff, den Epilog zu dem Trauerspiele Essex. Als ein besonderes Zusammentreffen mag dabei erwähnt sein, daß gerade am 18. Oktober das Medaillon Napoleons, welches in Goethes Arbeitszimmer hing, von der Wand herunterfiel.

Daß er so vor den Wirren der Politik bei der Poesie Schutz suchte, haben patriotische Schriftsteller mit reichlichem Hohn getadelt; sie finden keine andere Erklärung dafür als: er sei ein Egoist gewesen. (Vergl. oben S. 189 ff.) Die ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er so war, wie er war und nicht wie sie sind, hören doch auf keine Gründe. Mag man hervorheben, daß er in seinem vierundsechzigsten Jahre keine Ader zum Politiker gehabt haben könne, da er sich bis dahin von aller Politik sorgfältig fernhielt — es hilft nichts. Mag man nachweisen, daß er nicht in einer Stellung war, die ihn zu thätigem Eingreifen aufgerufen

Digitized by Google

hätte — es hilft nichts. Der Stein des Anstoßes scheint zu sein, daß er keine Kriegslieder schrieb, keine Proklamationen erließ, sondern sich von dem Lärm der Tagesgeschichte soviel wie möglich fern hielt. War das strafbar, so war wenigstens sein Grund dabei nicht strafbar. Man urteile über sein Benehmen, was man Lust hat, aber man urteile nicht falsch über seine Motive. Ein solches Benehmen der Feigheit oder der Besorgnis vor persönlicher Gefahr zuzuschreiben, ist angesichts all der Zeugnisse, die wir sonst über seinen Charakter haben, eine Infamie. Als der allmächtige französische Eroberer den Herzog von Weimar bedroht — wie wild vor Zorn haben wir Goethe da gesehen! Da handelte es sich um ein persönliches Unrecht, welches er deutlich begreifen konnte und zu bekämpfen gefaßt war. Für seinen fürstlichen Freund wollte er an den Thüren Balladen singen, für die Nation hatte er keine Stimme, und warum? Aus dem einfachen Grunde, weil es keine Nation gab. Er erkannte dagegen nicht, was jetzt klar bewiesen ist, daß die deutschen Stämme damals durch nationale Begeisterung und gemeinsamen Haß gegen Frankreich einig waren, und weil er das nicht erkannte, so glaubte er, eine Verbindung uneiniger Deutscher würde im Kampfe mit einem Napoleon gewiß vernichtet werden. Er hatte unrecht; der Erfolg hat seine Ansicht als irrig erwiesen, aber aus einer irrigen Ansicht darf man keine Anklage gegen die Ehrlichkeit seiner Gesinnung machen.

In dieser Beziehung verdient das Zeugnis des Historikers und Patrioten Luden alle Beachtung, der den Eindruck einer merkwürdigen Unterredung, die er mit Goethe nach der Schlacht bei Leipzig hatte, in die Worte zusammenfaßt: „In dieser Stunde bin ich auf das Innigste überzeugt worden, daß diejenigen im ärgsten Irrthume sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und den Dingen wohl entschließen mußte." Luden hatte Goethe aufgesucht, um ihn für seine „Nemesis", eine patriotische Zeitschrift, zu gewinnen.

Digitized by Google

Aber dieser riet ihm ab. „Glauben Sie ja nicht," sagte er, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität, aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." Auch von Deutschlands Zukunft sprach er, nur sah er diese Zukunft erst in weiter Ferne. „Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht." Verständige Worte das, wie wenig sie auch dem enthusiastischen Patrioten munden mochten! Von diesen allgemeinen Betrachtungen zu der Zeitschrift sich wendend, äußerte Goethe über das „Erwachen und die Erhebung des deutschen Volkes zur Freiheit" seine Bedenken in folgenden Worten: „Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und

Digitized by Google

was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen; nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren."

Das ist bewunderungswürdig weise gesprochen und noch heutzutage der Beachtung wert. Der so dachte, hätte, auch wenn er in dem Alter des Enthusiasmus gestanden, gewiß nicht zu den Enthusiasten jener Zeit gehört. Vielmehr, wie er auf den Vorwurf, daß er keine Kriegslieder geschrieben, gegen Eckermann erwiderte: „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn Jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehen.... Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouak heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß!"

Digitized by Google

Im Zusammenhang mit seiner Gleichgültigkeit gegen Politik und wesentlich die Ursache davon war sein künstlerischer Ernst. Auf diesen Ernst hat man die höchst seltsame Anklage gegründet, daß er das Leben nur als Künstler angesehen habe. Das ist eine stehende Redensart geworden; wer je etwas von Goethe gehört hat, hat auch davon gehört; mit der Zuversicht fester Ueberzeugung spricht man es aus, und ganze Bände von Tadel meint man darin zusammenzufassen. Prüfen wir die Anklage.

Wenn ein Mann sich einer speziellen Wissenschaft widmet, seine Zeit, Gedanken und Neigungen ihr hingibt, so erstaunen wir über seine Energie und loben seinen leidenschaftlichen Eifer; aber wir machen ihm aus seinem Ernst kein Verbrechen, wir sagen von einem Liebig nicht, er sehe das Leben nur als Chemiker an, von einem Gauß nicht, er sehe es nur als Mathematiker an, von einem Humboldt nicht, er sehe es nur als Naturforscher an. Daß jede große Thätigkeit den Geist mit Notwendigkeit von anderen Gebieten abziehen muß, wird als selbstverständlich anerkannt. Warum soll nun die Kunst von diesem bedeutenden Vorrechte ausgeschlossen sein? Warum der Künstler, der es mit seiner Kunst ernst meint, ausgeschlossen sein von der Toleranz, die man dem Naturforscher willig gewährt? Ich weiß nur einen Grund: die Leute wollen die Kunst nicht für etwas Ernstes gelten lassen. Weil sie unmittelbar zu unserm Genusse beiträgt, soll sie ein Kind des Luxus, des Müßigganges sein, und wer sich nicht zu der Höhe der Auffassung erheben kann, die einen Goethe und Schiller beseelte, ist wohl imstande, es für eine bloße Redensart und Selbstüberhebung zu halten, wenn diese von der Kunst als der höchsten Form menschlicher Kultur sprechen. Freilich, wer in der Malerei und Skulptur nur Mittel zur Ausschmückung seiner Prachtzimmer und Galerien, in der Musik nur einen Vorwand für eine Loge im Opernhause, in der Poesie nur eine angenehme Erholung sieht, der mag wohl recht haben, von Malern, Bildhauern, Musikern und Dichtern nicht eben groß zu denken. Aber ich will gern annehmen, daß meine Leser nicht zu dieser Klasse Menschen gehören, und darf daher von ihrer richtigern Würdigung erwarten, daß sie für den Anspruch der Kunst, als eine der vielen Formen nationaler Kultur ernstlich anerkannt zu werden, ein günstiges Urteil fällen. Und dies zu-

Digitized by Google

gegeben, so folgt auch, daß je ernster ein Künstler seinen Beruf erfaßt und betreibt, desto größere Ehre ihm gebührt.

Nun war Goethe eine zu tief ernste Natur, um nicht was er angriff, ernst zu nehmen, und während er ein Leben des Genusses und behaglicher Muße hätte führen können, führte er ein ernstes und arbeitsames Leben. „Genuß verachten und der Arbeit leben", ohne einen andern Lohn als die Thätigkeit selbst, als die Freude an der Entwicklung — das war seiner Natur eine Notwendigkeit. Er war wissenschaftlich thätig mit einem ausdauernden Fleiß, als müßte er damit sein Brot verdienen, und doch lohnte ihn nicht Gold, nicht Beifall, ja er hatte gegen schwere Entmutigung anzukämpfen. Auf dem Gebiete der Kunst, dem Hauptgebiete seiner geistigen Strebungen, rang er natürlich nach Vollständigkeit und suchte sich seinen Stoff überall. So wenig man aber einen Beobachter der menschlichen Natur tadeln wird, der in den flüchtigen Erscheinungen des täglichen Verkehrs, im Theater, im Ballsaal, auf der Straße, wo er geht und steht, Stoff für seine Betrachtungen sammelt, und so wenig man ihm darum nachsagen wird, er sehe das Leben nur als Philosoph an und — das soll ja darin liegen — fühle nicht wie sein Geschlecht, ebensowenig kann man Goethe ein Verbrechen daraus machen, daß er stets bemüht war, aus dem Leben Stoff für seine Kunst zu ziehen.

Nach allem diesem steht für die Behauptung, Goethe habe das Leben nur als Künstler angesehen, die Sache so: entweder hat sie den Sinn, daß er als Künstler notwendig die Kunst zu seiner Hauptbeschäftigung im Leben gemacht habe, dann ist die Redensart eine Plattheit; oder der Sinn ist, er habe sich von den Mühen und dem Treiben seiner Mitmenschen zurückgezogen, um mit dem Leben zu spielen und es sich als ein angenehmes Schauspiel einzurichten, dann ist die Redensart eine Verleumdung. Mögen meine Leser entscheiden. Zeigt sich Goethe in dem Leben, das ich ihnen hier vorgelegt habe, arm an Wohlwollen, an Liebe, an Teilnahme für Andere und Anderer Thun? Oder zeigt sich seine Natur so eingehüllt in Eigenliebe und so kühl berechnend, daß das Leben ihr ein bloßes Spielzeug je hätte werden können? Wenn die Frage verneint werden muß, dann wolle man doch endlich davon still sein, Goethe habe das Leben nur als Künstler aufgefaßt.

Digitized by Google

Wie für seine Gleichgültigkeit in politischen Dingen wird Goethe von einer andern und noch heftigern Partei wegen seines angeblichen Mangels an Religion angegriffen. Wer Goethes Werke lesen kann, ohne darin einen tief religiösen Sinn zu gewahren, der nimmt die Bezeichnung Religion ausschließlich für seine eigenen Ansichten in Anspruch, und wer darin die Entdeckung macht, daß Goethe nicht rechtgläubig war, der entdeckt — die Sonne am hellen Mittag. Nie hat er darauf Anspruch gemacht, rechtgläubig zu sein. Seine religiösen Erfahrungen begannen früh, und mit ihnen seine Zweifel. Nun gibt es zwar Leute, die schon den Zweifel für ein Verbrechen halten, aber keine Menschenseele, die einmal gekämpft, die einmal gerungen hat mit quälenden Gedanken, die zu ehrlich gewesen ist, sie leichtfertig zu verjagen oder aus Furcht vor den Folgen des Zweifels in übereilten Schlüssen zu ersticken, wird so hart und unwürdig aburteilen. Tennyson sagt sehr wahr:

Rechtschaffner Zweifel, glaubt mir, hat in sich
Mehr Glauben als Bekenntnisse verrathen.
Er focht mit Zweifeln, Stärke zu gewinnen,
Er wollte nicht, daß blind sein Urtheil sei,
Sah seiner Brust Gespenst ins Antlitz frei,
Und schlug es nieder. So konnt' er gewinnen,
Daß er mit stärkerm Glauben ward belohnet.

Wie wir gesehen haben, änderten Goethes religiöse Ansichten oft ihre Richtung. Bisweilen neigte er sich zu den strengsten Sekten, bisweilen verlor er sich tief in Skepticismus. Fräulein von Klettenberg näherte ihn dem Glaubensbekenntnis der Brüdergemeinde, aber Lavaters unbewußte Heuchelei und die bewußte Heuchelei und sittliche Versunkenheit der Priester in Italien wandelten allmählich seine Achtung vor den christlichen Kirchen in offene und bisweilen höhnische Verachtung gegen Priester und Pfaffen. In den verschiedenen Zeiten seines langen Lebens äußerte er sich so verschieden, daß ein Pietist und ein Voltairianer ihn beide als den ihrigen betrachten könnten und beide mit demselben Scheine von Recht. Das Geheimnis dieses Widerspruchs löst sich einfach: er hatte ein tiefes religiöses Gefühl, und zugleich hegte

Digitized by Google

er den schärfsten Zweifel gegen die meisten positiven Glaubenslehren. So kam es, daß er gegen die Angriffe der Encyklopädisten das Christentum immer verteidigte; aber wenn ihm bibelgläubige Christen ihren Glauben aufdrängen wollten, so verletzte ihn das und er wies sie mit einer „nicht-christlichen" Erwiderung ab. Gegen die Encyklopädisten richtet sich seine Aeußerung: „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich"; auch das tiefe und fruchtbare Wort: „Nur das Gesetz kann uns die Freiheit geben" gehört hierher: wir sind nicht frei, heißt das, wenn wir nichts Höheres über uns anerkennen, sondern wenn wir es anerkennen und, indem wir beweisen, daß ein Höheres in uns lebt, in Demut uns erhöhen.

Andererseits setzte er der dogmatischen Anschauung als Grundregel entgegen, daß alle Vorstellungen von der Gottheit notwendig unsere individuellen Vorstellungen sein müssen, die für uns Geltung haben, aber nicht gleichmäßig für Andere. Jeder hat seine eigene Religion, muß sie als individuellen Besitz haben; ihr sei Jeder treu, das wirkt viel mehr, als wenn sich Einer dem Andern anzupassen sucht!

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß Jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt.

„Ich *glaube* einen Gott, sagt er, das ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott *anerkennen*, wo und wie er sich offenbare, *das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden*." Er erklärte sich im tiefsten Sinne des Worts für einen Protestanten, und als solcher wollte er sich „die Freiheit erhalten, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln". In Bezug auf die Echtheit der Bibel war er der Ansicht, nur das sei echt, was wahrhaft ausgezeichnet sei, mit der reinsten Natur und Vernunft in Einklang stehe und auch jetzt noch zu unsrer höchsten Entwicklung beitrage. Die Evangelien hielt er alle vier für durchaus echt, „denn," sagt er, „es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, ihm

Digitized by Google

anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petrus oder Paulus zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe! . . . . . Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie er in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen . . . . Es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bischen so oder so im äußern Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen." Er war zweiundachtzig Jahre alt, als er sich so aussprach. Zehn Jahre früher legte er auf das christliche Element noch nicht so positiven Nachdruck. Ein überraschender Anlaß kam ihm damals, sich über religiöse Fragen zu erklären. Nach länger als vierzig Jahren trat die Freundin seiner Jugend, Auguste Stolberg, noch einmal — zum letztenmal — in brieflichen Verkehr mit ihm. In einem Briefe vom 15. Oktober 1822 machte sie den Versuch, ihn zu bekehren. Der Brief liest sich recht eigen, so viel Liebenswürdigkeit, so viel herzlicher Anteil, so viel gutmütige Christlichkeit spricht daraus. Die Hauptstelle lautet:

„Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe

Digitized by Google

nach — the songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsere Freundschaft — die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, „Sie zu retten"; — nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. . . . . Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich so oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht andern Schaden zufügen. — O, machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um höhern Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke, ich schlafe ruhiger darum ein, wann mein Stündlein schlägt." Nach einigen raschen Rückblicken auf ihre Lebensschicksale fährt sie fort: „So gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen . . . . Ich bete für Sie, daß Sie es ganz erfahren mögen, wie freundlich und gütig der Herr ist, wie glücklich die auf ihn trauen . . . . Ich reiche Ihnen freundschaftlich meine Hand. Ihr Andenken ist nie in mir erloschen und meine Theilnahme für Sie immer lebendig geblieben. Meine Wünsche für Ihr wahres Wohl auch. Ich will, so lange ich lebe, noch recht für Sie beten. Mögten Sie sich darin noch recht mit mir vereinigen. — Mein Erlöser ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten? Bitte, schreiben Sie mir ein paar Worte."

Goethe antwortete, freundlich abwehrend, liebevoll schonend, im Geiste echter Humanität; sein Brief ist nach Form und Inhalt so bezeichnend, daß ich ihn wörtlich gebe:

Digitized by Google

„Von der frühſten, im Herzen wohl gekannten, mit Augen nie geſehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichſten Andenkens zu erhalten war mir höchſt erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentſchloſſen was zu erwidern ſein möchte. Laſſen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von beſonderen Zuſtänden uns wechſelſeitig nichts bekannt iſt.

„Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menſchen, Königreiche, Hauptſtädte, ja Wälder und Bäume die wir jugendlich geſäet und gepflanzt. Wir überleben uns ſelbſt und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geiſtes übrig bleiben. Alles dieſes Vorübergehende laſſen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

„Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdiſchen Treiben immer auf's höchſte hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alſo immerfort ſo lang es Tag für uns iſt, für andere wird auch eine Sonne ſcheinen, ſie werden ſich an ihr hervorthun und uns indeſſen ein helleres Licht erleuchten.

„Und ſo bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unſeres Vaters Reiche ſind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein ſo fröhliches Anſiedeln bereitete, ſo wird drüben gewiß auch für beide geſorgt ſein; vielleicht gelingt alsdann was uns bis jetzo abging, uns angeſichtlich kennen zu lernen und uns deſto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

„Vorſtehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geſchrieben, allein ich wagte nicht es wegzuſchicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich ſchon früher Ihren edlen wackern Bruder wider Wiſſen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, ſoll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das ſchöne Licht ſeiner Sonne zu ſchauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erſcheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher ſich trennte.

Digitized by Google

„Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammen finden."

Von Gott hatte Goethe dieselbe Vorstellung wie Spinoza: er war Pantheist, nur war sein Pantheismus kein mathematischer wie der Spinozas, sondern ein poetischer. Das ganze Universum nahm er als göttlich, nicht als eine leblose Masse, sondern als die lebendige Offenbarung göttlicher Thatkraft, die immerfort sich wirksam erweist. Paulus sagt, Gott lebt in allen Dingen und Alles lebt in ihm. Die Wissenschaft lehrt uns immer aufs neue und nachdrücklich, daß die Welt stets im Werden ist. Die Schöpfung geht fort; nicht ist die Welt ein für allemal geschaffen als ein fertiges Ding, das sich nun vergnüglich ansieht, sie ist geschaffen und wird immer noch geschaffen. Die Urkräfte des Lebens sind so frisch und stark wie vor Ewigkeiten und wirken unter neuen Formen durch höhere und immer höhere Wandlungen fort.

Goethes Religion war überwiegend konkret, fromm verehrte er die Wirklichkeit; er hielt die Wirklichkeit an sich für heiliger als die Dichtung sie je machen könnte. Die Menschennatur war ihm etwas Heiliges und der Menschenleib ein Tempel des Heiligsten. Das ist eine griechische Anschauung, aber auch der Lehre Spinozas verwandt. Wie dieser die Menschennatur zu begreifen strebte, statt wie Andere sie zu verwünschen oder zu verspotten, so strebte auch Goethe, vor allem die Außenwelt zu begreifen, weil sie ihm göttliche Offenbarung war. Der geheimnisvolle Wechsel von Geburt und Tod, die zarten Regungen des Lebendigen, wie es sich erschließt und jedes nach seiner Ordnung sich entwickelt, die immerwährende Bewegung am „Webstuhl der Zeit", welcher der „Gottheit lebendiges Kleid wirkt" — darin war für ihn das ewig neue Gotteswort. Die Gewißheit der Einheit des Menschengeistes mit der Welt war die Grundlage wie seiner Weltanschauung im Allgemeinen, so auch seiner religiösen Ueberzeugung.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken? —

In diesem kurzen Worte ist Goethes religiöse Grundanschauung zwar natürlich nicht erschöpft, aber im kleinsten Raum klar abgespiegelt.

Digitized by Google

Mit der Auffassung von Gott hing seine sittliche Anschauung eng zusammen. Sein Gottesdienst war Naturdienst, seine Sittenlehre eine Idealisierung der Menschheit. Der Mensch war ihm die höchste Offenbarung des Göttlichen auf Erden, und darum die höchste Offenbarung der Menschheit sein sittliches Ideal. Zuerst müssen wir entsagen, uns auf das Mögliche beschränken lernen; in dieser ersten Beschränkung liegt dann der Keim zur Aufopferung für unsere Mitmenschen, und aus der Liebe zu unseren Mitmenschen entspringt wahre Frömmigkeit. „Wie gewisse Naturerscheinungen, vom sittlichen Standpunkte angesehen, uns zu der Annahme zwingen, daß es ein ursprüngliches Böses gibt, so (sagt er) zwingen uns wieder manche andere Erscheinungen zu der Annahme eines ursprünglichen Guten. Wenn diese Quelle des Guten ins Leben einströmt, so nennen wir sie Frömmigkeit, wie es die Alten thaten, die sie als die Grundlage aller Tugend ansahen. Sie ist die Kraft, welche der Selbstsucht das Gegengewicht hält, und wenn sie durch ein Wunder plötzlich für einen Augenblick in allen Menschen wirksam sein könnte, so wäre die Erde auf einmal von allem Bösen frei."

Es würde ein Leichtes sein, aus seinen Werken eine Reihe von Sätzen zusammenzustellen, in denen sich die edelste Sittlichkeit ausspricht; aber seine Werke sind durchweg mit einer Sittlichkeit gesättigt, die zu jedem unbefangenen Herzen spricht, und zeichnen sich mehr noch durch ihre Freiheit von allen gemeinen, niedrigen, selbstsüchtigen und engherzigen Gedanken aus, als daß sie unmittelbar Moral lehrten. Das Gerede von Unsittlichkeit, welches sich bisweilen gegen sie erhoben hat, stammt nur von jener Liebloſigkeit, die jeden Andersdenkenden verklagt. Wer Goethes Werke lesen kann und nicht fühlt, daß der sie geschrieben von den edelsten Empfindungen beseelt und von der reinsten Liebe für die Menschheit durchglüht war, dem habe ich nichts zu sagen als das Wort im Faust: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst" *).

*) Ich hörte in Berlin eine vorzügliche Geschichte, wie Carlyle bei einer Tischgesellschaft das niedrige Gerede über Goethes Irreligiosität in seiner eigentümlich sarkastischen Weise zur Ruhe brachte. Gewisse Frömmler bedauerten unter vielen Stoßseufzern, daß ein so großer Geist,

Digitized by Google

Wessen man ihn auch sonst beschuldigt haben mag, nie hat man ihm vorgeworfen, daß er jemals in dem Streben ermüdet sei, sich selbst allseitig zu entwickeln und die Bildung seiner Nation zu befördern. In dem Bilde seiner späteren Lebensjahre ist etwas wahrhaft Großartiges, soviel Ruhe und doch soviel Thätigkeit. Statt mit den Jahren zu erkalten, wird seine Teilnahme an der Welt von Jahr zu Jahr lebhafter; jede neue wissenschaftliche Entdeckung, jede neue Erscheinung in der Litteratur, jeden Fortschritt der Kunst erfaßt er mit der Lernbegierde eines Kindes und ist immer bereit, mit Wort und That die Strebenden zu fördern. Nur ein Beispiel mag als Beweis hierfür beigebracht werden.

Im Jahre 1811 suchte Boisserée im Interesse seines Werkes über den Kölner Dom die Bekanntschaft Goethes; es kam darauf an, den „alten Heiden" wieder für die Gotik zu gewinnen; den Lobredner des Straßburger Doms nun für den Kölner Dom zu interessieren. Es gelang vollkommen, und da der jüngere Freund mit Verehrung kam und der ältere die Tüchtigkeit des andern rasch respektieren lernte, so erwuchs zwischen ihnen trotz der Verschiedenheit der Jahre, trotz der räumlichen Trennung bald ein schönes inniges Verhältnis, welches bis zu Goethes Tod fortdauerte. Auch hier wieder zeigt sich die ganze Herzlichkeit der Goetheschen Natur; ein menschlich reines Wohlwollen, eine Herzensgüte und Herzenswärme tritt uns entgegen, die das frühere Gerede von Eiseskälte und Selbstsucht und steifer Vornehmheit geradezu unbegreiflich erscheinen läßt.

Hören wir Boisserée selbst, wenigstens die erste Eroberung soll er uns erzählen. Unterm 8. Mai 1811 schreibt er seinem

---

ein so göttliches Genie sich nicht dem Dienste der christlichen Wahrheit gewidmet habe u. dgl. m. Carlyle schwieg eine Zeit lang, zerrte ingrimmig an seiner Serviette: die ihn kannten, sahen, daß etwas kommen würde; endlich sagte er langsam und nachdrücklich: „Meine Herren, kennen Sie die Geschichte von dem Manne, der die Sonne heruntermachte, weil er sich nicht die Cigarre daran anstecken könne?" Diese Bombe brachte das feindliche Feuer vollständig zum Schweigen. Nicht ein Wort wurde erwidert. „Ich hätte ihn küssen mögen!" rief der enthusiastische Künstler aus, der mir diese Geschichte erzählte.

Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Bruder: „Ich komme eben von Goethe, der mich recht steif und kalt empfing; ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße; „recht schön", sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen u. s. w. Ja, ja, schön, hem, hem. Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit eben so vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde, — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf; bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er"; dann machen Gespräche über gemeinsame Freunde den alten Herrn noch freundlicher, das Lächeln wird häufiger, er ladet Boisserée zu Tische ein. Drei Tage darauf schreibt dieser: „Mit dem alten Herrn geht's mir vortrefflich; bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm." Kunstgespräche der verschiedensten Art über die Corneliusschen Zeichnungen zum Faust führten zu einer gründlichen Prüfung der B.'schen Zeichnungen vom Kölner Dom. „Alle Einwendungen des Alten gegen die eigene vaterländische Erfindung verstummen, und alles, was er wegen dem Staßburger Münster zu sagen hatte, ließ er bald fallen. Er brummte, als ich bei ihm mit den Zeichnungen allein war, wirklich zuweilen wie ein angeschossener Bär; man sah, wie er in sich kämpfte und mit sich zu Gericht ging, so Großes je verkannt zu haben. . . . Je tiefer wir in die Untersuchung (der Thürme) kamen, desto höher stieg sein Erstaunen." Die Einzelheiten „drangen ihm die lebhafteste Bewunderung ab, und es freute mich, daß er sich von selbst gerade hier an das dickste verwickeltste Ende machte, worin so tiefe Schönheit und Geist verborgen liegt, und wozu ich noch immer so wenige Menschen habe bewegen können; da sieht man doch, wo der rechte Sinn zu Hause ist." . . . „Er lobte recht mit aller Wärme und allem Gewicht meine

Digitized by Google

Arbeit. Ich hatte das erhebende Gefühl des Sieges einer schönen Sache über die Vorurtheile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müssen. . . . Ich gewann hauptsächlich dadurch, . . . daß ich rein die Sache wirken ließ und immer nur auf die Gelegenheit bedacht war, wann ich sie am besten wirken lassen konnte; er äußerte sich auch ganz dem gemäß über das Werk." . . . „Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber untreu geworden war; . . . ich sagte ihm, wie ich es erkenne, wie hoch ich den Beifall schätze, von ihm, der diese Kunst gewissermaßen ein für allemal abgefertigt gehabt, wie sehr mich eine so ernste wahrhafte Erkenntniß meines Strebens in der Sache entschädige für den oft schmerzhaften, nie aber das Herz erfreuenden, leider unentbehrlichen Beifall der großen Welt, zumeist der Fürsten, die gewöhnlich jedem Hanswurst und Schauspieler denselben schenken. Ich sprach, wie eben meine Stimmung mir es eingab, ich weiß nicht, wie ich die Worte setzte, sie mußten meine Bewegung kund geben, denn der Alte wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals, das Wasser stand ihm in den Augen." Später sagte ihm Boisserée, es steht ihm so gut an, daß er in seinem Alter für alles von Bedeutung, sei es auch seiner bisherigen Ansicht fremd, doch immer jugendlich empfänglich geblieben; das gefiel ihm.

So knüpfte sich in wenigen Tagen ein enges Freundschaftsverhältnis; Boisserée konnte sich rühmen, den großen Mann so rasch erobert zu haben, wie Schiller zwanzig Jahre vorher; da ist von Excellenz und dem sonstigen Kanzleistil nicht mehr die Rede; schon in einem der ersten Briefe spricht B. ganz in dem Tone eines berechtigten jungen Freundes: „Sie haben es mir deutlich gezeigt, daß Sie mich lieb gewonnen. Ja, meine ganze Denkart und Ansicht der Welt, so verschieden sie sein mag, scheint sich mit der Ihrigen freundlich verbinden und Ihnen in manchen Stücken erfreulich sein zu können. Gerade diese stete Forderung dessen, was da wirklich und leibhaftig ist, bei allem Suchen und Erkennen eines höheren geistigen Lebens, bei allem Spiel einer freien, schöpferischen Einbildungskraft, bei aller Innerlichkeit eines tiefen Gefühls, gerade

Digitized by Google

dieſer treue ruhige Sinn für menſchliches Maß und Wahrheit überhaupt, den ich bei keinem unſerer ausgezeichneten Geiſter, die ich kennen gelernt, ſo gefunden, wie bei Ihnen, eben das iſt es, worin ich einen Grund zu entdecken geglaubt, aus dem mir trotz meinem ungeheuren Abſtand von Ihren großen Eigenſchaften, ein freundſchaftliches Verhältniß mit Ihnen erwachſen kann, das zur Erhebung meines ganzen Treibens und Thuns wie ein edler Wein wirken und Ihnen eben dadurch ſchon zu einem Wohlgefallen gedeihen muß ... Wie ſollte mir, auch ſchon bei meiner Liebe für das deutſche Alterthum, nicht die ganze Seele gegen Sie erfüllt ſein? — der Sie, der erſte deutſche Mann ſeiner Zeit, am früheſten und mächtigſten altdeutſche Sinnesart und Weiſe wieder ins Leben eingeführt und dadurch alles Gute, was in dieſen Tagen ähnliches oder für die Erkennung und Erhaltung der Werke unſerer Voreltern geſchieht, zuerſt begründet haben, und wie ſollte ich mich ſcheuen, da ich bei der Freiheit der Mittheilung, die Sie mir gewährt, überzeugt bin, nicht mißverſtanden zu werden."

Noch eine andere Stelle mag zur Charakteriſierung dieſes Freundſchaftsverhältniſſes hier angeführt ſein. Bald nachher erwähnte Goethe in ſeiner Lebensbeſchreibung die Bemühungen B.'s um die deutſche Baukunſt mit ſo freundlicher Anerkennung, daß dieſer ihm in tiefer Rührung dankte (20. Dezember 1812): „Ihre feſte, ernſte Liebe leuchtet mir freundlich und ermunternd im dunkel wogenden Strom der Zeit, wie ein unverlöſchbares Licht aus ferner höherer Heimath. Solche Theilnahme bei dem Bewußtſein einer großen, ſchönen Sache giebt Zuverſicht und Hoffnung, trotz der großen Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen, dem ich mein Leben gewidmet habe, und noch an mir ſelber auf eine andere Art das gute Wort zu erfahren, welches Sie von ſich mit einem wahrhaft heiligen Gefühl der Verehrung für das gemeinſame Göttliche im Menſchen ausſprechen. Eben dieſer empfängliche herzliche Sinn für die ganze Sie umgebende Welt macht Ihr Leben in Hinſicht der Bildung, der Sitten und Denkart ſeiner Zeit recht eigentlich zum wahrſagenden Spiegel derſelben. Es gleicht einem klaren, tiefen Strom, den wir allwärts, wo er vorüberzieht, ein Bild aufnehmen ſehen von der Landſchaft, von den Menſchen, ihrem Treiben und ſeinem Verkehr mit ihnen, während er uns in

Digitized by Google

seinen stillen Thälern, von dunkeln Felsen eingeschlossen oder vom gestirnten Himmel umwölbt, seine eignen Geheimnisse kund giebt. Diese Bekenntnisse sittlich-religiöser Eröffnungen sind recht erwünscht in einer Zeit, wo jeder in seinen Busen greift nach dem, was einzig Bestand hat über Wechsel und Wandel. Es kann nichts lehrreicher und wirksamer sein, da Sie uns früher immer nur die Wahrheit in der Hülle der Schönheit vorgeführt, als daß Sie ihr zur Seite nun auch die ernste, nackte Wahrheit aufdecken. Denn Sie allein unter den Deutschen haben die Gabe, alles, was Sie wollen, selbst das schwerste und geheimnißvollste, was in den engen Kreis der Frommen und Gelehrten gebannt schien, zur allgemeinen Betrachtung und Erkenntniß zu bringen."

Damit muß es genug sein; das Weitere mag man bei Boisserée selbst nachsehen, namentlich in dem Tagebuche über die Zeit, welche er mit Goethe 1815 zusammen am Rhein verlebte. In diesen Aufzeichnungen ist über die vielseitigen litterarischen sowohl als persönlichen Beziehungen Goethes ebensoviel Unterrichtendes wie über seine edle und liebevolle Natur Erfreuliches zu finden. Ein schönes Wort G.'s über Schiller verdient fortzuleben: „er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern, sans peur et sans reproche."

In den Einzelheiten seiner Kunstbestrebungen und der sich daran knüpfenden Studien, für welche die B.'schen Aufzeichnungen ein wahres Repertorium sind, dürfen wir nicht eingehen, weil das zu weit führen würde. Sein Streben war fortdauernd an Thätigkeit und Vielseitigkeit das eines Mannes, der noch viele Jahre vor sich zu haben glaubte. Noch mit siebzig Jahren war Goethe jünger als mancher mit fünfzig, und im zweiundachtzigsten Jahre besprach er den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire über vergleichende Zoologie in einer wissenschaftlichen Abhandlung, die wenige Menschen in ihrer besten Zeit hätten schreiben können. Während bei Anderen die Reflexion oft noch im Alter ihre Kraft behält und sie durch Vermehrung des Stoffes sogar noch zu steigern scheint, die schöpferische Thätigkeit dagegen ermattet, zeigt Goethe selbst in seinen spätesten Jahren eine außerordentliche Fruchtbarkeit. In seinem einundachtzigsten Jahre vollendete er den zweiten Teil des Faust, in seinem fünfundsech-

Digitized by Google

zigsten schrieb er den West-östlichen Diwan, und wenn diese Werke auch denen seiner früheren Jahre keineswegs gleichzustellen sind, so müssen sie als Früchte, die eine untergehende Sonne gezeitigt hat, doch wunderbar genannt werden.

Der West-östliche Diwan war ihm eine Erholung von den Wirren der Zeit. Statt sich an der europäischen Politik zu ärgern, erfreute er sich an dem Studium der Geschichte und Poesie des Orients. Er fing sogar an, orientalische Sprachen zu treiben, und hatte sein Vergnügen daran, die zierlichen Schriftzüge der arabischen Sprache nachmachen zu können. Hammer, de Sacy und Andere hatten ihm hinreichenden Stoff gegeben, und seine dichterische Thätigkeit gab dem Stoff bald die Form. Aber schmückte er sich auch mit dem Turban und schlug den Kaftan über die Schultern, ein wahrer Deutscher blieb er doch. Mochte er Opium rauchen und Foukah trinken, er träumte deutsch und sang deutsch. Das gibt dem „Diwan" seinen eigentümlichen Charakter: er ist „west-östlich", die Bilder darin gehören dem Osten, die Empfindungen dem Westen an. Gerade wie er in den römischen Elegien sich in die klassische Vergangenheit geworfen hatte und deren Formen mit unübertroffener Leichtigkeit und vollem Zauber wiedergab und dabei doch niemals original und deutsch zu sein aufhörte, ebenso bleibt auch in dieser Welt des Ostens der Dichter des Westens unverkennbar. Er folgt der Karawane auf ihrem langsamen Zuge durch die Wüste, hört Bülbül, die Nachtigall des Ostens, am Rande sprudelnder Springbrunnen ihr melancholisches Lied singen, lauscht voll Andacht den Lehren Mahomeds und entzückt sich an Hafisens Klängen. Die Vereinigung der beiden Elemente ist höchst glücklich. In der deutschen Litteratur begann damit eine neue Epoche. Die Lyriker folgten plötzlich seinem Beispiele, ließen ihre Kriegslieder und sangen die Gesänge des Ostens. Auf den Spuren des deutschen Hafis wanderten Rückert und Platen unter Rosen und Gazellen, und andere Dichter ahmten ihnen willig nach. Sollte es nicht scheinen, als läge im deutschen Charakter eine angeborene Abneigung gegen politische Thätigkeit, da in den beiden großen Perioden der deutschen Geschichte, in den Kreuzzügen und in den Freiheitskriegen, die Dichter Deutschlands aus der stürmischen Betrachtung ihrer Zeit flohen und in einem ganz verschiedenartigen

Digitized by Google

Gedankenkreise sich poetische Eingebung suchten? Die Minnesänger wußten von nichts als Liebe und Lust zu singen, während rings um sie her der Waffenlärm ritterlicher Thaten erklang, und die neueren Dichter schöpften ihre Begeisterung nur aus der Welt der Romantik und des Orients, während „um der Welt alleinigen Besitz" der Kampf tobte. Dies ist umsomehr zu beachten, als man Goethe heftig getadelt hat, daß er „im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten" aus der Politik sich geflüchtet, und doch sollte, was man an den jungen Dichtern lobt, bei dem Dichtergreise wohl Entschuldigung finden.

Der West-östliche Diwan ist in zwölf Bücher geteilt, sehr verschieden an Inhalt und dichterischem Werte. Alles in allem läßt sich auf Goethe anwenden, was er von Hafis sagt:

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist;
Diese Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafisen preist.

Die Anmut, mit der viele von diesen Gedichten leicht hingeworfen sind, die bewundernswerte Lebensweisheit, die so heiter aus ihnen hervorlächelt, der Wechsel von ruhiger, heißer Mittagsstille mit der sorglosen Lustigkeit der Weinlaune — das alles muß ich mich beschränken bloß anzudeuten. Zur Probe eine kurze Stelle:

Trunken müssen wir alle sein!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend,
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Diesen Gedichten hat er ein Buch geschichtlicher Anmerkungen beigefügt, die allerdings ein gewissenhaftes Studium der orientalischen Dichtung bekunden, aber nicht weniger beweisen, wie unendlich seine Prosa hinter seiner Poesie zurückstand. Aus jeder Zeile spricht das Alter.

Das größte Interesse dieser Diwan-Gedichte knüpft sich an die Thatsache, daß sie persönlichen Erlebnissen und Stimmungen ihren Ursprung verdanken. Angedeutet hatte dies der Dichter durch manche Stellen im Buche „Suleika", z. B. in der, in welcher der

Digitized by Google

Reim statt des angenommenen Namens Hatem den wirklichen „Goethe“ verlangt:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem (Goethe)
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Seit H. Grimms Mitteilungen und Th. Creizenachs schöner Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne von Willemer weiß man, daß letztere das Urbild der Suleika ist. In früher Jugend (geb. 1784), dem Theater angehörig, ward Marianne Jung in Frankfurt durch den Geh. Rat von Willemer ihrer Laufbahn entzogen und zu seiner dritten Frau gemacht (1814). Ein wundersam anmutiges Wesen voll dichterischer Begabung, mit großem Talent für künstlerische Ausschmückung des Daseins, ward sie bald der Mittelpunkt des heitersten Kreises. Goethe, mit ihrem Manne schon von langer Zeit her befreundet, lernte Mariannen im Jahr 1815 kennen, wo sich rasch ein schönes herzliches Verhältnis entspann. Marianne ist die „Suleika“ des Diwan, an welchem sie selbst mitdichtete; ja, zwei der schönsten Lieder sind von ihr: der Ostwind und der Westwind, denen Goethe einen Ehrenplatz neben seinen eigenen einräumte. Gesehen haben sich die zwei nicht wieder und das ganze Verhältnis war bis in die letzten Jahre ein Geheimnis für Wenige. Aber ein intimer Briefwechsel knüpfte sich, der bis an des Dichters Tod fortdauerte. In einem Paket, welches Marianne „bis zu unbestimmter Stunde“ uneröffnet lassen sollte, sammelte Goethe 1831 ihre sämtlichen Briefe zur Zurücksendung, und schrieb dazu die Verse:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben,
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

Marianne-Suleika starb 6. Dezember 1860.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Die Thätigkeit des Alters.

Im Jahre 1816 begann Goethe die Zeitschrift „Kunst und Altertum", die er bis zu seinem Tode fortführte. Sie ist ein interessantes Denkmal seiner Studien und Strebungen im hohen Alter. Auch einen merkwürdigen Wechsel in der Richtung seiner Kunstideen bekundet sie. Wir haben gesehen, wie er zu der romantischen Schule stand, wie ihn seine Natur und sein Entwicklungsgang bestimmten, den Eigentümlichkeiten dieser Schule die Vorzüge der klassischen Kunst entgegenzustellen. Die „Propyläen" vertraten seine antike Richtung, in „Kunst und Altertum" spricht sich eine gewisse Hinneigung zur Romantik aus. Die gotische Kunst, die altdeutsche Malerei und die Niederländer widerstrebten ihm nun nicht mehr; aber als (1818) die Skulpturen vom Parthenon nach England geschafft und nun in Abgüssen aller Welt bekannt wurden, da lebte die alte Begeisterung wieder auf für jene Vollendung der Form, welche das Ideal der griechischen Kunst war, und eines schönen Tages trieb es ihn plötzlich nach dem benachbarten Rudolstadt, wo er sich an den kolossalen Pferdeköpfen vom Monte Cavallo „für lange Zeit herstellte". Auch weiß Rauch aus damaliger Zeit — mit vielem Humor — von einem komischen Ausbruch Goethes zu erzählen, als ihm der junge Nietschel sein Talent durch Verirrung auf die Abwege der Romantik zu gefährden schien.

So stark aber seine Abneigung gegen die Verirrungen der sogenannten christlichen Kunst auch war, er hatte doch zu viel vom Faust in sich, um sich von der Romantik ganz fern zu halten, obschon ihn, wie Boisserée bezeugt, die Romantiker persönlich abstießen. Mit zunehmendem Alter bildete sich natürlich auch die Richtung, an die Stelle poetischer Eingebung die Reflexion des Verstandes treten zu lassen, immer stärker aus, und mit seiner alten Neigung, Versteck mit den Leuten zu spielen, wurde es nun so sehr Ernst, daß er vielleicht sich selbst ebenso sehr anführte wie Andere. So lange war die deutsche Nation wie versessen darauf gewesen, tiefen Sinn in Stellen seiner Werke zu entdecken, wo er selbst an ver-

Digitized by Google

borgenen Sinn nicht entfernt gedacht; so lange hatte man ihn für einen Propheten erklärt, während er selbst nur Poet sein wollte, daß er nun seinerseits in die Falle ging und ein Prophet zu sein versuchte, da er nicht mehr ein so großer Dichter sein konnte als bisher. Nun sollte jeder individuelle Vorgang eine allgemeine Bedeutung haben, jede kleinste Wendung wurde wichtig. Ob der Löwe in der „Novelle" zu einer bestimmten Zeit brüllen sollte oder still sein, war ein Gegenstand langer Erwägung. Die Wanderjahre wurden eine große Rüstkammer von Symbolen, der zweite Teil des Faust eine andere. Mit stillem Behagen sah er die Kritiker der philosophischen Schule an weithergeholten Deutungen in der Erklärung seines Faust und Wilhelm Meister einander überbieten, und er war schlau genug, ihnen seine Unterstützung zu verweigern. Er sah ganze Bibliotheken mit Untersuchungen sich füllen über das, was „er gewollt habe", aber nie ließ er sich zu einer Erklärung herbei, die diesen Untersuchungen ein Ende gemacht hätte. Vielmehr schien er geneigt, der Welt immer neue Rätsel aufzugeben. Kurz, er mystificierte das Publikum, aber sehr würdevoll, halb unbewußt, und bis auf einen gewissen Grad glaubte er selbst an seine eigene Mystifikation.

Im Jahre 1815 wurde Sachsen-Weimar zum Großherzogtum erhoben; der Großherzog verlieh ihm (Anfang 1816) den neu gestifteten Falkenorden und erhöhte seinen Gehalt, der nun dreitausend Thaler und eine besondere Zulage für Pferde und Wagen betrug. Noch zwei andere Vorfälle sind in diesem Jahre anzumerken. Lotte, Werthers Lotte, nun vierundsechzig Jahre alt, seit sechzehn Jahren Witwe und Mutter einer großen Kinderschar, besuchte ihren Dichter in Weimar. Seit ihrer Heirat hatten sie einander nicht gesehen — welch ein Wiedersehen für sie beide! welch ein seltsames Spiel von Empfindungen muß das gewesen sein, die Erinnerung an eine heiter bewegte Vergangenheit und daneben die Ueberraschung, sich gegenseitig so verändert zu finden!

Das zweite und weit ernstere Ereignis dieses Jahres war der Tod seiner Frau. Da die Menschen es einmal lieben, Andere nach sich selbst zu beurteilen und bei solchen Verlusten sich das Ihrige zu denken, ohne weiter nach den Gefühlen des Betroffenen selbst zu fragen, so that auch hier Mancher, als sei Christianens

Digitized by Google

Tod für Goethe eine „glückliche Erlösung“. Aber der Schlag traf ihn hart. Sie, die achtundzwanzig Jahre lang ihn geliebt und gepflegt hatte, die bei allen ihren Fehlern ihm gewesen war, was keine andere Frau, sie konnte er nicht ohne tiefen Schmerz verlieren. Er hat seiner Trauer mehrfach Ausdruck gegeben; zwei Stellen seien hier hervorgehoben: die schönen Verse, die mit der Ueberschrift ihres Todestages (6. Juni) in seinen Gedichten enthalten sind:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen —

und der Brief an Zelter mit den Worten: „Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will.“ Schon im nächsten Jahre wurde sein einsames Haus neu belebt. Sein Sohn heiratete Ottilie von Pogwisch, eine der glänzendsten und muntersten Damen Weimars. Sie war stets ein großer Liebling ihres Schwiegervaters und führte ihm bis zu seinem Tode den Haushalt, empfing seine vielen Gäste und stand bei ihm so hoch in Gunst, daß sie sich Alles erlauben durfte. Im nächsten Jahre sang er seinem ersten Enkel (Walther) das Wiegenlied. Bald erfreute ihn ein zweiter (Wolfgang), der, wie es scheint, später sein Liebling wurde; er ließ ihn bei sich im Zimmer arbeiten und spielen und pflegte ihn sein „liebes Wölfchen“ zu nennen.

Seine Ministergeschäfte waren nicht schwer, wurden aber pünktlich vollzogen. Von seinem eigenwilligen und entschlossenen Verfahren mögen zwei Anekdoten Zeugnis geben. Die eine hat er selbst mit viel Selbstbehagen und Laune an Eckermann erzählt. „Die Jena'sche Bibliothek befand sich in einem sehr schlechten Zustande. Das Lokal war feucht und enge und bei weitem nicht geeignet, seine Schätze gehöriger Weise zu fassen, besonders seit durch den Ankauf der Büttner'schen Bibliothek von Seiten des Großherzogs abermals 13,000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie gesagt, an Raum fehlte, sie gehörig zu placiren. Ich war wirklich dieserhalb in einiger Noth. Man hätte zu einem neuen Anbau schreiten

Digitized by Google

müſſen, allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer ſtand und ganz geeignet war, allen unſern Bedürfniſſen auf das herrlichſte abzuhelfen. Allein dieſer Saal war nicht im Beſitz der Bibliothek, ſondern im Gebrauch der Fakultät der Mediciner, die ihn mitunter zu ihren Conferenzen benutzten. Ich wendete mich alſo an dieſe Herren mit der ſehr höflichen Bitte, mir dieſen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren ſich nicht verſtehen. Allenfalls ſeien ſie geneigt nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck ihrer Conferenzen einen neuen Saal wolle bauen laſſen, und zwar ſogleich. Ich erwiderte ihnen, daß ich ſehr bereit ſei, ein anderes Lokal für ſie herrichten zu laſſen, daß ich aber einen ſofortigen Neubau nicht verſprechen könne. Dieſe meine Antwort ſchien aber den Herren nicht genügt zu haben; denn als ich am andern Morgen hinſchickte, um mir den Schlüſſel ausbitten zu laſſen, hieß es, er ſei nicht zu finden. Da blieb mir weiter nichts zu thun, als eroberungsweiſe einzuſchreiten. Ich ließ alſo einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. ‚Dieſe Mauer, mein Freund,‘ ſage ich, ‚muß ſehr dick ſein, denn ſie trennt zwei verſchiedene Wohnungspartien. Verſuchet doch einmal und prüfet, wie ſtark ſie iſt.‘ Der Maurer ſchritt zu Werke, und kaum hatte er fünf bis ſechs herzhafte Schläge gethan, als Kalk und Backſteine fielen und man durch die entſtandene Oeffnung ſchon einige ehrwürdige Perrücken hindurchſchimmern ſah, womit man den Saal dekorirt hatte. ‚Fahret nur fort, mein Freund,‘ ſagte ich, ‚ich ſehe noch nicht hell genug. Genirt Euch nicht und thut ganz, als ob Ihr zu Hauſe wäret.‘ Dieſe freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer ſo belebend, daß die Oeffnung bald groß genug ward, um vollkommen als Thür zu gelten, worauf denn meine Bibliotheksleute in den Saal drangen, jeder mit einem Arm voll Bücher, die ſie als Zeichen der Beſitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verſchwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten ſich ſo raſch und thätig dazu, daß ſchon in wenigen Tagen ſämmtliche Bücher in ihren Repoſituren in ſchönſter Ordnung an den Wänden umherſtanden. Die

Digitized by Google

Herren Mediciner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thüre in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was sie sagen sollten, und zogen sich still wieder zurück; aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe und besonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu Tisch habe, so sind sie ganz charmant und meine sehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers erzählte, das freilich mit seinem Einverständniß und seiner völligen Zustimmung eingeleitet war, amüsirte es ihn königlich, und wir haben später recht oft darüber gelacht.... Später als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Theil der ganz nutzlosen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinwegräumen lassen, ging es mir nicht besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorstellungen fanden kein Gehör, und ich mußte auch hier endlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der sich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz unterthänigen Bitte, daß es doch Seiner Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort mir in dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu thun. Aber der Großherzog, der mich zu diesem Schritt heimlich autorisirt hatte, antwortete sehr weise: ‚Ich mische mich nicht in Goethes Angelegenheiten. Er weiß schon, was er zu thun hat, und muß sehen, wie er zurecht kommt. Geht doch hin und sagt es ihm selbst, wenn Ihr die Courage habt.'"

Die andere Geschichte erzählt Luden. Im Jahre 1823 trat der weimarische Landtag zusammen und verlangte Rechnungsablage. Goethe, der an der Spitze der Immediatkommission für Wissenschaft und Kunst stand, die über 11,787 Thaler zu verfügen hatte, ließ zuerst die Aufforderung zur Rechnungsablage unbeachtet, doch verlautete bald, er sei sehr ungehalten über den Landtag, daß derselbe sich herausnehme, von ihm über eine so lumpige Summe Rechnung zu verlangen. Endlich schickte er sie doch ein. Sie enthielt aber nur ein paar Zeilen: Einnahme — soviel, Ausgabe — soviel, folglich bleibt in der Kasse — soviel; unterzeichnet: Groß-

Digitized by Google

herzogl. Immediatkommission für Wissenschaft und Kunst, Goethe. Als diese Zeilen verlesen wurden, brachen einige Abgeordnete in lautes Lachen aus; andere machten bittere Bemerkungen und schlugen sogar vor, das Geld nicht wieder zu bewilligen. Luden suchte diesen Beschluß abzuwenden und riet dagegen, dem Dichter vorzustellen, daß man gar nicht zweifle, die Einnahme sei auf die beste und zweckmäßigste Weise verwendet worden, aber bei der Verwendung öffentlicher Gelder dürfe man nicht glauben, sondern müsse sehen. Von mehreren Seiten wurden zwar Bedenklichkeiten erhoben: die Nachweisung der Ausgaben sei nichts, sie dürften nur für Notwendiges und Nützliches gemacht werden; auch war die Rede von Spielereien, von Werken des Luxus, von Begünstigungen und ungebührlichen Besoldungen. Indes ging der Beschluß durch und wurde dem Ministerium übergeben. Obgleich die Sitzungen des Landtags damals nicht öffentlich waren, so machte man aus den Verhandlungen doch kein Geheimnis, und bald genug waren denn auch diese allgemein bekannt. Goethe geriet in heftigen Zorn; so lange hatte er diktatorisch gewaltet, ohne fremde Einsprache, und daß nun der Landtag seine Handlungen beaufsichtigen und bemängeln wollte, reizte ihn aufs höchste. Auch waren, trotz seines Unrechts, der Großherzog und die Großherzogin nicht geneigt, gegen ihn Partei zu nehmen. Karl August nahm mit dem Landtagsmarschall Rücksprache, die Großherzogin hatte mit Luden eine Unterredung, welche dieser mit folgenden Worten wiedererzählt: „Sie sprach zu mir mit derselben Feinheit und der edelsten Einfachheit, mit welcher sie so mächtig zu imponiren, mit welcher sie selbst Napoleons Zorn zu bändigen vermochte. ‚Es wäre doch recht übel,‘ sagte sie, ‚wenn unsere freundlichen Verhältnisse gestört werden sollten. Es würde mir um so unangenehmer sein, da es, wie ich fürchte, auch den Großherzog verstimmen möchte. Der Landtag ist unleugbar in seinem Rechte; aber der Geheime Rath Goethe ist gewiß auch nicht der Meinung, daß er im Unrecht sei. Außer oder über dem geschriebenen Rechte giebt es ja noch ein anderes Recht; das ist das Recht für Dichter und Frauen. Der ganze Landtag ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn Geheimen Rathe verwendet worden sei (Luden bejaht das). Also kann nur noch gefragt werden, ob es

Digitized by Google

gut oder zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung der Geheime Rath Goethe zur Welt, zu unserm Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen Andern das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden. Ich verstehe natürlich die Dinge nicht und bin weit entfernt, Jemanden rechtfertigen zu wollen; mein Wunsch ist nur, daß die freundlichen Verhältnisse unter uns erhalten und dem alten Herrn Geheimen Rathe eine Verdrießlichkeit erspart werden möchte. Wie das zu bewirken, weiß ich freilich nicht. Die Besorgniß des Landtags aber, daß andere Behörden oder deren Vorsteher sich auf diesen Vorgang berufen und die Vorlegung specieller Rechnungen verweigern möchten, ist doch wohl auch nicht sehr groß. Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden." — Ist das nicht allerliebst? Und dürfen wir uns wundern, daß Luden sich überreden ließ und der ganze Landtag zu einer Art schweigender Zustimmung gebracht wurde?

Mit Döbereiner verfolgte Goethe in jenen Jahren alle neuen Erscheinungen, welche die fortschreitende Chemie der erstaunten Welt vorführte. Auch bereitete er seine Schriften über Morphologie für den Druck vor, studierte griechische Mythologie, englische Litteratur und griechische Kunst. Byrons Manfred besprach er in Kunst und Altertum und begrüßte den großen Dichter voll Begeisterung als die größte Erscheinung der neuern Zeit. Walter Scott las er mit stets wachsender Bewunderung. Homer, den er immer mit Liebe getrieben hatte, gewann nun für ihn wieder die Individualität, die ihm Friedr. Aug. Wolf eine Zeitlang zerstört hatte*); Schubarts Ideen über Homer bekehrten ihn wieder zum

*) Erst die Gesundheit des Manns, der, endlich vom Namen Homeros'
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Digitized by Google

Glauben an die persönliche Existenz des „blinden alten Manns auf Chios' Felsenstrand". Malerei, Skulptur, Baukunst, Geologie, Meteorologie, Anatomie, Optik, orientalische und englische Litteratur, Calderon und die französischen Romantiker — das Alles nahm abwechselnd seine unerschöpfliche Thätigkeit in Anspruch. „Das Leben," sagte er, „gleicht doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt." Wer die letzten Jahre, die ihm von einem langen Leben noch übrig waren, so würdig zu benutzen verstand, dem müssen sie in der That kostbar gewesen sein. Je älter er wurde, desto fleißiger arbeitete er. In Gesellschaft ging er wenig, zu Hof selten. Die Zeit war längst vorüber, wo der persönliche Verkehr zwischen ihm und dem Fürsten so leicht und heiter sich herstellte wie zwischen Privatleuten, die Zeit, wo Karl August ihm z. B. anzeigte: „Gegen Abend komme ich zu Dir; laß doch Deine Hinterthür sowie Gartenthür offen, so um 6 herum." Jetzt klagte der Großherzog wohl, daß er sich so abschlösse. „Wenn Du mich mit Deiner Gegenwart beglücken willst, so erkenne ich es mit Danke" (1816), und einige Jahre nachher (1821): „Ich wollte Dir das Bild nicht senden, in der Hoffnung, daß es Dich aus der Höhle locken sollte, da Lichtmeß schon lange vorbei ist, ein Tag, wo jeder Bär und Dachs das Lager verläßt." Statt dessen kam der Hof zu ihm. Einmal jede Woche begrüßte ihn die Großherzogin; bisweilen brachte sie einen fürstlichen Gast mit, z. B. den Großfürsten (nachherigen Kaiser) Nikolaus und den König von Württemberg. Er hielt für diesen Besuch immer etwas Neues und Interessantes in Bereitschaft und hatte ihn doppelt gern, weil er für die Großherzogin eine zärtliche Achtung empfand und seine Freude daran hatte, ihr an Stichen, Medaillen, Büchern, Gedichten oder naturwissenschaftlichen Dingen etwas Neues vorlegen zu können. Karl August kam oft zu ihm, aber nicht an bestimmten Tagen. Er pflegte ohne weiteres in das einfache Arbeitszimmer einzutreten und mit dem Dichter wie mit einem Bruder zu plaudern. Eines Tages war ein Student aus Jena bei Goethe; da trat ein ältlicher Herr unangemeldet herein und setzte sich still auf einen Stuhl; der Student ließ sich in seiner Rede nicht stören; als er fertig war, sagte Goethe ruhig: „aber ich muß die Herren mit einander bekannt machen; Seine

Digitized by Google

königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar, Herr N. N., Student aus Jena." Ob der Student wohl je die Verlegenheit dieses Augenblicks vergessen hat?

In dieselbe Zeit (1821) fällt die erste Ausgabe von Wilhelm Meisters Wanderjahren; wir können diese Schrift daher hier besprechen, um so mehr als was nachher darin eingestreut (ich will nicht sagen: hineinverarbeitet) ist, sie nur noch lückenhafter und unvollkommener gemacht hat.

Es gibt in den Wanderjahren Stellen, die nur Goethe schreiben konnte, aber das Ganze kann ich mich nicht überwinden für etwas Besseres zu halten als für eine Zusammenstellung von Skizzen und Studien, die oft der Vollendung entbehren und bisweilen der Vollendung nicht wert sind. Das Werk ist sehr ungleich, einige Partien sind so schwach wie andere bewunderungswürdig. In der Geschichte des Mannes von fünfzig Jahren sind vorzügliche Sachen, und „die neue Melusina" ist ein allerliebstes Feenmärchen, aber von dem Symbolischen scheint mir vieles wüst und nach Seiten der Komposition ist das Werk schwach. Nicht nur sind die verschiedenen kleinen Erzählungen so handgreiflich gewaltsam herbeigezogen, als hätten wir eine Jugendarbeit vor uns; nicht nur sind diese Geschichten meistens langweilig und bisweilen gewöhnlich, eine Geschichte ist da — mit der Ueberschrift „Nicht zu weit" — die ziemlich lebhaft anhebend in der Mitte abbricht und nicht etwa Bruchstück sein soll, sondern ein Anfang, dessen Ende der Dichter zu geben verspricht, aber nie gibt. Das ist eine Keckheit gegen das Publikum, die um so mehr auffallen muß, als der sie beging, einen so hohen Begriff von der Kunst hatte. Er hätte diese Erzählung einzeln herausgeben können, wie er sie einzeln geschrieben hatte, und wenn er das große Werk der Wanderjahre nicht ausführen konnte, so hätte er es als Bruchstück lassen oder gar nicht veröffentlichen sollen.

Die Verehrer dieses Werkes können sehr leicht schöne Stellen daraus anführen und ohne die geringste Schwierigkeit aus seiner langweiligen Symbolik jeden beliebigen Tiefsinn herauslesen, den sie nur zu finden wünschen. Allein ich meinerseits, so sehr ich Goethe bewundere und so tief mich seine Werke ergreifen, kann doch in den Wanderjahren den alten Goetheschen Zauber nicht finden,

Digitized by Google

noch aus Liebe für den Dichter mich überzeugen, daß dieses Werk gut geschrieben, gut angelegt oder verständlich ausgeführt sei; vielmehr muß ich gestehen, daß ich darin ziemlich alle Fehler finde, die ein Werk haben kann: die Wanderjahre sind unverständlich, langweilig, lückenhaft und oft schlecht geschrieben. Wenn man einzelne besonders inhaltreiche oder schöne Stellen anführen hört, kann man sich leicht einreden, man habe einem eigentümlichen Werke unrecht gethan; liest man es aber wieder als ein Ganzes, so kommt man auf die ursprüngliche Verwerfung zurück. Washington Irving hat gesagt, in der einen Geschichte von den Religionen sei mehr wahre Religion als in der ganzen theologischen Tageslitteratur zusammengenommen, und Carlyle hat zu wiederholtenmalen auf die tiefe Weisheit hingewiesen, die aus manchen Stellen hervorleuchtet — wie könnte das bei einem Werke auch anders sein, das Goethe geschrieben hat? — aber einzelne Stellen machen kein Buch, und um zu zeigen, wie dies Buch gemacht ist, wird eine Anführung aus Eckermann genügen:

„Bei der begonnenen Umarbeitung und Vervollständigung dieses früher in einem Bande erschienenen Romans hatte Goethe seinen Anschlag auf zwei Bände gemacht. Im Fortgang der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuskript über die Erwartung, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte, statt zu zwei Bänden zu dreien genug zu haben, und das Manuskript ging in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewissen Punkte gediehen war, fand es sich, daß Goethe sich verrechnet hatte und daß besonders die beiden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuskript, und da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geschrieben und eingeschaltet werden konnte, so befand sich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit. Unter diesen Umständen ließ er mich rufen; erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er sich zu helfen gedenke, indem er mir zwei starke Manuskriptbündel vorlegte, die er zu diesem Zwecke hatte herbeiholen lassen. ‚In diesen beiden Paketen‘, sagte er, ‚werden Sie verschiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Natur-

Digitized by Google

forschung, Kunst, Litteratur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenredigierten, um damit vorläufig die Lücken der Wanderjahre zu füllen. Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt sich damit rechtfertigen, daß bei Makarien von einem Archiv gesprochen wird, worin sich dergleichen Einzelheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus und haben zugleich den Vortheil, durch dieses Vehikel eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt zu bringen.' Ich billigte den Vorschlag und machte mich sogleich an die Arbeit und vollendete die Redaktion solcher Einzelheiten in weniger Zeit. Goethe schien sehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwei Hauptmassen zusammengestellt; wir gaben der einen den Titel: ‚Aus Makariens Archiv' und der andern die Aufschrift: ‚Im Sinne der Wanderer', und da Goethe grade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins ‚Auf Schillers Schädel', und ein anderes ‚Kein Wesen kann zu nichts verfallen', so hatte er den Wunsch, auch diese Gedichte sogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten sie also dem Schlusse der beiden Abtheilungen an. Als nun aber die Wanderjahre erschienen, wußte Niemand, wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern von Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Litteratoren zu erwarten war und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte so wenig verstanden, als es geahnt werden konnte, wie sie nur möchten an solche Stellen gekommen sein. Goethe lachte dazu."

Freilich läßt Eckermann Goethe dann hinzufügen: „Es ist nun einmal geschehen und es bleibt jetzt weiter nichts übrig, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen, wohin sie gehören, damit sie bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke schon an ihrem Orte vertheilt stehen und die ‚Wanderjahre' sodann, ohne die Einzelheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bände zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war."

Das Publikum war von den „Wanderjahren" getäuscht, nicht zufriedengestellt; nicht einmal seine Freunde waren zufrieden; erst

Digitized by Google

Schriftstellern unserer Tage war es vorbehalten, eine Bibel des Socialismus, ein sibyllinisches Buch darin zu sehen. Die ersten Beweise der Enttäuschung kamen von seinen nächsten Freunden, aber ihre Einwürfe waren natürlich schonend und konnten, mit denen seiner Feinde vergleichen, noch als Lob gelten. Ein gewisser Pustkuchen, Pastor in Lieme bei Lemgo, ahmte Nicolais Parodie auf den Werther nach, aber er meinte es ernsthaft mit seiner Parodie: er schrieb „Wanderjahre", in denen er Goethes Lebensanschauung dem Abscheu aller guten Christen bloßstellte. Goethe begnügte sich zur Abwehr mit Epigrammen in den zahmen Xenien und ging ruhig seines Weges weiter; denn

Und red ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus!
Ich mach' mir nichts draus!
Ade!

Er hatte gelernt, seine Gegner, die ihm nacheinander Mangel an Patriotismus und an Religion vorgeworfen hatten, rechtschaffen zu verachten.

Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär ich nicht was ich bin

rief er ihnen allen entgegen, oder schärfer noch das bekannte

So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.

Namentlich warf er ihnen vor, daß sie dem stetigen Fortgang seiner innern Entwicklung nicht zu folgen vermöchten; wie er es in den zahmen Xenien mit einem hübschen Bilde bezeichnet:

Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genug,

Digitized by Google

Abſtreif' ich die ſogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im friſchen Götterreich.

Während unter ſeiner eigenen Nation allmählich ein ſtarker Widerſpruch gegen ihn ſich erhob, den zu beſänftigen Werke wie die Wanderjahre nicht eben geeignet waren, begann ſich ſein Ruhm in der Fremde über Italien, England und Frankreich auszubreiten. Sein lebhaftes Intereſſe für die hervorragenden Erſcheinungen der fremden Litteratur fand Erwiderung in der Bewunderung, die Männer wie Manzoni, Walter Scott, Byron, Carlyle, Stapfer, Ampère, Couſin, Soret und Andere für ihn an den Tag legten, und aus dieſen Wechſelwirkungen erhob ſich in ſeinem Geiſte die große Idee einer „Weltlitteratur", in der die Völker aus ihrer nationalen Abſonderung heraustreten und durch ein gemeinſames Band der höchſten geiſtigen Kultur zuſammengehalten werden.

„Gottes iſt der Orient,
„Gottes iſt der Occident!
„Nord- und ſüdliches Gelände
„Ruht im Frieden ſeiner Hände —

das kann als Motto gelten zu dieſer univerſell umfaſſenden Receptivität.

Manzoni verehrte in Goethe, der ſich über ſeinen Roman „Graf Carmagnola" (1820) mit großer Liebe öffentlich ausgeſprochen hatte, den Begründer ſeines Rufes; „ich bin mir ſelbſt erſt dadurch etwas werth geworden," ſagte er, „daß ich mich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue, und wenn man mir Beifall zollt, ſo iſt es lediglich ſein Verdienſt; ehe er ſich großmüthig meiner annahm, ging man ſchlecht genug mit mir um". Welche hohe Bewunderung Goethe für Byron hegte und wie dieſer ſich dadurch geſchmeichelt fühlte, iſt bekannt genug; doch ſchloß die Bewunderung nicht die leiſe Mahnung aus, Maß zu halten; aber dieſe Mahnung kam zu ſpät; das Gedicht, in welchem Goethe ſie ausſprach — er beantwortete damit die Widmung des „Werner" — fand Byron auf ſeinem letzten Lebensgange nach Griechenland. Später ſetzte Goethe dem zu früh dahingerafften Dichter im zweiten Teil des Fauſt ein bleibendes Denkmal; der Euphorion,

Digitized by Google

der Repräsentant der romantischen Poesie, dessen reiche Begabung in Versen wie diese:

In der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Also regt er sich geberdend, sich als Knabe schon verkündend
Künft'gen Meister alles Schönen, dem die ew'gen Melodien
Durch die Glieder sich bewegen —

ebenso schön poetisch geschildert wie seine „großartige Wildheit" gleich darauf in dem verwegenen Treiben und raschen Ende glücklich gezeichnet ist.

Goethes Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Litteratur. Oersteds glänzende Entdeckung des Elektromagnetismus erregte sein höchstes Interesse, er ließ sich von Döbereiner die Erscheinungen dieser Kraft näher erläutern und hatte bald darauf die Freude, Oersted selbst bei sich zu sehen. D'Altons bedeutende anatomische Abhandlung über die Faultiere und die Dickhäuter besprach er mit einem Eifer, als sei er der jüngste Recensent. Auch schrieb er den Bericht über die Campagne in Frankreich, die Tages- und Jahreshefte, Abhandlungen über Kunst, kleinere Gedichte, die zahmen Xenien, übersetzte neugriechische Lieder und entwarf nach den Fragmenten des euripideischen Phaëthon einen Plan des ganzen Stücks.

Es ist klar, der alte Jupiter war noch reich genug an Lebenskraft. Auch sein Körper war noch in ausgezeichneter Weise kräftig, seine Stirne gewölbt wie die des Götterkönigs, ohne Furchen und Falten, sein Haar noch voll, seine Augen hatten noch ganz den strahlenden Glanz, der sie von jeher auszeichnete. Hufeland sagt von ihm, er habe nie einen Mann gekannt, der geistig und leiblich so vollkommen organisiert gewesen wie Goethe. Nicht bloß seine Lebenskraft war außerordentlich, er zeichnete sich ebensowohl durch ein vollendetes Gleichgewicht der Kräfte aus. Man kann in Wahrheit sagen, seine charakteristische Eigentümlichkeit war die Harmonie, mit der alle seine geistigen Fähigkeiten zusammenwirkten, so daß seine schaffende Einbildungskraft stets unter der Herrschaft der Vernunft stand. Dasselbe gilt in körperlicher Beziehung: keine Thätigkeit überwog die andere, alle wirkten zusammen zu einem wunderbaren Gleichgewichte. Aber Produktivität war der Grundzug

Digitized by Google

seines leiblichen und geistigen Organismus; Ernährung und Blutbereitung ging bei ihm reichlich und rasch von statten; selbst im hohen Alter hatte er noch viel Blut. Und nicht bloß das Leben, sondern des Lebens Leben, die Kraft, zu lieben, war ihm erhalten. Wenn der Marquis de Lassy mit seinem zierlichen Ausspruch, das Aufhören der Liebesträume sei ein Zeichen, daß der letzte Schlaf herrannahe, recht hat und wenn wir aus Goethes Wort

Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben

einen umgekehrten Schluß ziehen dürfen, so hatte Goethe in seinem vierundsiebzigsten Jahre zum Sterben noch lange Zeit. Er war damals noch jung genug, um zu lieben. In Marienbad, das er fast jeden Sommer zu besuchen pflegte, traf er im Jahre 1823 ein Fräulein von Levezow, eine reizende Erscheinung —

— — — — — der Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer gleich und immer neu wie sie.

Eine Leidenschaft erwuchs zwischen ihnen, die von ihrer Seite allerdings nicht mit derselben Heftigkeit erwidert, ihn noch einmal in die Schwärmerei seiner Wertherzeit versetzte. Er wollte sie heiraten, aber Ulrike soll den Antrag abgelehnt haben. Mit Gewalt riß er sich los; seine Marienbader Elegie, das unmittelbare „Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes", die er gleich auf der Reise im Wagen schrieb, bleibt ein Denkmal seiner Leidenschaft und seines Schmerzes.

Auch war Fräulein von Levezow nicht die einzige, welche von dem alten Manne bezaubert ward. Madame Szymanowska, eine ausgezeichnete Pianistin, deren Musik ihn wie mit „Engelsschwingen" umschwebte, war nach Zelters Ausdruck „rasend" in ihn verliebt, und wie bildlich auch eine solche Bezeichnung gemeint sein mag, bei einem ernsten Manne wie Zelter deutet sie auf eine Glut von Begeisterung, wie sie ein vierundsiebzigjähriger Mann sonst nicht leicht entzündet.

Am 7. November 1825, wenige Wochen nach der Feier der

Digitized by Google

fünfzigjährigen Regierung Karl Augusts, die Goethe mit Gedichten und einer besondern Denkmünze begangen hatte, wurde sein eigener goldener Jubeltag gefeiert. Fünfzig Jahre waren vergangen, seitdem er in Weimar eintraf, und der Großherzog bestimmte, daß an diesem Tag auch sein Dienstjubiläum gefeiert werden solle. Als der Dichter bei Tagesanbruch die Fenster seines Schlafzimmers öffnete, war der erste Klang, der sein Ohr traf, ein Ständchen, das aus dem Garten heraufönte. Sein erster Blick fiel auf mancherlei geschmackvolle Geschenke von schönen Händen. Um halb neun waren alle Wagen der Stadt in Bewegung, alle angesehenen Leute auf der Wallfahrt nach des Dichters Hause. Eine Anzahl Musiker und vierzehn von seinen Freundinnen hatten sich in seinem Saale versammelt, um ein Morgenlied zu singen, welches Riemer gedichtet und Eberwein in Musik gesetzt hatte. Um neun Uhr wurde Goethe von einem Freunde und seinem Sohne aus dem Arbeitszimmer hereingeführt; das Gedränge war aber in allen Zimmern so groß, daß man ihn unbemerkt durch eine Nebenthür eintreten lassen mußte. Kaum erblickte man sein verehrtes Haupt, als die Musik begann und die Bewegung, die aus allen Augen glänzte, erhöhte. Die Nymphen der Ilm begrüßten den goldenen Tag ihres treuen Dichters und sangen seine Unsterblichkeit. Alle Zuhörer waren tief ergriffen; die Töne verhallten in feierlichem Schweigen. Bescheiden und würdevoll wandte sich der ehrwürdige Mann zu seinen Freunden und dankte ihnen mit beredtem Händedruck und herzlichen Worten. Dann empfing er die goldene Denkmünze, welche der Großherzog zu der Feier hatte prägen lassen; sie trug auf der einen Seite die Bildnisse von Karl August und Luise, deren Namen auch am Rande eingegraben waren, auf der andern das lorbeergeschmückte Bild des Dichters; ein eigenhändiges Schreiben erfolgte dabei, das zwar amtlich und darum etwas förmlich, aber doch freundlich und liebevoll war; es enthalte „mehr als Gold", sagte Goethe in seinem Dankschreiben. Für den Augenblick versagte ihm die Sprache; eine Zeit lang hielt er die beiden Gaben in tiefer Bewegung uneröffnet in der Hand.

Dann folgten die verschiedenen Deputationen der Behörden aus Weimar und Eisenach, der Freimaurerloge, der Universität Jena; die medicinische und die philosophische Fakultät sandten

Digitized by Google

ihm ihr Doktordiplom, die theologische eine Votivtafel, worin sie anerkannte, Goethe habe nicht nur ihre Wissenschaft und deren Grundlage „oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert". Die Jenenser Studenten waren durch zwei Abgeordnete besonders vertreten. Der Stadtrat von Weimar verlieh allen rechten männlichen Nachkommen des Dichters auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Stadt, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge".

Bald nach zehn Uhr brachten Karl August und Luise persönlich ihre Glückwünsche dar. Dann kamen der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin mit ihren beiden Töchtern. Inzwischen waren die Minister, die ersten Beamten, die angesehensten Personen vom Hofe und die Deputationen wieder zusammengetreten, und die ersten Damen von Weimar, darunter die Töchter und Enkelinnen von Wieland und Herder, hatten sich in einem obern Zimmer des Hauses versammelt. Sobald alle Eingeladenen anwesend waren, wurden sie, je zwei und zwei, auf den großen Flur geführt, wo die Statue des Großherzogs und Goethes Büste von Rauch auf einem schönen Piedestal, mit einem Lorbeerkranze daneben, aufgestellt waren. Gerade als der Zug die Mitte der Halle erreichte, tönte von der Galerie herab Musik. Die Wirkung dieser Klänge in der hohen, schönen, mit Büsten und Bildern geschmückten Halle war unbeschreiblich.

Um zwei Uhr war im Saale des Stadthauses großes Festessen von mehr als zweihundert Personen, doch nahm Goethe aus Gesundheitsrücksichten nicht teil daran, sondern ließ sich von seinem Sohne vertreten, der nach des Vaters Wunsche den Trinkspruch des Tages mit einem Hoch auf Knebel, seinen ältesten weimarischen Freund und Vermittler seines Eintritts in weimarische Dienste, erwiderte. Am Abend wurde Iphigenie gegeben; als Goethe und der Großherzog eintraten, empfing sie begeisterter Zuruf. Ein Festspiel, welches Karl August selbst angeordnet hatte, ging der Aufführung voran. Als der Vorhang aufging, sah man statt des

Digitized by Google

Haines der Diana einen Saal mit Goethes Büste auf einem Postamente von Lorbeer umkränzt; ein Prolog, von Kanzler Müller gedichtet und von Madame Seidel gesprochen, schilderte die Bedeutung des Festes. Nach dem dritten Akte zog sich Goethe auf den Rat seines Arztes zurück. Ein schöner Abschluß dieses seltenen Tages war ihm noch bereitet. Die großherzogliche Kapelle brachte ihm eine herrliche Abendmusik, in welcher Hummel mit feinem Gefühl und Geschmack den Triumphmarsch aus Titus, Glucks Ouverture zur Iphigenie und ein eigenes vortreffliches Adagio (mit einem Echo von Hörnern) verarbeitet hatte. Die Einleitung mit ihren triumphierenden Klängen bezeichnete die Herrlichkeiten des festlichen Tages, während die hinschmelzenden Töne des Adagio in die Ruhe hinüberzuleiten schienen, welche nach gethaner Arbeit folgt.

Am Frauenplan, wo Goethe wohnte, waren alle Häuser erleuchtet. Bei ihm selbst war noch spät eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, die er glänzend bewirtete; nach einer Stunde indes zog er sich zurück. Auch in Leipzig und Frankfurt wurde dieser Tag gefeiert. In Frankfurt bestellte Konsul Bethmann zur Festfeier bei Rauch eine lebensgroße Statue Goethes, die in Bethmanns Museum aufgestellt werden sollte.

In der Jubiläenzeit kam auch eine für Goethe höchst wichtige Angelegenheit zum Abschluß: die Gesamtausgabe seiner Werke, mit den Privilegien verschiedener Bundesstaaten ausgestattet, von Cotta mit einem für jene Zeiten sehr ansehnlichen Honorare bezahlt, unter Goethes Leitung von Eckermann, Göttling, Riemer bearbeitet, erschien diese „Ausgabe letzter Hand" in vierzig Bänden, ein würdiges Vermächtnis des großen Schriftstellers an seine Nation. Nach dem Tode des Dichters wurden dann im Laufe eines Jahrzehnts von den Herausgebern noch zwanzig Bände sehr verschiedenartigen und verschiedenwertigen Inhalts hinzugefügt.

Von den Ehrenbezeigungen, die ihm in späteren Jahren so zahlreich zu teil wurden, erwähne ich nur eine als charakteristisch. Am 28. August 1827 führte ihm Karl August den König Ludwig von Bayern zu, der ihm seinen Hausorden als Zeichen der Anerkennung persönlich überreichte. Da zum Tragen eines fremden Ordens die Erlaubnis des Landesherrn erforderlich ist, so wandte sich Goethe, immer streng förmlich, an den Großherzog und sagte:

Digitized by Google

„Wenn mein gnädigster Fürst erlaubt!“ Karl August lachte und rief: „Du alter Kerl! mach' doch kein dummes Zeug!“

Am 6. Januar 1827 starb Frau von Stein in ihrem fünfundachtzigsten Jahre. Sie hatte geglaubt, ihr Tod würde Goethe schmerzlich berühren, und darum, wie oben erwähnt, angeordnet, ihr Leichenzug solle nicht über den Frauenplan gehen.

Und nun sollte auch der gute alte Herzog ihm entrissen werden, der ein halbes Jahrhundert hindurch sein Freund gewesen, der ihn voll Zärtlichkeit seinen „Waffenbruder“ genannt, der bis ans Ende, wie die Briefe beweisen, trotz aller Zwistigkeiten Sinn und Art treuer Kameradschaft für seinen „lieben Alten“ bewahrt hatte. Am 14. Juni 1828 starb der Großherzog. Alexander von Humboldt, dem Fürsten ebenfalls innig befreundet und die letzten Tage vor dessen Tode in Berlin fast beständig in seiner Gesellschaft, schrieb über dies letzte Zusammensein an den Kanzler von Müller einen Brief, den Goethe sich mitteilen ließ und zu wiederholten Malen mit Thränen in den Augen las. „Wer konnte mehr durch das schnelle Hinscheiden des Verewigten erschüttert werden,“ schrieb Humboldt, „als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen, mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und, als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und aller ferneren Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehen als in den letzten Tagen, die wir ihn besaßen. Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnisvolle Klarheit des Geistes, bei so viel körperlicher Schwäche, mir ein schreckhaftes Phantom sei. Er selbst oscillierte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe. In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geographie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über

Digitized by Google

Mond-Atmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: ‚Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!‘ Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freieren Geistesregungen. ‚Dazu sind es unwahre Bursche,‘ rief er aus, ‚die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten. Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.‘ Bald legte sich der Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. ‚Das ist eine menschenfreundliche Lehre‘, sagte er, ‚aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras‘.“

Goethes Freunde, die seine Liebe zu dem alten Herzog kannten, waren in großer Besorgnis, dieser Stoß werde ihn zu heftig erschüttern. Er war gerade bei Tisch, als die Nachricht ankam. August, der sie zuerst erfuhr, hob den Tisch auf und teilte dem Vater die Nachricht schonend mit. Am Abend ging Eckermann zu ihm. „Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat,“ erzählte er, „hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnt' er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. Ich hatte gedacht, klagte er, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts als zu tragen und uns empor zu halten, so gut und solange es gehen will.“ In der stillen Zurückgezogenheit des schön gelegenen herzoglichen Schlosses Dornburg an der Saale suchte der alte Mann durch Arbeit und Naturgenuß seines Schmerzes über den schweren Verlust Herr zu werden. Der neue Großherzog that das Seine, ihm mit wohlwollender Freundlichkeit entgegenzukommen. Nach zehnwöchentlichem Aufenthalt kehrte er nach Weimar zurück, um sofort seine alte Thätigkeit wieder aufzunehmen. Im Jahre 1829 beendete er die Wanderjahre in der

Digitized by Google

Form, wie sie nun vorliegen, arbeitete am zweiten Teile des Faust und nahm, von einem jungen Franzosen Soret, dem Uebersetzer seiner Metamorphose der Pflanzen, unterstützt, eine Durchsicht seiner naturwissenschaftlichen Papiere vor.

Im Februar 1830 fiel ein neuer Schatten auf seinen Lebensabend: die Großherzogin Luise starb. Er hatte zu dieser Fürstin ununterbrochen in dem schönsten und reinsten Verhältnis gestanden. „Nie hat der geringste Mißklang stattgefunden," sagte er zu Kanzler Müller. So sammelten sich die Wolken dichter und dichter; sie mahnten ihn, daß die Nacht auch für ihn hereinbreche — „die Nacht, wo niemand wirken kann." Ehe wir zu diesen letzten Tagen seiner langen Laufbahn übergehen, wird es passend sein, den zweiten Teil des Faust zu besprechen, der zwar erst am 20. Juli 1831 beendet wurde, aber, um eine Unterbrechung des Schlußakts zu vermeiden, besser gleich hier abzuhandeln ist.

Sechster Abschnitt.

Der zweite Teil des Faust.

Bei diesem Gedichte befinde ich mich in einer größern Verlegenheit als bei irgend einem andern Goetheschen Werke. War es schon bisher eine schwierige Aufgabe, von dem Werke, das uns gerade beschäftigte, eine entsprechende Anschauung zu geben und meine Kritik darüber auszusprechen, so steigert sich im gegenwärtigen Falle diese Schwierigkeit noch durch das Bewußtsein, daß ich mich mit einer ganzen Zahl von Goethefreunden im Widerspruch finde, und zwar mit Männern, die nicht etwa unwissend noch auch in Vorurteilen befangen, sondern klare und kluge Köpfe sind. Diese Goethefreunde halten den zweiten Teil des Faust für ein Werk, dessen Wert unser Fassungsvermögen übersteige; es soll Alles überbieten, was Goethe sonst geschaffen, es soll ein Schatz sein von tiefer und mystischer Weisheit, ein Wunder an Ausführung. Andere dagegen, und die zu Goethes treuesten Schülern gehören, sind der Ansicht, das Werk habe nur ein

Digitized by Google

mäßiges Interesse, stehe sehr weit hinter dem ersten Teile zurück und sei nach Anlage und Ausführung ausgesucht verfehlt. Zu diesen gehöre ich. Ich habe versucht, das Werk verstehen zu lernen, mich auf den rechten Standpunkt zu stellen, von dem aus ich es am besten genießen könnte, aber statt mir die Dunkelheiten aufzuklären und meinen Genuß zu erhöhen, wie bei den anderen Werken des Dichters, haben diese wiederholten Versuche nur den ersten Eindruck mehr und mehr bestätigt. Nun kann das zwar lediglich meine eigene Schuld sein, da, wie Goethe sagt, „in der Dämmerung auch die leserlichste Handschrift unleserlich wird," und die Erfahrungen, die ich und Andere beim ersten Teile des Faust gemacht haben, sollten mich warnen, vorschnell im Urteil zu sein, indessen wage ich es doch, hier meiner aufrichtigen Ueberzeugung Worte zu leihen.

Es kommt hinzu, daß zwar der erste Eindruck so gut beim ersten wie beim zweiten Teile des Faust ein Gefühl von Enttäuschung ist, aber die Bedenken, die uns bei jenem aufstoßen, sind ganz anderer Art als bei diesem. Der erste Teil kann uns, solange wir nicht näher mit ihm vertraut sind, wohl lückenhaft, ungleichartig, irreligiös, nicht philosophisch genug scheinen und dergleichen mehr, aber selbst ein einmaliges Lesen genügt, uns eine Vorstellung von dem Reichtum seines Inhalts, seinem Pathos, seiner poetischen Schönheit, seiner scharfen Charakterzeichnung zu geben. Mit anderen Worten: der Kern des Gedichts ergreift und fesselt uns, und nur gegen Einzelheiten in der Ausführung richtet sich unsere Kritik. Beim zweiten Teile ist es gerade umgekehrt. Nicht an den Einzelheiten nehmen wir Anstoß, sondern an dem Gedichte als Ganzem; nicht an der Ausführung, sondern an der ganzen Anlage, an dem Plane und der Auffassung. Und was ist die Folge? Beim ersten Teil beseitigt nähere Bekanntschaft unsere Einwendungen und steigert unsere Bewunderung, beim zweiten verstärkt sie unser Mißfallen und klärt uns über die Gründe desselben auf.

Wenn wir uns erinnern, daß Goethes Werke Beiträge zur Kenntnis seines Lebens, ja Teile seines Lebens, Ausdrücke seiner eigenen Erlebnisse, Bilder der verschiedenen Stadien seiner Entwicklung sind, so erhält eine Prüfung dieses Erzeugnisses seiner späteren Jahre ihr besonderes Interesse, und zugleich wird der

Digitized by Google

Leſer danach einſehen, warum ich meine Bemerkungen über den zweiten Teil für dieſen beſondern Abſchnitt zurückbehalten habe, ſtatt ſie der Beſprechung des erſten Teiles anzuhängen: die beiden Teile des Fauſt ſind zwei Gedichte, nicht zwei Teile eines Gedichts; der Abſtand zwiſchen ihnen in Auffaſſung und Behandlung iſt ſo groß, wie der der Jahre zwiſchen ihrer Abfaſſung. Nehmen wir die beiden Werke von ihrer biographiſchen Seite. In früheren Abſchnitten haben wir beobachtet, wie Goethes Hinneigung zum Myſticismus und zur Reflexion ſich allmählich entwickelte; als Keim ſchon in frühen Jahren bemerkbar, iſt ſie mit ihm herangewachſen, hat im ſpätern Alter ſeine beſſeren Kräfte überwuchert und den klarſten und naivſten aller Dichter dahin gebracht, daß er für Symbole ſchwärmt, wie ein Prieſter der Iſis. Wer das Ziel und die Aufgabe der Kunſt darin ſieht, Symbole für die Philoſophie zu ſchaffen, und das thut Mancher, der wird freilich dieſen Fortgang als echten Fortſchritt loben; wer dagegen den Künſtler nicht ſo dem Denker unterordnet, kann in dem Vordringen der Reflexion nur ein Zeichen des Verfalls ſehen. Es iſt zwar durchaus richtig, daß die moderne Kunſt, da ſie die Verwicklungen des modernen Lebens darzuſtellen hat, einen ſtarken Zuſatz von Reflexion verlangt, aber das Ueberwiegen der Reflexion iſt ein Zeichen des Verfalls. Es iſt damit genau ſo, wie mit der Knochenbildung im tieriſchen Organismus: für jeden etwas verwickelten Organismus iſt ein Knochengerüſt notwendig, aber Verknöcherung iſt Urſache und Folge einer Abnahme der Lebenskraft. Um der Sache ganz auf den Grund zu kommen, müſſen wir einen Hauptpunkt feſthalten; das iſt folgender: Will der Künſtler gewiſſe philoſophiſche Begriffe durch Symbole zum Ausdruck bringen, ſo darf er nie vergeſſen, daß, da die Kunſt Darſtellung iſt, ſeine Symbole in ſich ſelbſt einen Reiz haben müſſen, der von ihrer Bedeutung unabhängig iſt. Die Formen, durch die er wirkt, die Symbole, durch die er ſpricht, müſſen in ſich ſelbſt eine Schönheit und ein Intereſſe haben, welche auch die leicht würdigen können, die den verborgenen Sinn nicht faſſen. Fehlt ihnen das, ſo hören ſie auf, Kunſt zu ſein, ſie werden Hieroglyphen. Ein Beiſpiel aus der Muſik mag das erläutern. Beethoven hat wohl in ſeinen Symphonien große Gedanken ausgeſprochen, und für den, der ſie zu deuten weiß,

Digitized by Google

erhalten seine entzückenden Melodien dadurch einen neuen Reiz; wenn aber die Melodien ihren Zauber nicht in sich selbst tragen, wenn sie nicht die Seele mit innigem Entzücken erregen, dann mag der Sinn noch so tief sein, sie werden unbeachtet verklingen; denn das erste Erfordernis der Musik ist nicht, daß sie große Gedanken darstelle, sondern daß sie die Seele mit musikalischen Regungen erfüllt und bewegt. So ist's auch beim Dichter: wenn er nur tiefe Gedanken hat, aber nicht über den Zauber gebietet, uns den Ausdruck, den er diesen Gedanken gibt, in Herz und Seele dringen zu lassen, so verfehlt er seinen Zweck; denn das erste Erfordernis der Poesie ist, daß sie uns rührt, nicht daß sie uns belehrt.

Ist das Vorstehende richtig, so ist der zweite Teil des Faust verfehlt, weil ihm die erste Bedingung eines Gedichtes abgeht. Was er auch sonst sein mag, Niemand wird behaupten, er sei interessant. Die Scenen, die Vorgänge und die Charaktere haben nicht an sich jenen Zauber, der uns im ersten Teile fesselt. Sie erhalten ihr Interesse durch die Gedanken, als deren symbolischer Ausdruck sie gelten, und nur in dem Verhältnis, wie unser Scharfsinn die Rätsel löst, wird unser Interesse an ihrer Form erregt. Mephisto, früher eine so wunderbare Gestalt, ist nun zu einem bloßen Instrument des Dichters geworden; Faust hat jede Spur von Individualität verloren, sein Gefühl pulsiert nicht mehr. Diesen Wechsel werden nun zwar die Kritiker der philosophischen Schule als notwendig darstellen, da im zweiten Teile des Faust an die Stelle des Individuellen das Generelle trete, und sie können sich dabei auf Goethe selbst berufen. „Der erste Theil," sagte er, „ist ganz subjektiv, es ist Alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen; im zweiten Theil aber ist fast gar nichts Subjektives, es erscheint hier eine höhere, buntere, hellere, leidenschaftlosere Welt", und fügte er hinzu, das müsse so sein, da ja Faust unter würdigeren Verhältnissen in höhere Regionen eintrete. Indes, wenn der Dichter auch den Boden wechselte, wo liegt die Notwendigkeit, auch die Art der Behandlung zu ändern? Wenn er Faust in höhere Regionen leitete, mußte er darum statt der Seelenkämpfe eines Individuums allgemeine Abstraktionen geben? Vor Allem: er war nicht gezwungen, aus dem

Digitized by Google

eigentlichen Gebiete der Kunst auf das der Philosophie überzugehen und die Schönheit dem Gedanken zu opfern. Der Mangel dieses zweiten Teiles liegt nicht darin, daß die Gedanken so versteckt sind, sondern in der Dürftigkeit des poetischen Lebens, welches diese Gedanken beseelen. Der Sinn könnte noch so versteckt sein, wenn nur das Sinnbild schön wäre. Auch den ersten Teil des Faust verstehen wir vielleicht nicht, wenigstens streiten die Kritiker darüber und werden ewig im Streit bleiben, aber über seine Schönheit sind sie ziemlich einer Ansicht. Beim zweiten Teil dagegen müssen wir erst der Bedeutung sicher sein, ehe wir an der Form uns freuen oder auch nur an sie denken; das Gedicht regt unsere Empfindungen nicht an, und seine Symbole und Allegorien lassen uns kalt, da sie der innern Schönheit entbehren. Ich spreche natürlich nur von dem Gedichte als Ganzem; im Einzelnen hat es viele ausgezeichnet schöne Stellen, manche gedankenreiche Verse und gelungenen Spott, aber es ist nicht eine einzige Scene, nicht ein einziger Charakter oder Vorgang darin, der in unserm Gedächtnis lebte, wie die Scenen, Charaktere und Vorgänge des ersten Teils.

Mit dem Mangel an plastischer Kraft hängt der an dramatischer Einheit eng zusammen. Beide erklären sich aus demselben Grunde: das geistige Auge des Dichters hatte nicht mehr die Sammelkraft der Jugend, seine Hand packte nicht mehr so fest und hielt, was sie schaffte, nicht mehr in der sichern Richtung wie ehemals. So ist in diesem Bilde wohl noch mancher Strich klar und scharf gezeichnet, zumal in den Partien, welche Goethe in besseren Tagen gemacht hatte, aber als Ganzes ist das Bild zerflossen und verschwommen, fast so schlimm wie die Wanderjahre. So wenig der Vergleich mit einer Zauberlaterne beim ersten Teile des Faust zutraf, so gut paßt er auf den zweiten. Gehen wir, um das zu beweisen, auf den Inhalt des Gedichts näher ein.

In der ersten Scene sehen wir Faust auf blumigen Rasen gebettet, unruhig, schlaflsuchend; es ist Morgendämmerung, Geister umschweben ihn, Ariel singt, von Aeolsharfen begleitet, er bittet die Elfen, Fausts Herz zu besänftigen, sein Inneres von erlebtem Graus zu reinigen. Die Elfen antworten in einem reizenden Chorgesang, singen dem Unglücksmann süßen Frieden zu —

Digitized by Google

Fühl' es vor! du wirst gesunden;
Traue neuem Tagesblick —

und fordern ihn zu thätigem Handeln auf:

Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne; Faust erwacht. Auch in seiner Seele ist es nach der dunklen Nacht, die auf Gretchens Tod folgte, hell geworden; „des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig", der neue Morgen erquickt ihn und erfüllt ihn mit neuer Thatkraft:

Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immer fort zu streben.

Er vertieft sich in das Naturschauspiel um ihn her, begrüßt das ewige Licht, aber kaum hervorgetreten, blendet ihn die Sonne schon; er wendet sich dem Wasser zu, das vor ihm von dem Felsen stürzt; in seinen zerstiebenden Strahlen spielt die bunte Pracht eines Regenbogens —

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Die Scene verwandelt sich; wir sind am Hof des Kaisers. Da sieht's schlecht aus. Der Kanzler klagt, das Volk trete Recht und Gesetz mit Füßen; der Heermeister beschwert sich über die Soldaten, die widerspenstig seien und das Reich plündern, statt es zu beschützen; der Schatzmeister jammert über die leeren Kassen, der Marschall über die teure Zeit. Die Scene ist sehr ergötzlich, voll beißenden Spottes und Schelmerei. Mephisto ist als Hofnarr verkleidet; „sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth", fragt ihn der Kaiser; er antwortet nach seiner Art: er begreife nicht, wie unter solchem Herrn und solchen Räten Not sein könne; Gold gebe es genug, gemünzt und ungemünzt liege es in der Erde, und zu Tage werde es geschafft durch „begabten Mann's Natur-

Digitized by Google

und Geisteskraft". Sofort unterbricht ihn der Kanzler, der hinter dergleichen Reden Ketzerei wittert:

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deshalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel.

Nicht auf solchen Grundlagen, fügt er hinzu, ruhe seines Kaisers Reich; nur zwei Geschlechter gebe es, die würdig seinen Thron stützen:

Die Heil'gen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Gewiß ist das Alles sehr witzig, aber wir würden mehr Freude an dem Spaß haben, wenn er in den Plan des Stücks deutlich verwoben wäre; so fehlt es an jeder Verknüpfung, Faust ist nicht einmal zugegen. Gleich unverständlich ist die folgende Scene. Ein Maskenspiel wird zur Unterhaltung des Kaisers aufgeführt; es ist so wild und mannigfaltig wie möglich, allerliebste Verse und treffende Spöttereien sind darin, aber der Leser fühlt sich verwirrt, er weiß nicht, was er daraus machen soll, wo es hin will. Die nächste Scene spielt im Lustgarten des Kaisers; der eigentliche Inhalt ist eine Satire auf das Papiergeld. Der Kaiser hat während des Gaukelspiels, ohne es zu wissen, als „großer Pan" den betreffenden Befehl unterzeichnet; rasch ist die Ausführung gefolgt; Mephistos Prophezeiung ist eingetroffen: „begabten Mann's Natur- und Geisteskraft" hat aus Papier Gold geschafft; alle Welt ist zufrieden, das Volk jubelt, Jeder macht Pläne für die Zukunft; auch der Kaiser läßt es gelten und bedankt sich für die allgemeine Wohlthat bei Faust, der zu Anfang dieser Scene ohne jede Ankündigung oder Motivierung als Urheber des Fastnachtsspiels eingeführt ist. Reicher Stoff das Alles für die Erklärer des Faust, aber der Leser fühlt sich nicht sonderlich gefördert. In der folgenden Scene sind Faust und Mephisto allein in einer finstern Galerie; dieser begreift nicht, warum sie sich aus dem lustigen Treiben des Hofes in düstere Gänge verlieren; aber Faust hat dem Kaiser versprochen, ihm Paris und Helena herauf-

Digitized by Google

zubeschwören, und verlangt nun von Mephisto, er solle sich ans Werk machen. Den aber geht das Heidenvolk nichts an, „es haust in seiner eignen Hölle", und Helena ist nicht so leicht zu haben, wie Papiergeld. Doch gibt's ein Mittel; Faust muß die „Mütter" aufsuchen. Wer sind die Mütter?

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch wen'ger eine Zeit.

Zu ihnen führt kein Weg; es geht

in's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg an's Unerbetene,
Nicht zu Erbittende.

In „ewig leerer Ferne" wohnen sie; im „tiefsten, allertiefsten Grund", den ein glühender Dreifuß bezeichnet.

Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn:
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Creatur;
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.

Noch einmal: wer sind die Mütter? Goethe hat auf alles Andringen Eckermanns nur eine Andeutung gegeben, er habe den Namen beim Plutarch gefunden; man hat darunter wohl die Urbilder aller Dinge, die „Einbildungskräfte der Natur" zu verstehen. Faust indes läßt sich durch die Unbestimmtheit des Weges und des Zieles nicht abhalten; stampfend versinkt er, und echt mephistophelisch ruft ihm Mephisto nach: „Neugierig bin ich, ob er wieder kommt."

Die folgenden Scenen spielen wieder in den kaiserlichen Gemächern. Mephisto übt seine Zauberkünste, heilt eine Dame von ihren Sommerflecken, eine andere von ihrem lahmen Fuß, gibt einer dritten einen Liebestrank und weiß sich kaum vor dem Zudrang der Rat- und Hilfesuchenden zu retten. Endlich beginnt das Schauspiel. Faust steigt aus der Erde herauf, der Dreifuß mit ihm; ein leichter Nebel wallt von ihm empor, aus dem Paris hervortritt, den die Damen entzückend, die Herren mäßig schön

Digitized by Google

finden; dann erscheint Helena, welche den umgekehrten Eindruck macht; Mephisto meint: „hübsch ist sie wohl, doch sagt sie mir nicht zu;“ Faust aber kann sich in seinem Entzücken gar nicht mäßigen, wird eifersüchtig auf Paris; vergebens erinnert ihn Mephisto, daß er selbst das „Fratzen-Geisterspiel“ mache, er berührt die Erscheinung, eine Explosion erfolgt, die Geister gehen in Dunst auf, und besinnungslos wird Faust von Mephisto davongetragen. So endet der erste Akt.

Wenn wir für einen Augenblick von der symbolischen Bedeutung dieser Scenen und dem gelegentlichen Reiz der Darstellung absehen, so bleibt wenig zu bewundern, und damit ist Alles gesagt. Denn wenn wir selbst die Symbolik uns gefallen lassen, wie gewisse Kritiker thun, und die tiefen Gedanken und den beißenden Spott anstaunen, welche all dem Gaukelspiel zu Grunde liegen, so bewundern wir doch nur den Denker, nicht den Künstler, und rühmen wohl das Gedicht, aber nicht wegen dichterischer Vorzüge. Danach darf es nicht überraschen, wenn Leser, die den verborgenen Sinn nicht erfassen, oder eben nichts Großes darin finden, in ihrer Bewunderung etwas lau sind.

Im zweiten Akte liegt Faust in seinem alten Studierzimmer schlafend auf einem Bett, ihm zur Seite Mephisto. Ein Famulus tritt herein, von dem wir erfahren, daß Wagner seit dem Verschwinden seines Herrn, auf dessen Wiederkunft er täglich harrt, in tiefer Zurückgezogenheit alchimistische Studien betreibt. Dann kommt unser alter Bekannter, der Schüler, den Mephisto einst gehänselt; inzwischen ist er Baccalaureus geworden und so dünkelhaft wie er früher schüchtern war; er ist ein Idealist nach Fichtescher Weise, und in dem Unsinn, den er mit viel Behagen auskramt, muß das Fichtesche Ich tüchtig herhalten.

Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein —

und während Mephisto beiseite bemerkt, „der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein,“ fährt er lustig fort:

Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt sie war nicht eh' ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf —

Digitized by Google

und in dem Tone weiter, bis er höchlich von sich erbaut abgeht. „Original, fahr hin in deiner Pracht!“ ruft Mephisto hinter ihm drein.

In der nächsten Scene tritt Mephisto in Wagners Laboratorium. Dieser heißt ihn willkommen, bittet ihn aber leise zu sein; er ist gerade auf dem Punkte, einen Homunkulus (Menschlein), den er in einer Phiole fabriziert, fertig zu machen. Es sind vorzügliche Sachen in dieser Scene; besonders komisch und charakteristisch ist die Sprache, die Wagner führt; er ist ganz stolz auf seine wissenschaftliche Menschenfabrikation:

— — wie sonst das Zeugen Mode war,
Erklären mir für eitel Possen. . . .
Wenn sich das Thier noch weiter dran ergötzt,
So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Ursprung haben . . .
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

Aus viel hundert Stoffen, „durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —“ wird man

Den Menschenstoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren,
Und ihn gehörig cohobiren . . . .
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Wozu denn Mephisto trocken bemerkt, das sei ihm nichts Neues; er habe schon in seinen Wanderjahren „krystallisiertes Menschenvolk“ gesehen.

Der Homunkulus wird wirklich fertig, erweist sich aber als ein sehr undankbarer Sohn; während er Mephisto und Faust zu der klassischen Walpurgisnacht zu führen verspricht, heißt er sein Väterchen zu Hause bleiben bei alten Pergamenten.

Den Schluß des Aktes nimmt die klassische Walpurgisnacht ein. Sie ist das Gegenstück zu der auf dem Brocken im ersten Teil; wie diese das deutsche Hexen- und Zauberwesen, so stellt sie

Digitized by Google

die übernatürliche Welt dar, wie sie die Griechen sich bevölkerten. Hier wie an jedem Vergleichungspunkte der beiden Gedichte zeigt sich der gewaltige Abstand zwischen ihnen. Die Walpurgisnacht des ersten Teils ist ganz im Geist der alten Faustsage, Mephisto und die Hexen gehören zusammen, auf dem Blocksberg ist er „Herr vom Haus", und natürlich muß er auch dem Faust, dem er für den Augenblick dient, seine dortigen Herrlichkeiten zeigen; hier aber, auf den pharsalischen Feldern, wo die klassische Walpurgisnacht spielt, ist sein „Lustrevier" nicht, von einer klassischen Walpurgisnacht „hat er nie vernommen", Homunkulus muß ihn führen und erst mit thessalischen Hexen lüstern machen, und als er da ist, findet er sich „doch ganz und gar entfremdet" —

Zwar sind auch wir von Herzen unanständig,
Doch das Antike sind' ich zu lebendig.

Lag die deutsche Walpurgisnacht wenn auch nicht unmittelbar im Stoffe, doch innerhalb des Stoffes, so führt in die klassische Walpurgisnacht nur das subjektive Belieben des Dichters. Vielleicht verführte ihn der Gedanke, den nordischen Bocksfuß mit der antiken Welt in unmittelbaren Gegensatz zu bringen; wenigstens hat er die Ironie, welche in der Berührung Mephistos mit dem fremden Elemente liegt, mit sichtlichem Behagen gezeichnet. Eine ähnliche Verschiedenheit zeigt sich in der Behandlung. Die Walpurgisnacht auf dem Brocken ist objektiv, dem Stoff gemäß behandelt und, von dem kleinen Auswuchs des Intermezzo „Oberons und Titanias goldene Hochzeit" abgesehen, so knapp gehalten, wie es ein solches Phantasiegemälde zuließ. Die klassische Walpurgisnacht dagegen ist ein wahres Gemengsel, worin Goethe allerlei kleine Bruchstücke, die im Laufe der Jahre bei ihm entstanden waren, ohne große Sorgfalt zusammengeworfen hat. Was hat er nicht Alles da hineingebracht! Außer Faust, Mephisto und Homunkulus die Erichtho, schnarrende Greife, Ameisen „von der kolossalen Art", Arimaspen, Sphinxe, Sirenen, den Peneios und seine Nymphen, den Chiron und die Manto, verschiedene Erdbeben, „in der Tiefe brummend und polternd", auch redend, Pygmäen, Imsen und Daktyle, die Kraniche des Ibykus, Lamien und Empusen, Anaxagoras und Thales, Oreaden, Dryaden und Phorkyaden, Nereiden und Doriden,

Digitized by Google

Telchinen von Rhodos, Tritonen, Pſyllen und Marſen, Proteus, Nereus und Galatea — es iſt eine Schar ſo groß, daß er, um den Schlußchor erſchöpfend zu bezeichnen, ihn „All Alle“ überſchreiben muß! Daß in ſolcher Menge die Hauptperſonen ſich ganz verlieren, daß bei ſolchem Geſchwirre jede Harmonie fehlt, braucht kaum geſagt zu werden; dieſe klaſſiſche Walpurgisnacht wird Niemand leſen, ohne daß es ihm wie ein Mühlrad im Kopf herumgeht.

Fauſts Anteil an der klaſſiſchen Walpurgisnacht beſteht weſentlich in einer Unterredung mit Chiron, den er nach der Helena fragt, welche dieſer noch in ihrer reizendſten Jugendſchönheit gekannt hat; ſeine Schilderung erregt das Verlangen nach ihr noch heftiger, und er beſchließt, ſie mit Hilfe der Sibylle Manto aus der Unterwelt heraufzuholen. So wird, wenigſtens äußerlich, der dritte Akt vorbereitet, in welchem Helena erſcheint. Der dritte Akt war urſprünglich ein beſonderes Gedicht „Helena“ und wurde als ſolches veröffentlicht. Es iſt ein Werk aus Goethes beſter Zeit, in einem Stil behandelt, den wir ſonſt im ganzen zweiten Teil des Fauſt vermiſſen, lichtvoll und kraftvoll geſchrieben. Aber ſo ſehr ich dieſe Partie bewundere, ich muß doch bedauern, daß ſo viel Poeſie und Schönheit zum guten Teil rein weggeworfen iſt. Die Frage iſt auch hier, wieweit in einem Kunſtwerke der Gedanke die Form überwiegen, wieweit es allegoriſch ſein darf. Carlyle, in ſeiner ausführlichen Beſprechung der Helena, verweiſt auf Bunyans Pilgerreiſe, das erſte allegoriſche Buch aller Zeiten, und meint, weder ſei Bunyan gerade der beſte Theologe, noch die Theologie gerade die anziehendſte Wiſſenſchaft, und doch lebe die Pilgerreiſe in der dankbaren Erinnerung ſo vieler Tauſende eine ſonnigere Unſterblichkeit als alle theologiſchen Abhandlungen, alle Romane und Gedichte unſerer Litteratur. Dieſe Hinweiſung aber, wenn ich irgend richtig ſehe, rettet nicht den zweiten Teil des Fauſt oder die Helena im beſondern, ſondern verurteilt beide; denn wer darf behaupten, daß der zweite Teil des Fauſt oder die Helena bei der Welt in lieber Erinnerung ſtehe?! Wer freilich Rätſelworte liebt und Deutungen, für den iſt das Werk unerſchöpflich; wer ſchöne Verſe liebt und tiefe Geiſtesblitze, für den wird es immer anziehend ſein und bleiben; aber wer ein Meiſterwerk zu

Digitized by Google

finden hofft, wird sich stets täuschen. Ein Kuß von Gretchen ist tausend allegorische Helenas wert!

Der Inhalt des dritten Aktes ist kurz der: Helena wird vor der Rache ihres Gatten, der sie nach ihrer Heimkehr aus Troja dem Tode geweiht hat, von dem Königspalaste in Sparta durch Zauber in eine mittelalterliche Burg entrückt, wo Faust als Fürst regiert; er empfängt sie festlich und bietet ihr seine Hand an; aus ihrer Vermählung — die Vermählung der antiken und mittelalterlichen Poesie ist damit gemeint — entspringt mit schnellem Wachstum Euphorion-Byron, der Repräsentant der romantischen Poesie; der Knabe genießt in raschem Fluge die Freuden der Welt, strebt maßlos und unbändig von der Erde aufwärts; ein zweiter Ikarus breitet er seine Flügel aus und stürzt entseelt zu der Eltern Füßen. Helena bereitet sich, ihm ins Schattenreich zu folgen, sie umarmt Faust, ihr Körperliches verschwindet, nur Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen; dann lösen sich die Gewande in Wolken auf, heben Faust selbst in die Höhe und ziehen mit ihm davon.

Im vierten Akt beginnt endlich Faust dem Thatendrange Raum zu geben, von dem ihm die Elfen zu Anfang des Stückes sangen: er begeistert sich dafür, dem Meere Land abzugewinnen. Da spielt der kaiserliche Hof wieder herein; der Kaiser ist von seinen Freunden bedrängt, Mephisto vertreibt das feindliche Heer durch Wasserstürze von den Bergen; zum Lohn belehnt der Kaiser — auch sonstige Bilder des Lehnstaates werden zugleich vorgeführt — Faust mit dem Meeresstrande des ganzen Reichs. Im fünften Akte sehen wir Faust auf seinem neuen Gebiete in glänzendem Besitze und eifriger Thätigkeit. Mit dem Besitze ist die Habsucht gekommen und die Unzufriedenheit; er ist alt geworden, hart und trübsinnig. Da treten um Mitternacht vier graue Weiber an die Thür seines Palastes: der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Not. Die drei anderen suchen vergebens Eingang; die Sorge schleicht sich durchs Schlüsselloch ein. Als Faust sie erblickt, heißt er sie sich entfernen. „Ich bin am rechten Ort", erwidert sie; „hast du die Sorge nie gekannt?" Er habe immer rastlos gestrebt und gewünscht, antwortet er, nur begehrt und nur vollbracht und so sein Leben durchstürmt, erst groß und mächtig, nun weise und bedächtig; den Erdkreis kenne er genug, nach drüben sei die

Digitized by Google

Aussicht verwehrt, und durchaus in Goethes eigenem Sinne schließt er:

Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.

Als er die Macht der Sorge anzuerkennen sich weigert, haucht sie ihn an: er erblindet. Allein „im Innern leuchtet helles Licht"; trotz seiner Blindheit will er sein begonnenes Werk, einen großen Kanal, vollenden.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne:
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.
— — — — —
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

So hat er das entscheidende Wort gesprochen; „nun mag die Todtenglocke schallen, es ist die Zeit für ihn vorbei;" er sinkt tot zurück, das Leben ohne Ruhe ist zur Ruhe gelangt. Und soweit das Problem des Faust eine erschöpfendere Lösung finden kann,

Digitized by Google

als ich sie am Schluß meiner Besprechung des ersten Teils angedeutet habe, soweit ist sie nach meiner Ansicht in seiner letzten Rede gegeben: die ringende Seele, die sich in persönlicher Anstrengung und persönlicher Befriedigung nach verschiedenen Richtungen versucht und keine Ruhe gefunden hat, gelangt endlich zur Erkenntnis der großen Wahrheit, daß der Mensch für den Menschen da ist und daß nur, wenn er für die Menschheit wirkt, sein Streben ihm dauerndes Glück schaffen kann. Faust wird gerettet; Engel führen ihn aus den Händen Mephistos und seiner Geister in die Regionen der Seligen, wo ihm Gretchen entgegenschwebt:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können sie erlösen.

Siebenter Abschnitt.

„Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt."

Der Frühling des Jahres 1830 fand Goethe in seinem einundachtzigsten Jahre, mit dem Faust beschäftigt und voll regen Anteils an dem großen Streite, der in Paris zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire über die Frage der Einheit der organischen Bildung im Tierreiche entbrannt war. Diese Frage, eine der wichtigsten und tiefgehendsten in der Biologie und die eigentliche Grundlage der ganzen Entwicklungslehre, hatte Goethe schon seit vielen Jahren in demselben Sinne behandelt, den jetzt Geoffroy St. Hilaire vertrat; es begreift sich daher, daß er nun mit herzlicher Freude die wissenschaftliche Welt ernstlich um die Lösung derselben bemüht sah. Soret erzählt darüber eine sehr charakteristische Anekdote:

„Montag, 2. Aug. 1830. Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. ‚Nun?' rief er mir entgegen, ‚was denken Sie von dieser großen

Digitized by Google

Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!' Eine furchtbare Geschichte! erwiderte ich. Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anders erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde. ‚Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester,' erwiderte Goethe. ‚Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire.' Diese Aeußerung Goethes war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte. ‚Die Sache ist von der höchsten Bedeutung,' fuhr Goethe fort, ‚und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de St. Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt in dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publikums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes! Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen und nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Abschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanktionirt! Ich habe mich seit fünfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit

Digitized by Google

abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister.'"

Auch begnügte sich Goethe nicht damit, die Bedeutung jener Verhandlung in der französischen Akademie gesprächsweise anzuerkennen; er begann sofort seine berühmte Abhandlung darüber niederzuschreiben, deren ersten Teil er im September beendete. Hartnäckiger, als er hier that, kann man sich wohl nicht gegen die Politik abschließen; in dem vorliegenden Falle ist zwar die Wichtigkeit der Frage und der besondere Reiz, den sie durch ihren Zusammenhang mit seiner ganzen Naturbetrachtung für Goethes Dichtergeist haben mußte, noch einiger Grund zur Erklärung; aber er behielt auch Gemütsruhe genug, gerade damals die klassische Walpurgisnacht zu vollenden.

Im November traf ihn abermals ein schwerer Schlag — der letzte, den er zu tragen hatte.

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz —

so hatte er vor Jahrzehnten noch in der Blüte der Jugend gesungen, wo Freuden unendlich genug ihm wurden; nun im Alter sollte er auch die Schmerzen alle die unendlichen durchkosten. Die Nachricht kam, daß sein einziger Sohn, der einige Zeit vorher zur Herstellung seiner Gesundheit nach Italien gereist war, am 27. Oktober in Rom gestorben sei. Der trauernde Vater suchte nach seiner Gewohnheit den Schmerz zu bemeistern und durch angestrengte Thätigkeit zu bannen. „Ueber Gräber vorwärts!" hatte er einst Zelter zugerufen, als dieser von einem ähnlichen Verlust betroffen wurde; dem Worte wollte er nun selbst nachleben. Wahrhaft großartig ist, wie er dieser Stimmung gegen Zelter Ausdruck gibt: „Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendige Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen." Aber vergebens suchte er sein aufschwellend Weh zu unterdrücken; die Natur rächte sich, der Versuch kostete ihm fast das Leben. Ein heftiger Blutsturz erfolgte plötzlich und überraschend; eine Zeit lang gab man ihn schon auf, aber er er-

Digitized by Google

holte sich noch einmal und ging sogleich wieder daran, Dichtung und Wahrheit und den Faust zu vollenden.

Die Witwe seines Sohnes, Ottilie von Goethe, die recht sein Liebling war, suchte ihm die Einsamkeit zu erheitern. Sie las ihm Plutarch und Niebuhrs römische Geschichte vor, und diese beiden Werke führten ihn zurück in die Herrlichkeiten einer Vergangenheit, unter denen sein antiker Geist sich bewegen konnte wie unter Freunden. Auch die Litteratur der Gegenwart beschäftigte ihn viel: was bedeutende Männer wie Béranger, Viktor Hugo, Kasimir Delavigne, Walter Scott und Carlyle schrieben, las er mit jugendlichem Eifer. Durch eine ausgebreitete Korrespondenz stand er mit der Welt in reger Verbindung. Ganz Europa sandte ihm seine Huldigungen zu; berühmte Männer kamen fortwährend zum Besuch in sein Haus, junge Künstler, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, holten sich bei ihm gleichsam den Ritterschlag, auch selbstbewußte Genien, wie Grabbe und Heine, beugten sich vor ihm. Unter den Zeichen der Verehrung, die ihm so von allen Seiten zugingen, darf ich eines wohl besonders erwähnen. Von Carlyle angeregt, sandten ihm neunzehn Freunde aus England (darunter Walter Scott, Wordsworth, Southey) ein kunstreiches Petschaft; auf dem Siegel stand, um einen Stern in der Mitte und von einer Schlange eingeschlossen, die Inschrift: „ohne Hast, ohne Rast", eine Anspielung auf das bekannte Goethesche Gedicht: „Wie das Gestirn, ohne Hast, aber ohne Rast, drehe sich jeder um die eigne Last"; auf dem goldnen Griffe waren die Worte eingegraben: To the german Master, from friends in England, 28. August 1831 (dem deutschen Meister, von Freunden in England). Das Geschenk war von einem Schreiben begleitet, welches, von Carlyle herrührend, die Verehrung der Geber in den begeistertsten Ausdrücken kund gab. „Da es (heißt es darin) stets die höchste Pflicht und Freude ist, dem Verehrung zu bezeugen, dem Verehrung gebührt, und unser bester, vielleicht unser einziger Wohlthäter der ist, der uns durch That und Wort Weisheit lehrt, so hegen die Unterzeichneten, die zu dem Dichter Goethe wie geistige Schüler zu ihrem geistigen Lehrer stehen, den Wunsch, diesem Gefühle offenen und gemeinsamen Ausdruck zu geben." Solch ein Satz beweist, daß Goethes Lehre schon Früchte trug

Digitized by Google

und daß man selbst in fernen Ländern an seinen Werken den Vorzug herausfühlte, der sie über die aller anderen neueren Schriftsteller erhebt — den Vorzug einer tiefen und umfassenden Einsicht.

Das Geschenk aus England war ihm eine große Freude, weil er für England und die Engländer eine sehr herzliche Zuneigung hegte. Unter den Engländern, die sich damals in Weimar aufhielten, war ein junger Mann, dessen Name heute überall gefeiert wird, wo man für englische Litteratur Sinn hat — William Thackeray, und noch jetzt zeigt man dort mit Stolz die Karikaturen, welche der junge Satiriker den weimarischen Damen ins Album zeichnete. Er hat mir erlaubt, mein Buch mit einer anmutigen Schilderung aus seinen weimarischen Erinnerungen zu bereichern, welche der nachstehende Brief (vom 28. April 1855) enthält:

„Was ich Ihnen von Weimar und Goethe erzählen kann, ist leider nur wenig. Vor fünfundzwanzig Jahren hielten sich einige zwanzig junge Engländer zu ihrer Ausbildung oder zum Vergnügen in Weimar auf, denn beides war in der freundlichen kleinen Residenz zu haben. Der Großherzog und die Großherzogin empfingen uns höchst freundlich und gastfrei. Der Hof war glänzend, aber dabei sehr angenehm und einfach. Wir wurden abwechselnd zu Diners, Bällen und Gesellschaften eingeladen. Wer von uns das Recht dazu hatte, erschien in Uniform; die Anderen erfanden sich kühne Phantasie-Uniformen, und der freundliche alte Hofmarschall von Spiegel (der zwei der lieblichsten Töchter hatte, die mein Auge je gesehen) machte jungen Engländern keine Schwierigkeiten. An Winterabenden nahmen wir meistens Sänften und ließen uns darin zu den heiteren Hoffesten tragen. Ich meinerseits war so glücklich, Schillers Degen zu erhandeln und damit mein Hofkostüm zu vervollständigen; noch jetzt hängt er in meinem Arbeitszimmer und erinnert mich an die freundlichsten und vergnügtesten Tage meiner Jugend.

„Wir waren in der kleinen Stadt mit allen Leuten aus der Gesellschaft bekannt, und wenn die jungen Damen von der ersten bis zur letzten nicht so vorzüglich englisch gesprochen hätten, so hätten wir gewiß das beste Deutsch lernen können. Der gesellige Verkehr war sehr belebt. Die Hofdamen hatten ihre bestimmten

Digitized by Google

Abende. Theater war zwei- oder dreimal in der Woche, wir waren da wie in Familie. Goethe hatte sich von der Leitung zurückgezogen, aber die großen Traditionen früherer Zeiten lebten noch fort. Das Theater wurde sehr gut geleitet, und neben den vortrefflichen Mitgliedern der weimar'schen Bühne selbst gaben im Winter berühmte Schauspieler und Sänger aus ganz Deutschland Gastrollen. In jenem Winter trat, wie ich mich erinnere, Ludwig Devrient als Shylock, Hamlet, Falstaff und Franz Moor auf und die schöne Schröder(-Devrient) als Fidelio.

„Nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit verlebte ich wieder ein paar Sommertage in dem unvergeßlichen Städtchen und war so glücklich, einige Freunde aus meiner Jugendzeit zu treffen. Frau von Goethe war da und empfing mich und meine Töchter mit alter Freundlichkeit. Wir tranken Thee im Freien bei dem wohlbekannten Gartenhause, wo ihr berühmter Vater so oft gewohnt hat und welches noch im Besitz der Familie ist.

„Obgleich sich Goethe von der Welt zurückgezogen hatte, sah er doch gern Fremde bei sich. Am Theetisch seiner Schwiegertochter war immer ein Platz für uns offen. Manche Stunde haben wir da gesessen und manchen Abend mit der angenehmsten Unterhaltung und Musik verbracht. Auch lasen wir endlose Romane und Gedichte, französische, englische und deutsche. Ich hatte in jenen Tagen meine Lust daran, Caricaturen für Kinder zu zeichnen, und fand nun mit wahrer Rührung, daß sie noch nicht vergessen, ja zum Theil noch erhalten waren, und damals als junger Mensch war ich sehr stolz, als ich erfuhr, der große Goethe habe sich einige davon angesehen.

„Goethe blieb meist auf seinem Zimmer, wo nur sehr wenige begünstigte Personen Zutritt hatten, aber er ließ sich Alles erzählen, was vorging, und interessirte sich für alle Fremden. Wenn ihm ein Gesicht gefiel, so war ein Künstler da, der es porträtirte. Er hatte eine förmliche Gallerie von Köpfen, die dieser Künstler in Kreide gezeichnet hatte. Sein Haus war gesteckt voll von Bildern, Zeichnungen, Abgüssen, Statuen und Medaillen.

„Natürlich erinnere ich mich noch ganz gut, mit welcher Aufregung ich als ein Bursch von neunzehn Jahren die lang erwartete Ankündigung empfing, der Herr Geheimerath wolle mich an dem

Digitized by Google

und dem Tage sprechen. Diese denkwürdige Audienz fand in einem kleinen Vorzimmer seiner Privatgemächer statt, welches rings mit Abgüssen von Antiken und Basreliefs bedeckt war. Goethe war in einen langen grauen oder bräunlichen Oberrock gekleidet, hatte ein weißes Halstuch um und trug im Knopfloch ein rothes Bändchen. Die Hände hielt er auf den Rücken, genau so wie auf Rauch's Statuette. Seine Gesichtsfarbe war sehr frisch, klar und rosig; die Augen außerordentlich dunkel, durchdringend und glänzend. Ich war förmlich bange vor ihnen und erinnere mich noch, daß ich sie mit den Augen eines Romanhelden aus meiner Jugendzeit verglich, der mit einem gewissen Jemand im Bunde stand und bis zu seinem Lebensende diese Augen in ihrem vollen schrecklichen Glanze behielt. Goethe machte mir den Eindruck, er müsse in seinem Alter noch schöner sein, als er in den Tagen seiner Jugend gewesen. Seine Stimme klang sehr voll und angenehm. Er fragte mich mancherlei über mich selbst. Ich antwortete ihm so gut ich konnte. Ich erinnere mich, daß ich zuerst erstaunte und dann mich etwas erleichtert fühlte, als ich merkte, daß er französisch mit keinem guten Accent spreche.

„Im Ganzen habe ich ihn nur dreimal gesehen. Das zweite Mal ging er in seinem Garten am Frauenplan spazieren; das dritte Mal wollte er ausfahren und trug eine Kappe und einen Mantel mit rothem Kragen. Er liebkoste gerade seine kleine Enkelin, ein schönes Kind mit goldenen Locken, über dessen süßem Antlitz sich auch schon längst die Erde geschlossen hat.

„Wer von uns Bücher oder Zeitschriften aus England bekam, schickte sie ihm zu, und er studirte sie eifrig. Frazer's Magazin war damals noch neu, und wie ich mich erinnere, interessirten ihn die vorzüglichen Portraitskizzen, die es eine Zeit lang brachte. Aber eine sehr häßliche Caricatur, die auch da erschien, legte er ärgerlich aus der Hand. ‚Solch ein Gesicht möchte man mir auch gern geben', sagte er. Ich muß aber gestehen, daß ich mir etwas klarer, majestätischer und gesunder Aussehendes, als der große alte Goethe war, nicht denken kann.

„Obgleich seine Sonne zum Untergehen sich neigte, war doch der Himmel ringsum freundlich und hell, und das kleine Weimar erglänzte von dem Lichte. In all den lieben Gesellschaften betraf

Digitized by Google

die Unterhaltung noch immer Kunst und Literatur. Das Theater hatte zwar keine außergewöhnlichen Schauspieler, wurde aber mit schönem Verständniß geleitet. Die Schauspieler lasen und studirten, waren Leute von Anstand und Bildung und standen zu dem Adel in einem leidlichen Verhältniß. Bei Hofe war die Unterhaltung außerordentlich freundlich, einfach und fein. Die Großherzogin (Maria Paulowna), eine hochbegabte Dame, borgte Bücher von uns, lieh uns die ihrigen und ließ sich herab, mit uns jungen Leuten über unsern Geschmack und unsere Studien in der Literatur zu sprechen. Die Achtung, welche der Hof dem Dichtergreise erwies, ehrte beide, den Fürsten wie den Unterthan. Zwischen den glücklichen Tagen, von denen ich spreche, und heute liegt eine fünfundzwanzigjährige Erfahrung und ein Verkehr mit unendlich verschiedenartigen Leuten; aber ich kann auch heute noch sagen, daß ich eine einfachere, liebevollere, höflichere und feiner gesittete Gesellschaft nie gesehen habe, als in der lieben kleinen Stadt, wo der gute Schiller und der große Goethe lebten und begraben liegen."

Kehren wir zu Goethe zurück. Sein letzter Sekretär, Kräuter, der nie anders als in Ausdrücken der Vergötterung von ihm sprach, schilderte seine Thätigkeit selbst im höchsten Alter als ganz riesenhaft. Kanzler Müller in seinen „Unterhaltungen mit Goethe" schreibt unterm 11. Januar 1830: „Als ich von der bewundernswürdigen Menge seiner täglichen Lectüre sprach, versicherte er, im Durchschnitt wenigstens einen Octavband täglich zu lesen." — Dabei war diese Thätigkeit auf das Genaueste geregelt. Bestimmte Stunden des Tages waren dem brieflichen Verkehr gewidmet, dann ordnete Goethe seine Papiere oder arbeitete an der Vollendung längst angefangener Werke. An einem schönen Frühlingsmorgen, so erzählte mir Kräuter, sagte Goethe zu ihm: „Kommen Sie, wir wollen nicht mehr diktiren; es wäre schade, so schönes Wetter nicht zu genießen; wir wollen in den Park gehen und da etwas arbeiten." Kräuter nahm die nötigen Bücher und Papiere mit und folgte seinem Herrn, der im langen blauen Oberrock, eine blaue Kappe auf dem Kopf und seine Hände wie gewöhnlich auf dem Rücken, aufrecht und stattlich voranschritt. Im Wege stand ein alter Bauer; auf den machte Goethes Jupiterkopf einen so mächtigen Eindruck

Digitized by Google

und nahm ihn so ganz hin, daß er, die Hände auf den Spaten gelehnt und mit dem Kinn darauf gestützt, sich völlig in den herrlichen Anblick verlor und in starrem Staunen auf seinem Platze wie festgebannt war, so daß Kräuter ihm ausweichen mußte.

Man sagt auch gewöhnlich, bei Goethe habe sich nie eine Spur von Alter gezeigt, allein das ist eine von den Uebertreibungen, welche sich die Ungenauigkeit des gewöhnlichen Ausdrucks gestattet. Sein Geist bewahrte allerdings eine wunderbare Klarheit und Rüstigkeit, und wer die Abhandlung über den Streit zwischen Cuvier und St. Hilaire schrieb und in seinem zweiundachtzigsten Jahre den Faust vollendete, darf gewiß einen Platz bei den Nestors beanspruchen, denen vorbehalten bleibt

— — ein Werk von stolzer Art,
Wie's derer würdig, die mit Göttern kämpften.

Aber doch muß der Biograph berichten, daß der Greis sowohl geistig als leiblich unverkennbare Spuren des Alters zeigte. Sein Gehör verschlechterte sich merklich, sein Gedächtnis war für neuere Vorgänge höchst unzuverlässig, aber sein Auge blieb stark und sein Appetit gut. Ganz im Gegensatz zu seinen früheren Jahren liebte er im Alter geschlossene Räume. Der heiße und unreine Dunst in einem unreinen Zimmer war ihm so angenehm, daß er nur ungern ein Fenster öffnen ließ, um frische Luft hereinzulassen. Immer gegen Kälte empfindlich und nach Wärme begierig wie ein Kind des Südens, hatte er es in seinen Zimmern so heiß, daß er sich fortwährend erkältete. Auf dem Lande aber genoß er die frische Luft mit altem Behagen. Namentlich die Bergluft von Ilmenau schien ihm Gesundheit und Erquickung zu gewähren. Kurz vor seinem letzten Geburtstage zog er sich vor den Festlichkeiten, welche dazu vorbereitet wurden, noch einmal dahin zurück. Er ließ sich nach dem Gickelhahn hinauffahren und sah entzückt in das anmutige Thal hinab, das durch so manche frohe Erinnerung geweiht war. „Ach," rief er aus, „wenn das doch unser guter Großherzog noch einmal hätte mitgenießen können!" Dann betrat er die Bretterhütte, wo er mit Karl August und den anderen lieben Freunden so viele glückliche Stunden verlebt hatte. An der Wand

Digitized by Google

ſtanden noch jene Verſe mit Bleiſtift geſchrieben, über die nun faſt ein halbes Jahrhundert hingegangen war:

Ueber allen Gipfeln iſt Ruh;
In allen Wipfeln ſpüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruheſt du auch!

Die Erinnerung an Karl Auguſt, an die Stein, an alle die Freunde, die vor ihm dahingegangen, überkam ihn; die Augen gingen ihm über, und die reichlich quellenden Thränen trocknend, wiederholte er laut die letzten Worte: „Ja, warte nur! bald ruheſt du auch!"

Er war der Ruhe näher, als er ſelbſt und ſeine Freunde erwarteten. Am 16. März des folgenden Jahres (1832) fand ihn ſein Enkel Wolfgang, als er wie gewöhnlich zum Frühſtück zu ihm ins Zimmer trat, noch im Bett. Den Tag vorher war er aus ſeinem heißen Zimmer durch den Garten gegangen und hatte ſich dabei erkältet. Der ſchnell herbeigeholte Arzt fand ihn ſehr fieberhaft; es war eine Art Nervenfieber, das für ſehr gefährlich gilt. Mit Hilfe der ärztlichen Mittel erholte er ſich indes gegen Abend wieder, war geſprächig und in heiterer Laune. Am 17. befand er ſich ſo bedeutend beſſer, daß er einen langen Brief an Wilhelm von Humboldt diktierte. Niemand dachte mehr an Gefahr. Aber in der Nacht vom 19. zum 20. März erwachte Goethe nach ſanftem Schlafe um Mitternacht mit eiskalten Händen und Füßen und heftigem Schmerz und Beklemmung in der Bruſt. Doch ließ er weder ſeine Familie noch den Arzt wecken, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden ſei". Aber am nächſten Morgen war eine bedenkliche Verſchlimmerung eingetreten. Die Zähne zitterten ihm vor Froſt; der Schmerz in der Bruſt preßte ihm laute Klagen aus; er konnte im Bett keine Ruhe finden und wälzte ſich vergebens aus einer Lage in die andere. Sein Geſicht war aſchgrau, die Augen tief eingeſunken und trübe, in ſeinen Blicken lag Todesangſt. Nach einiger Zeit legte ſich dieſer furchtbare Anfall und man brachte ihn aus dem Bett in den danebenſtehenden bequemen Lehnſtuhl. Da fand er gegen Abend noch einmal volle

Digitized by Google

Ruhe und sprach klar und eingehend über gewöhnliche Dinge; mit sichtlicher Freude hörte er, daß seine Verwendung für einen jungen Künstler von Erfolg gewesen sei, und mit zitternder Hand unterzeichnete er eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge weimarische Künstlerin, für die sein Wohlwollen sich interessiert hatte. Diese Unterschrift war das letzte, was er schrieb.

Am folgenden Tage wurde es zur Gewißheit, daß es mit ihm zu Ende gehe. Die Schmerzen waren gewichen, aber seine Sinne begannen zu schwinden und er hatte Augenblicke von Bewußtlosigkeit. Ruhig im Lehnstuhl sitzend, sprach er freundlich zu denen, die bei ihm im Zimmer waren und ließ sich von dem Bedienten das neue Buch Salvandys über die Revolution bringen, in dessen Lektüre ihn die Krankheit unterbrochen hatte; er blätterte darin herum, fühlte sich aber zum Lesen zu matt und legte es wieder aus der Hand. Später ließ er sich die Liste der Personen geben, die sich nach seinem Befinden erkundigt hatten und bemerkte, man dürfe solche Beweise von Teilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund würde. Am Abend ließ er alle Hausgenossen zu Bett gehen, nur sein Schreiber John durfte bei ihm bleiben, mußte sich aber ins Bett legen, da er der Ruhe so sehr bedürfe.

Am nächsten Morgen — es war der 22. März 1832 — versuchte er im Zimmer auf und ab zu gehen, aber schon nach wenigen Schritten fühlte er sich zu matt und sank wieder in den Lehnstuhl. Seine Schwiegertochter mußte sich zu ihm setzen und er begann vergnügt mit ihr zu plaudern, sprach von dem nahen Frühling und den schönen Tagen, die frische Luft werde ihn wieder herstellen. Er hatte keine Ahnung, daß sein Ende so nahe sei. Während Ottilie neben ihm saß und mit ihren beiden Händen die seine umfaßt hielt, begannen seine Gedanken zu wandern; er phantasierte. Einmal rief er aus: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — im prächtigen Kolorit — auf dunklem Hintergrunde!“ Dann wies er auf ein Stück Papier am Boden und fragte, warum man Schillers Briefwechsel so nachlässig herumliegen lasse. Bald darauf fiel er in einen sanften Schlaf und fragte beim Erwachen nach den Zeichnungen, die er eben gesehen habe — es waren die Bilder seines letzten Traumes. In

Digitized by Google

schweigendem Jammer warteten die Seinen des Endes, das nun so schnell heraneilte. Seine Sprache wurde immer undeutlicher.

Zuletzt machte er Zeichen mit der Hand, zog mit dem Zeigefinger Buchstaben durch die Luft, solange er dazu Kraft hatte; endlich mit der Ebbe seines Lebens sank auch sein Finger herab und fuhr auf der Decke hin und her, die ihm über die Beine gebreitet war. Um die Mittagsstunde legte er sich ruhig in die Ecke des Lehnstuhls. Die bei ihm wachte, legte die Finger an die Lippen, um anzudeuten, er schlafe. Es war ein Schlaf, in welchem ein Leben aus der Welt schied. Goethe erwachte nicht wieder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

(Die römischen Ziffern bezeichnen den Band, die arabischen die Seite.)

Achill, I, 1. 251.
Addisons Kato, I, 106.
Aeschylus, I, 189; II, 60.
Aja, Frau, s. Goethe, Katharina Elisabeth.
Alba, Herzog von, II, 64. 175.
Aldobrandinische Hochzeit, II, 144.
Alfieri, Vittorio, I, 11.
Ampère, Litterarhistoriker, II, 332.
Anakreon, II, 82.
Anna Amalie, Herzogin von Weimar, I, 7. 209. 214. — Charakteristik 217 ff. — 221. 222. 224. 225. 234. 249. 252; II, 21. 27. 133. — Ihre Freitagabende 134. — 143. 218. — Tod 278. — 298.
Ansons Reisen, I, 23.
Arkadia, Rom, II, 54 f.
Archenholtz, Joh. Wilh., I, 23.
Archimedes, II, 140.
Ariosto, Ludovico, II, 52, 92.
Aristophanes, I, 217. 252.
Aristoteles, I, 26. 215; II, 7. 177.
Arkadische Gesellschaft, I, 31.
Arnim, Achim v., II, 278.
— Bettina v., geb. Brentano, I, 10. 12. 21. 24. 132. 148 f.; II, 278 ff. 286.
Arnould, Sophie, I, 226.
Augereau, Marschall, II, 273. 274.
August, Prinz von Gotha, II, 105.
Baco, II, 114.
Baer, K. E. v., Embryologe, II, 126. 127.
Bahrdt, Karl Friedrich, I, 177.
Bandello, Walter, II, 180.
Barberini, Tänzerin, I, 230.
Basedow, Johann Bernhard, I, 145. 176. 177. 181 ff.
Baumgarten-Krusius I, 209.
Baumgarten, im, Peter, I, 258. 273. 275.
Bayle, Pierre, I, 31. 71. 73 f.
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de, I, 172. 173.
Becker, Schauspieler, II, 199.
Beethoven, Ludwig v., II, 247. 267 f. 278. 286 f. 298. 342.
Behrisch, I, 51.
Bellomo, Theaterdirektor, II, 38. 195.
Béranger, II, 155. 357.
Bernhard, Herzog v. Weimar, I, 277.
Berthier, Marschall, II, 282.
Bertuch, Friedrich Justin, I, 212. 220. 227. 245. 249. 253. 260; II, 77.
Bethmann, Konsul in Frankfurt, II, 337.
Bettina, s. Arnim.
Biot, Jean Baptiste, II, 113.
Blücher, Fürst, II, 275.
Blumenbach, Joh. Friedr., II, 116. 118.
Boas, Ed., I, 165; II, 162. 204.
Bode, G. J. Christoph, I, 249.

Digitized by Google

Böhme, Professor in Leipzig, I, 39. 41. 56.
— dessen Frau, I, 41 f. 56.
Boerhave, I, 68.
Boëtie, Etienne de la, II, 151.
Börner, Kammerdiener, I, 245.
Böttiger, Karl August, I, 265. 280; II, 134. 199.
Bojanus, Professor in Wilna, II, 130.
Bois Almanach, I, 120. 145.
Boisserée, Sulpiz, II, 312—316. 320.
Bonnets Palingenesie, I, 178.
Born, v., in Wetzlar, I, 130.
Branconi, Marquise, I, 178.
Brandt, Anna, I, 155.
Braunschweig, Herzog v., II, 134. 276. 278.
Breitkopf, Buchhändler in Leipzig, I, 57.
— Bernhard, Komponist, I, 57.
Brentano, Peter, Kaufmann in Frankfurt, I, 132. 148.
— Maximiliane, geb. Laroche, I, 132. 147 f. 278.
Brion, Pfarrer in Sesenheim, I, 83 f.
— Friederike, I, 83 ff. — Brief an sie 87 ff. — 89—92. 97 f. 103. 104. 123. 192; II, 22. 23. — Besuch bei ihr 66.
— Salome, I, 84. 91.
Bruno, Giordano, I, 73 f.
Bürger, Gottfried August, I, 7. 121. 233. 234; II, 209.
Büttner, Professor in Jena, II, 103. 134. 322.
Buff, Amtmann in Wetzlar, I, 117.
— Hans, I, 129. 140. 144.
— Helene, I, 142. 143.
Buffon, I, 11. 41; II, 25. 132.
Bunyans Pilgerreise, II, 351.
Buri, Isenburg von, I, 31.
Byron, Lord, I, 160. 162. 228; II, 83. 145. 155. 248. 326. 332 f.

Cäsar, I, 23.
Cagliostro, Alexander, I, 210; II, 46. 57. 134.
Calderon, II, 175. 176. 202. 247. 251 ff. 327.
Campe, Joachim Heinrich, II. 155.
Camper, Anatom, II, 116. 118.
Canitz, Friedrich v., I, 23.
Carlyle, Thomas, I, 4. 162. 238. — 279 Anm. — 280; II, 146. — 311 f. Anm. — 329. 332. 351. 357.
Cartesius, s. Descartes.
Carus, Prof. in Leipzig, II, 124.
Casanova, Giovanni, I, 211.
Catalani, Angelika, II, 144.
Catull, I, 57; II, 60.
Chatelet, Marquise, du, I, 10.
Chiron, I, 251.
Chodowiecki, Daniel Nikolaus, I, 275.
Cicero, II, 54.
Clavigo, José, I. 173. 174.
Coleridge, Samuel Taylor, II, 223. 227.
Columbus, II, 121.
Constant, Benjamin, II, 218.
Corneille, Pierre, I, 26. 57.
Cornelius, Peter v., II, 177. 313.
Cotta, Buchhändler in Stuttgart, II, 337.
Cousin, Victor, II, 332.
Creizenach, Professor in Krakau, II, 319.
Cumberlands Westindier, I, 253.
Curtius, röm. Geschichtsschreiber, I, 1.
Custine, General, II, 141.
Cuvier, Georges, II, 114 Anm. 126. 127. 316. 354 f. 362.

Dalton (D'Alton), John, II, 333.
Dante Alighieri, I, 69.
Danton, Georges Jacques, II, 155.
Danz, Heinrich, I, 210.
Daru, Pierre Antoine, II, 282. 283.
Delavigne, Kasimir, II, 357.
Delf, Fräulein, Frankfurt, I, 197.
Derones, Schauspielerknabe, I, 25 f.

Digitized by Google

Descartes (Carteſius), II, 111. 125.
Devrient, Eduard, II, 198. 200. 201.
— Ludwig, II, 359.
Diderot, Denis, II, 219.
Dietrich, Gärtnerburſche, II, 40.
Dodds Blumenleſe, I, 57.
Döbereiner, Joh. Wolfgang, I, 210; II, 326. 333.
Drollinger, Karl Friedr., I, 23.
Dumas, Alexander, I, 162; II, 175.
Dürer, Albrecht, II, 177.

Eaſtlake, Sir Charles, II, 113.
Eberwein, Karl, II, 335.
Eckermann, Joh. Peter, I, 106. 192. 209. 223. 227. 231. 239; II, 32. 38. 60. 83. 91. 106. 138. 152. 165. 202. 214. 285. 302. 322. 337. 339. 347.
Eckhoff, Konrad, Schauſpieler, I, 253.
Edling, Graf, II, 206.
Egloffſtein, Gräfin v., II, 214. 215 f.
Ehrmann, d. ä. u. d. j., Profeſſoren in Straßburg, I, 111.
Eichhorns Einleitung ins Alte Teſtament, II, 178.
Einſiedel, Friedrich Hildebrandt, Kammerherr, I, 220. 249. 250; II, 202.
Engel, Joh. Jak., Berlin, I, 267; II, 156.
Epinay, Marquiſe d', I, 10.
Erneſti, Prof. in Leipzig, I, 41.
Eſchenburg, I, 164.
Euripides, II, 9 ff. 60. 154.
Eyck, Jan van, II, 177.

Fabricius' antiquariſche Bibliographie I, 74.
Fahlmer, Johanna, I, 199.
Falck, Johann Daniel, I, 239; II, 275.
Fénelons Telemach, I, 23.
Fichte, Johann Gottlieb, I, 210. 223; II, 156. 175. 176. 217.
Filangieri, II, 55.
Florian, Jean Pierre Claris de, II, 190.
Forſter, Georg, II, 105.
Franklin, Benjamin, I, 70; II, 155.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen, I, 106 f. 118. 128. 132. 133.
Fragers Magazin, II, 360.
Friedrich d. Große, I, 10. 15. 23. 24. 202. 211. 217. 221. 230. 233. 267 f.
Friedrich Wilhelm II. v. Preußen, II, 134.
Friedrich Wilhelm IV. v. Preußen, II, 278.
Fries, Profeſſor in Jena, I, 210.
Frommann, Buchhändler in Jena, II, 288.

Galen, Claudius, II, 116.
Gall, Franz Joſeph, II, 272.
Garve, II, 156.
Gauß, Friedrich, II, 303.
Gellert, Chriſtian Fürchtegott, I, 23.
Georg, Herzog v. Meiningen, I, 251.
Gerſtenberg, I, 101. 176.
Gervinus, Georg Gottfried I, 82. 159; II, 152 f. 164. 174. 214.
Geßler, Graf v., II, 61.
Gesners Jſagoge, I, 31.
Geßner, Salomon, II, 190.
Gibbon, I, 10.
Gleim, Joh. Ludwig, I, 184. 234 f.
Gluck, Chriſtian Wilhelm, II, 337.
Göchhauſen, Fräulein von, I, 218. 219. 249.
Görtz, Gräfin v., I, 218.
Göſchen, Georg Joachim, II, 98.
Goethe, Vorgeſch. der Familie, I, 5. Geſchlechtstafel, I, 281.
Goethe, Auguſt v., Sohn des Dichters, II, 79. 89. 146. 178. 206. 276. — Heirat 322. — 336. 339. 356.
Goethe, Chriſtiane, geb. Vulpius, I, 192; II, 77. — Charakteriſtik 78 ff. — 146. — Beſuch bei Goethes Mutter 178. — 221. 274. — Trauung, Stellung in

Digitized by Google

der Gesellschaft 276 f. — 280. 321 f.
Goethe, Cornelia, Schwester des Dichters, vermählt mit Schlosser, I, 12. 13. 62. 67. 108. 145. 171. 197. 200. 243. 257; II, 21 f. 27.
Goethe, Jakob, Bruder des Dichters, I, 24.
Goethe, Johann Kaspar, kaiserlicher Rat in Frankfurt, Vater des Dichters, I, 5 f. 15, 22, 24. 39. 60. 62. 67. 91. 101. 102. 133. 151. 182. 196. 202. 229. 230; II, 21 f. sein Tod 27.

Goethe, Johann Wolfgang.

1. Leben.

Abstammung, I, 5. Charakteristik der Eltern, I, 6—9. Geburt, I, 10. Anekdoten aus der Kindheit, I, 12. 13. 14. 18. 22. Einfluß der Mutter, I, 13 f. Verhältnis zur Schwester, I, 12 f. Erster Unterricht, I, 16. Besuch einer öffentlichen Schule, I, 18. Erste Theatereindrücke, I, 25 f. Verkehr mit Gretchen, I, 29.
— in Leipzig. Juristische Studien, I, 39. Einfluß Frau Böhmes, I, 41 f. Ausflug nach Dresden, I, 59. Blutsturz, I, 60. Rückkehr nach Frankfurt, I, 60. Verstimmung des Vaters, I, 62. Erkrankungen, I, 63, 67.
— in Straßburg. Umgang, I, 70. 75. 76. Bekanntschaft mit Herder und dessen Einfluß, I, 81 f. Sesenheim, I, 84—92. 103. promoviert, I, 91. Rückkehr nach Frankfurt über Mannheim, I, 98. Sturm- und Drangzeit, I, 101 ff. Juristische Thätigkeit, I, 104. Mercks Freundschaft, I, 105 f.
— in Wetzlar. Tafelrunde, I, 118. Verkehr mit Kestner und dem Amtmann Buffschen Haus, I, 117 ff. 123 ff. 140 ff. 160 ff. Fußreise durchs Lahnethal, I, 131. Rückkehr nach Frankfurt, I, 133.
Goethe, Johann Wolfgang, in Frankfurt. Rechtspraxis, I, 133. Cornelias Verheiratung, I, 145. Geselligkeit, I, 147. 171 f. Lavaters Besuch, I, 177—181. Rheinreise mit Lavater und Basedow, I, 181 ff. Beziehungen zu Lili, I, 191—197. Reise nach der Schweiz mit den Grafen Stolberg, I, 197 f. Besuch bei Cornelia, I, 200. Einladung nach Weimar, I, 202.
— in Weimar. Wildes Treiben, I, 226 ff. Reise nach Waldeck, II, 229. Klopstocks Mahnung, I, 232 f. Ernennung zum Geh. Legationsrat, I, 230. Goethes Verhältnis zum Hof, I, 236. 237. 239. Frau v. Stein, 240 ff. 257; II, 27 ff. 41 ff. Gartenhaus, I, 244. Liebhabertheater, I, 247 ff. Cornelias Tod, I, 257. Reise nach Berlin, I, 267 f. Goethe als Menschenfreund, I, 259 ff. 265 ff. Innere Abklärung, II, 3 ff. 24. Leitung der Kriegskommission, II, 20. Reise nach der Schweiz mit dem Herzog, II, 21 ff. Erhebung in den Adelsstand, II, 27. Ernennung zum Kammerpräsidenten, II, 27. Ueberbürdung mit Amtsgeschäften, II, 32. 38. Reise nach dem Harz, II, 37. Wiedereröffnung des Bergbaus in Ilmenau, II, 38. Bruch mit Lavater, II, 46 f. Abreise nach Italien über Karlsbad, II, 50.
— in Italien. Eindrücke, II, 50. 52. 54 ff. Verkehr in Rom, II, 53. Stimmung in Weimar, II, 55. Klarheit über seinen Beruf, II, 59. 71. Heimkehr, II, 61.
— in Weimar. Beschränkung der amtlichen Thätigkeit, II, 70 f. Lösung des Verhältnisses zu Frau v. Stein, II, 72. 84 ff. Christiane, II, 77 ff. Geburt seines Sohnes, II, 79. Goethes Bedeutung als Naturforscher, II, 98 ff. 114 ff. Goethes Anspruch

Digitized by Google

auf Entdeckung der Bildung des Schädels aus Wirbelknochen, II, 129 ff., übernimmt die Leitung aller Anstalten für Kunst und Wissenschaft, II, 133. Zweite italienische Reise, II, 133. Berufung nach Schlesien, II, 133. Campagne in Frankreich, II, 133 ff. Frankfurter Ratsherrenstelle angetragen, II, 141 f. Schenkung und Umbau des Hauses am Frauenplan, II, 144 f. Belagerung von Mainz, II, 147. Reise nach Dessau und Dresden, II, 160. 3. Reise nach der Schweiz, II, 178. Theaterleitung, II, 134. 194 ff., legt dieselbe nieder, II, 207. Lebensweise, II, 208. Goethe im Verkehr mit Fremden, II, 208 ff. Krankheit, II, 213. Parteien für Goethe oder Schiller, II, 213 ff. Konfirmation seines Sohnes, II, 216. Krankheit, II, 220. Ahnung von Schillers Tod, II, 219. Dessen Verlust, II, 221 ff. Kriegsunruhen, II, 273. Bettinas Besuch und Briefwechsel, II, 277 ff. Empfang bei Napoleon, II, 282 ff. Kreuz der Ehrenlegion, II, 284. Goethe im Verkehr mit fürstlichen Personen, II, 286 f. Tod seiner Mutter, II, 297. Verlust seiner Frau, II, 321 f. Jenasche Bibliothek, II, 322 ff. Goethe und der weimarische Landtag, II, 324 ff. Amtsjubiläum, II, 334 ff. Tod Karl Augusts, II, 338; seines Sohnes, II. 356. Erkrankung, II, 356. Beziehungen zum Ausland, II, 332. 357 ff. Letzter Besuch Ilmenaus, II, 362. Letzte Krankheit und Tod, II, 363 ff.

Schilderungen seiner Persönlichkeit und Urteile über Goethe:

Carlyle, I, 4. 279. 280. Gleim, I, 234 f. Heinse, I, 184. Herder, I, 82. Horn, I, 45 f. 47 f. Hufeland, I, 253; II, 333. Jacobi, I, 183 f. Kestner, II, 118 ff. Knebel, I, 225 f. Kräuter, II, 26. 361 f. Luden, II, 300. Merck, I, 4. 225. 248. Müller, Kanzler, II, 3 f. 199. Richter, II, 210. Thackeray, II, 358 ff. Voß, Heinrich, II, 210 f. Wieland, I, 225. 227 f. 235. Selbstbeurteilung, I, 9. 31 f. 195. 239; II, 4. 24.

2. Geistige Entwicklung und Studien.

Religiöses Leben, I, 20 ff. 68. 180 f. 184 f.; II, 154. 305—311. Goethe und die Bibel, I, 28. 61. 83. 105. 178. 185. Goethes Verhältnis zu Geschichte und Politik, I, 12. 18. 23. 133 f.; II, 135—141. 147 f. 275. 299—304. Verhältnis zur gotischen Baukunst, I, 70. 81. 97. 105; II, 56. 312—314. Zum klassischen Altertum, I, 101; II, 7 ff. 59 f. 154. 174. 179. 320. Zeichenstudien, I, 58. 60. 131 f.; II, 54. 58. Naturwissenschaftliche Studien: Anatomie, I, 70; II, 38 f. 43. 114—118. 128. 129 ff. 217. 327. 333. Botanik, I, 41; II, 40. 43. 54. 56. 78. 97. 98—102. 118. 120. 124. 133. 326. Chemie, I, 70; II, 326. Geologie, II, 43. 51. 327. Mineralogie, II, 43. 133. Optik, I, 71; II, 78. 97. 102—114. 134. 140. 217. 327. Physik, I, 70; II, 111. 217. 333. Einheitsgedanke, II, 39 f. 43. 52. 56. 118 ff. 126 f. 157. 355. Allgemeines, II, 44. 58. 174. 213. Orientalische Studien, II, 178. 318 f. 327.

3. Werke.

a) Dramatisches.

Die Laune des Verliebten, I, 49. 196 f.; II, 196. Die Mitschuldigen, I, 52 f. 56. 135. 253; II, 196. Götz von Berlichingen, I, 26. 77. 81. 96. 97. 101. 103. 105. 107—116. 117. 134—138. 140. 151. 153. 161. 174. 194. 228. 250.

Digitized by Google

267; II, 6. 24. 63. 69. 145. 179. 196. Götter, Helden und Wieland, I, 149. Clavigo, I, 160. 161. 171—176. 255; II, 196. Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, I, 171. 176. 254. Satyros, I, 171. 176. Pater Brey, I, 139. 171. 176. Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen, I, 171. 176. Künstlers Erdenwallen, I, 176. Erwin und Elmire, I, 49. 196; II, 59. Stella, I, 197—199; II, 196. Claudine von Villa Bella, I, 199; II, 59. 196. Die Fischerin, I, 252. Die Geschwister, I, 253; II, 196. Triumph der Empfindsamkeit, I, 254. 258. 264. 265. Neuestes aus Plundersweilern, I, 254. Lila, I, 254. Iphigenie, I, 36. 220. 237. 253. 255. 266; II, 5. 6. 7—19. 53. 54. 69. 74. 134. 196. 202. 336. Jery und Bätely, II, 24. 196. Scherz, List und Rache, II, 47. Egmont, I, 36. 202. 237. 255. 266. 279; II, 6. 26. 58 f. 62—69. 74. 136. 167. 196. 200. Tasso, I, 36. 160. 161. 216. 237. 255; II, 6. 26. 58. 89—97. 196. 202. Der Großkophta, II, 134. 196. Was wir bringen, II, 196. Paläophron und Neoterpe, II, 196. Proserpina, II, 196. Des Epimenides Erwachen, II, 196. Die natürliche Tochter, I, 36; II, 90. 213. 217. Faust, I, 36. 68. 81. 97. 160. 161. 174. 177. 194. 199. 237. 252. 255. 279; II, 47. 59. 124. 178. 179. 191. 213. 222—263. 311. 313. Faust, zweiter Teil, II, 316. 320. 321. 340—354. 362.

Dramatische Fragmente und Pläne.

Julius Cäsar, I, 97. 174; II, 284. Mahomet, I, 36. 145 ff. 194. Prometheus, I, 36. 187 ff. 194. Elpenor, I, 36; II, 47. Nausikaa, I, 36; II, 57.

b) Gedichte.

Allgemeines, II, 263—268. Neue Lieder, Leipzig, I, 57. Stirbt der Fuchs, I, 78. Blinde Kuh, I, 78. Willkommen und Abschied, I, 91. Mailied, I, 91. Wanderers Sturmlied, I, 104. Mahomets Gesang, I, 145. 147. Diner zu Koblenz, I, 183. Prometheus, I, 190 f. Warum ziehst du mich unwiderstehlich, I, 194. 202. Neue Liebe, I, 195. Lilis Park, I, 201. Miedings Tod, I. 220. Der Fischer, I, 247; II, 265. Erlkönig, I, 252; II, 266 f. Hans Sachsens poetische Sendung, I, 254. Harzreise im Winter, I, 258 f. Ilmenau, II, 32 ff. Ueber allen Gipfeln ist Ruh, II, 36. 363. Den Einzigen, Lida, II, 42. Für ewig, II, 42. Die Geheimnisse, II, 42. 47. Mignonlieder, II, 47. 169. 267. Amor als Landschaftsmaler, II, 59. Kupido, II, 59. Metamorphose der Pflanzen, II, 78. Römische Elegieen, II, 78. 81 ff. 97. 145. 159. 268. Alexis und Dora, II, 161. 268. Vier Jahreszeiten, II, 161. Xenien, s. Schiller und Goethe. Die Braut von Korinth, II, 178. 265. Der Gott und die Bajadere, II, 178. 266. Der Schatzgräber, II, 178. Der Zauberlehrling, II, 178. Epilog zu Schillers Glocke, II, 222. Sonette, II, 281. 288. (Das Tagebuch, II, 296). Der Totentanz, II, 299. Der getreue Eckardt, II, 299. Die wandelnde Glocke, II, 299. Epilog zu Essex, II, 299. Westöstlicher Diwan, II, 317 ff. Auf Schillers Schädel, II, 330. Kein Wesen kann in Nichts zerfallen, II, 330. Zahme Xenien, II, 330 f. Marienbader Elegie, II, 334.

c) Episches.

Hermann und Dorothea, I, 237. 279; II, 174. 178. 180—193.

Fragmente und Pläne.

Joseph und seine Brüder, I, 28. Der ewige Jude, I, 185 f. Achilleïs, I, 36; II, 178. Die Jagd, II, 178. Wilhelm Tell, II, 178. 278.

Digitized by Google

d) Romane und Novellen.

Werthers Leiden, I, 118. 122. 130. 132. 138. 140. 142. 151 ff. 154—170. 177. 182. 183. 199. 220. 226. 234. 254. 263. 264. 265. 279; II, 22. 24. 30 f. 50. 99. 283. 285. 334. Wilhelm Meister, I, 14. 28. 36. 75. 87. 160. 213. 224. 237. 254. 255. 266. 279; II, 25. 26. 38. 47. 134. 159. 163—174. 191. 193. 321. 328—331. Unterhaltungen der Ausgewanderten, II, 146. 159. Novelle, II, 178. 320. Die Wahlverwandtschaften, I, 160. 161; II, 288—296.

e) Autobiographische Schriften.

Briefe aus der Schweiz, II, 24. Italienische Reise, II, 51. Römischer Karneval, II, 97. Campagne in Frankreich, II, 138—142. 333. Tages- und Jahreshefte, II, 131. 165. 272. 288. 333. Dichtung und Wahrheit, I, 51. 102. 108. 117. 134 ff. 141. 184. 192; II, 296. 299.

f) Schriften über Litteratur und Kunst.

Brief des Pastors zu ** an den Pastor zu ***, I, 105. Zwo wichtige biblische Fragen, I, 105. Litterarischer Sansculottismus, II, 159. Ueber Laokoon, II, 178. Shakespeare und kein Ende, II, 299.

g) Naturwissenschaftliche Schriften.

Metamorphose der Pflanzen, II, 98 ff. 340. Geschichte meines botanischen Studiums, II, 101. Beiträge zur Optik, II, 106. Ueber Mathematik und deren Mißbrauch, II, 111. Abhandlungen zur Osteologie, II, 115. Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt, II, 125. Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, II, 128. 161. Das Schädelgerüst aus sechs Knochen auferbaut, II, 131. Geschichte der Farbenlehre, II, 106. 107. 179. 220. 278. Zur vergleichenden Knochenlehre, II, 316. 356.

h) Bearbeitungen fremder Schriften und Uebersetzungen.

Reineke Fuchs, II, 146. 147. Hymnus auf Apollo, II, 161. Benvenuto Cellini, II, 161. Voltaires Mahomet und Tankred, II, 196. 201. Romeo und Julie, II, 202—206. Theophrasts Abhandlung über die Farben, II, 213. Rameaus Neffe, II, 219. 220. Neugriechische Lieder, II, 333.

i) Publizistische Unternehmungen.

Horen, s. Schiller und Goethe. Die Propyläen, II, 179. 320. Kunst und Altertum, II, 320.

k) Reden.

Ueber Shakespeare, I, 93—96. Zum Andenken an Wieland, II, 299.

Goethe, Frau Rat. Katharina Elisabeth, geb. Textor, Mutter des Dichters, I, 6 ff. 13 f. 15. 62. 87. 101. 110. 148 f. 218 f. 222. 237. Karl Augusts und Goethes Besuch, II, 21 f. 27. 36 f. 81. 88. 141 f. 178. 278. 279; ihr Sterben, 297.

Goethe, Ottilie v., geb. v. Pogwisch, Schwiegertochter des Dichters, I, 219; II, 322. 357. 359. 364.

Goethe, Walther v., II, 322.

Goethe, Wolfgang v., II, 322. 363.

Göttling, Joh. Friedrich, II, 105. 160. 337.

Goldsmith, Oliver, I, 10. 83. 85. 120.

Gotha, Herzog v., II, 105.

Gotter, Legationssekretär in Wetzlar, I, 119. 120 f.

Gottsched, Johann Christoph, I, 41; II, 147.

Gous, Gesandtschaftssekretär in Wetzlar, I, 118. 119. 141. 142. 154.

Gozzi, Carlo, II, 202.

Digitized by Google

Grabbe, Christian Dietrich, II, 357.
Grebel, Landvogt, I, 121.
Gretchen, Frankfurt, I, 29 f. 103.
Grimm, Hermann, II, 281. 319.
Griesbach, Johann Jakob, I, 209.
Guarini, Battista, II, 190.
Günther, Hofprediger, II, 276.

Häckel, Ernst Heinrich, II, 114 Anm.
Hafis, II, 317. 318.
Hagedorn, Friedrich v., I, 23.
Haller, Albrecht v., I, 23. 41.
Hamilton, Sir William, II, 55.
Hammer-Purgstall, Freiherr v., II, 317.
Hardenberg, Staatskanzler, I, 58.
Hegel, Georg Wilh. Friedr., I, 210. 268; II, 111. 112. 175. 211.
Heine, Heinrich, II, 209. 218. 264. 267. 357.
Heineccius, Prof. in Leipzig, I, 39. 57.
Heinse, Joh. Jak. Wilh., I, 184; II, 74.
Held, Dr., Wetzlar, I, 159.
Helmholtz, Hermann v., II, 114 Anm. 120.
Helmont, Joh. Baptist v., I, 68.
Hennings in Wetzlar, I, 168. 169. 170.
Herder, Johann Gottfried, I, 81 ff. 89. 93. 97. 106. 122. 136 f. 173. 176. 177. 224. 248. 255. 279; II, 9. 26. 31. 38. 39. 44. 48. 49. 50. 51. 59. 61. 71. 76. 81. 85. 91. 133. 134. 145. 155. 156. 175. 176. 211. 216. 217. 277. 285. 298. 336.
Herder, Christiane, geb. Flachsland, I, 137. 224; II, 32. 81. 86. 129 Anm. 216.
Herzlieb, Minna, II, 281. 288. 296.
Heygendorf, Frau v., s. Jagemann.
Hillebrand, II, 164.
Himly, Karl Gustav, II, 217.
Hirt, Aloys, II, 178.
Höffler, Gesandter in Wetzlar, I, 158.
Hölty, Ludw. Heinr. Christian, I, 121.
Höpfner, Professor in Gießen, I, 128.
Homer, I, 2. 23. 83. 105. 118. 122. 125. 159. 178; II, 57. 60. 154. 156. 177. 179. 247. 283. 326.
Horaz, I, 50. 57; II, 60.
Horn, Franz, I, 45. 47. 54. 63. 66. 197.
Hufeland, Christian Wilhelm, I, 210. 253; II, 134. 333.
Hugo, Viktor, II, 175. 357.
Humboldt, Alexander v., I, 210; II, 156. 160. 161. 303. 338 f.
Humboldt, Wilhelm v., I, 210; II, 156. 160. 161. 217. 363.
Hummel, I, 144; II, 337.
Hutcheson, John, I, 106.

Jacobi, Friedrich Heinrich, I, 138. 176. 177. 183. 184. 199. 225. 254; II, 45. 46. 145. 147. 156. 171. 271; seine Frau, I, 148. 199.
Jagemann, Ferdinand, Maler, I, 260.
Jagemann, Schauspielerin, Frau v. Heygendorf, II, 200. 206.
Jean Paul, s. Richter.
Jerusalem, Karl Wilhelm, Gesandtschaftssekretär, I, 126. 127. 128. 142. 152. 154—159. 166; II, 285.
Irving, Washington, II, 329.
Imhof, Amalie v., II, 214. 215.
John, Goethes Schreiber, II, 364.
Johnson, Samuel, I, 10. 159.
Josephs II. Krönung, I, 29.
Jung-Stilling, Joh. Heinrich, I, 76. 77. 233.
Juno Ludovisi, II, 144.

Kalb, Kammerpräsident, v., II, 27.
Kalb, Charlotte v., I, 214; II, 210.

Digitized by Google

Kaliſcher, II, Anm. 114.
Kanne, Dr., I, 64. 65.
Kant, Immanuel, I, 122; II, 97. 153. 156. 216.
Karl Auguſt, Herzog — ſpäter Großherzog — von Weimar, I, 7. 200. 202. 208. 219. 220. — Charakteriſtik 221 ff. — 226. 236. 266. 267; II, 5, 20. 21. 23. 24. 27. Geburt des Erbprinzen, 31. 37. 42. 43. 48 f. 50. 70. 79. 87. 91. 105. 133. 134. 135. 143. 147. 179. 196. 206. 213. 218. 273. 274. 277. 282. 300. 324. 325 f. 335. 336, ſtirbt, 338.
Karl Auguſt und Goethe, erſte Begegnung, I, 151. 224. Freundſchaft und Verkehr, I, 227 ff. 240 f. 247 f. Karl Auguſt über Goethes Anſtellung, I, 231; II, 27. Verſtimmungen, II, 28—30. Freundſchaft, II, 32—36. Goethes Einfluß, II, 44. Urlaubserteilung, II, 55. 71. Hund des Aubry, II, 207. Goethes Parteinahme für Karl Auguſt, II, 275 f. Ordensverleihung, II, 321. Beſuche bei Goethe, II, 327 f. Beſuch mit dem König von Bayern, II, 337 f.—338 ff. 362 f.
Karoline, Prinzeſſin v. Weimar, II, 216.
Karſtens, Schauſpieler, II, 207.
Kaufmann, Angelika, II, 53. 54. 58. 144.
Kayſer, Muſiker, II, 24.
Keſtner, Albert, I, 118 ff. 123 f. 129. 130. 140 f. 142. 144. 149 ff. 154 f. 165. 167. 168. 169 f.; II, 285.
— Charlotte, geb. Buff, I, 117. 123—131. 133. 140—145. 152. 158. 165—170. Beſuch in Weimar, II, 321.
Kielmannsegge, v., I, 119. 154. 158.
Kieſer, Dietrich Georg, II, 100.
Klaproth, Martin Heinrich, I, 210.
Klettenberg, Fräulein v., I, 28. 68. 71. 105. 180. 184 II, 305 ff.
Klinger, Friedrich Maximilian, I, 101. 138; II, 76.
Klotz, Anacharſis, II, 155.
Klopſtock, Friedr. Gottlieb, I, 81. 107. 121. 122. 150. 177. 199. 227. 231 ff.; II, 136. 155. 156. 228.
Knebel, Karl Ludwig, I, 151. 224. 249. 252; II, 33. 44. 216. 336.
Kniep, Chriſtoph Heinrich, Maler, II, 57.
Kölbele, I, 107.
König, Dr., I, 119.
Körner, Chriſtian Gottfried, I, 60. 213. 227. 240; II, 8. 55. 61. 73. 74. 75. 97. 214. 299.
Körner, Theodor, I, 60; II, 302.
Konſtantin von Weimar, I, 151. 249. 253.
Kopernikus, I, 73.
Kotzebue, Amalie v., I, 249. 253.
Kotzebue, Auguſt v., I, 165. 253. 280; II, 156. 196. 214 ff.
Kräuter, Goethes Sekretär, I, 83; II, 26. 361 f.
Kraft, I, 269—280; II, 43.
Kranach, Lukas, II, 275.
Kraus, Maler, I, 251. 260.
Küttner, II, 26.

Lafontaine, II, 156.
Lamark, II, 126. 129.
Langen, Geheimrätin, I, 129.
Langer, Bibliothekar, I, 61.
Laroche, Geheimerat v., I, 129. 132.
— Frau Sophie v., I, 131. 148. 151.
Laßberg, Fräulein v., I, 263.
Laſſy, Marquis de, II, 334.
Lauth, Speiſewirtſchaft in Straßburg, I, 70.
Lavater, Johann Kaſpar, I, 121. 145. 150. 177 ff. 199. 247; II, 5. 24. 26. 46 ff. 305.
Lenz, Straßburg, I, 92. 138. 149; II, 23. 76.
Lerſe, Franz, I, 76. 91.
Leſſing, Gotthold Ephraim — der Laokoon, I, 58 — 59. 60. 81. 93.

Digitized by Google

101. 102. 122. 127. 163. 164. 165; II, 45. 175. 195. 257.
Leuchsenring, I, 139. 176. 177.
Levezow, Fräulein v., II, 334.
Lichtenberg, Georg Christian, II, 153.
Liebig, Justus v., II, 303.
Lili, s. Elisabeth Schönemann.
Limprecht, Theologe in Leipzig, I, 60.
Lindau, Baron, I, 258. 275.
Linné, Karl v., I, 41; II, 40. 100.
Lobstein, Professor in Straßburg, I, 70.
Lober, Professor in Jena, I, 210; II, 26. 39. 43. 105. 117. 160. 217.
Loeper, G. v., II, 303.
Lucilius, I, 50.
Lucrez, I, 224.
Luden, Heinrich, I, 210. 277; II, 300. 324 ff.
Ludwig XVI., II, 134. 139. 156.
Ludwig, Hofrat in Leipzig, I, 41.
Ludwig, König von Bayern, II, 337.
Luise, Königin von Preußen, I, 221.
Luise, Herzogin von Weimar, I, 200. 208. 221. 232. 246. 266; II, 28. 30. 38. 91. 105. 134. 143. 203. 274. 325 f. 326. 335. 336; ihr Tod, 340.
Luther, Martin, I, 10. 28. 139; II, 162.

Mahomet, II, 317.
Manzoni, Alessandro, II, 155. 332.
Marat, Jean Paul, I, 11.
Marie Antoinette, I, 71 f.
Margarete v. Parma, II, 64.
Maria Paulowna, Großherzogin von Weimar, II, 361.
Maria Thersia, I, 14.
Marlowe, Christopher, II, 247 ff.
Martial, II, 162.
Matthison, Friedrich v., II, 156.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, II, 144. 357.
Mendelssohn, Moses, I, 73. 107. 154.
Menzel, Wolfgang, I, 279.
Merck, Johann Heinrich, I, 4. 7. 105 f. 128. 132. 133. 143. 145. 153. 175. 176. 197. 199. 214. 218. 225. 227. 239. 240. 255; II, 27. 31. 32. 36. 164.
Mereau, Sophie, II, 215.
Merckel, II, 126.
Merkur, deutscher, I, 114. 150. 220.
Mesmer, Friedrich Anton, I, 211.
Mettrie, Julien Offroy de la, I, 210.
Meyer von Lindau, I, 102.
Meyer, Heinrich, Maler, II, 71. 134. 144. 146. 160. 179. 192. 214. 220. 277. 280.
Meyer, I, 153.
Meyer, Ernst, II, 114 Anm.
Michel-Angelo, I, 256; II, 213.
Milne-Edwards, Henri, II, 126. 127.
Mirabeau, I, 11.
Molière, I, 57; II, 194. 196.
Montaigne, Michel Eyquem de, II, 151.
Monti, Vincenzo, II, 54.
Moors, Max, in Frankfurt, I, 45. 47. 102. 104.
Morhofs Polyhistor, I, 31.
Moritz, Karl Philipp, I, 64; II, 53.
Mozart, Wolfgang Amadeus, II, 247.
Müller, Johannes, II, 114 Anm.
Müller, Kanzler v., II, 3. 199. 284. 285. 337. 338. 340. 361.
Müller, Maler, II, 76. 257 ff.
Münch, Anna Sybilla, I, 143. 171 f.
Musäus, I, 220. 249. 253. 260.
Myron, I, 215.

Napoleon I., I, 163. 221; II, 26. 31. 145. 218. 274. 275 f. 282 ff. 299. 325.
Nees von Esenbeck, II, 100.
Neumann, Christiane, Schauspielerin, II, 210.

Digitized by Google

Newton, Isaac, I, 71; II, 103. 104. 105. 107. 109. 112.
Niebuhr, Barthold Georg, I, 237; II, 357.
Niemeyer, August Hermann, II, 202.
Nicolai, Friedrich, I, 164. 165. 239. 267; II, 153. 331.
Nicolaus, Kaiser von Rußland, II, 327.
Novalis, Friedrich (Hardenberg), II, 170. 175. 177.

Ochsenstein, Brüder v., I, 13.
Oersted, Hans Christian, II, 333.
Oeser, Direktor der Zeichenakademie in Leipzig, I, 58. 59. 72.
Oken, Lorenz, I, 210; II, 129 ff.
Orbis pictus, I, 23.
Ossian, I, 81. 83. 102. 159.
Otto, Rechtslehrer, I, 39.
Overbeck, Johann Friedrich, II, 177.
Ovid, I, 23; II, 60, 69. 97.
Owen, Richard, II, 114 Anm.

Palladio, Andrea, II, 52.
Paracelsus, Theophrastus, I, 68.
Paine, Thomas, II, 155.
Paulus, Heinr. Ed. Gottlieb, I, 209.
Perikles, I, 215.
Pestalozzi, Johann Heinrich, II, 155.
Pfenninger, I, 179. 180.
Phidias, I, 215.
Philipp II. von Spanien, II, 175.
Pindar, I, 105. 118. 125; II, 60.
Platen, August, Graf v., II, 317.
Plato, I, 54. 73. 105. 264.
Plessing, Professor in Duisburg, I, 259. 260—263. 263 Anm.
Plinius, d. j., I, 56; II, 132. 252.
Plutarch, II, 154. 347. 357.
Pogwisch, Ottilie v., s. Goethe.
Praxiteles, I, 215.
Properz, I, 217. 224.
Pustkuchen, Pastor, II, 331.

Racine, Jean de, I, 24. 26; II, 8. 16. 202. 220.
Ramler, Karl Wilhelm, I, 267.
Raphael, I, 71, 72; II, 45. 53. 90. 144. 177. 213. 247.
Rapp, Jean Graf, II. 274.
Rauch, Christian, H, 98 Anm. 320. 336. 337. 360.
Raynal, Abbé, I, 217.
Reiffenstein, Rat in Rom, II, 53.
Reinhold, Karl Leonhard, I, 210; II, 97.
Reuß, Fürst v., II, 140. 287.
Richardson, Samuel, I, 132.
Richter, Jean Paul Friedrich, I, 139. 214; II, 136. 148. 156. 209. 210.
Riemer, Friedrich Wilh., I, 50. 237. 268; II, 131. 132. 273. 276. 279. 280. 281. 337.
Riese, Frankfurt, I, 40. 42.
Rietschel, Ernst, II, 320.
Ritter, Physiker, II, 217.
Robinson Crusoë, I, 23.
Roland, Jean Marie, II, 155.
Romantische Schule, II, 174 ff.
Rosenkranz, Karl, II, 294.
Rousseau, Jean Jacques, I, 10. 60. 71. 73. 120. 181; II, 219.
Rudolf, Erzherzog von Oesterreich, II, 286.
Rückert, Friedrich, II, 317.

Sacy, Antoine Isaac Sylvester, II, 317.
Salvandy, Narcisse Achille, II, 364.
Salzmann, Dr. jur., I, 70. 75 f. 92. 102. 107.
Saussüre, Horace Bénoit, II, 25.
Sauveur, Tanzlehrer, und seine Töchter, I, 79 f.
Savary, Anne Jean Marie René, II, 282.
Schäfer, Johann Karl, I, 132. 145; II, 80.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph, I, 210; II, 105. 111. 112. 175. 176. 179.
Schiller, Friedrich, I, 5. 60. 107. 213. 226. 236. 240. 264. 279; II, 6. 8. 9. Sieht Goethe zum erstenmal, II, 24—25. Erster Be-

Digitized by Google

such in Weimar, II, 55. 61. 62. Recension des Egmont, II, 63. 64. Jenaer Professur, II, 76—83. 97. Schillers Auffassung der französischen Revolution, II, 155 f.—174. 175. 177. Uebersiedlung nach Weimar, II, 180—185. 195. 196. 202. 203. 206. 210. 211. 213. 214. 215. 216. 218. Tod, II, 220. 223. 271. 314. 316. 330. 358. 361. 364.

Schiller und Goethe. Begegnung in Rudolstadt, II, 73 ff. 102. Verschiedenheit beider, II, 151 ff. Die Horen, II, 156 f. 159. 161. Schillers erster Brief an Goethe, II, 159. Besuch bei Goethe, II, 159. Briefwechsel, II, 160. Xenien, II, 47. 161 ff. 192. Schillers Urteil über Wilhelm Meister, II, 166. 170. 171. 173 f.; über Hermann und Dorothea, II, 193; über die natürliche Tochter, II, 207. Balladenjahr, II, 178. Gemeinsame Bemühungen für eine Nationalbühne, II, 195 ff. Wallenstein, II, 178. 179. 199. 200 f. 216. Gegenseitige Einwirkung, II, 154. 160. 213. 219. 221 f.

Schiller, Charlotte v., geb. v. Lengefeld, II, 89. 157. 214. 276.

Schlegel, August Wilhelm, I, 210; II, 176. 177. 199. 202. 217.

Schlegel, Friedrich, I, 210; II, 7. 82. 161. 166. 175. 176. 198.

Schleiden, Math. Jakob, II, 119.

Schleiermacher, Friedrich, II, 175. 176.

Schlosser, Johann Georg, I, 44. 105. 177. 266.

Schmid, Sebastian, I, 28.

Schmidt, Oskar, Professor, II, 100. Anm. 114. Anm.

Schneider in Wetzlar, I, 142.

Schöll, Adolf, II, 31.

Schönemann, Anna Elisabeth (Lili), I, 191—197. 200. 201 f. 229. 241. 244. Besuch bei ihr, II, 23.

Schönkopf, Weinhändler in Leipzig, I, 44; seine Frau, I, 44.

— Anna Katharina (Aennchen), I, 44 f. 47—49. Briefe an sie, I, 62—67. 103. 196.

Schopenhauer, Adele, II, 79.

Schröder-Devrient, II, 359.

Schröter, Corona, I, 220. 249. 251. 252. 253; II, 24.

Schubart, II, 326.

Schubert, Franz, II, 266.

Schulz, Historiker in Jena, I, 210.

Schweitzer, I, 32.

Scott, Walter, I, 113; II, 63. 155. 179. 191. 326. 332. 357.

Seckendorf, Kammerherr, v., I, 220. 249. 250; II, 33.

Seibel, Schauspielerin, II, 337.

Seibler, I, 253.

Semmler, I, 210.

Seyler, Schauspieldirektor, I, 248.

Shakespeare, William, I, 17. 57. 58. 81. 83. 92—96. 102. 108. 110 ff. 122. 137. 172; II, 45. 62. 67. 69. 175. 176. 180. 190. 194. 196. 202 ff. 238. 247. 251. 284. 294. Hamlet, I, 92; II, 165. 167. 173.

Shaws Reisen, I, 106.

Skopas, I, 215.

Smollet, I, 220.

Snellius, Mathematiker, II, 111.

Sömmering, II, 38. 40. 105. 116. 118.

Sokrates, I, 164.

Solger, II, 175. 176.

Sonntag, Henriette, Sängerin, II, 144.

Sophokles, I, 164. 215; II, 9. 60.

Soret, II, 332. 340. 354.

Southey, II, 357.

Spiegel, Hofmarschall, v., II, 358.

Spielmann, Prof. der Chemie, in Straßburg, I, 70.

Spinoza, Benedict, I, 75. 180. 184; II, 25. 45. 50. 97. 125. 154. 310.

Spix, II, 116.

Staël, Anna Louise Germaine

Digitized by Google

de, I, 7; II, 96. 161. 218 ff. 227.
Stahr, Adolf, II, 79.
Stapfer, II, 332.
Stein, Oberſtallmeiſter, I, 240. 242.
Stein, Charlotte v., I, 192. 211. 227. 240—246. 256. 257. 264. 275; II, 22 ff. 27 ff. 32. 39. 41 ff. 44. 46. 47. 48. 49. 51. 60 f. 72. 79. 84 ff. 91. 213. 219. 276. 338. 363.
Stein, Fritz v., I, 7. 242; II, 37. 48. 86. 88. 160.
Steinbach, Erwin v., I, 97.
Steiner, II, 114 Anm.
Stilling, ſ. Jung-Stilling.
Stock, Kupferſtecher in Leipzig, I, 60.
Stolberg, Chriſtian und Friedrich Leopold, Grafen v., I, 121. 177. 197. 199. 200. 232. 233. 234; II, 172.
Stolberg, Auguſte, Gräfin v., I, 192. 194. 195. 197; II, 307 ff.
St. Germain, Graf v., I, 210.
St. Hilaire, Auguſtin, II, 99. 100. 114 Anm.
St. Hilaire, Etienne Geoffroy, II, 25. 316. 354. 362.
St. Hilaire, Iſidore Geoffroy, II, 114 Anm. 126. 128.
Sylvius, Anatom, II, 116.
Szymanowska, Madame, II, 334.

Talleyrand, II, 282.
Talma, II, 284.
Taſſo, Torquato, II, 52. 90. 190.
Tauler, Johannes, I, 73.
Tennyſon, II, 305.
Terenz, I, 26; II, 201. 202.
Textor, Johann Wolfgang, Großvater des Dichters (ſ. Geſchlechtstafel der Familie, I, 282), I, 6. 14. 25; II, 142.
— Katharina Eliſabeth, I, 6. ſ. Goethe, Frau Rat.
Textor, Johann Joſt, Schöff in Frankfurt, II, 142.
Thackeray, II, 358 ff.
Theokrit, II, 60. 190.
Theophraſt, II, 100. 213.
Thiele, I, 60.
Thomas a Kempis, I, 73.
Thompſon, Benjamin, II, 190.
Thorane, Graf, Königslieutenant, I, 24.
Thorwaldſen, II, 208.
Thouret, II, 179.
Thraſeas, I, 56.
Tieck, Ludwig, II, 175. 176.
Tiſchbein, Joh. Heinrich, II, 53.
Tizian, II, 90. 177.
Trooſt, I, 76.
Türkheim, v., Lilis Sohn, II, 273.

Varnhagen v. Enſe, I, 267; II, 217. 281.
Veroneſe, Paul, II, 90.
Veſalius, Anatom, II, 116.
Vico, Giovanni Battiſta, II, 55.
Vicq d'Azyr, Anatom, II, 117 f.
Vigny, Alfred de, II, 175.
Villoiſon, Jean Baptiſte Gaſpard, I, 217.
Vinci, Leonardo da, I, 237.
Virchow, Rudolf, II, 114 Anm. 132.
Virgil, I, 23; II, 92. 190.
Voigt, Chriſtian, Hofrat, II, 131. 132. 134. 276.
Volksmärchen, deutſche, I, 23.
Voltaire, I, 201. 230; II, 196. 201. 283. 284.
Voß, Johann Heinrich, I, 121. 234; II, 145. 154. 155. 193. 211. 217.
Voß, Heinrich, II, 211 f. 220.
Vulpius, Amtsarchivar, II, 77.
— Chriſtian-Auguſt, II, 77.
— Chriſtiane, ſ. Goethe, Chriſtiane.

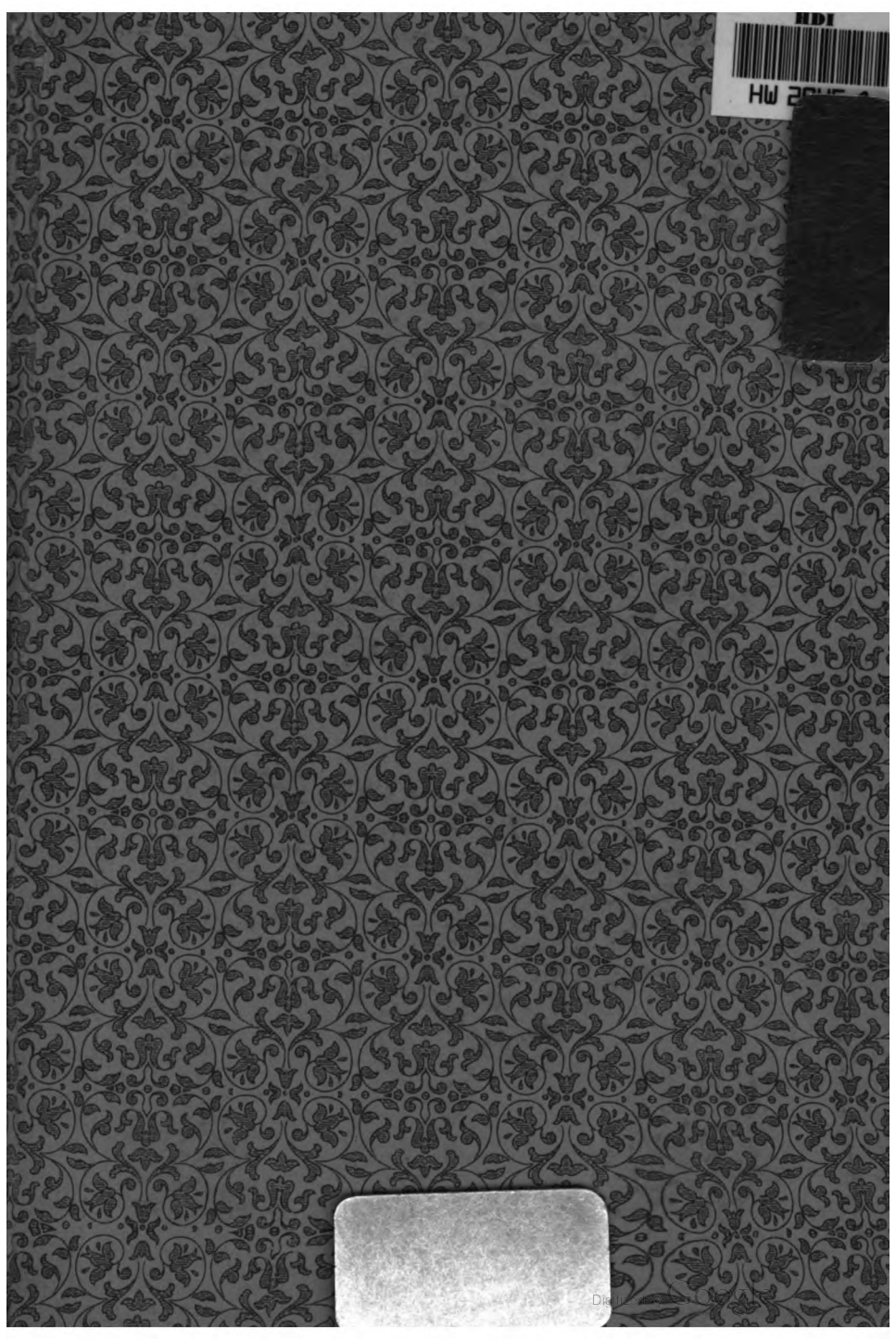
Wackenroder, II, 176.
Wagner, Heinrich Leopold, I, 138; II, 222.
Waſhington, George, II, 155.
Webell, Oberforſtmeiſter, v., II, 21.
Weimar, I, 205—216.
Weiße, Chr. Fr., I, 177.
Werner, Zacharias, II, 175.
Werther, Frau v., I, 224.

Digitized by Google

Wertherplatz in Wetzlar, I, 170.
Wieland, Christian Martin, I. 7. 57. 58. 114. 132. 149. 150. 176. 177. 183. 217. 218. 220. 225. 235. 236. 245. 254 Anm. 274; II, 20. 21. 31. 36. 37. 48. 97. 155. 216. 282. 284. 298. 336.
Wilhelm, König v. Württemberg, II, 327.
Willemer, Geh. Rat, Frankfurt, II, 319.
— Marianne, II, 319.
Winckelmann, Joh. Joachim, I, 58. 59; II, 54.
Wolf, Anatom, II, 105.
Wolf, Friedr. Aug., Altertumsforscher, II, 177. 217. 271. 326.
Wolff, Kaspar Friedrich, II, 99. 120 ff.
Wolff, Pius Alexander, Schauspieler, II, 200; seine Frau, II, 200. 299.
Wolzogen, II, 161. 203. 214.
Wordsworth, II, 357.

Zelter, Karl Friedrich, II, 206. 322. 334. 356.
Zimmermann, Johann Georg, I, 165. 241.
Zöllner in Berlin, I, 267.

Digitized by Google



Digitized by Google